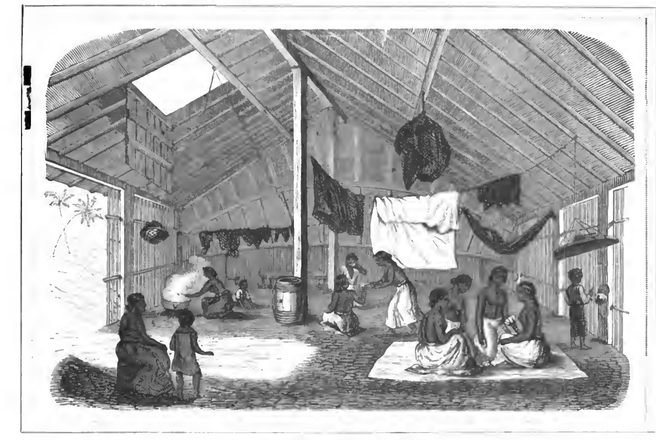


Die Inseln des Indischen und Stillen Meeres

W. F. A. Zimmermann





Kartenspielende Frauen und Mädchen auf Tahiti.

Die Inseln

des indischen und stillen Meeres.

Dritter Theil.

Die Inseln

des indischen und stillen Meeres.

Reise eines holländischen Arztes und Naturforschers

von

Java über Timor, die Molukken, Neu-Guinea und Neu-Seeland durch den Tonga- und Fidji-Archipel, durch Celebes und Borneo, über die Carolinen-, Philippinen-, nach den Sandwichs-Inseln, Otaheiti, Pitcairn &c. und zurück nach Batavia.

Ein Natur- und Sittengemälde

der tropischen Regionen des großen Oceans.

Nach brieflichen Mittheilungen, den neuesten Quellen und eigenen Anschauungen

von

Dr. W. F. A. Zimmermann.

III. Theil.

Mit 1 Titelbilde und 80 Abbildungen.

Berlin 1865.
Verlag von Theodor Thiele.

Inhaltsverzeichniß.

Seite

Seite

Seite

Seite



Die S[…]den auf Luçon.

Erstes Kapitel.

Der Supercargo beordert uns nach den Philippinen. Die Entdeckungsgeschichte derselben. Einige chinesische Rebellionen, welche demnach nicht eine Errungenschaft der neueren Zeit sind.

Die Allgewalt des Supercargo welche über unserer Expedition wachte, lenkte das Schicksal derselben dahin, daß sie jetzt, wie schon immer bisher einen Weg einschlage, welcher möglichst entgegengesetzt demjenigen war, welchen die Mitglieder der Expedition als den wahrscheinlichen vorausgesetzt hatten. Herr Meyer wußte uns jederzeit eine Ueberraschung zu bereiten, warum hätte er es diesesmal nicht auch vermögen sollen? Nicht, wie wir dachten, nach Ceylon oder dem benachbarten britischen Indien ging unser Weg, das wäre für einen so hoben Geist zu nahe gewesen, nordwärts richtete sich das Bugspriet unseres Schiffes und die bisher verfolgte gefährliche Straße hatte der „van der Kapellen" in der entgegengesetzten Richtung zu durchfahren. Mir konnte es gleichgültig sein, ich sah ein Stückchen mehr von der Welt und überdies war es ein weniger allgemein bekanntes. Wir zogen nach den Philippinen, nach jenem Wunderlande was so mitten im Meere gelegen, wie Paraguay mitten im Lande, ein recht eigentliches Mönchs- oder Priesterreich war. Der Unterschied liegt

nur darin, daß Paraguay diesem Jahrhundert angehörig, indessen das Reich der spanischen Patres auf den Philippinen bereits älter als 300 Jahre ist, denn diese Inseln wurden durch Magelhan und Pigafetta etwa 30 Jahre nach der Entdeckung von Amerika durch Columbus und 2 Jahre nach der Eroberung von Mexiko aufgefunden.

Wenn es in unseren Zeiten Mode ist, die geographischen Entdeckungen nach berühmten Personen zu benennen, welche irgend einem weltlichen Stande angehören, so würde es in jener Zeit sehr frevelhaft gewesen sein, an eine andere Person, als die eines Heiligen zu denken, und darum wurde dieser Archipel auch dem heiligen Lazarus gewidmet, weil der Tag, an dem man die Hauptinsel sah, der des heiligen Lazarus war. Da man aber in den Kalendern der verschiedenen Länder die Namen der Kalenderheiligen nicht übereinstimmend findet, so ist es zweifelhaft, an welchem Tage die Entdeckung eigentlich geschah und die Gelehrten sind darüber völlig uneinig, nicht allein über die Tage, ja selbst über die Jahre. Nach französischen Angaben wurde Mindanao, eine der Hauptinseln, am Ende des Mai bestiegen und durch ein Kreuz, welches am Ufer errichtet wurde, für den heiligen Lazarus und für Spanien in Besitz genommen; nach deutschen Forschungen wurden die Philippinen erst gesehen am 17. März 1521.

Die Spanier gingen von der Hauptinsel nach der kleineren, welche Zebu heißt, dort taufte man den König, seine Familie und sein Volk nach Art der spanischen Conquistadores mittelst der Feuerspritze, deren Inhalt man gesegnet, geweihet hatte. Zum Christen wurde man also nicht durch den Unterricht in den Moral- und Religionslehren, sondern durch Benetzung mit einem Tropfen bekreuzten Wassers, eine Art, welche noch jetzt in den südlichen Ländern allgemein und in den nördlichen nicht wenig verbreitet sein muß, da man an den Bekennern des Christenthums oft genug Dinge wahrnimmt, die nicht gerade zur Zierde eines Christen gereichen.

Später zog Magelhan nach der Insel Maktan, woselbst er gleichfalls das Christenthum auf diese Weise zu verbreiten suchte, welches der Herrscher übel zu nehmen schien, weshalb ein wüthender Kampf zwischen den Spaniern und ihm entbrannte, in dem Magelhan sein Leben verlor.

Die Nachricht von dieser neuen Entdeckung und Eroberung gelangte am 7. September 1522, an welchem die Trümmer der Expedition mit dem Schiff Victoria in den Guadalquivir einliefen, nach Spanien. Die vermeintliche Eroberung war aber weit davon, eine wirkliche Eroberung zu sein. Die nächsten Jahre brachte man damit zu, ein Breve Papst Alexanders VI. durch Flinten- und Kanonenschüsse gründlich auszulegen, nach allen Seiten hin verständlich zu erklären. Es war nämlich von diesem Papste festgesetzt worden, daß die Portugiesen alles Land besitzen sollten, welches sie östlich vom ersten Meridian entdecken würden, indeß den Spaniern dasjenige zugeschrieben wurde, was sie

westlich von eben dieser Linie auffinden würden. Diese Bestimmung rührte von einem Streit zwischen den beiden Nationen her, in den sie wegen des Besitzes von Amerika verwickelt waren, die Bestimmung selbst aber beseitigte den Streit durchaus nicht, sondern gab nur neue Gelegenheit, ihn auf verschiedene Weise weiter zu spinnen. Zu ihren Besitzungen in Afrika hatten die Portugiesen östlich auf dem Wege um das Kap der guten Hoffnung vor den Spaniern mit Indien bekannt, noch Macao, Zanzibar und andere gefügt und sie nahmen nun die Philippinen in Anspruch, weil sie östlich von dem ersten Meridian lagen, die Spanier aber suchten sie festzuhalten, weil sie dieselbe auf dem Wege nach Westen entdeckt hatten, und so entbrannten mehrere blutige Streitigkeiten auf den Inseln selbst, indem die beiden Völker sich deren Besitz streitig machten, bis es endlich einer vierten Expedition von Spanien abgesendet, gelang, sich dort festzusetzen, was die drei anderen vergeblich versucht hatten, durch welche auch diese Inseln ihren heiligen Namen verloren und zu Gunsten des damaligen Prinzen von Asturien (als König Philipp II.) Philippinen genannt wurden. Die fünfte Expedition am 21. November 1564, von Spanien abgesendet, gelangte unter Lopez von Legaspi am 16. Februar 1565 zum Archipel der Philippinen in einer so überaus kurzen Zeit, daß bisher Aehnliches nicht wiederholt worden ist.

Legaspi suchte bei dem ersten Anlegen auf einer der kleinen Inseln, welche den Archipel zusammensetzen, sich Lebensmittel zu verschaffen, wurde jedoch von den Eingeborenen verjagt, erst in Bohol, einer anderen von diesen Inseln, erlangte er, was er wünschte; durch ein Freundschaftsbündniß mit dem Herrscher, welches er dadurch schloß, daß er sein Blut mit dem Blute des Häuptlings mischte und es austrank.

Die Insel Bohol oder Bojol gehört zu den größeren dieses Archipels und liegt östlich von Zebu und nördlich von Magindanao (Mindanao). Nach dem benachbarten Zebu setzte nun Legaspi über, bemächtigte sich des Hauptortes durch eine mörderische Kanonade und errichtete dann daselbst ein Fort, welches der Keim aller seither auf den Philippinen entfalteten Macht der Spanier ist.

Von hier aus unterhandelte man mit den Fürsten der Insel, welche sich vor den Kanonen der Fremdlinge in das Innere zurückgezogen hatten, erhielt von ihnen Lebensmittel und veranlaßte sie auch, kleine Besatzungen in ihre Plätze aufzunehmen, wodurch allein es schließlich den Spaniern möglich wurde, sich zu Herren des Archipels zu machen.

Noch mehr aber, als den bis daher ganz unbekannten Feuerwaffen, war es wohl den spanischen Mönchen zuzuschreiben, welche mit von der Expedition waren, daß der schöne Archipel sich endlich unterwarf. Das Geschwader des Signor Legaspi bestand aus fünf Schiffen, welche zusammen eine Bemannung von 400 Matrosen und Soldaten hatten, aber eine Anzahl von Augustinermönchen hatten ihn begleitet, deren Oberhaupt, Andreas de Urdanieta, bereits

unter den ersten auf die Philippinen gesendeten Expeditionen ein Schiff befehligt hatte, dann in den Orden getreten und als Oberhaupt der geistlichen Schaar seine Eroberungen fortsetzte. Ihm gelang es auch, nach der Insel Luçon zu gelangen, Legaspi sandte seinen Neffen Juan de Salcedo dahin ab und dieser schlug mittelst der furchtbaren, unbekannten Waffen alle die kleinen und größeren Fürsten, welche sich gegen ihn erhoben hatten, er zerstörte ihre schwachen Befestigungen, schlug sie in die Flucht und besetzte diese schönste und größte Insel, welche bereits mehr als 300 Spaniern das Leben gekostet hatte, von jetzt an dauernd für die Krone von Spanien, indem er die Stadt Manilla baute, mit Wällen umgab, mit Schiffskanonen besetzte, gleichzeitig aber die spanischen Mönche das Ihrige thaten um zuvörderst mächtige Klöster mit gewaltig dicken Mauern, und Kirchen mit schönen Thürmen zu bauen, dann aber in das Land zu ziehen und das Kreuz zu predigen.

Die Chinesen, überall den Handel aufsuchend, wo sie irgend etwas zu verdienen hoffen können, waren auch mit den Philippinen und ganz besonders mit den Hauptinseln des Archipels bekannt und das Auftreten der Spanier war ihnen durchaus nicht gleichgültig. Es scheint, als ob ihnen ein wohl überlegter und weit ausgesponnener Plan, sich der Spanier zu entledigen, vorgeschwebt habe, denn sie zogen immer mehr und mehr ihrer Landsleute herüber, was um so leichter geschehen konnte, als die nördliche Spitze von Luçon kaum vier Tagereisen weit von China entfernt ist, versteht sich, ruhiges Wetter und guten Wind vorausgesetzt.

Die Bevölkerung des chinesischen Quartiers, welches sich ganz von selbst neben dem spanischen gebildet hatte, betrug ungefähr 40,000 Seelen, als die Chinesen begannen, diesen ihren Antheil an der Stadt mit einer steinernen Mauer zu umgeben. Das wollten die Spanier nicht leiden, sie betrachteten es als eine feindselige Handlung, beschossen die chinesische Stadt und richteten drei Viertel der Menschen auf die grausamste Weise hin. Was die Granaten und die Kettenkugeln verschonten, das mordete die Partisane und der Toledodegen. Was noch übrig blieb, entfloh so eilig wie möglich nach China.

Der Handel zog die Chinesen wieder in solcher Menge nach Luçon und Manilla, daß sie im Jahr 1639 wieder bis auf die Zahl von 40,000 angewachsen waren, worauf man es abermals für nöthig fand, sie bis auf 7000 zu reduciren.

20 Jahr später drohte den Spaniern eine ernstlichere Gefahr, als die durch die wehrlosen Chinesen. Kue-sing-kong, der von den Spaniern Coxinga genannt wird, ein chinesischer, tapferer und, wie es scheint, glücklicher Soldat, hatte mit einem Heere von wenigstens 100,000 Mandschu die Insel Formosa den Holländern entrissen, er richtete nun seine Aufmerksamkeit auch auf die Philippinen und wollte dieselben nicht dem Reich der himmlischen Mitte, sondern vielmehr seinem Reiche einverleiben, beschloß daher, mit seinem furchtbaren Heer

die Inseln den Spaniern zu entreißen, sendete aber vorher einen von ihm gefangenen Dominikaner nach Manilla mit der Aufforderung, sich zu unterwerfen, sich ihm tributpflichtig zu erklären und setzte so die Spanier zum erstenmal in eine wirklich schwere Besorgniß, als der plötzliche Tod jenes erobernden Abenteurers, jenes Coxinga's, sie rettete.

Auch diesmal mußten es die armen Chinesen schwer büßen, daß einer ihrer Landsleute es gewagt hatte, die Spanier zu bedrohen, viele Tausende wurden geopfert, als aber im Jahr 1709 die Spanier begannen zu fühlen, daß die Schlauheit der Chinesen ihnen überlegen war und sie im Handel beeinträchtigte, da wurde ihre Vertreibung beschlossen und Alles, was Chinese war oder auch nur dafür ausgegeben wurde, mußte das Land verlassen bis zum letzten Mann, es wurde kein chinesisches Kind mehr auf der Insel geduldet, was aber keineswegs gehindert hat, daß der Auswurf des himmlischen Reiches sich von Neuem immer wieder unaufhaltsam über das naheliegende und viele Vortheile versprechende Luçon ergoß, wie sich der Auswurf von Europa über Nordamerika ergießt. Wir haben durchaus keine zuverlässigen Nachrichten über die vorher mitgetheilten Thatsachen. Was die spanischen Mönche darüber geschrieben, rechtfertigt allerdings die aufeinander folgenden Blutbäder gerade so gut, wie die Metzeleien in Mexiko und Peru, wo auch Alles zur Ehre Gottes geschah wie hier und noch überdies die Eingeborenen jederzeit die Anleitenden gewesen sein sollen. So wird unter Anderem über einen Angriff auf Manilla, kurz nachdem dasselbe gegründet worden, berichtet daß ein chinesischer Pirat, eine Art Seekönig, dem man auch wirklich den Königstitel beilegte, die Insel Luçon mit 60 Schiffen angriff, auf denen die nöthige Anzahl von Seeleuten, ferner 2000 eigentliche Krieger und auch 1500 Frauen befindlich waren. Dieses Heer verließ seine Boote gerade, als Lopez Legaspi zum General-Gouverneur der Philippinen ernannt worden war, nämlich am 29. November 1574.

Die Piraten eilten sofort nach der chinesischen Stadt, um diese aufzuwiegeln und die sonst so geduldigen Chinesen wurden nach spanischem Bericht auf einmal zu wüthenden Revolutionären und hatten nichts eiliger zu thun, als sich den Rebellen anzuschließen und mit ihnen vereint Manilla anzugreifen, welches auch verloren gewesen wäre, wenn nicht der Kapitain Velasquez, welcher eine Art Vorhut befehligte, die Bewegung frühzeitig genug bemerkt, sich auf die Stadt zurückgezogen hätte und diese nicht in Vertheidigungszustand gewesen wäre. Ein furchtbares Blutbad wurde unter den Chinesen angerichtet. Der Angriff mehrmals erneuert, wurde immer abgeschlagen, und endlich flüchtete König Limahon, der Pirat, mit den wenig übrig gebliebenen Seeräubern nach der Mündung des Flusses Lingayen, im Norden von Luçon. Auch dorthin verfolgt, gelang es ihm, nach der Insel Formosa zu entkommen, die Chinesen aber, welche an dem Kampfe theilgenommen, flüchteten sich eiligst in die Gebirge und in die Wälder, welche das Innere bedecken, und dort vermischten sie sich bald mit den

Eingeborenen, eine neue Abart bildend, welche später von den Spaniern den Namen Sanglaios erhielten und welche leicht an der viel helleren Hautfarbe und der viel schrägeren Stellung ihrer Augen zu erkennen sind.

Die zweite Niedermetzelung der Chinesen wird in folgender Weise gerechtfertigt, wenn wir die spanischen Berichterstatter hören:

Im Jahre 1603 erschien eine Gesandtschaft des Kaisers von China in der Bay und erklärte, ihr Herr, der Kaiser, habe befohlen, zu untersuchen, ob die Halbinsel, welche sich von Manilla in's Meer erstrecke und die Bay schließe — nicht aus Gold bestehe. Diese Eröffnung war zu sonderbar, um nicht lautes Lachen bei den Spaniern zu erwecken, nur der Gouverneur Don Pedro de Acunha behielt seine ernste Würde bei, führte die hohen chinesischen Herren in großer Cortege nach der Halbinsel und ließ sie selbst den Boden dort untersuchen, darauf richtete er die Bemerkung an sie — Ihr habt Euch nun selbst überzeugt, daß hier kein Gold vorhanden ist und daß diese Felsen nur gewöhnliche Steine sind, wie andere Felsen auch, aber seht, diese Gegenden sind wirklich Gold, und hiermit wies er auf die schönen, grünenden Pflanzungen von Reis und Zuckerrohr, welche allerdings einen reichen Ertrag versprachen.

Die Gesandtschaft kehrte zurück in ihr himmlisches Reich und man würde vielleicht nie mehr von ihr gesprochen haben, wenn nicht eine bedeutende Anzahl von den Begleitern der Gesandten in dem chinesischen Quartier zurückgeblieben wäre und einige Monate später eine gewaltige Revolution sich entwickelt hätte. Diese war offenbar durch die Mitglieder der Gesandtschaft angezettelt worden, denn es scheint, als habe der chinesische Kaiser Angriffe auf die Insel Formosa befürchtet und als habe er in seiner Weise einen solchen Angriff unmöglich machen wollen, indem er die Spanier in ihren eigenen Kreisen so beschäftigte, daß sie sich außer Stand fühlten, weiter um sich zu greifen.

Der chinesische Theil von Manilla, die Vorstadt Bidondo, war bereits sehr reich geworden, indem die Chinesen auf eine ganz unverschämte Weise allen Handel, alle Industrie an sich zogen und die Spanier leer ausgehen ließen — auf deutsch würde dieses etwa heißen, indem sie fleißig und arbeitsam waren, die Spanier aber faul und hochmüthig.

Die Vorstadt zählte 25,000 Einwohner, welche den schönen Plan gefaßt hatten, die sämmtlichen Europäer zu erwürgen und die Insel an ihren rechtmäßigen Herrn, den Beherrscher des himmlischen Reiches, zurückzugeben. Das Unternehmen wäre vollständig gelungen, wenn nicht eine junge tagalische Frau, zwar an einen Chinesen verheirathet, aber doch dem christlichen Glauben treu geblieben, ihren Beichtvater vor dem Unglück gewarnt hätte, es geschah zwar an dem Abend der Verschwörung, aber doch zeitig genug, um eine Vertheidigung möglich zu machen, wenn schon die Außenposten nicht mehr eingezogen werden konnten und daher 150 Spanier, welche sich in den Vorstädten befanden die Opfer der Treulosigkeit der Chinesen wurden. Durch diesen ungeheuren

Verlust (er betrug mehr als ein Drittel der ganzen spanischen Besatzung) lagen die Würfel für die Chinesen sehr günstig und sie wären auch Sieger geblieben, wenn sie nicht gleichzeitig mit den Spaniern alle Eingeborenen hätten vernichten wollen. Sie ermordeten, sie schlachteten, sie zermetzelten alle ihnen in die Hände fallenden Tagals und hatten auf diese Weise zwei erbitterte Feinde sich gegenüber, und die Mönche, welche beinahe sämmtlich wilde Soldaten gewesen waren und nun im Mönchsgewande ihre Sünden abbüßten, ergriffen von Neuem die Waffen und stellten sich an die Spitze der aus ihrer Sicherheit aufgeschreckten spanischen Bevölkerung. Die Kaufleute, die Handwerker, selbst Frauen und Mädchen griffen zu den Waffen und fochten mit einem Grimm, welcher alle Gnade, alles Mitleid, ja man möchte sagen, alle Menschlichkeit ausschloß.

Eines der geistlichen Häupter machte nunmehr ein Meisterstück der Manövrirkunst, indem er eine beträchtliche Masse von wilden Kriegern zwischen die Chinesen schob und sie solchergestalt theilte, daß es ihnen unmöglich war, sich wieder zu einem Gesammtcorps zu vereinigen. Die so getrennten Kräfte wurden jetzt von den übrigen Spaniern bekämpft, zurückgeschlagen und aus ihren Vorstädten Pariam und Bidondo nach Saint Paul del Monte und von da nach der Provinz Batangas vertrieben.

Die Bewegung endete dadurch, daß die Chinesen selbst dem Anführer Engeno den Kopf abhieben und ihn auf eine Stange gespießt den Spaniern übersendeten.

Man sieht, daß hier wie überall den Spaniern keine Schuld beizumessen ist, daß sie im Gegentheil immer liebevoll und mild, von den unter ihrem Schutze wohnenden treulosen Völkern angegriffen wurden und sich nur des Rechtes der Nothwehr bedienten.

Diese vielfältige Vertreibung der Chinesen, soweit sie in die Gebirge flohen, hatte die damals ganz unerwartete Folge eine, man möchte fast sagen weiße Bevölkerung im Innern des Landes zu bilden. Als sie im vorigen Jahrhundert entdeckt wurde, vermochte Keiner das Räthsel zu lösen, bis man endlich durch zufällig gefundene geschichtliche Notizen auf jene Ereignisse kam, deren hier erwähnt worden ist und durch welche denn auch mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit festgestellt werden konnte, daß diese sehr hellfarbige Bevölkerung eine chinesische Mischlingsrace sei.

Zweites Kapitel.

Die Engländer erscheinen im Hafen von Manilla. Wiederholte lebhafte und blutige Kämpfe zwischen den Eingeborenen und den Fremden. Endlicher Sieg über die Engländer.

Ein Jahrhundert verfloß der Insel in erträglicher Ruhe, unbedeutende Kämpfe mit den Eingeborenen und einige Angriffe maurischer oder malayischer Piraten, ein paar Seegefechte mit den Holländern und die Verjagung derselben von der Insel Formosa, auf der sie sich festzusetzen gesucht hatten, waren von geringerer Bedeutung als die politischen und religiösen Kämpfe der Spanier untereinander. Die Jesuiten und Dominikaner traten in offenen Kampf gegen einander und sie vereinigten sich nur, um die weltliche Herrschaft zu vernichten und die geistliche an ihre Stelle zu setzen. Der Oberbefehlshaber Fernando Bustamente fiel unter dem Messer eines Mönches im offenen Kampfe zwischen der Geistlichkeit und dem Gouvernement, worauf der Erzbischof Manuel Roxa zum Gouverneur der Insel erhoben wurde.

Dies geschah im Jahr 1762, gerade, als die Engländer vor Manilla erschienen und die spanische Herrschaft plötzlich sehr fraglich machten. Vier Kriegsschiffe unter dem Admiral Cornish rückten am 23. September vor die Hauptstadt und der Brigade-General Draper landete mit 3000 Soldaten, Europäer, Indier und Kaffern, und forderte die spanischen Behörden auf, sich zu ergeben; allein die Wälle der Stadt waren hoch und die Graben breit genug, um einen Sturm nicht befürchten zu lassen, die kleine Garnison von etwa 1000 Mann war unterstützt durch eine Menge der schwersten Artillerie, die man von den spanischen Schiffen ersten Ranges, welche Manilla besuchten, auf das Land gebracht hatte, die Offiziere waren sämmtlich muthvolle und tüchtige Leute, es fehlte nur an einem Haupt, um die Vertheidigung erfolgreich zu machen; allerdings war der Erzbischof Manuel Roxa ein Geistlicher, aber nicht auch noch ein ehemaliger Soldat wie die mehrsten seiner Untergebenen, er war ohne Thatkraft, ohne Festigkeit, er war nicht einmal ein Mann des Rathes, er hatte nicht Kraft genug, persönlich den unerwarteten Angriff abzuwehren, noch auch genug Selbsterkenntniß, um den Befehl in andere Hände zu legen. Wie im Mittelalter sich in Byzanz zwei Parteien wüthend und blutig bekämpften, während vor den Mauern der tapfere und furchtbare Mahomed II. stand und die Stadt zu vernichten drohte, so bekämpften sich auch hier die Mönche unter einander wegen ihrer abweichenden Meinungen und die, beiden Parteien drohende Gefahr, weit entfernt sie zu vereinigen, machte die Spaltung nur noch größer und gefährlicher.

Der Erzbischof faßte bei der an ihn gerichteten Aufforderung sich zwar ein Herz und erwiderte, er werde Manilla, so lange er lebe, nicht übergeben, aber

mit dieser ziemlich billigen Redensart endete auch sein ganzes Heldenthum. Die förmliche Belagerung begann, die Vorstädte wurden sofort genommen, General Draper bemächtigte sich der meistens hoch gelegenen Klöster, welche Manilla beherrschten, ließ Kanonen in die Zimmer der Mönche, ja selbst auf die Thürme bringen und vergebens versuchten die Spanier, durch vielfältige und mit großer Energie ausgeführte Angriffe das Fortschreiten der englandischen Arbeiten zu hemmen, sie wurden immer zurückgeschlagen und gezwungen, sich hinter ihren Wällen zu verbergen.

Stillschweigend hatten sich vier tüchtige Offiziere vereinigt, die Vertheidigung zu leiten, welchem Unternehmen auch der Herr Erzbischof nichts in den Weg legte, vielleicht auch deswegen, weil sein Neffe unter diesen vier Offizieren war, der leider auf eine höchst unwürdige Weise sein Leben verlor. Bei einem Ausfall gefangen, wurde er nach Zurückschlagung desselben Angesichts der Festung und vor Augen seines Oheims von den Engländern in Stücke zerhauen.

Unmittelbar nach dem Beginn der Belagerung war der Mönch Anda in die bevölkerten Gegenden, welche nahe an die Gebirge grenzten, gewandert und hatte unter den Eingeborenen das Kreuz gepredigt gegen die „rothhaarigen Barbaren“, er hatte erzählt, daß jene Söhne des Teufels nichts weiter im Sinne hätten, als die christliche Religion, welche sie bekenneten, zu vernichten und die Religion des Teufels, zu der diese Rothen sich bekennten, einzuführen und so die wackeren Rechtgläubigen Tagals dem Teufel zu überliefern.

Es gelang dem tapferen Mönche, 6000 Tagals so zu fanatisiren, daß sie einen Angriff auf die Engländer machten, der, unterstützt von einem gleichzeitigen Ausfall den Ketzern höchst gefährlich zu werden schien. Der Angriff bedrohte vorzugsweise die Batterien der Klöster des heiligen Diego und des heiligen Andreas, deren Kanonen auf die Hauptwerke des Platzes gerichtet waren. Die Eingeborenen stürzten sich mit einer unbeschreiblichen Wuth und mit wahrer Todesverachtung auf die Kanonen, nahmen sie und kehrten sie sofort gegen die Ketzer. Der Anblick der Kaffern brachte sie vollends in Raserei, denn sie glaubten in ihnen ihre alten Feinde, die Schwarzen aus den Gebirgen, zu sehen. In wenig Augenblicken schien das Schicksal der Engländer sich entscheiden zu sollen, aber die Taktik eines europäischen Regiments brachte den Vortheil wieder auf die Seite der Engländer. Die Wuth des ersten Angriffes war vorüber, die vorrückenden Europäer gaben den in Unordnung gekommenen englandischen Batterien wieder die Zeit, ihr Feuer aufzunehmen, die undisziplinirten Tagals hielten ihre Heerhaufen nicht zusammen, so daß sie durchbrochen werden konnten — der Sieg war für die Engländer entschieden, sie verfolgten die Tagals bis an ihre Berge, die Spanier bis an die Mauern ihrer Festung, und drei Tage darauf wurde diese mit Sturm genommen, während der Erzbischof sich gerade über die Unzuläßigkeit einer Kapitulation berieth. An der Hauptpforte, am sogenannten Königsthore, waren hundert Spanier versammelt, welche sich wei-

gerten, die Waffen niederzulegen und daher auf dieser Stelle zusammengehauen wurden. Andere ertränkten sich in dem Passig-Flusse, der Rest ergab sich den Engländern, und nun begann eine Plünderung, so sehr von Schrecken und Entsetzen aller Art begleitet, wie sie nur jemals durch geworbene Soldaten, welche immer Unmenschen sind, verübt werden können. In die Häuser der Armen wie der Reichen wurde gedrungen und um so entsetzlicher war das Schicksal der Unglücklichen, je besser ihr Haus verschlossen. Man schlitzte den Männern den Leib auf, um in ihren Eingeweiden nach Gold zu suchen, welches sie verschluckt haben konnten, man schändete die jungen Frauen, Mädchen und Kinder, und nachdem man die entsetzlichsten Schändlichkeiten verübt, welche die furchtbarste Brutalität nur irgend ersinnen kann, schnitt man auch ihnen den Leib auf, um darin nach Gold zu suchen. Die indischen und die Negertruppen, welche sich ihrer angeborenen Wildheit überließen, erschienen doch noch wie rettende Engel im Vergleich mit den Soldaten des tapferen engländischen Regiments, welches die Schlacht drei Tage früher und welches die Stadt in diesem Augenblick gewonnen hatte.

Während diese gräßlichen Abscheulichkeiten vorgingen, sandte der englische Befehlshaber in einem vielleicht nie dagewesenen Hohn einen Offizier zu dem Erzbischof-Gouverneur als Friedensboten, um eine Kapitulation einzuleiten. Der General Draper bot den Spaniern auf Treu und Glauben Frieden an, bot ihnen Aufrechthaltung ihrer Rechte, Sicherheit des Privateigenthums (nachdem dasselbe geraubt war), Freiheit des Handels und des Verkehrs an, aber er forderte die Kleinigkeit von vier Millionen Piaster (sechs Millionen Thaler) an Kontribution, als Kriegskosten, als Entschädigung für seine Bemühungen, deren man ihn unzweifelhaft sehr gerne überhoben haben würde.

Die völlig hilflosen Spanier befanden sich in der Nothwendigkeit, jede Bedingung anzunehmen und die geistlichen Herren mußten die Schätze ihrer Kirchen, den Schmuck derselben, die frommen Gaben bis zu dem Ringe des Erzbischofs hinab und seinem Hirtenstabe, hergeben um nur den vierten Theil der geforderten Kontribution aufzubringen.

Der General Draper, nachdem er gesehen, daß außer seinen Soldaten Niemand mehr im Besitz eines Goldstücks war und dem wenig daran gelegen war, noch mehr Menschen zu schlachten, da seine Soldaten es praktisch bewiesen hatten, daß sich aus den Eingeweiden der Bewohner kein Gold ausbraten ließ, fühlte menschlich genug, sich mit dieser kleinen Abschlagszahlung zu begnügen, er besetzte nun auch noch die Stadt Cavite, zog dann seine europäischen Truppen zusammen, schiffte sie ein und kehrte unter Hinterlassung der Sepoys, der indischen Truppen, nach Madras zurück.

Der englische Befehlshaber dieser Sepoys richtete nun seine Aufmerksamkeit auch auf die Umgegend von Manilla, da unter den wohlhabenden Pflanzern sich wohl noch mancher finden mochte, der ein paar Dublonen verwahrt — er

verband sich mit den Chinesen zur Plünderung derselben und es ward in der That die ganze tagalische Umgegend unterworfen.

Während dieses geschah, hatte der Priester Anda, unterstützt von einigen seiner Brüder, Alles zu den Waffen gerufen, was aus der Nachbarschaft von Manilla noch das spanische Regiment erkannte und sich Christ zu nennen für befugt hielt, wenn schon diese Befugniß nur auf der Benetzung mit Taufwasser beruhte. Fortwährend zogen neue Schaaren heran, bedrängten den von Engländern besetzten Theil und schoben dieselben endlich in die befestigte Stadt zurück, in welcher sie jetzt ihrerseits belagert wurden, wie sie vorher die Spanier belagert hatten.

Man kann sich keinen Begriff machen von dieser Armee, welche nicht Vaterlandsliebe, sondern religiöser Fanatismus beherrschte, wenn man nicht zurückdenken will an die Kriege gegen die Franzosen in Spanien oder an die Vendée. Jeder Priester irgend eines Dorfes war der Anführer eines wilden Haufens, und er führte sie bis unter das Feuer der Wälle von Manilla, und wie klein auch der Vortheil war, ein Vortheil wurde immer errungen, und wie groß auch der Verlust, durch neue Zufuhr wurde derselbe immer wieder gedeckt, man hätte glauben können, Peter der Eremit hätte einen neuen Kreuzzug gepredigt, so mittelalterlich roh, undisziplinirt, ohne inneren Zusammenhang — ganz unbekleidet und nur halb bewaffnet waren diese wüthenden Schaaren, aber sie brannten vor Begier, zu kämpfen und zu sterben, sie eilten freudig in den Tod, als ob sie zu einer Festlichkeit geführt würden.

Ein blutiger Vertilgungskrieg wurde gegen Alles geführt, was englische Bewaffnung oder Kleidung trug, bis nach zwei Jahren unablässigen Kampfes man endlich aus den fortwährenden Scharmützeln zu einem offenen Angriff auf Manilla überging.

In diesen zweien Jahren hatten die eingeschlossenen Truppen nach und nach allen ihren Kriegsbedarf verbraucht und die Belagerer konnten furchtlos in die Mündungen der Kanonen schauen, welche nicht mehr Feuer spieen. Selbst aufgerieben durch die fortwährenden Einzelkämpfe, standen sie auf dem Punkt, sich auf Gnade und Ungnade zu ergeben, und wahrlich, diese letztere wäre ihnen zu Theil geworden und sie wären gezüchtigt für alle Verbrechen, die sie verübt, wenn nicht zur rechten Zeit eine englische Fregatte mit der Friedensnachricht zwischen England und Spanien vor Manilla geankert hätte. Unter den Friedensbedingungen war die Räumung von Manilla, und so verließen die Sepoys von Madras die Stadt durch das eine Thor, während der Kanonikus Anda an der Spitze der spanisch-tagalischen Armee durch das entgegengesetzte Thor einzog am 31. März 1764.

Diese große politische Erschütterung war nicht so schnell beseitigt, als sie geweckt worden war. Man hatte die Eingeborenen aus ihren friedlichen Hütten gezogen, man hatte sie das Leben der Krieger im Felde, man hatte sie eine Exi-

stenz auf fremde Kosten kennen gelehrt, es handelte sich jetzt darum, nachdem der Frieden wieder eingekehrt, diese wilden, zucht- und ordnungslosen Menschen in ihre Heimath zu den unbestellt gebliebenen Feldern zurückzuschicken, es handelte sich darum, sie wieder bekannt und befreundet zu machen mit ihren früheren friedlichen Gewohnheiten, denn der Krieg hatte seine Früchte getragen. Plünderung, Raub und Mord waren ungestraft geblieben und hatten in diesen sonst so ruhigen, freundlichen Menschen Leidenschaften erweckt, welche sie bis dahin nicht gekannt. Sie hatten sich gewöhnt, das ganze Land als ein erobertes, als ein ihnen gehöriges zu betrachten, sie fanden diese Existenz bei Weitem angenehmer und bequemer und als man frei und offen mit ihnen vom Frieden sprach, zerstreute sich dieses Heer, ergoß sich plündernd in tausend kleinen Banden über die nächsten Umgebungen, hörte weder mehr die Stimme ihrer Befehlshaber, noch auf die der Priester, der sie bisher so unbedingt gehorcht, ja, wo diese letzteren sich durch ihre religiösen Waffen, durch Excommunication und Bannstrahl Achtung verschaffen wollten, wurden sie verhöhnt und wohl gar ermordet — die bis dahin friedlichen Provinzen selbst erhoben sich gegen die Spanier, verjagten die Richter und die sonstigen Regierungsbeamten, setzten eigene Könige ein und um die Uebel auf den Gipfel zu treiben, erregten sie auch die Chinesen zum Ungehorsam, ermordeten alles von den Spaniern, was nicht zeitig genug entfloh und es schien mit der Herrschaft der Spanier sowohl, als der Priester zu Ende.

In diesem Zustande befand sich die Insel als der Canonicus Anda zum Generalcapitain ernannt wurde, und wahrlich sehr zum Glücke für Land und Leute. Rasch und doch besonnen in seinem Handeln und so thätig und fest bei Allem was er unternahm, gelang es ihm allmälig die Wunden, welche der Krieg geschlagen, zu heilen. Wo seine Befehle nicht sofort respectirt wurden, schritt er mit bewaffneter Hand ein. Die Räuber welche alle Wege und alle Stege unsicher machten, wurden theils gefangen und zu Strafarbeiten verwendet, theils weit in das Innere vertrieben. Die unterbrochenen Verbindungen wurden wieder hergestellt, die kleinen Aufstände der Dörfer wurden beseitigt und er gab den Geistlichen alle Mittel an die Hand, ihre frühere Macht, ihr ganzes früheres Ansehen wieder zu gewinnen. Manilla fing an wieder aufzuathmen, Ruhe und Friede kehrte zurück und man konnte daran denken, die erlittenen Verluste wieder auszugleichen.

Der militairische Befehlshaber Vasco zeigte sich nicht weniger geschickt, aber auch nicht weniger eifrig dasjenige zu erhalten, was ihm an Macht und Ansehen gebührte. Die Geistlichkeit griff von Tag zu Tage immer weiter um sich, denn sie wollte allein herrschen, Vasco aber stand nicht an, zuerst in's Geheim und dann, ohne sich weiter zu besinnen auch öffentlich gegen die angemaßte Herrschaft zu kämpfen, gegen eine Herrschaft welche die seinige nicht nur zu unter-

graben drohte, sondern sichtlich darauf ausging die weltliche Macht überhaupt null und nichtig zu machen.

Diesem Unternehmen waren die geistlichen Herren wie begreiflich, abhold und so bildete sich unter der schützenden Hülle der Mönchskutte und des Beichtstuhls eine Verschwörung, an welcher auch die sogenannten Beamten des königlichen Hauses Theil hatten. Vasco wurde jedoch davon unterrichtet so schweigsam man auch die Sache betrieb, er ergriff den besten Theil, er ließ plötzlich die sämmtlich ihm schuldig Scheinenden aufgreifen, ließ sie auf ein Schiff bringen und schickte sie nach Europa, dies geschah zu derselben Zeit, als die französische Expedition unter Lapeyrouse, aus den Fregatten Bousole und Astrolabe bestehend, vor Manilla anlangte, also im Jahr 1787. Der berühmte aber unglückliche Reisende giebt dem spanischen Befehlshaber in seinen Berichten an den Marineminister das Zeugniß eines Mannes vom besten Willen und von großer Thätigkeit beseelt, auch danken ihm die Philippinen die Einrichtung einer eigenen Handelsgesellschaft, welche die Industrie des Landes in die Hand zu nehmen und demselben manchen Vortheil zu bringen versprach.

Vasco war nicht lange an dieser Stelle, als von Spanien her Don Raphael Maria de Aguilar zur Ablösung gesendet wurde. Die von Vasco heimgeschickten Mönche hatten die Absetzung Vascos bewirkt, allein sie hatten sich doch in dem Nachfolger vergriffen, denn Don Raphael zeigte sich keineswegs als ihren gehorsamen Diener. Mit großer Macht ausgerüstet, benutzte er dieselbe zu sehr durchgreifenden Reformen und das Erste, was er zum Erstaunen der Mönche wagte, war die Eröffnung der sämmtlichen Häfen von Luçon für alle Fremden, denen bis dahin der Zutritt mit nicht weniger Strenge versagt war, als zu den Gewässern von Japan.

Don Raphael war im besten Zuge, die Einkünfte der Colonie auf eine vernünftige, eine zweckmäßige Weise zu vermehren, eine Militairmacht herzustellen welche Achtung gebietend war, industrielle Unternehmungen zu befördern und es schien als sollten seine Unternehmungen vom besten Erfolge gekrönt werden, aber gerade zu dieser Zeit brachen jene Zwistigkeiten unter Spaniern, Holländern und Engländern aus, zu denen auch die Franzosen mit herangezogen wurden und welche zur Folge hatten, daß England die Herrschaft zur See erhielt, in einer größeren Vollständigkeit als es dieselbe gegenwärtig besitzt, obschon es sich noch immer einbildet die erste Macht der Welt zu sein.

Spanien und Portugal waren von ihrem hohen Standpunkt herabgestiegen, waren in dem Besitz ihrer Colonien schwer bedroht, der Ruhm der holländischen Seehelden war verklungen, nun kamen aber auch noch die Kriege mit Napoleon dazu, so überließ denn Spanien, machtlos wie es war, die philippinischen Inseln sich selbst ohne Hilfe, ohne Rath, ohne Unterstützung; die beiden energischen Leute welche sich den Pfaffen gegenüber hervorgethan hatten, waren durch andere verdrängt und Luçon sank von Tage zu Tage tiefer; so ging es fort bis im

Jahre 1814 ein allgemeiner Friede zwischen den sämmtlichen Krieg führenden Mächten geschlossen wurde, welcher wohl die Spanier zu neuer Thätigkeit hätte wecken können, was indessen keineswegs geschah, indem die großen Umwälzungen in der Handelspolitik welche den Erdball bewegten, spurlos daran vorübergingen. Alle seine alten Irrthümer, sein Ausschließungs- und sein Monopolsystem, welche beide, gleich der in den Häfen vermodernden Marine, von zwei Jahrhunderten her datirten, sollten wieder in ihre alte Thätigkeit treten, um Spanien von Neuem die Schätze der Philippinen zuzuführen.

Drittes Kapitel.

Manilla in der neuesten Zeit. Die Cholera im Jahr 1820 und entsetzliche Folgen dieser Pest. Die farbige Bevölkerung. Die weltlichen und die geistlichen Behörden.

Damals wurde doch zwischen den Großmächten und gegenüber einer bis zum dritten und vierten Range herabgesunkenen Macht, wie Spanien und Portugal geworden, ein Handelstractat geschlossen der die Spanier zwang, Engländer, Franzosen, Amerikaner und Holländer zu den Häfen der großen iberischen Halbinsel sowohl, als ihrer Colonien zuzulassen. So kam es denn, daß unternehmende Kaufleute Commanditen auf Luçon errichteten, um Plantagen von Zucker, Kaffe, Baumwolle, Reis, Tabak rc. anzulegen. Das war aber den Pfaffen zu viel, ihr Haß gegen die Fremdlinge sollte ihnen verderblich werden, sie erweckten alle möglichen Vorurtheile gegen dieselben, sie entfesselten alle Leidenschaften des an sich leidenschaftlichen Volkes, heimliche und öffentliche Verfolgungen mußten die Fremden erdulden, die wüthendsten Verläumdungen wurden gegen die verruchten Ketzer geschleudert, welche den Boden, den die spanischen Mönche erobert und geheiligt hatten, ihnen zu entreißen kamen. Die Mönche predigten Blut und es trug entsetzliche Früchte, wiewohl die Spanier dieses schwerlich einsehen mochten, denn sie hatten ja bei ihrer ganzen fluchwürdigen Handlungsweise nichts weiter im Sinne, als gerade dasjenige, was geschah.

Als im Jahr 1820 die Cholera über Manilla ausbrach mit ihrem gräßlichen Gefolge von plötzlichen Todesfällen, von schwarz werdenden Leichen, erwachte unter der unglücklichen Bevölkerung, die sich vom Tode in der gräßlichsten Gestalt bedroht sah und nicht zu begreifen vermochte woher diese Geißel komme, der gräßliche Gedanke — die Fremden seien daran schuld! Sie, die Verruchten, die von Gott Verfluchten, vom Zorne des Himmel Getroffnen und von der Pest Geschlagnen, verbreiteten diese auch unter der von Gott gesegneten Bevölkerung, diese mit hinabziehend in ihre Hölle.

Das Unglückswort pflanzte sich von Mund zu Munde, von Dorf zu Dorf über die ganze Insel fort, seine Gehässigkeit vermehrte sich, je weiter es sich verbreitete. Was am Anfange eine verzweiflungsvolle Frage an das Schicksal gewesen, das wurde im Weiterschreiten eine Wahrscheinlichkeit, eine Behauptung, eine auf geistliche Autorität gestützte Gewißheit, und das schamlos verbreitete Gift, wissentlich verbreitet, drang in die Herzen und die Gemüther der Eingebornen und öffnete sie der wildesten Blutgier.

Eine gräßliche Revolte brach aus und die ersten Opfer derselben waren jene unglücklichen französischen und deutschen Aerzte, welche nach Manilla gekommen, um die gräßliche Pest zu studiren und ihre Erfahrungen späterhin im Vaterlande nützlich zu machen. Sie, welche täglich um ihr Leben spielten, welche es hundertfältig dem Tode preisgaben, indem sie die Hospitäler durchwanderten — sie wurden zuerst geschlachtet, als diejenigen, welche die Cholera absichtlich verbreiteten. Ein wüthender Haufe wälzte sich nun von den Lazarethen nach der chinesischen Stadt, wo Alles erdolcht wurde, was man erfassen konnte, gleichviel welchen Geschlechts und welchen Alters.

Der wüthende Haufe vermehrte sich mit reißender Schnelligkeit, er theilte sich in zwei, in vier und mehr Abtheilungen, wanderte nach allen Seiten hin und trug, überall wieder wachsend und sich von Neuem spaltend, Tod und Verderben umher. Bald war der blutdürstigen Menge das bloße Morden nicht genug, man band die Unglücklichen an die Schweife von Pferden und ließ sie durch die Straßen schleifen, man brachte ihnen klaffende Wunden bei und warf sie den Schweinen vor, um sie noch bei lebendigem Leibe von denselben verzehren zu lassen. Man legte sie gefesselt in großen Kreisen umher und ließ wild gemachte Stiere über sie hinweg galoppiren und sie so zermalmen; was nur Gräßliches ersonnen werden konnte, wurde unter Hohnlachen ausgeführt und mit besonderer Lust mißhandelten die Unmenschen die entkleideten Kinder und Frauen gerade derjenigen, welche ihnen die mehrsten Wohlthaten erzeigt, welche die mehrsten Leute in ihren Fabriken beschäftigt und Wohlstand unter der blutarmen Bevölkerung verbreitet hatten.

Bei diesen gräßlichen Scenen blieben die spanischen Autoritäten und die Geistlichen so völlig unthätig, als ob die ganze Angelegenheit sie nicht im Geringsten interessire, erst nachdem in halbtägiger Blutarbeit, von Grausamkeit und Entsetzen trunken, die Barbaren, welche jetzt mit den Fremden fertig waren, auch noch spanisches Blut zu kosten nicht übel Lust zeigten, ließ der Generalgouverneur sich an der Spitze seines Stabes und gedeckt von seiner ganzen Militairmacht auf dem Hauptplatze sehen, um zu versuchen, die Ruhe wieder herzustellen, wozu er sich mit den jetzt aufgebotenen Mönchen verband. Die Mönche waren auch die einzigen, welche fähig waren, den Sturm zu beschwören, den sie wach gerufen. Es gelang, die Würgerbanden zu zerstreuen, aber irgend einen der verruchten Mörder zu bestrafen, ja nur des äußeren Anscheins willen

ein paar derselben einzusperren, fiel Niemand ein, und doch waren es gerade diese Fremden, die man dem wüthenden Volke überließ, wie in der Römerzeit die Christen im Circus den wilden Thieren überlassen wurden, doch waren es gerade diese Geopferten, welche für Manilla in fünf Jahren so viel gethan hatten, als die spanischen Pfaffen und Soldaten in zwei Jahrhunderten, denn ihnen verdankte man das Erwachen einer Industrie, von welcher man früher keine Ahnung gehabt hatte. Von ihnen wurde Zuckerrohr in weitester Ausdehnung gepflanzt, Zucker in großen Massen bereitet, Rum und Arac destillirt, durch sie wurde der Bau des Indigo und nicht nur der Bau der Tabakpflanze, sondern auch die weitere Fabrikation dieses ausgebreiteten Handelsartikels unternommen. Durch sie waren die nützlichen Pflanzen von Manilla zu Handelsartikeln geworden, sie hatten aus den Stengeln der abgestorbenen Banane und aus den Blättern der Ananas den Bast, die Fäden gewonnen, hatten sie spinnen lassen, so gut zu Stricken und Schiffstauen, wie zu groben und feinen Zeugen, sie hatten den Reis, den Cacao, den Kaffee, sie hatten Gewürze in Massen angepflanzt, hatten die im Boden schlummernden Reichthümer der Insel geweckt, und hatten die todte Rhede von Manilla zum belebtesten Hafen unter allen asiatischen Inseln gemacht, und gerade dieses schien der Grund zu sein, weshalb man sie opferte! — — schwer — nein, gar nicht begreiflich.

Erst nachdem alles das Gräßliche geschehen, fing man an zu bemerken, welchen Unsinn man begangen, wie man sich selbst im Lichte gestanden. Daß man die furchtbarsten Greuel verübt, daß man sich mit der gräßlichsten Blutschuld beladen, konnte keinem Spanier einfallen, dies konnte ja nicht sein, wenn man ebenso viele Rechtgläubige abgeschlachtet, was konnten jene Ketzer verlangen? Aber man fühlte, daß man eine Thorheit begangen habe. Der Geschmack an europäischen Bequemlichkeiten, an Luxusgegenständen, der Geschmack an besseren Speisen, wie die Natur sie roh bot, war durch die Colonisten geweckt und genährt worden, viele Gegenstände die man jetzt zu keinem Preise bekommen konnte, obschon sie wenige Tage zuvor zu Jedermanns Gebrauch und spottwohlfeil gewesen waren, ließen die Spanier fühlen daß ihnen die ermordeten Fremdlinge nothwendig geworden waren und dieses Alles stimmte sowohl die Spanier als die Eingebornen in kurzer Zeit so um, daß die zerstreuten Flüchtlinge, soweit sie sich der Ermordung hatten entziehen können, aufgesucht, nach ihren Etablissements zurückgebracht und in die Benutzung derselben wieder eingesetzt, auch durch rigorose Verordnungen von Seiten des Militairs und der Geistlichkeit gegen neue Angriffe geschützt wurden.

Es ist merkwürdig, was die Neigung, Geld zu verdienen, alles überwinden kann. Diese unglücklichen Fremden, welche die nächste Gelegenheit hätten benutzen sollen, die Fluch beladene Insel zu verlassen und die Spanier wieder zurückzuschleudern in die tiefe Erbärmlichkeit, aus welcher dieselben nur durch ihre Hilfe erhoben worden waren — dieselben Fremden blieben auf der Insel,

nahmen ihre Fabriken wieder auf, zogen neue Hilfsmittel heran, lockten eine große Anzahl von ihren Landsleuten herbei und gaben allmälig der Insel ihre jetzige Gestalt. So wurden sie zum zweiten Mal die Wohlthäter einer Bevölkerung, welche es allerdings nicht verdient hatte, aber der Erfolg war ein erfreulicher. Die Spanier, die Eingebornen, unter denselben die Mischlinge mit der ursprünglichen Bevölkerung und die Tagals, alle hatten aus eigner Erfahrung kennen gelernt, wie wohlthuend die Anwesenheit der Fremden gewesen, im Vergleich mit jener Zeit, wo die Spanier sich selbst in unbegreiflicher Albernheit der strengsten Blokade ausgesetzt. Diese Ueberzeugung drängte sich sogar den Geistlichen auf welche, ohne es zu wissen, andere Ideen aufgenommen hatten als jene waren, unter denen sie erzogen worden. Zwar weit entfernt die Apostel einer wirklichen Civilisation zu werden, wie es ihnen möglich gewesen wäre bei der ungeheuren Gewalt welche sie über die Gemüther hatten, war ihnen doch klar geworden daß es besser sei, in Wohlstand und Bequemlichkeit zu leben als in niedriger Beschränkung und deshalb gestatteten sie halb und halb unterstützten sie das Fortschreiten der Fremdenindustrie zum wirklichen Heil und Wohl des Landes. Ein Vortheil kam hierbei in Anschlag den andere, namentlich engländische Colonien, nicht haben, der Vortheil keinen Abscheu gegen die gemischte Bevölkerung zu hegen. Die Engländer und deren Nachkommen haben einen tiefgewurzelten Widerwillen gegen alle Farbigen und halten dieselben für so tiefstehend, daß selbst in Nordamerika, wo man fortwährend mit Freiheit und Menschenrechten kokettirt, doch von Rechten der Farbigen nicht im aller Entferntesten die Rede ist, sie gehaßt und verabscheut sind, ihnen sogar als Zeugen die Glaubwürdigkeit entzogen ist und der engländische Vater seine eignen Kinder von einer Sclavin verkauft oder sie auf seinen Plantagen als Sclaven benutzt, gewissermaßen für die Ergänzung seines Viehstandes persönlich Sorge tragend.

Weit entfernt ein ähnliches, verabscheuenswürdiges Vorurtheil zu haben zeigt sich gerade die stolzeste Nation, die spanische höchst duldsam gegen diese Bevölkerung welche aus Mischlingen besteht und zwar in einem wahrscheinlich gar nicht bewußten, aber doch vorhandenen Gefühl das Richtige erfaßt zu haben. Diese farbige Bevölkerung hat nämlich einige sehr glückliche Eigenschaften, vor allen Dingen die, von Hause aus acclimatisirt zu sein also in keinen Kampf zu treten mit tropischer Hitze und tropischer Regenmenge. Dann aber hat sie eine Thätigkeit, eine Neigung zum Handeln, zum Schaffen welche der männlichen Bevölkerung beider Nationalitäten fehlt und daher ein Erbtheil der farbigen Mutter zu sein scheint welche auch in ihren gewöhnlichen Verhältnissen die allein arbeitsame ist.

Diese gemischte Bevölkerung, welche schon auf den Antillen, soweit sie im Besitze Spaniens und Frankreichs sind, eine glückliche Entwickelung erhalten hat, diese farbige Bevölkerung bildet auf Luçon gegenwärtig eine, durch ihre Zahl und ihre Arbeitsamkeit mächtig gewordene Klasse, die selbst in Bidondo, dem

chinesischen Quartier, die Chinesen, wenn auch nicht überragend, so ihnen doch gleichkommend, genannt werden muß. Eine Menge von verschiedenen Fabriken und noch mehr große Pflanzungen sind allein durch sie entstanden. Die untern Schichten derselben liefern der Marine die besten Piloten und Matrosen, liefern der Garnison die genügsamsten und brauchbarsten Soldaten und die hohe spanische Geistlichkeit hat auf ihre Schultern die Last von etwa 3000 untergeordneten Pfarreien gewälzt welche wegen der Zerstreuung ihrer Beichtkinder viel Beschwerden, dagegen wegen ihrer Armuth nur geringe Einkünfte versprechen und also den Ehrgeiz eines spanischen Mönches unmöglich in Thätigkeit setzen können.



E. Rhode fec. Tagalisches Mädchen von Manilla.

Man kann nicht behaupten daß diese farbige Bevölkerung, daß die Kinder tagalischer Mädchen und spanischer Mönche gerade ein vorwurfsfreies Leben führten, man kann sogar mit Gewißheit annehmen daß sie in Hinsicht auf Moralität die vollkommen würdigen Söhne ihrer Väter sind (was diese ihnen gewiß sehr gerne verzeihen, da Niemand besser weiß als sie selbst, wie süß die Sünde ist und wie schwer der gebrechliche Mensch ihr Widerstand leistet) aber eben diese farbige Bevölkerung ist doch überall eingedrungen, in den geistlichen Stand, in den Handelsstand, in den der Ackerbauer, der Fabrikanten, der Soldaten und zeigt sich mächtig und den ersten Rang einnehmend durch seine seltsame Arbeitsamkeit und Ausdauer.

Es ist auch wohl möglich, daß gerade von diesen Mischlingen der spanischen Regierung große Gefahr drohe, es hat sich auch schon im Jahre 1824 eine Verbindung gebildet welche ahnen ließ, was aus der spanischen Herrschaft einmal

werden würde, wenn es den Mestizen einfiele, sich in Masse zu erheben. Damals hatten sich einige Offiziere der Garnison mit einer nicht unbeträchtlichen Anzahl von Kaufleuten rein spanischen Blutes zu den Mischlingen gesellt, um mit diesen eine Trennung vom Mutterlande, um eine Unabhängigkeit zu erreichen wie sie in demjenigen Nordamerika erreicht wurde, welches man glorreichen Andenkens zu betiteln berechtigt sein dürfte, also nicht das jetzige, dem man höchstens den Titel schmachvollen Andenkens wird geben dürfen. Im Monat Mai des gedachten Jahres brach eine Revolution aus, wie alle solche Ereignisse nicht ohne Blutvergießen ablaufend, wiewohl doch der Opfer nicht eben viele gefordert wurden. Es war dabei zuerst auf den Repräsentanten der spanischen Krone, auf den Generalcapitain abgesehen. Die Verschwornen bemächtigten sich eines Thores der Stadt Manilla, gingen auf den Gouvernementspalast zu, fanden den Oberbefehlshaber ganz unvorbereitet und ermordeten ihn, wodurch eine so glückliche Chance für die Verschwornen entstand, daß sie sofort den Sieg ihrer guten Sache ausriefen, aber der Tod eines Anführers dieses Aufstandes und die ganz unerwartete Treue der Garnison änderte die Sache in wenig Stunden.

Am Morgen stolze Sieger, hießen dieselben Männer am Abend verruchte Rebellen! die Führer wurden in die Gefängnisse der Citadelle gebracht und von dort allmälig nach Spanien geschickt, wo sie der Tod erwartete. Die Uebrigen kehrten zu ihren früheren Beschäftigungen zurück und kein Mensch kümmerte sich weiter um sie, was aber aus einem neuen Aufstand werden wird, der nun einmal nicht ausbleiben kann — mögen die Götter wissen, denn die Regierung der Philippinen ist noch heute zusammengesetzt wie sie es war, als man die Inselgruppe der spanischen Krone einverleibte; alle Mißbräuche sind bestehen geblieben und erscheinen nachgerade als geheiligt, als ehrwürdig durch ihr Alter. Der Generalcapitain ist der oberste Befehlshaber dem Namen nach, er hat sich aber in Allem dem Mönchsregiment zu fügen, er darf nicht wie er will, er muß wie die Pfaffen wollen. Sein Regiment dauert sechs Jahre, Nichts hindert aber seine Wiederanstellung auf fernere sechs Jahre, und damit diese u. s. w. u. s. w. ihm nicht entgehe, thut er gerne dasjenige was die Leute wollen die ihn bestätigen können in seinem Range; denn derselbe trägt ihm beinahe 30,000 Thaler unseres Geldes ein, wovon allerdings 6000 als Pfand seiner Treue in der Staatskasse bleiben, welche er jedoch um so weniger entbehrt, als seine ganze Existenz, angefangen von der Wohnung und Bedienung, bis zum letzten Gegenstande seiner Ernährung, ihm nichts kostet, ihm in reichlichem Maße frei geliefert wird, die Nebeneinkünfte aber so groß sind, daß sie jene Zahl von 6000 Thaler um das Vierfache überschreiten.

Der Generalcapitain präsidirt dem großen Rathe der Colonie und verwaltet die Einkünfte derselben. Ihm zur Seite und gewissermaßen ihm zur Controle steht ein Fiscal des Königs von Spanien. Sein nächster Stellvertreter in Militair-

sachen heißt sein Alter ego (sein anderes Ich); auch er ist Stellvertreter des Königs (Lieutenant du roi, was man närrischer Weise nur halb übersetzt Lieutenant des Königs, wie es auch Schlegel thut, indem er sagt: Othello, der Mohr von Venedig — Cassio, sein Lieutenant, während es nichts heißt, als Statthalter oder Stellvertreter.) Endlich kommt noch der große Rath, aus vier hohe Würdenträgern der Civil- und der Militairbehörden zusammengesetzt. Alle diese sollen eigenlich ein Gegengewicht bilden, um die übergreifende Gewalt des Generalcapitains zu lähmen, da es ihnen aber viel vortheilhafter ist mit dem Generalcapitain gemeinschaftliche Sache zu machen, so sieht man leichtlich ein daß das, zum Schutze der Eingebornen erfundene Beaufsichtigungs- und Spionirsystem einen weitern Zweck nicht hat, als die Zahl der Bedrücker von eins auf sieben zu erhöhen.

Unter diese obersten Behörden reihen sich diejenigen zweiter Klasse, das sind die Alkaden, deren die Hauptinsel 30 zählt, sie heißen Capitanes de guerra, ihre Untergebenen aber, die Alkaden, nicht der Provinzen, sondern der einzelnen Ortschaften, heißen Capitanes del Pueblo — ungefähr was unsere Dorf- und Stadtschultheißen sind. Von diesen gehen wieder aus die Empfänger der Abgaben, welche gleichzeitig mit der executivischen Eintreibung derselben und mit der Rechnung an die Regierung von Manilla betraut sind, sie führen vollständig die Wirthschaft der Abgaben der Gefällpächter und Generalpächter in Oesterreich und im alten Frankreich, man wählt sie unter den reichsten Eingebornen aus, damit sie im Stande sind ihre Wahl gehörig zu bezahlen, man gewährt ihnen aber auch eine sehr große Nachsicht, damit sie wieder im Stande seien, zu ihrem Schaden zu kommen.

Die Gerichtsbarkeit ruht in den Händen der Corregidores, welche eine gewisse Strafgewalt haben und vorzüglich in die Gefängnisse sperren dürfen, wen sie einzusperren für nöthig finden. Bei schweren Verbrechen, die über ihre Strafgewalt hinausgehen, verweist man die Verbrecher vor das Gericht der vier Oidores, welches das höchste der Philippinen ist.

Ganz parallel mit diesen Civilbehörden gehen die geistlichen Würdenträger, sie bilden eine ganz unabhängige Macht von einer fast absoluten Autorität, und vor allen sind es die Klostergeistlichen welche sich diese Macht und diesen Einfluß zu erhalten gewußt haben; aus ihrem Kreise wird immer der Erzbischof und werden die übrigen Würdenträger gewählt auch haben sie sich die sämmtlichen einträglichen Pfarreien vorbehalten, welche als Belohnung an diejenigen unter ihnen gegeben werden, die sich durch eine aufopfernde Thätigkeit für die Erhaltung ihres Standes und der Macht desselben würdig gezeigt haben.

An der Spitze der Geistlichkeit steht ein Erzbischof in Manilla, unter ihm wirken drei Bischöfe an dreien Hauptorten der entfernteren Provinzen, ihnen folgt ein Großinquisitor mit acht Commissarien des heiligen Gerichts, welches ganz nach dem Muster des Inquisitionsgerichtes in Spanien organisirt war und eine

furchtbare Berühmtheit erlangt hatte, auch dieses hat übrigens dem Zeitgeiste weichen müssen, obschon es wohl noch jetzt seine Spione im Kreise jeder Familie unterhält und den Eifer der Getreuen und die Nachlässigkeit der Gleichgültigen sehr wohl kennt und gelegentlich sich zu Nutz macht, die ihm unangenehmen Bücher verbrennt und ihre Leser mit dem Bann belegt, wenn auch nicht mehr die papierne Mütze mit den Flammen ausgetheilt, wenn auch nicht mehr zum Scheiterhaufen verurtheilt wird, was Ketzer ist. Einem Spanier dürfte es immer noch nicht gerathen sein Ansichten zu äußern, welche der Ketzerei verdächtig machen.

Die vier geistlichen Orden, welche sich auf Manilla festgesetzt haben, sind die der Dominikaner, der Augustiner, der Franziskaner und einer zweiten Abart derselben, der Franziskaner von der strengen Observanz. Aus diesen vier Orden gehen die sämmtlichen Geistlichen hervor, welche auf den Inseln zerstreut sind, nur die beschwerlichen und nicht einträglichen Pfarreien werden von anderen, vornehmlich von farbigen Abkömmlingen der Spanier besetzt, wie wir bereits bemerkt haben.

Viertes Kapitel.

Ausgedehnte Macht der spanischen Geistlichkeit. Wie ich dieselbe gefunden. Besteuerung der fremden Kaufleute. Salutschüsse und Freundschaftsdienste für dieselben.

Es ist schwer faßlich, wie sich die freigebornen, kräftigen und tüchtigen Menschen dieser Inseln so haben einschüchtern lassen, daß die Mönche und die Weltgeistlichen sich alles Erdenkliche gegen sie erlauben durften. Die ganze Mönchsreligion der Spanier besteht in einem höchst mannigfaltigen Formenwesen welches mit der unnachsichtlichsten Strenge aufrecht erhalten wurde. Jeder kleine Fehler, jede kleine Sünde wurde mit Peitschenhieben bestraft. Das Fehlen beim Gebet, oder gar bei der Messe wurde sehr schwer bestraft, wurde immer an den Thoren der Kirche, und wenn die Fehlenden junge Mädchen oder Frauen waren, von den Geistlichen selbst vollzogen. Bei den Männern geschah die Bestrafung gleichfalls öffentlich und unter Aufsicht des Geistlichen, aber sie hatten nicht die Ehre von diesem selbst durchgeprügelt zu werden.

Die Kirchenbuße übte eine große Gewalt auf die Gemüther, Jedermann war gezwungen, monatlich einmal zur Beichte zu gehen, auch die älteren Frauen waren in dem nämlichen Falle, die jüngeren Mädchen dagegen welche weniger zu thun hatten und deshalb den Versuchungen des Teufels mehr ausgesetzt waren, mußten wöchentlich zur Beichte gehen, und waren sie besonders schön, noch viel öfter denn, wie begreiflich, streckte der Teufel nach diesen seine Krallen

mit doppelter Begierde aus und solche unschuldige Lämmlein in besonderen Schutz zu nehmen, gebot die Christenpflicht. Wie groß das Bedürfniß und wie nöthig eine solche weise, die Gewalt des Teufels einigermaßen einschränkende Verordnung sei, bewies recht unzweifelhaft die stets wachsende Mischlingsbevölkerung und die ungeheuere Zahl der unehelichen Geburten in jedem Pfarrdorfe. — Mit Schrecken muß man daran denken, wie weit die Gewalt des Teufels gegangen wäre wenn sich die edlen Geistlichen nicht so energisch, nicht mit so großer Aufopferung demselben entgegengestellt hätten.

Außer den Züchtigungen von fremder Hand vor den Kirchenthüren kamen noch diejenigen, welche man sich selbst ertheilen durfte bei kirchlichen Feierlichkeiten, bei Processionen. Hierbei waren die Büßenden durch, über das Gesicht gezogene, leinene Kappen unkenntlich gemacht, eine Vergünstigung den Vornehmen und Reichen vorbehalten, aber die Geißel wurde ihnen nicht erspart, mit welcher sie sich selbst den Rücken zerfleischten. In der heiligen Woche wurden noch andere Strafen auferlegt, sie mußten einen Gürtel von Dornen um den Leib tragen, sie mußten die Schenkel mit herabhängenden Dornsträuchern umkleiden und auf diese von den Vorübergehenden mit Stöcken schlagen lassen, oder sie mußten Dornenkronen tragen, mußten nackend sich mit Nesseln peitschen lassen, kurz, sie unterwarfen sich so schmerzhaften als abgeschmackten Bußübungen, wie nur jemals die Fakirn in Indien.

Durch diese furchtbaren und eindringlichen Strafen und durch die Furcht vor einer Verlängerung derselben in alle Ewigkeit, hatten die Mönche, hatte überhaupt die Geistlichkeit eine Gewalt über die Gemüther und ein Ansehen sich errungen, wie es die Beamten des Königs, trotz der Militairmacht die ihnen zu Diensten steht, niemals, auch nur annäherungsweise haben erreichen können. Meinem Thema vorgreifend, will ich diesen, den berühmtesten Autoritäten entlehnten historischen Angaben ein paar Worte, meine eigenen Erfahrungen betreffend, beifügen: Während meines Aufenthalts in und um Manilla hatte ich häufig Gelegenheit, mit den würdigen geistlichen Herren zu verkehren welche, bei allem Mangel an Bildung, doch die einzig Gebildeten sind, ich bitte dieses nicht für einen gar zu vollkommnen Widerspruch zu nehmen; die Thatsache ist jedenfalls richtig, daß nur die Mönche (wohlverstanden nicht alle) lesen können, daß sie sich auch wohl hüten diese erhabene Kunst weiter zu verbreiten. Diejenigen Beamten welche des Lesens und sogar des Schreibens kundig sind, kundig sein müssen um ihrem Posten vorstehen zu können, sind sämmtlich von Spanien hierher gesendet; auf den Inseln werden diese Künste für durchaus brodlos gehalten.

Die geistlichen Herren, mit denen ich verkehrte, hatten hin und wieder sich aus Langweil mit einzelnen Zweigen der Naturwissenschaften abgegeben, so ist z. B. dasjenige Werk über die Flora der Philippinen, welches man als ein brauchbares anführen kann, von einem spanischen Augustinermönch, Manuel

Blanco, geschrieben, welcher im Jahr 1780 in Navianos (Provinz Zamora in Spanien) geboren, schon in seiner Jugend nach Manilla kam und den größten Theil seines Lebens hier zubrachte. Er starb im Jahre 1845 im Kloster zu Manilla, dessen gelehrteste Zierde er war. Im Uebrigen pflegten sie sich fast ausschließlich mit Sprachen der einheimischen Bevölkerung zu beschäftigen, welche ihnen von großem Nutzen sein mußten, da sie fortwährend mit denselben zu verkehren hatten und sich nur dadurch verständlich machen konnten, daß sie sich das Idiom oder vielmehr die vielen verschiedenen Idiome zu eigen machten.

Mit diesen Leuten, welche gern von Politik sprachen, unterhielt ich mich so oft es von ihnen veranlaßt werden konnte über Gegenstände, die ihnen so interessant, wie mir uninteressant waren denn ich hätte lieber über die Bodenverhältnisse, über das Klima, über Thiere und Pflanzen mich belehren lassen, als daß ich sie belehrte über constitutionelle, liberale oder reactionaire Bestrebungen, wie sie Europa beschäftigten.

Dabei mußte ich oft bemerken, daß sie sehr den Kopf schüttelten über unsere Zustände und gelegentlich wohl äußerten, daß es bei ihnen wohl besser sei. Mit einigem Selbstgefühl erklärten sie: „Wir sind die Herren der Inseln, uns gehören die Philippinen, mag der Gouverneur auch sagen was er wolle, und mögen sie in Spanien am Hof des Königs groß thun mit ihrem Besitz, wir sind die Herren!"

Dann sagte er: „Euer Gnaden beabsichtigen in das Innere der Insel zu reisen, ich weiß zwar nicht, was Sie dort wollen, das Gold ist zu versteckt und findet sich in zu kleinen Mengen, um Euch zu reizen, aber gleichviel, Ihr wollt dahin und Ihr sollt es. Nun geht zuerst zum Gouverneur von Manilla und bittet ihn um eine Guarda und um einen Paß. Er wird mit dem Kopfe schütteln, er wird nicht begreifen, wie Ihr Euer Leben so unnütz auf das Spiel setzen mögt, aber schließlich wird er Euch sagen: Ew. Gnaden werden verzeihen, daß ich Ihren Wunsch nicht erfülle, es giebt bei uns keine Polizei, wir sind in einem zu friedlichen Lande, um derselben zu bedürfen, was jedoch den Schutz betrifft, den wir Euch gewähren könnten, so ist er in der That nur sehr gering.

Nun geht zum Erzbischof — ach nein, das ist nicht nöthig, kommt zu mir und sagt wohin Ihr wollt — oder sagt das nicht, sondern sagt nur einfach, Ihr wollt jeden Punkt der Inselwelt, wohin nur ein Fuß dringen kann, besuchen — sagt dieses und Euch soll gewährt werden. Wollen Ew. Gnaden die Urwälder zu durchdringen suchen — soweit es Pfade giebt, wird ein Augustiner Euch führen, wird seine heilige Rechte zum Frieden erheben, Euch beschützen! Sagt, Ihr wollt zu den wilden Völkerschaften, welche den Fuß der Feuerberge umwohnen, sagt, Ihr wollt zu diesen selbst hinaufsteigen — ein frommer Bruder unseres Ordens wird Euer Führer sein; sagt, Ihr wollt ganz Luçon umreisen, die Heiden im Norden besuchen, die Flüsse des Landes hinauf oder hinabfahren, die wunderbaren Fledermaushöhlen besehen; sagt, Ihr wollt von der Costa durch

das Interno nach der Contra Costa am stillen Meere wandern — es wird Euch gewährt werden, aber immer wird ein geistlicher Herr Euer Führer sein.

Nein, mein edler Sennor, so weit heruntergekommen sind wir noch nicht, wie Ihr in Euerem unglücklichen alten Lande, wir sind es, die regieren, und ich möchte den kennen der von der Regierung beauftragt, Euch nach einer Legitimation fragen wollte wenn Ihr unter unserem Schutze steht! auch weiß dies die Regierung sehr wohl, sie braucht uns, sie steht unter unserem Schutze, wir aber nicht unter dem ihrigen, und darum legt sie uns keine Schwierigkeiten in den Weg, wie es wohl in unserem, nicht Mutterlande, sondern Stiefmutterlande geschieht."

Soweit als thunlich, um mir das Gesagte zu beweisen, that es auch der Priester und ich wurde nach allen Richtungen hin mit Empfehlungsschreiben von ihm versehen, und einer der geistlichen Würdenträger wies mich dem anderen zu, und jeder bestrebte sich, der Empfehlung Ehre zu machen.

Ich will jetzt wieder zurück zu dem Faden meiner historischen Mittheilungen, welche ich noch auf dem Schiffe sammelte, bevor ich einen Fuß auf die Insel Mindanao setzte.

Trotz dieser Uebergewalt der geistlichen Würdenträger scheint der Aufstand, welchen die Mischlinge mit so großem Glücke begonnen haben, wenn er auch gänzlich scheiterte, doch in den Behörden einen gewissen Schrecken zurückgelassen zu haben, welcher sie bewog, um Unterstützung an Soldaten nach dem Mutterlande zu schreiben, und so besteht denn gegenwärtig eine Militairmacht auf Luçon, die etwa 2000 Europäer und 4000 Eingeborene zählt, sie sind in vielen kleinen Garnisonen im Lande vertheilt, sind aber so außerordentlich schlecht bezahlt, daß sie eigentlich ganz und gar angewiesen sind auf den guten Willen der Eingeborenen, die denn auch das Ihrige um so lieber thun, als sie glauben, diesen kleinen Abtheilungen Militairs ihre Sicherheit zu danken. Mehr dürfte dies der Fall sein durch eine Einrichtung die sich, wie es scheint allmälig von selbst gebildet hat. Ob auf Anrathen der Geistlichen oder der weltlichen Behörden — es besteht eine Miliz im Lande, zu der so ziemlich alle waffenfähigen Männer eines Ortes gehören, die militairische Garnison übt dieselben in den Waffen, sucht ihnen etwas Taktik beizubringen und stellt sich in Zeiten der Gefahr an ihre Spitze. Auf diese Weise kann der Generalgouverneur 30,000 bis 40,000 Kämpfer zusammenziehen. Es dürfte nun wohl schwer sein mit denselben eine Schlacht zu gewinnen, wenn sich's darum handelt, einem wohldisciplinirten Heere gegenüber, und zählt es auch nur den vierten Theil der Mannschaft, zu kämpfen, allein so viel ist gewiß, durch die Einrichtung der Miliz wird es wenigstens nicht mehr möglich sein, mit einem Handstreich sich zum Herrn der Insel zu machen, wie es einmal den Engländern gelang. Man wird Manilla erobern können, da es schlecht genug vertheidigt ist, aber es wird im Innern in jedem Dorfe, an jedem Bache, auf jedem Waldpfade eine Guerillabande geben, welche das

Weiterschreiten der erobernden Truppen hindert und man wird zum Mindesten ein ebenso großes Heer brauchen, um die Insel zu unterwerfen. Welche europäische Macht aber wäre im Stande, ein solches Landungsheer um den halben Erdkreis zu schicken, und wenn es geschehen könnte, so dürfte es sehr fraglich sein, ob die Eroberung den zehnten Theil dessen werth wäre, was sie gekostet hat.

Es ist übrigens wunderbar, zu sehen, worin die Spanier ihren Vortheil, d. h. worin sie die Erhöhung ihrer Einkünfte zu finden glauben, in welchem guten Glauben sie denn auch ein paar Jahrhunderte lang jene saubere Wirthschaft geführt haben, welche das arme Ländchen aussaugen mußte. Vor allen Dingen wollte man so viel haben um jeden, einigermaßen bedeutenden Posten reichlichst auszustatten, so entstand, abgesehen von dem Einkommen der Geistlichkeit, eine Abgabenlast welche drei Millionen Thaler überstieg, lediglich für Gehalte; dieses Geld wird erhoben durch eine Personalsteuer, durch Hafenabgaben, durch Taxen für die ein- und ausgehenden Ladungen, durch Zölle auf den Tabak, den Bethel- und die Arecanüsse, die Cocosnüsse, die Weine, die Hahnenkämpfe und endlich durch den Stempel dem jede Verhandlung unterliegt.

Dies hatte natürlich zur Folge, daß die Waaren im Lande so gut wie preislos, werthlos waren. Kein Mensch konnte bezahlen was die Zölle verlangten; wozu hätten die Leute mehr bauen sollen, als ihren unmittelbaren Bedarf: man könnte sagen, sie seien in ihrem eigenen Fett erstickt. Es wurde zwar der Zucker zu einem halben Groschen das Pfund verkauft, aber wenn ein Schiff sich mit solchem Zucker belastet hatte, so kam der Taxator und sagte: dieser Zucker kostet in Europa zehnmal so viel als hier, von diesem Werth müßt ihr folglich die Abgabe entrichten und da diese sich auf 30% belief, so ergiebt sich, daß die Zölle den Einkaufspreis um das Sechsfache überstiegen, wer mochte da noch Etwas kaufen! Die Folge hievon konnte auch nicht ausbleiben, die Eingebornen bauten nur ihren Bedarf, sie ernteten nur so viel Reis als sie für ihren Hausbedarf nöthig hatten, das Uebrige blieb auf dem Felde stehen zum Vortheil der Vögel und der Affen.

Mit diesen thörichten Einrichtungen waren die Spanier aber noch nicht zufrieden, sie belegten auch die eingehenden Waaren mit Zöllen von solcher Höhe, daß sie selbst alle fremden Nationen abschreckten. Man hätte noch allenfalls Indigo zur Rückreise mitnehmen können, welcher noch nicht mit einem Zoll belegt war, und hätte vermocht, durch das werthvolle Produkt manchen Schaden auszugleichen, aber es kam schließlich gar kein europäisches Schiff mehr nach Manilla, außer ein paar Engländern, welche gelegentlich ihrer Reise nach China einen kleinen Abstecher machten.

Und so ist es leider auch noch, denn als ich eine Woche später, als ich dieses geschrieben hatte, nach Manilla kam, zählte ich nicht mehr als 14 Schiffe daselbst, während 200 zur Genüge Beschäftigung gefunden haben würden, ohne den spanischen Zopf. Der jetzige Handel wird ganz allein von den Chinesen

und den Eingeborenen gehandhabt und er ist ein um die ganze Insel verbreiteter Schmuggelhandel. Die Eingeborenen bringen Vogelnester, Ebenholz, flach geschliffene Austerschalen, Goldstaub, Wachs und getrocknetes Hirschfleisch an die Küsten, nicht selten auch Indigo und Kaffee; zum Austausch empfangen sie seidene Tücher, Porzellangefäße, eingemachte Früchte und Galanteriewaaren.

So weit war ich in meinen Studien gekommen, als vor uns Mindanao, die südlichste große Insel der Philippinen lag. An diesem großen und schönen Lande anzulegen, schien dem Supercargo um so nothwendiger, als dasselbe nicht ganz den Spaniern gehörte, sondern ein Theil davon noch unabhängig war und unter eigenen Herrschern stand, die, wie der Supercargo immer erwartete, ihm ihre Aufwartung machen und ihn zu Handelstractaten einladen würden, doch hatte er keine Courage an einem Orte anzulegen, an dem wirklich unabhängige Herrscher sich befanden, wie z. B. in der Bay von Sarangami oder vor Selangan in der Bay von Illana. Er umfuhr die Insel an ihrer Nordküste und ging bei Misamis vor Anker, in der Bay von Panguil an der nördlichen Küste von Mandanao, welches der Hauptort der spanischen Niederlassung ist.

Auch hier hatte er das Vergnügen, sein Schiff für ein Kriegsschiff gehalten zu sehen. Er ließ 16 Kanonenschüsse als Gruß gegen das Fort lösen und wurde mit einem Kanonenschusse wieder begrüßt. Lange wartete er auf den zweiten und dritten, ach, er hätte sehr lange warten können, wenn sich nicht das Räthsel eigenthümlich gelöst hätte.

Nachdem Herr Meyer mit Sehnsucht den folgenden Kanonenschüssen entgegengesehen hatte, bekam er etwas Anderes, damit durchaus nicht Verwandtes zu sehen, ein Boot nämlich, dessen Bemannung durch unsere Fernröhre sich als aus vierzehn Ruderern, einem Steuermann und einem Offizier bestehend, auswies.

Unter Aufhissung einer weißen Flagge, gewissermaßen andeutend daß es komme um zu capituliren, näherte sich das Boot und zur nicht geringen Verwunderung unserer Aller machte auch noch der Offizier eine uns ganz unverständliche Reihe von Zeichen, von Geberden, die auszulegen mir wenigstens unmöglich gewesen wäre wenn ich nicht gemerkt hätte, daß sehr viele und tiefe Complimente einen Hauptinhalt derselben ausmachten.

Endlich gelangte das Boot an unsere Breitseite, legte sich unterhalb der Treppe an, die Matrosen hoben ihre Ruder aus dem Wasser und hielten sie senkrecht empor, wahrscheinlich als Begrüßungszeichen, dann stieg der Offizier zu uns an Bord zu dessen Empfange die Marinesoldaten sich hatten in Reihe und Glied stellen müssen und nun kam zu Tage, warum der „van der Kapellen" nur mit einem Kanonenschusse salutirt worden.

Der Gouverneur des Forts ließ dem Kapitain des berühmten Kriegsschiffes einer ganz unbekannten Nation ganz gehorsamst anzeigen, daß in der ganzen Festung nur noch fünf Pfund Pulver vorhanden seien, falls man nicht das Pirschpulver für die Schrotflinten und Kugelbüchsen, soweit es nicht in dem Pri-

vatbesitz der einzelnen Offiziere sei, mitzählen wolle. Diese fünf Pfund Pulver zu Salutschüssen zu verwenden, um ein Schiff mangelhaft zu begrüßen, würde der Gouverneur nicht wagen, da in solchem Falle ihm für ein demnächst erscheinendes Kriegsschiff nicht einmal die Möglichkeit bleibe, ihm einen Salutschuß zu erwidern. Der Gouverneur Sennor Don Piedro de Aquilar i Pereira de los Montes i Salva i Vederungo de Manuitto i Pongo i Quereo de Alareos lasse eine ergebenste Empfehlung machen und frage, ob das hohe Kriegsschiff der unbekannten Nation die übliche Zahl von Satutschüssen verlange, in welchem Falle derselbe edle Gouverneur Don Piedro de Aquilar —

„Um Gottes Willen nicht!" schrie der Kapitain, wir würden doch die Namen nicht behalten können, was wünscht der edle Gouverneur?

Mit einem so vernichtenden Blick auf den Kapitain, daß dieser sich davor vollständig verkrümelte wie ein vom Tisch gefallenes Quecksilberkügelchen, sagte der Supercargo zu dem spanischen Offizier, wahrlich, so herablassend, daß ich mich wundere, wie derselbe „in seines Nichts durchbohrendem Gefühle" es möglich machte, noch auf gleichen Füßen stehen zu bleiben — nicht in die Knie sank — „ich bin der Inhaber des Schiffes, lassen Sie den wunderlichen alten Mann reden und vollenden Sie ihren Auftrag an mich!"

Mit einer tiefen und sehr ceremoniösen Verbeugung fuhr der in seiner Rede unterbrochene Offizier fort, die sämmtlichen Namen des Gouverneurs wiederholend — dieser hohe Don und Gouverneur lasse bitten, ihm das zu den Salutschüssen nöthige Pulver zu schenken.

Bereitwilligst erklärte auch der Supercargo, auf solche Kleinigkeit käme es ihm nicht an, wenn es sich darum handele, einer befreundeten Macht Dienste zu leisten; alsbald gab er auch Befehl, ein Faß Pulver von einem Centner an den Offizier auszuliefern und ich flüsterte demselben zu, er könne hierbei seinen Schnitt machen, statt sechs Pfund, wie berechnet für jeden Salutschuß, dürfe er nur ein Pfund nehmen, wenn er ein tüchtig Stück begraster Erde, einen halben Quadratfuß Rasen, vorsetze. Dieses knalle sehr gut und auf das Knallen sei es ja doch nur abgesehen, die Festung des königlichen Hauses von Spanien behalte dann immer noch 85 Pfund Pulver übrig, was, die eignen fünf Pfund dazugerechnet, immerhin nicht unbedeutend sei und Schaden genug anrichten könne, falls unvorsichtigerweise Feuer daran käme. Die namhafte württembergische Festung Hohen-Asperg sei einmal mit weniger Pulver in die Luft gesprengt worden, wie mir der Herr Supercargo bezeugen werde.

Der Supercargo hatte schon so viel von seiner Verachtung auf den Kapitain geschleudert, daß kaum noch etwas Bemerkenswerthes für mich übrig blieb, auch wurde der spanische Offizier dessen in der That nicht gewahr, sonst hätte er mir nicht so verbindlich für meinen Rath gedankt und nicht gesagt, er werde meine überaus freundliche Weisung sicher benutzen.

Der Kapitain, welcher sonst ziemlich ernsthaft war, schien doch durch diese

lächerliche Unterhaltung so wohl gelaunt zu werden, daß er den Ordres des Supercargo unweigerlich nachkam und aus seinem Privatbesitz auch noch eine Blechbüchse mit 25 Pfund Pirschpulver für die würdigen Kameraden, für die Offiziere der Garnison beifügte, was für mich die angenehmsten Folgen hatte.

Das Boot kehrte zurück und die uns schuldig gebliebenen fünfzehn Salutschüsse ertönten, einer nach dem anderen, so schneidend scharf und doch so wenig lufterschütternd, daß ich wohl bemerken konnte, der brave Offizier habe die Lehre gefaßt und zu meinem Nutzen angewendet.

Ich sage „zu meinem Nutzen," denn als ich nunmehr einen halben Tag später das Land betrat und gerade dem jungen Offizier in die Arme lief, der die oben erwähnte Bitte an uns gestellt, erzählte er mir voll Freude und Glück, daß er wirklich mit wohl bewurzelten Bambusschößlingen gefeuert habe, daß dadurch nicht nur seine Kanonenrohre vortrefflich gereinigt worden, sondern daß er auch wirklich eine so beträchtliche Quantität Pulver erübrigt, daß er eine halbe Aroba für sich habe behalten können, ohne daß es aufgefallen wäre, und er sei jetzt nicht mehr gehindert, auf die Jagd zu gehen, da unser Kanonenpulver noch immer besser und wirksamer wäre, als ihr schönstes Pirschpulver.

In Folge dieses glücklichen Ereignisses wurde der Mann mein Busenfreund und half mir die Insel nach allen Richtungen durchstreifen — nach allen Richtungen, das ist allerdings zu viel gesagt, denn sie hat doch nahezu 200 Meilen an Küstenumfang, obwohl sie nur 45 Meilen lang und nahezu ebenso breit ist, dabei aber so vielfältig in Landzungen und Halbinseln ausläuft, daß hierdurch die vermehrte Meilenzahl ganz leicht erkärt wird, wenn nicht die gemachten Angaben beträchtlich zu klein sein sollten.

Fünftes Kapitel.

Seeräuber rings umher.

Der nach Süden gerichtete Theil der Insel und die weit gestreckte Landzunge, an deren Spitze Zamboango liegt, ist völlig unabhängig; zwar haben gerade an dem letzt genannten Orte die Spanier festen Fuß gefaßt, es ist die aller äußerste Spitze der Halbinsel und durch die abgesonderte Insel Basilian bildet sich eine Straße, die denselben Namen führt und die für Zamboanga eine sichere Rhede wird; allein über diese Landspitze hinaus ist die Macht der Spanier nicht gedrungen, das ganze Innere ist sehr gebirgig und ist mit großer Eifersucht bewacht. Das Oberhaupt der Insel, zu Selangan residirend, hält gute Wacht und seine 10 bis 12000 Männer, Familienhäupter, welche sämmtlich Krieger sind, würden jeden Versuch, mit bewaffneter Hand einzudringen, auf er-

folgreiche Art zurückweisen, denn sie sind sämmtlich als Krieger furchtbar genug, da sie in ununterbrochener Uebung der Waffen aufwachsen, sie sind berüchtigte Piraten und der Schrecken der indischen Meere welche sie raubend und mordend, durchstreichen. In den letzteren glauben sie allein Sicherheit zu finden. Jedes angegriffene Schiff wird auch besiegt, denn der Kampf geschieht immer Mann an Mann und endet nur mit dem Tode eines der Streiter, und ist alsdann das Schiff bezwungen, so wird es zuvörderst geplündert, wobei die Mannschaft unter unzähligen Schlägen und Verwundungen helfen muß, dann wird diese Mannschaft in den untersten Schiffsraum gesperrt und nun das Fahrzeug angebohrt und versenkt, bei Tage auch wohl verbrannt, welches wiederum bei Nacht niemals geschieht, damit der weithin leuchtende Schein der hochauflodernden Flamme kein Schiff zur Hilfe herbeilocke.

In Folge dieses abscheulichen Verfahrens sind die Piraten in mehrfacher Weise sehr wohl gesichert, es läßt sich ihnen schwer etwas beweisen, auch sind sie schlau genug sich selbst vor Schaden zu schützen, vor allen Dingen greifen sie nur unbewaffnete Fahrzeuge an, es sei denn daß es spanische Schiffe wären deren Kanonen ihnen keine Besorgniß einzuflößen scheinen, dann nehmen sie von den eroberten Fahrzeugen außer Gold und Geldeswerth immer alle Waffen und alles Schießpulver mit sich so daß sie mit dem, in diesen Breiten schwer zu beschaffenden Schießbedarf immer reichlich versehen sind, bei alledem greifen sie doch nie die englische und die französische Flagge an. Sie scheinen eine Ahnung zu haben daß die Matrosen beider Nationen tüchtige, kampfgeübte Männer sind und daß deren Ueberlegenheit doch wohl zu fürchten sein dürfte. Die Spanier dagegen, obschon es gerade in ihrem Interesse läge, diesem Unwesen zu steuern, das ihren Handel mehr beeinträchtigt als den irgend einer andern Nation, scheinen doch die Raubnester nicht vertilgen zu wollen, wahrscheinlich, weil sie von der Ansicht ausgehen, die anderen Völker würden durch die Unsicherheit der Schifffahrt in diesen Meeren abgeschreckt werden hierher Handel zu treiben, wodurch derselbe ihnen vorbehalten bliebe. Man kann solche Ansichten nur als verrückte bezeichnen, möglichste Freiheit im Handel für alle Nationen, schließt selbstverständlich den möglichsten Vortheil für jede einzelne in sich.

Mit dem jungen Offizier machte ich einige Ausflüge nach dem Innern, lernte die Strand- und die Bergbewohner kennen und unterscheiden. Die Lutas an den Küsten vertheilt, fast durchweg Fischer, bekennen sich zu einem verdorbenen Islam, sie haben Iman's, welche den Religionsdienst in den Mosqueen versehen, die Beschneidung und sonstige religiöse Handlungen vornehmen, die Schulen leiten u. s. w., aber es doch nicht haben dahin bringen können, daß die Frauen ihr Gesicht bedecken, während sie den ganzen übrigen Körper den begehrlichen Blicken der Fremden preisgeben, sie machen es umgekehrt, sie bekleiden den Körper, wenn auch noch so leicht, und lassen das Gesicht unverhüllt.

Diese Fischer sind zugleich die wildesten Krieger, die blutdürstigsten, die es vielleicht giebt. Was man ihnen nachsagt, daß sie ihre erschlagenen Feinde auffressen, mag wohl nicht wahr sein, da sie Mohamedaner sind, denen diese löbliche Eigenschaft fehlt, aber von Schonung des Gegners im Gemetzel ist allerdings keine Rede, unbarmherzig geschlachtet wird ein Jeder, der an dem erbitterten Kampfe theilnimmt, ihr Blutdurst zeigt sich nicht darin, daß sie das Blut des Feindes trinken, wohl aber darin, daß sie nicht zufrieden sind, bevor der letzte Tropfen Blutes aus dem zuckenden Körper entströmt ist.

Ihre Kampfart ist auch lediglich auf solches Blutvergießen berechnet, sie haben zwar Kanonen auf ihren leichten, flüchtigen Schiffen aus aufgerolltem Bambusrohre gebaut, aber die leichte Bauart schon verräth daß diese Kanonen kein Kaliber haben, welches einem anderen Schiffe gefährlich werden könnte. Sie führen Falkonets, welche 2 Pfund schießen. Eine dreipfündige Kanone ist schon etwas sehr Seltenes und eine vierpfündige trägt kaum das Admiralschiff, das Schiff des Kommandeurs bei solchem Angriff.

Stillschweigend suchen sie sich dem Feinde zu nähern, über den sie dadurch einen großen Vortheil haben, daß sie auf große Entfernungen gar nicht gesehen werden, indessen die 150 Fuß hohen Masten und der 20 Fuß über das Wasser ragende Hintertheil des Schiffes mehrere Meilen weit gesehen werden kann. Sie folgen solchem Schiffe bis zur Dämmerung, wenn dasselbe nun seine Segel kürzt, weil es in diesen insel- und felsenreichen Meeren gefährlich ist, seinen Lauf ungehemmt fortzusetzen, so greifen die Seeräuber zu den Rudern und kommen dann gewöhnlich ein paar Stunden nach Mitternacht mit dem verfolgten Schiffe zusammen.

Nun wird ohne weiteres Kapituliren das Schiff erstiegen, sie werfen Seile mit Haken, sie werfen auch wohl Strickleitern hinauf und ehe die schlafende Mannschaft geweckt ist und aus ihren Hängematten stolpert, befindet sich das Verdeck schon in der Hand des Feindes, der nichts weiter zu thun hat, als die einzelnen Leute zu schlachten, wie sie sich an den Schiffsluken zeigen.

Gewöhnlich hat ein solches Piratenschiff 60 bis 80 Mann Besatzung, welche zugleich Ruderer und Krieger sind. Bis an die Zähne bewaffnet, vom Kopfe, der durch einen Helm oder einen dicken Turban geschützt ist, bis an den Beinen und Knieen, auf denen sie nicht selten blechene Schilde tragen, haben sie starke Beile, kurze, breite Schlachtschwerter und lange Hiebmesser welche sie Krisch nennen, mit deren scharfer Spitze sie einen Menschen so durchstechen, daß die Hälfte der Klinge zum Rücken hinaussieht indessen ein wohlgeführter Hieb Brust und Unterleib in einem Zuge spaltet, so daß alsbald die Eingeweide zerstückelt aus ihrer Höhle fallen. Gegen ähnliche Waffen wissen diese Räuber sich durch stark wattirte und drath durchnähte Panzer zu schützen.

Auf den Bergen des Innern wohnen die braunen Alfurs, auch schlimme Kunden indem es bei ihnen ein Ehrenpunkt ist, vielen Feinden die Köpfe ab-

geschnitten und als Trophäen nach Hause gebracht zu haben. Sie scheinen mir die Urbewohner der Insel zu sein, die Mohamedaner sind wahrscheinlich von den Inseln im Süden des großen Continents hieher gezogen. Im Verkehr mit Europäern scheinen sie erträglich friedliche Gesinnungen an den Tag zu legen, zu ihnen zu gelangen ist aber äußerst schwierig und als ich meinen treuen Freund dringend bat, mir Gelegenheit zu verschaffen die Alfurs im Innern zu besuchen und einen Urwald von Mindanao zu sehen, ließ er zwar die stehende Antwort der höflichen Spanier „Vsted sabe quae io sono a la disposicion de Vsted" (Ew. Gnaden wissen, daß ich zur Verfügung von Ew. Gnaden stehe — Vsted ist eine Zusammenziehung von den beiden Worten vuestra Merced), machte aber doch dabei ein sehr saures Gesicht.

Zwei Tage später brachte ich den würdigen Mann dahin, sich in der That zu meiner Verfügung zu stellen. Sechs schwer Bewaffnete, wie ich glaube, aus einer alten Rüstkammer mit Knappenharnischen und Helmen bekleidete Männer, denen die Hellebarden so wenig fehlten, als weitmäulige Donnerbüchsen, und 20 Eingeborene bildeten das Gefolge, das bestimmt war, mich und Sennor Don Pasquale de Velugas über eine Landzunge, gleichzeitig aber durch einen Urwald zu führen.

Gewiß waren Eisenharnische und Pickelhauben, mit wie edlem Rost sie auch bedeckt sein mochten, doch hier so überflüssig, als die langen Partisanen unserem Marsche hinderlich waren. Der edle Sennor Don Pasquale hielt sie aber so wenig für überflüssig als die 20 anderen Männer, deren zweckdienlichere Ausstattung ich auch erkennen lernte, sie hatten nämlich große Packete fest zusammengebundener Spaltstücke von Bambusrohr auf ihrem Rücken, nicht quer über, sondern in die Höhe stehend getragen, das erstere würde sie entschieden beim Fortschreiten in der dichten Waldung gehindert haben, denn oft genug mußten wir Unbeladene uns zwischen ein Paar Bäumen durchdrängen, das letztere machte sich allenfalls, denn hoch genug über dem Boden fingen die Aeste an um den Durchgang zu gestatten.

Das Erste, was beim Beschreiten des Waldes mir auffiel, waren die Manglebäume mit ihren tausend Wurzeln, welche besonders in der Nähe des Meeres sich ausbreiteten. Der Baum hat die Eigenschaft, nicht nur von den Aesten aus Wurzeln zu entsenden, welche lang und etwa so stark wie Federkiele zum Boden herabhängen, worauf sie, in diesem fassend, dicker und immer werden, bis sie selbst Stämme bilden und die Zweige stützen, sondern sie geben auch noch ihren Früchten die entwickelten Wurzeln mit auf den Weg, die nicht selten fußlang werden, ehe sie abfallen, ja, die wohl gar noch am Zweige hängen bleiben, wenn schon ihre Wurzeln Boden gefaßt haben.

Dieses bildet am Meeresrande ein so verworrenes Dickicht, daß man nicht hineindringt, sondern sich vielmehr bemüht, hinauf zu kommen, um auf diesen Wurzeln zu marschiren, zu klettern, zu kriechen, bis man aus dem Bereich der



Im Urwald auf Mindanao.

Benetzung des Bodens durch das Seewasser ist. Dort stirbt diese Vegetation allmälig ab, da ihr das Meerwasser zum Wachsthum nöthig ist.

Als wir dieselbe mit unendlicher Mühe hinter uns gelassen hatten, begannen unzählige verschiedene Arten von Leguminosen mit ihren wunderschönen, vielfarbigen Schmetterlingsblüthen mein Auge zu erfreuen, dazwischen erhoben sich Kräuter, welche baumartig wurden, feste Stämme hatten, mitten unter ihnen das 20 Fuß hohe Dschunglegras, eine Rohrgattung, ähnlich dem italienischen arundo donax, nur von bedeutend größerer Stärke und Zähigkeit. Dieses Geröhricht ist der eigentliche Sitz alles Raubgethieres und auch großer Heerden wilder Eber. Dann erhoben sich die niedrigen oder mäßig hohen Bäume umgeben von Ranken aller Art, von bescheidenen Schlingpflanzen welche weiter nichts wollen als eine Stütze, wie unsere Weinranken oder die blumenreichen Winden, daneben aber auch von solchen Pflanzen, welche ihre Wurzeln in die Rinden der Bäume schlagen, gleich unserm Epheu, endlich aber auch von jenen mörderischen Lianen, welche sich an den Baum schmiegen, ihn, man möchte sagen umfließen, dann ihn mit eisernen Klammern umarmen, ihn zusammenschnüren und ihn auf solche Weise allmälig in seinem eigenen Safte ersticken.

Je weiter man nun vordringt in das Innere des Waldes, desto höher werden die Bäume und hier, vorzüglich könnte man sagen, daß — zwei Wälder

übereinander wachsen. Der untere enthält diejenigen Bäume, welche nich leicht über 60 oder 70 Fuß hoch werden, es sind zugleich diejenigen, welche den Schatten geben. Ueber ihnen, dem Lichte näher und mit ihrem schlanken Wuchs ihm zustrebend und das Laubdach der unteren Schicht durchbrechend, hängen nun jene schlanken Bäume, deren Kronen sich erst in der Höhe von 200 Fuß entfalten, das sind einige wenige Palmen, denn die meisten erreichen nicht diese Höhe und lieben auch nicht ansteigenden Boden, sondern solchen, welcher dem Meere nahe und womöglich von den Wellen desselben erreichbar ist, wie dies mit der Cocospalme der Fall, demnächst aber hat der schöne Gelbsandelholzbaum hier seinen Sitz, glücklicherweise haben ihn die edlen Spanier noch nicht entdeckt, sonst würde er auch bereits ausgerottet sein, wie er es auf vielen von ihnen bewohnten Inseln bereits ist. Hier allerdings könnte ein anderes Hinderniß darin liegen, daß die Bewohner noch nicht Sclaven sind, noch nicht in dem Grade unterworfen und unterdrückt, wie es gewöhnlich mit der unglücklichen, eingeborenen Bevölkerung geschieht, sobald Europäer sie mit ihrer Gegenwart beglücken. Und für die Spanier selbst, denen schon die Schuhflickerarbeit zu viel ist, dürfte es wohl ganz unmöglich sein, Sandelholzbäume, welche eine Viertelmeile vom Strande wachsen, bis zu demselben herunterzuschaffen.

In diesen hohen Regionen schwebt auch das Laub der prächtigen Ebenholzbäume, dort hinauf ragen Palmen von 250 Fuß Höhe und dichtbelaubte, feingefiederte Akazien, welche nicht minder hoch steigen. Auf diese Weise bildet sich in der That ein Wald über dem Walde, nur kann man leider den hoch gelegenen nicht anders begehen, als indem man gleichzeitig den unteren beschreitet, und dies hat die unbequeme Folge, daß es unten so außerordentlich dunkel wird, daß man genöthigt ist, Fackeln anzuzünden, wenn man überhaupt den Wald besuchen will. So wurde es auch jetzt gemacht und die großen Packete Bambussplitter, welche unser Gefolge trug, lieferten das Material. Handliche Bündel wurden davon geformt, so lange wir noch einen Rest von Tageslicht hatten, nun wurden sie angezündet und wir bemerkten, daß wir in der That Nacht um uns hatten, die letzte Spur des in den tropischen Gegenden so energischen Sonnenlichts verschwand und die braunrothe, rauchende Flamme qualmte empor und machte uns die Finsterniß sichtbar. Es war jetzt auch keine Rede mehr davon, einen Baum zu erkennen, was ich von diesen gesehen hatte, war noch unter dem Einflusse des Tageslichtes gesehen worden, hier im Dunkel zeigte sich nichts, als eine Fülle von Stämmen, glatt und blank oder rauh mit gespaltener Rinde oder mit Schuppen und furchtbaren Dornen versehen, etwas anderes sah man nicht und im Grunde war auch nichts zu sehen, denn das, was unsere Wälder charakterisirt, das Buschwerk, das sogenannte Unterholz, war hier völlig verschwunden, denn da es an Licht fehlte, so mußte es auch nothwendigerweise an allem Pflanzenwuchs fehlen.

Diese Wälder zu beschreiten, ist schon deshalb sehr schwierig, weil der

Boden immerfort durchnäßt ist, da die überreichlichen warmen Regen dieser Zone zwar das Laub durchdringen und bis auf den Boden gelangen, dort aber keineswegs, durch die Sonnenwärme in Dünste verwandelt, entweichen, sondern die überreichlich mit Nahrungsstoffen durchdrungene Lauberde in einen stehenden Sumpf verwandeln, der deshalb auch der Lieblingsaufenthalt vielen bösen Gewürmes ist und große Schlangen, theils giftig, theils furchtbar durch ihre Länge und Dicke, birgt; auch muß man hier gegen wilde Schweine auf seiner Hut sein, welche gar keinen Spaß verstehen und gleich den Peccaris in Nordamerika mit Wuth auf den Menschen losgehen, ihn ganz ohne Veranlassung angreifen, auch sich weder durch Feuerwaffen, noch durch irgend etwas anderes einschüchtern und abwehren lassen. Die hiesigen Wildschweine sind dazu noch von einer bei weitem mächtigeren und stärkeren Race, also auch in dieser Hinsicht noch sehr gefährlich.

Wir hatten zwar einige jener großen Hatzrüden bei uns, welche die Spanier auf viele ihrer Colonien verpflanzt haben, um mittelst derselben die Eingeborenen zu bekämpfen, allein so schwer und gewaltig und so muthig diese Thiere sind, so hatte ich doch alle Ursache zu glauben, daß ihrer zwei nicht mit einem der hiesigen Eber fertig werden würden.

Obwohl ich ein großer Verehrer der schöpferischen Natur bin, obwohl Alles, was mit ihr verwandt ist, mich erfreut und entzückt, so war ich doch ziemlich zufrieden, als unser Marsch sich seinem Ende nahte und die Landzunge überschritten war. Hätte ich, den Urwald durchstreichend, nur so viel Tageslicht gehabt, um meinen Weg zu finden, so wäre ich wahrscheinlich nicht so schnell umgekehrt, unter diesen Umständen aber schien mir ein mehr als 2 Stunden langer Aufenthalt in der Finsterniß und in unangenehm schwüler, dampfender Sumpfluft durchaus nicht wünschenswerth.

Unsere Bambussplitter, mit gespaltenem Holz der Dammarfichte vermischt, reichte gerade hin, um uns so weit zu leuchten, bis wir in der Ferne die ersten Spuren eines Tagesschimmers sahen, noch einige hundert Schritt, so verblich die rothe, qualmende Flamme der Fackeln vor den auffallenden Sonnenstrahlen und als wir noch eine Minute später das gesammte übrige Holz auf einen Haufen warfen und in Brand setzten, hatte auch dieses keinen Erfolg mehr, denn schon war die hochstrebende Waldung dünner geworden und die zweite darunter ruhende hatte sich geöffnet und dem Lichte Zutritt zum Boden gelassen.

Es würde wohl vergeblich sein, mit Worten das prächtige Schauspiel zu malen, welches sich mir darbot, als ich aus dem Dunkel des Waldes in den blendenden Schein der über unseren Häuptern stehenden Sonne trat, welche ihre Strahlen vollkommen senkrecht auf uns hernieder sandte, so daß ein Jeder auf dem Boden einen Schatten von der Gestalt eines vollkommenen Kreises warf, in dessen Mittelpunkt er selbst stand. Dies war nicht der Schatten des Menschen, sondern der seines Hutes, seines Sombrero, der eine Elle im Durch-

messer haltend, den ganzen Körper den Sonnenstrahlen entzog, natürlich nur in der Mittagsstunde. Unsere tagalischen Begleiter gaben mir einen ungefähren Begriff von dem Aussehen des armen Peter Schlemihl, als er seinen Schatten verkauft hatte. Sie standen zwar auch in einem von der Sonne nicht beschienenen, oval umgrenzten kleinen Raum, den die Schultern verlängerten und dem der Brustkasten seine Breite gab, allein dieser Fleck verschwand so sehr in dem allgemeinen Licht, daß man ihn in der That gänzlich übersehen konnte und die Leute für schattenlos hielt.

Es öffnete sich jetzt meinen Blicken eine Aussicht, von deren wunderbaren Schönheit man sich nur dann eine Vorstellung machen kann, wenn man nicht vergessen will, daß wir zwei Stunden lang in furchtbarer Finsterniß zugebracht. Die Helligkeit schien so blendend, daß sie anscheinend das Auge verletzte, vor allen Dingen aber ergoß sich ein so überaus weißer Schein über alle Gegenstände, daß es mir war, als sähe ich die Umgegend durch elektrisches Licht erleuchtet, welches, wie wir Alle wissen, vollkommen farblos ist, man pflegt das Mondlicht weiß und das Sonnenlicht gelb zu nennen, steht die Sonne aber an klarem, völlig unbewölktem dunkelblauem Himmel, so ist auch ihr Schein nicht gelb, sondern über alle Begriffe blendend weiß. In diesem hellen Schimmer sah ich die gegenüberliegenden Hügel und Berge, in diesem Schimmer die silbern dahin schlängelnden Bäche und einen Wasserfall von wunderbarer Klarheit, dessen Hauptmasse ebenso silberglänzend niederstürzte, während die ganze Umgebung von zerstäubtem Wasser erfüllt in den wundervollsten Farben spielte, eine Aussicht, welche zugleich unbeschreiblich reizend, als doch auch sonderbar erschien, indem die Regenbogenfarben den Boden bedeckten, die Stelle umgaben auf welche das Wasser fiel und zerstäubte, wie es nicht anders sein kann, da die Sonne senkrecht darüber stand, so wie ich über dem Wasserfall, der sich zu meinen Füßen ausbreitete, von Fels zu Fels stürzend, indessen ich auf den höchsten derselben mich befand (um einen Regenbogen zu sehen, muß der Beobachter jederzeit zwischen der Sonne und den Wassertropfen — eine Regenwand oder der Staub eines Wasserfalles, stehen, er wird sich dann immer im Mittelpunkte eines Kreises befinden, den der Regenbogen seinem Auge darbietet und er wird um so mehr davon sehen, je höher er und die Wolke und je niedriger die Sonne steht. Gewöhnlich wird man auf einer im Osten stehenden, regnenden Wolke einen Halbkreis sehen, falls die Sonne gerade im Untergehen begriffen ist. Stünde man jedoch möglichst isolirt, also auf der Spitze eines Berges wie der Aetna oder der Pic von Teneriffa, wäre die Sonne ferner im Untergehen gegenüber einer im Osten befindlichen, sehr hoch schwebenden Regenwolke, so könnte es wohl kommen, daß der dadurch hervorgebrachte Regenbogen beinahe einen ganzen Kreis bildete. Bei stark steigenden Fontainen wird man unter günstigen Umständen einen solchen Kreis immer sehen, wenn er schon nicht so prächtig und so groß ist, als der gewöhnliche, den Wolken angehörige).

Sechstes Kapitel.

Luft und Licht. Pracht der sonnenscheinigen Gegend. Gewaltiger Contrast mit dem Waldesdunkel. Malerische Trachten. Eine schöne Verwundete.

Die überaus reiche Vegetation brachte noch einen andern eigenthümlichen Effekt hervor. Die mehrsten Bäume, welche ihr Laub nicht fallen lassen, wie Lorbeer, Orangen, Camelien, Magnolien, Ficus u. s. w. geben ihren Blättern eine glänzende Wachsdecke, daher ihr Laub wie lackirt erscheint. Die auf dieses fallende Sonne wurde davon mit solcher Lebhaftigkeit reflektirt, daß ich mich geblendet fühlte und daß es mir vorkam, als sei ich in einem jener Zaubergärten, welche uns die Märchen der Scheherazade so malerisch beschreiben. Nur aus dem unteren, beschatteten Theile drang das farbige Licht der grünen Blätter oder der schönen Blüthen zu uns, aber doch von dem silberhellen Metallglanz der Blätter so stark übertönt, daß man darin eigentlich nur eine mildernde Schattirung sah. Dieser Uebergang von dem Waldesdunkel zu dieser glänzenden Tageshelle schien mir vergleichbar mit dem Austritt aus dem Tartarus in die elyseischen Gefilde, um so mehr, als jene schwarzen Gestalten, die uns geleuchtet, in der glührothen Beleuchtung der Harzfackeln wirklich etwas dämonisches hatten.

Nur mit Mühe konnte ich meine Augen an diese Fülle von Licht gewöhnen und doch war der Anblick zu schön, als daß ich mich von ihm hätte trennen, die Augen hätte schließen können, ich sog daher diesen prächtigen Anblick, ich möchte sagen, mit langen Zügen ein, um mich seiner recht zu gewissern, als ob man etwas so überaus Schönes um so sicherer behalten könne, je länger man sein Auge darauf ruhen lasse. Ein Augenblick genügt, um dieses Bild für immer fest zu halten, ich wenigstens werde dessen nie vergessen.

Mein würdiger spanischer Freund hatte sein Versprechen auf das Vollständigste gehalten, er hatte mir einen Urwald in all seiner Düsterkeit und in all seiner Pracht gezeigt, und jetzt eilten wir hinab zum Strande des blauen Meeres das in geringer Entfernung vor uns lag. Noch eine halbe Stunde im heißen Sonnenstrahl wandelnd, so hatten wir das Ufer erreicht, und sahen uns von demselben nur durch einen unbedeutenden Hügel getrennt, aber vor uns befand sich eine Gruppe allerliebster Geschöpfe, in deren Nähe zu kommen ich so stark ausschritt, wie nur irgend möglich.

Die Leutchen waren nicht scheu, sie waren zu nahe an der spanischen Niederlassung, um sich vor einem Weißen zu fürchten und überdies waren sie weiß genug, um keinen Unterschied zwischen sich und uns zu finden. Vier Personen hatten sich in zwei Gruppen getheilt. Unter einem Baum lag, auf einen Ellenbogen gestützt, ein reizendes junges Mädchen, den Kopf durch ein leichtes Tuch gegen die Strahlen der Sonne geschützt, neben ihr saß ein noch schöneres Mädchen mit einem vollkommen griechischen Profil, auf das linke Knie hatte sie ihr



Gebissen von einem dreißig Fuß langen Hai.

rechtes Bein gelegt, wie es schien, war der Fuß, der immer nur mit einem ganz leichten Pantoffel bekleidet ist, auf irgend welche Weise verletzt, denn sein vorderer Theil war mit Bast umgeben und dieser Bast wand sich auch in dünnen Schlingen um die Höhlung und das Blatt des Fußes. Der andere Fuß ließ mich ahnen, wie schön der Körper sein müsse und es that mir leid genug, nicht mehr als die Wade davon zu sehen, welche sich aus dem leichten Gewande hervorgedrängt hatte. Das zierliche leichte Kleid, am unteren Rande mit einer feinen Stickerei versehen, zeigte, daß beide Personen, obschon offenbar hellfarbige Eingeborene (die Spanierinnen tragen sich in europäischer Tracht und nach ihrer Meinung sehr modern), den reicheren angehörten, denjenigen welche nicht nöthig haben, die erbärmlichen einheimischen Stoffe zu tragen, sondern sich mit den in England gewebten und in der Schweiz gestickten Baumwollenzeugen schmücken können. Die durchsichtige Leinwand, aus den zarten Ananasfasern, welche Seidenglanz und Feinheit haben und welche so duftig sind, daß jedes Lüftchen den Körper berühren kann, dienen, wie begreiflich, nur für gemeine Leute, wenn schon eine Fürstin in Europa für ein Taschentuch aus diesem Stoffe mit Vergnügen einen Louisd'or zahlen würde.

Die andere Gruppe schien Mann und Frau zu sein. Er, der würdige, mit dem Sombrero auf dem wohlbewickelten Haupte, mit dem Hemde über den Hosen und der Jacke über diesem Hemde, was sonst in den heißen Zonen gar nicht Sitte ist — ihn mochte frieren, da er neben seiner Frau stand — schien

nach den Bergen hin zu zeigen, während die Frau nach dem Mädchen mit dem verletzten Beine schaute, also offenbar auf ihren Mann nicht hörte (was auch bei uns stellenweise vorkommen soll), sie zeigte sich in der auf den Philippinen allgemein üblichen Landestracht, welche zwar die beiden anderen gleichfalls hatten, welche jedoch, da sie liegend und sitzend waren, ihre auffallendste Eigenthümlichkeit nicht zeigten.

Um die Hüften nämlich schlingt sich eine Art Unterrock, der je nach dem Geschmack der Besitzerin weiter oder minder weit herabreicht. Fühlt sie, daß ihr Bein schön genug ist, ihre Wade voll genug um Gefallen zu erregen, wenn sie dieselbe zeigt, so ist dieses Röckchen kurz, reicht bis an die Kniekehle oder ein paar Finger breit weiter. Sollte sie bescheiden genug sein, zu empfinden, daß die Schönheiten die sie zeigen kann, nicht mehr bodenlos entzückend wären, so läßt sie diesen Unterrock weiter herab, wohl gar bis an die Knöchel, durchsichtig genug ist er immer, um so viel zu zeigen, als er errathen läßt, mitunter auch mehr.

Ueber dieses Kleidungsstück wird eine Art Shawl von etwa zwei Fuß Breite und doppelter Länge gelegt, dergestalt, daß, fest um die Taille genommen, er dort eine Art Gürtel bildet, indem das zweite Ende gedrückt und geschlungen wird, wodurch denn der untere Theil des Körpers erträglich gut bedeckt, der obere aber vorläufig noch vollständig nackend ist.

Diesen verhüllt nun halb, nur zum vierten Theile — ach was, solche Zahlenvergleiche geben gar kein Bild — diesen verhüllt nicht halb, sondern gar nicht ein flatterndes Jäckchen, glücklicherweise immer aus Ananasgewebe, welches nicht bis auf den Gürtel hinabreicht, sondern zwischen diesem und dem Unterkleide den Körper durchschimmern läßt in der aller verlockendsten Weise.

Da nun die Bewohner der Philippinen, wenn auch zum Theile sehr dunkel von Farbe, doch immer äußerst schön geformt sind, so würde ein Maler, diese Inseln besuchend, gewiß unzählige Motive zu den reizendsten Skizzen finden, auch ohne daß er seine Modelle in ein nasses Gewand hüllte.

Wir näherten uns den Leuten und wurden ohne Scheu und ohne Ziererei von ihnen aufgenommen und ebenso freundlich als freigebig von ihnen bewirthet mit den besten Früchten, welche der junge Mann von den nächsten Bäumen holte und mit Palmensaft, welcher, am Morgen gezapft, jetzt bereits den Anflug von Gährung hatte, der ihn Wein ähnlich machte.

Ich setzte mich zu dem jungen Mädchen und suchte mich ihr in soweit verständlich zu machen, als nöthig, um zu erfahren, was ihr fehle. In einem wunderlichen Gemisch von spanischen, tagalischen, malayischen und chinesischen Worten, welches zu verstehen mir viel schwerer wurde, als hätte sie rein malayisch gesprochen, erzählte sie mir mit einer erstaunlichen Zungenfertigkeit, welche unseren vornehmsten, medisirenden Damen Ehre gemacht haben würde, daß sie

beim Baden durch einen Riesenhaifisch gebissen worden sei und zur Bestätigung legte sie ihren verletzten Fuß auf meinen Schooß, zog, um besser zu dem Verband gelangen zu können, ihren Sarong um ein klein wenig über die halbe Lende hinauf, löste alsbald das Bastband und lehnte sich zurück mit dem Kopfe, mit den Händen unter demselben, mit diesen und diesem in dem Schooß der Freundin ruhend, sich also gewissermaßen wehrlos auf Gnade und Ungnade meiner Discretion überliefernd. Aber Discretion ist überall dieselbe und deshalb war ich bescheiden genug, nichts weiter zu wollen, als die Masse dieses schönen Fußes zu bewundern, der gewiß kaum den achten Theil der Länge des Mädchens hatte und der mich besonders dadurch entzückte, daß die Zehen einzeln gebraucht werden konnten, der große Zeh kürzer war als der folgende, wie man es kaum noch bei Kindern in der Wiege, wohl aber immer bei Statuen griechischer Meister findet und dadurch, daß er unten ganz hohl, oben auf dem Blatt aber ungemein schön und hoch gewölbt war.

Solchen Fuß sieht man nur bei Naturmenschen, welche noch nie Schuhe oder Stiefel getragen haben, die nach dem verdrehten Geschmack des Schusters den Fuß unvernünftig schmal und dadurch lang machen, die Zehen an einander pressen, so daß sie gar nicht mehr gebraucht werden können und endlich auch dem großen Zeh seine ungeschickte Länge und Dicke geben, überdies aber noch den Füßen ein Organ verleihen, welches eigentlich gar nicht für dieselben geschaffen ist, die Augen, obschon man damit nichts sehen kann. Die Hühneraugen nämlich.

Von alledem war bei diesem Füßchen, was jetzt recht behaglich zwischen meinen Händen ruhte, gar keine Rede. Nachdem ich dasselbe mit prüfendem Blick, ich möchte sagen, mit Künstlerbeschaulichkeit untersucht, begab ich mich auch an die ärztliche Untersuchung, und da fand ich denn allerdings die Spuren der Zähne eines Fisches, nur mochte derselbe nicht gerade 30 Fuß lang gewesen sein, wie sie durch ihre sechsmal ausgebreiteten Arme mir zu zeigen sich bemüht hatte, sondern vielleicht 30 Zoll, also wie ein mäßiger Hecht. Da aber ein solcher sehr fatale Fangzähne hat, so kann ich mir wohl denken, daß die Verwundung nicht so wohl gethan hat, wie vielleicht der Kuß ihres Geliebten.

Da ich meine Eigenschaft als Arzt niemals vergessend, immer einige der energischsten Medicamente bei mir trage in einem Etui, welches nicht so viel Raum wegnimmt, wie eine dicke Taschenuhr, so gelang es mir, durch Anwendung einiger Tropfen einer entzündungswidrigen Tinktur, der Aconit-Tinktur, zuvörderst den Schmerz zu lindern, so daß das liebliche junge Mädchen in einem gewissen inneren Wohlbehagen die Augen schloß und in dem entschwundenen Schmerz beinahe Vergnügen zu empfinden schien, was mir vielleicht eben so wohl that als ihr selbst, denn nie hat mir etwas mehr Freude gemacht, als das Bewußtsein, einem Andern Freude gemacht zu haben und selbst, wenn die beglückendsten Empfindungen, deren der Mensch fähig ist, auf mich einströmten

— auf mich einstürmten, war ich nicht vollkommen glücklich, wenn ich dasselbe nicht im völligsten Maße gewähren konnte, was mir gewährt wurde.

Die vier anwesenden Eingeborenen schienen gar nicht einverstanden mit dem Gedanken, uns sofort Abschied nehmen zu sehen, doch hatten wir, sollte nicht der Weg durch den Urwald zurück genommen werden (wofür ich durchaus keine Neigung empfand), gewissermaßen Eile nöthig, wir mußten den Strand entlang, um uns ein Boot zu suchen, welches uns um die Landzunge herumführte, nachdem wir sie heute Vormittag quer durchschnitten hatten, der Weg war aber viel länger, als der von uns zurückgelegte und ich mußte daher mein ärztliches Honorar im Stiche lassen, obschon dasselbe mir recht verlockend vorkam — nun, jeder Arzt hat ja wohl etwas von Armenpraxis gehört, die bekanntlich auch nicht bezahlt wird und ich war jung, hatte noch manches schöne Jahr vor mir und durfte hoffen anderer Orten wieder einzuholen, was mir hier entging, so zögerte ich denn nicht länger, drückte einen Kuß auf das schöne Knie, welches noch keine Hornhaut bekommen hatte von dem vielen Herumrutschen auf dem steinernen Getäfel der Kirchen, und entfernte mich schleunigst, um nicht meinen eigenen thörichten Wünschen zu erliegen. Es ward mir schwer genug gemacht durch die Kranke, welche meine Hand in die ihrigen gefaßt, an ihren Busen drückte, der von so lebendigen Empfindungen bewegt schien, wie der meinige, und dabei eine Elastizität entwickelte, wie sie hinter Schnürleibern niemals gefunden wird.

Es war ganz gut, daß wir nicht gleich ein Boot entdeckten, sondern über Felsbröckel, Kies und scharfe Muscheln lange genug und weit genug fortklettern mußten, um in mir eine körperliche Erschlaffung hervorzurufen, die dann auch allmälig die Phantasie beruhigte. Endlich nach einstündigem Marsche in der glühenden Mittagssonne wurden wir eines Bootes der Eingeborenen gewahr, dasselbe ließ sich bewegen, so weit nahe zu kommen, daß wir mit ihm unterhandeln konnten und für einen halben Piaster führte man uns und die uns begleitenden Spanier nach dem Hafen von Misamis, während die Eingeborenen es vorzogen, erst im Schatten des Waldes ein paar Stunden zu schlafen, dann aber den Abend und einen Theil der Nacht zur Rückkehr zu benutzen.

Wir hatten Ursache gehabt zu eilen, denn der Weg war lang, wir erreichten die Stadt erst, als die Sonne dem Untergange nahe war, einige Wolken — eine seltene Erscheinung unter dem ewig heitern Himmel, fingen die goldenen Strahlen des sinkenden Tages auf und verbreiteten einen Glanz und eine Farbenpracht über die Landschaft, welche völlig unbeschreiblich ist. Die Wolken selbst waren in den tiefsten Purpur getaucht, wurde die Sonne selbst durch irgend einen Gegenstand, einen breitstämmigen Baum, einen Felsblock verborgen, so ging diese Färbung in jenes wunderbare, feurige Violet über, von welchem nur die im luftverdünnten Raume entwickelten Joddämpfe einen Begriff geben, eine Farbe welche in die Landschaft zu tragen, auch der kühnste Maler nicht

wagen würde, weil er fühlen muß, man glaube ihm nicht, man halte sein Bild für unnatürlich, indessen es doch gerade um so natürlicher ist, je kühner und je kräftiger diese Farben aufgetragen sind.

Allmälig erbleichten diese Farben, welche nur im Moment des Sonnenunterganges ihre volle Entwickelung haben, die purpurnen Wolken wurden rosig, das brennende Gold verwandelte sich in leuchtendes Silber und dann war schnell das wunderbare Schauspiel beendet. Die nicht schräg, sondern in senkrechter Linie zum Horizont herabsteigende Sonne verschwindet unter demselben so schnell, man möchte sagen, so eilig, als ob sie jenseits etwas Absonderliches zu thun, einen gerichtlichen Termin abzuhalten hätte, den sie zu versäumen fürchte, weil sie in contumaciam verurtheilt werden könnte.

Wir hatten Misamis mit seinen vergoldeten Thürmen ganz nahe vor uns, als die Sonne Abschied nahm und wir erreichten dasselbe eine Viertelstunde später bei finsterer Nacht, nur geleitet durch den Lichtschimmer aus den Häusern, welcher matt durch die geschliffenen Muschelschaalen leuchtete, welche hier an Stelle der Fensterscheiben benutzt werden. Sonderbar, keine 1000 Schritt vom Ufer blieben wir plötzlich wie angewachsen stehen, denn eben läutete die Abendglocke und diese lähmt alle Arbeit so vollständig, als wären Menschen und Thiere versteinert; man bekreuzigt sich von allen Seiten, man kniet nieder und betet sein Ave und Pater noster vom Rosenkranz herab, so lange das Gebimmel der Kloster- und Kirchenglocken dauert, während welcher Zeit die Leute sich auch noch mit ihrem Daumen von allen Seiten bekreuzen und dabei immer ihren Daumennagel küßten, eine Sitte, welche mich in nicht geringe Verwunderung versetzte, bis ich endlich erfuhr, daß es nicht ihr eigener Finger, sondern das Kreuz sei, welches sie küßten. Das Kreuz gemacht in der Luft ist ein Doppelstrich, die Luft kann man nicht küssen, der Körper des Gläubigen verlangt aber etwas, was er an seine Lippen drücken kann, während der Geist sich mit dem Zeichen des Kreuzes begnügt. Der Daumen, der dies Kreuz schlägt ist nun der, dadurch geheiligte Gegenstand, und er wird in Ermangelung von etwas Besserem von den guten Spaniern und ihren Lehrburschen in der christlichen Religion, täglich unzählige Mal geküßt.

Der Schutz dieses Zeichens gegen den Teufel ist zwar sehr groß, dieses Manöver hat eine ausgezeichnete Wirkung, aber doch ist sie keineswegs eine vollkommen zuverlässige, und darum gewähren die Mönche den Eingeborenen noch ein anderes Hilfsmittel gegen den bösen Satan, welcher sie immerfort versucht, das ist das Skapulier, eine Schnur von großen und kleinen Kügelchen, wohlriechend, lieblich duftend, denn die Kügelchen sind die unreif und ganz klein abgefallenen Früchte der Pomeranzen und Citronen. Diese Schnur würde so lang sein, um vom Halse bis beinahe zum Beginn der Hüften herabzureichen, man trägt sie indessen so, daß sie nur bis auf die Herzgrube geht, dagegen über die Schultern nach hinten hinabreichend ungefähr dieselbe Tiefe erlangt.

Vorn hängt an dieser Schnur ein kleines viereckiges Säckchen von irgend welchem Zeuge, welches die wunderthätige Reliquie eines Heiligen enthält, auf dem Rücken aber als nothwendiges Gegengewicht hängt ein eben solches Säckchen, das aber nur dient, um dem Teufel ein X für ein U zu machen, denn es ist Nichts darin, aber der dumme Teufel, der den Menschen von hinten her überfällt und dieses Säckchen zu sehen bekommt, glaubt hierin sei gleichfalls die Reliquie eines Heiligen und da seine Macht an dergleichen immer gescheitert ist, so genügt der bloße Anblick des leeren Säckchens, um ihn von jedem Versuche zurückzuschrecken.

Das Skapulier befindet sich im Besitze eines jeden Christianos und wird über den Kleidern getragen, weil es sonst von dem so ziemlich allwissenden Teufel nicht wahrgenommen und also auch wirkungslos sein würde, und so sehen wir denn dem Teufel, der von sich selber sagt: „zwar Alles nicht, doch viel ist uns bewußt!" auf eine höchst glückliche Weise ein Schnippchen geschlagen. Um die Anderen, welche nicht Christianos sind, braucht sich ein vernünftiger Mensch und Mönch nicht zu bekümmern, sie sind nun einmal des Teufels, mag sie der Teufel holen, was kümmerts uns.

Das Klingen der Glocken hat aufgehört und eben so plötzlich hörte auch das laute Beten auf. Der mir zunächst sitzende Ruderer hatte soeben wieder ein größeres Rosenkranzkügelchen, welches das Vaterunser bedeutet, zwischen Daumen und Zeigefinger genommen und plapperte das lateinische Gebet maschinenmäßig her, ohne eine Silbe davon zu verstehen:

„Pater noster qui es" — —

In diesem Augenblicke verklang das Läuten und so eifrig das Auffagen der Gebete bis dahin betrieben worden war, so vollständig brach es ab und der Mann vollendete nicht einmal die erste Zeile des Gebetes, viel weniger das ganze Gebet, schon das „in coelo" war ihm zu viel, er hatte seiner Pflicht genügt und wer kann schließlich mehr von sich sagen?

Die Ruder rührten sich von Neuem und wir gelangten in wenigen Minuten zur Stadt.

Der junge Offizier, der mich geleitet hatte, bot mir sein Haus zur Wohnung an mit der allgemein und täglich hundertmal wiederkehrenden Redensart: „mia casa es a la disposicion de Usted."

Ich nahm diese Redensart, welche in ihrem ganzen Umfange schätzen zu lernen, ich noch nicht Gelegenheit gehabt hatte, für baare Münze und ging mit ihm; aber ach, in welche Verlegenheit brachte ich den Armen und sein mir angebotenes Haus, dasselbe bestand in Nichts weiter als einer Baracke von Strauch, etwas schlechter als die Paläste der Eingebornen, die gleichfalls aus Strauch zusammengesetzt sind, diese werden aben von kundiger Hand verflochten und verbunden und schweben hoch über dem Erdboden, so daß man gegen Raubgethier und Gewürm, wie es dem feuchten Erdboden angehört, vollkommen ge-

sichert ist, was bei der Baracke des jungen Herrn keineswegs der Fall war, daher ich denn auch herzlichst für seine Güte und Bereitwilligkeit dankend, sie doch ablehnte und mich auf den Weg machte, um irgend welches Unterkommen zu suchen, da ich nicht im Stande war, mich so weit zurecht zu finden, um die Casa zu entdecken, in welcher wir abgetreten waren.

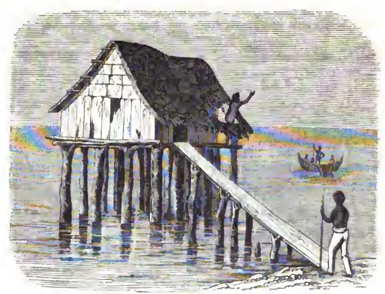
Auf gut Glück strich ich durch die entsetzlich unreinlichen Straßen der Stadt hin, in jedem Augenblick in der Gefahr zu fallen oder auf einen Hund zu treten, was denn auch kein Vergnügen genannt werden kann, da diese lieben Thiere etwas bissiger Natur sind, aber es gelang mir doch endlich ein Unterkommen zu finden.

Ich war längs des Strandes am Hafen hingegangen und hatte mich umgesehen, ob ich nicht irgendwo ein Haus fände, was einen nächtlichen Wanderer gastlich aufzunehmen bereit sei, das war denn auch möglich geworden, eine Hütte, über deren Steg ich stolperte, bot sich mir dar. Sie selbst stand im Wasser, nur eine langgestreckte Planke reichte auf das Land, und da sie so ziemlich gut unterstützt war, betrat ich dieselbe und kam ohne allzu große Gefahr auf die Plateform, welche am Eingange dieser Häuser niemals fehlt, welche aber hier so niedrig überdacht war, daß ich mich zusammenklappen mußte wie ein Taschenmesser, um hinein zu kommen. Es war bereits so finster, daß ich im Inneren der Hütte gar Nichts unterscheiden konnte, aber sie war bewohnt, denn eine milde, liebliche Stimme frug in gebrochnem Spanisch, wer da sei.

Da das Spanische mir auch nicht über alle Maßen geläufig war, so suchte ich es durch malayische und tagalische Brocken zu ergänzen und wir verständigten uns erträglich genug, so daß die Unsichtbare — ein Weib mußte es dem Klange der Stimme nach sein — mir Aufnahme verhieß und auch etwas zu wirthschaften begann, indem sie mir irgendwo eine Matte hinbereitete, mich dann bei der Hand nahm und mich dahin führte, wo sie lag, sich aber auf die entgegengesetzte Seite zurückzog, indem sie mir noch von dort die freundliche Anweisung gab, ihr bei Nacht nicht näher zu kommen, als ich ihr jetzt war, ein Versprechen, das ich ihr sehr gerne leistete, da zu meinem Herzen nur eine einzige Pforte führt, das Auge nämlich. Ich wäre nicht in den Fall des Prinzen Biribinker gekommen, eine junge Gnomin zu umarmen wie er es that, sie für die schönste Prinzessin haltend. Soll mich irgend ein Gefühl für ein Weib berühren, so muß ich dasselbe vor allen Dingen sehen. Ich verhielt mich daher vielleicht ruhiger, als sie selbst erwartet hatte und schlief bis der helle Tag und ein ebenso helles Rufen mich weckte.

Ich schüttelte den Schlaf von meinen Gliedern; das Tageslicht brach zu einer großen Menge verschiedener Spalten herein und belehrte mich, daß ich allein sei in der kleinen Hütte, die zwar etwas höher war als nöthig, um gerade darin zu stehen, die aber kaum zwei Mannslängen hatte. Das Schreien kam von außerhalb und als ich mich durch eines der vielen Gucklöcher umsah, ge-

wahrte ich in der Ferne ein heranruderndes Boot, auf der Plateform, zu der ich gestern emporgeklettert, stand aber ein völlig nackendes, dunkelbraunes Mädchen,



Mein Hotel auf der Insel Mindanao.

das den Leuten im nahenden Boote zurief, sie möchten nicht herankommen, um einen Fremden, der hier schlafe, nicht zu wecken. Daß ihre glockenhelle Stimme noch eher zu mir in die Hütte als zu dem Boote dringen würde, schien sie vergessen zu haben. Die Gefahr, geweckt zu werden, war übrigens von einer anderen Seite noch größer, denn unten am Steg stand ein Mann, oben schwarz und unten weiß, was übrigens Nichts weiter sagen will, als daß sein unterer Theil mit weißen Matrosen-Beinkleidern bedeckt war.

Meine kleine hilfreiche Freundin kam herein in die Hütte und überrascht, mich bereits erwacht zu sehen, erklärte sie mir nun, ich hätte ganz ruhig weiter schlafen können, sie hätte bereits die Ihrigen zurückgewiesen, was sich jetzt allerdings als überflüssig zeigte.

Die Fischersleute, denen die Hütte gehörte, hatten die Nacht im Boote auf dem Hafen zugebracht und hatten beim Schein von brennenden Damarsplittern ihre Netze gefüllt, jetzt kehrten sie zum Strande zurück, um eine kurze Zeit auszuruhen und dann die Fische auf den Markt zu bringen. Gleich müssen sie verkauft werden, denn bis zum folgenden Tage lassen sie sich nicht bewahren.

So dürftig die Hütte aussah, so freundlich war doch meine Aufnahme bei den Leuten, welche sie jetzt erfüllten, sie holten hervor, was ihnen irgend noch übrig geblieben war von dem mitgenommenen Proviant und setzten es mir vor,

auch wurden schnell einige Fische geröstet, um allen Bedürfnissen entgegen zu kommen. Was das Mädchen betrifft, das mit mir die Nacht in der Hütte zugebracht, so muß ich wohl sagen, daß sie jung und sehr wohl gebaut, also für Manchen, vielleicht sogar für einen Bildhauer schön war, daß aber ihre sehr braune Farbe, ihre schwarzen Zähne und ihre vom Cocosöl glänzende Haut mir einen solchen Eindruck machten, daß ich nicht bereuen konnte, die Nacht über verschlafen zu haben.

Ich schenkte den guten Leuten, welche durchaus keine Bezahlung annehmen wollten, ein paar von den Edelsteinen, welche man in Paris massenweise fabricirt und welche, in schönes Messing gefaßt und durch Erhitzung vergoldet, einen großartigen Effekt machen. Meine Gesellschafterin war über ein halbes Dutzend solcher, mit kleinen Oeffnungen versehenen Schmucksachen ganz außer sich; ich konnte hier wieder einmal sehen, wie bei Weitem erfinderischer die Naturkinder sind, uns civilisirten Menschen gegenüber, wenn es sich darum handelt, irgend einen noch neuen Gegenstand geschmackvoll anzubringen, sie knüpfte die bunten Steinchen sofort mit ihrem eigenen Haar zusammen, vereinigte sie eigentlich ganz fest mit ihrem Körper, aber allerdings an einer durchaus ungewöhnlichen Stelle. Es will mir scheinen, als hätte sie diese Stelle für die am wenigsten schöne, am mehrsten des Schmuckes bedürftige an ihrem sonst auffallend wohlgebildeten Körper gehalten und als habe sie dieselbe durch den angebrachten Schmuck verschönern und der näheren Bekanntschaft werth machen wollen, und gewiß sah sie in diesem Schmucke sehr schön aus, denn sie zeigte sich vor dem Abschiede mir noch recht geflissentlich, um mich zur Bewunderung zu veranlassen.

Am Tage wußte ich mich besser zu orientiren. Ich fand sowohl unser Wirthshaus, in welchem durchaus nichts zu finden war, und auch die Casa meines Freundes, des Offiziers, in welcher noch weniger zu finden war, dennoch mußten wir unseren Aufenthalt in leeren vier Wänden und auf abscheulichen Grasmatten theuer genug bezahlen. Aber allerdings hatten diese Matten vor vielen anderen reinlicher gehaltenen einen großen Vorzug, sie waren durch Staub und hineingetragene Erde allmälig so fest mit dem Boden verwachsen, daß sich nur wenig Ungeziefer darunter aufhalten konnte und ich in der zweiten Nacht meines Aufenthaltes nicht besonders incommodirt wurde, denn daß, als ich am Morgen aufstand, ein mehr als eine halbe Elle langer, hübscher Scorpion mir verwundert nachsah, daß ich ihm die beste Hälfte meines Lagers, die warme Hälfte, entzog, will Nichts sagen, denn das sind Dinge, die man in den Tropenländern bald gewohnt wird.

Der Offizier, den ich durch meinen guten Rath so sehr beglückt hatte, Don Pasquale de Velugas, schloß sich mir wieder an und war so freundlich, mir mancherlei Notizen über das Land zu geben. Er nannte diese Station die bedeutendste auf den Philippinen, Manilla ausgenommen, und er gab mir die Versicherung, daß die Kanonen, welche auf dem Fort zu sehen seien, sämmtlich

wirklich eiserne Kanonen wären, nicht hölzerne, wie dies in den mehrsten anderen Forts der Fall, auch erklärte er mir, daß diese schöne Festung von Quadersteinen gemauert sei und nicht, wie viele thörichte Menschen es thäten, von elender, schlechter Erde aufgeschüttet. Durch diese Versicherung erhielt ich einen ungeheuren Respect vor den militairischen Kenntnissen des Mannes, denn mir thörichtem Menschen war es immer vorgekommen, als könnten gemauerte Wälle zerschossen, zersplittert werden von einer Brechebatterie, während eine solche einen Erdwall zwar in ein Eisenbergwerk verwandele, aber nicht zum Einstürzen bringen könne. Auch ist es ziemlich bekannt, daß man zu solchem Behufe sich der Ricochetbatterien bedient, welche von oben her die Erde wegschleudern, ein langweiliges und kostspieliges Unternehmen, und also die praktische Wichtigkeit der Erdwälle so ziemlich außer Zweifel setzend, nur nicht in den Augen eines spanischen Artillerieoffiziers, der solche Sachen doch immer besser verstehen muß.

Siebentes Kapitel.

Der Supercargo vervollständigt sein Serail und beweist dabei einen gewählten Geschmack. Des Kapitains Ansichten von chinesischen Haremswächtern und von dem Gebrauch der executiven Gewalt. Eine alte Bekanntschaft welche nun erst Werth bekommt.

Der Herr Supercargo hatte, indessen ich mich thöricht abmühete, finstere Urwälder zu durchstreichen, ein besseres Theil erwählt. Während ich mich in düsterem Schatten umhertrieb, hatte er sich des heiteren Tageslichtes erfreut, er hatte von den Bewohnern der Philippinen, als von sehr schönen und liebenswürdigen Menschen gehört und wollte dieselben nunmehr kennen lernen. Gewiß hatte er einen sehr löblichen Zweck vor Augen; es lag ihm immer daran, Menschen zu beglücken, und in seiner Lage konnte ihm dies nicht schwer werden, hatte er doch die Disposition über ein ganzes Stockwerk unter den Wohnungen des Schiffes, wohnte doch der Kapitain unter ihm, während er, so zu sagen die Admiralitäts-Cajüte als sein Eigenthum betrachten durfte und von diesen Räumlichkeiten waren noch mehrere unbesetzt. Eine Malayin, eine Chinesin und eine braune Schöne waren zwar in seinen Besitz gekommen, aber die Malayin hatte er bereits wieder vertauscht, wie hätte er nicht wünschen sollen, die leergewordene Stätte in seinen hölzernen Kammern und in seinen Herzkammern zu besetzen. So gab er sich denn die erforderliche Mühe, um das Verlangte zu erzielen und in einem Lande, in welchem Alles käuflich ist, der Mensch selbst nicht ausgeschlossen (um mich vor malitiösen Deutungen zu verwahren, will ich hier ausdrücklich bemerken, daß ich unter dem Worte käuflich, nichts Anderes verstanden wissen will, als die Möglichkeit, einen Menschen zum Privateigenthum zu machen, und daß ich keineswegs auf moralische Käuflichkeit

stichele), konnte ihm das nicht sehr schwer werden, es fehlte ihm ja nicht an Geld und Geldeswerth.

Man hatte ihn aufmerksam gemacht auf die Bewohner des Nordstrandes, als auf diejenigen, deren Farbe die hellste sei und deren Körperbildung auf den Inseln allgemein für die schönste gelte. Diese Notizen hatte er sich zu Nutz gemacht und er war so in Gegenden gekommen, die wirklich von schönen Menschen bewohnt, ihm eine seltene Auswahl gestatteten. Ein günstiger Handel war geschlossen worden, für eine Summe, welche nach unsrem Gelde einer Summe von 200 Thalern entsprechen mochte, hatte er sich eines Mädchens bemächtigt, welches selbst unter den Spaniern für die Schönste galt, die in der Nähe der spanischen Hauptstadt gesehen worden. Man könnte diese Schönheit für eine sehr bedingungsweise halten, sie mußte aber doch wirklich sehr schön sein, denn Waterhocker, der sich für einen Kenner hielt, sprach mit Entzücken von ihr und lachte mich gründlich aus, indem er sagte, er habe mich zwar für einen verflucht gescheuten Kerl gehalten und er wolle allenfalls auch noch heute zugestehen, daß ich mancherlei wisse, was er selbst nicht wisse, aber für klüger als den Supercargo könne er mich nicht halten, denn während ich in dumpfen, lichtlosen Wäldern mit Fackeln umherstreife und nach Schlangen und Eidechsen herumsuche, um sie in Schnaps zu stecken, der doch zum Trinken gemacht sei, suche der Supercargo sich viel was Besseres aus — so hübsche Mädchen, daß er selbst ordentlich Respect vor dem Geschmack des unverschämten Kerls bekomme.

Ich war in der That ein wenig neugierig auf die neue Schönheit, vorläufig aber war keine Rede davon, sie zu sehen, denn er bewachte sein Serail so gut, als ob er sein eigner Eunuch gewesen wäre. Das Glück wollte mir indessen wohl, denn sei es nun in der Erwartung, vom Gouverneur zu Tisch geladen zu werden oder in der süßen Hoffnung, noch mehr gleich günstige Einkäufe zu machen, er verließ das Schiff gerade als ich mit dem Kapitain dahin zurückkehrte. Waterhocker sagte nun, falls Meyer nicht zurückkehrt unmittelbar nach seiner Abreise, weil er uns mißtraut, haben wir jetzt die beste Gelegenheit, seinen Geschmack kennen zu lernen, und ich gestehe, daß ich sehr neugierig bin.

Er hat ja einen Haremswächter in dem Chinesen, welchen er von Timor mitgenommen, erwiderte ich.

Ach was, sagte der Kapitain, der Kerl muß Ordre pariren, sonst kann er das aufgewickelte Tau zu schmecken bekommen; ist er zwar auch der Privatbediente des Supercargo und weder ein Matrose, noch ein Soldat, so steht mir doch die Berechtigung zu, Strafe zu verhängen, selbst für Vergehen, welche nicht verübt sind, wie sollte der Chinese solchen Betrachtungen widerstehen können!

Diese Argumente leuchteten mir vollkommen ein, wenn ein Kapitain so vollständig die Gewalt in seinen Händen hat, so scheint es höchst vernünftig und unmoralisch — nicht doch, ich wollte sagen höchst moralisch, dieser Gewalt sich zu bedienen. Als wir uns daher überzeugt hatten, der Supercargo setze seinen

Cours nach dem Lande zu fort, faßte mich der Kapitain am Arme, um mich zu der Wohnung des Supercargo zu führen.

Hier trat uns allerdings der chinesische Bediente in den Weg, allein der Kapitain rief: „Mach Platz, Du Schuft, Du weißt, daß sich besaufen auf einem Schiffe hart bestraft wird, noch mehr, wenn das Getrunkene dem Herrn gestohlen ist, wenn es Dir also lieb ist, keine Narben auf dem Rücken zu haben, so schleiche Dich still davon, ohne etwas gesehen zu haben."

Der Chinese schwieg, küßte schweigend die Hand des Kapitains und war so vollkommen blind geworden, daß weder er selbst, noch auch der Supercargo etwas von dem erfuhr, was wir gesehen hatten.

Ich trat mit dem Kapitain ein und mit einem lauten Schrei des Entzückens sprang des Supercargo neu erworbene Schöne auf und fiel mir um den Hals. Eine alte Bekanntschaft also? sagte der Capitain — hm! in zwei Tagen haben Sie allerdings geleistet, was möglich ist, ich hätte Ihnen kaum so viel Thätigkeit zugetraut!

Ich erzählte dem Kapitain, auf welche Weise ich das schöne Mädchen kennen gelernt. Es war dasjenige, welchem ich die von dem riesigen Haifisch gebissenen Wunden mit ein wenig schmerzstillender Tinctur geheilt hatte, gelindert wird das Bessere sein. Sie erkannte mich auf der Stelle wieder und war für die kleine Hilfe dankbar genug, um mir den größten Schatz zu bieten, über den ein Mädchen gebieten kann.

Der Kapitain machte sein mir schon bekanntes Faunengesicht und sagte: Doctor, Doctor! machen Sie das einem Anderen weiß, daß Sie sich solch einen Liebesdienst nicht hätten bezahlen lassen, zu solcher Enthaltsamkeit sind Sie zu jung und zu wohlgebaut — meine Versicherungen halfen nichts, er sagte mir: schweigen muß man über dergleichen Sachen allerdings, aber ich würde Ihnen meine ganze Hochachtung entziehen müssen, wenn Sie anders gehandelt hätten, als ich voraussetze, und ich verlange nichts Besseres, als daß der Hallunke, welcher uns täglich ärgert, betrogen werde. Es ist ein köstlicher Witz, daß er einen frisch vom Baume gepflückten Apfel zu kaufen glaubt, während er doch schon wurmstichig und vom Baume gefallen ist. Ich gönne Euch Euer Glück und freue mich so darüber, als ob es mir selber begegnet wäre.

Indessen hielt ich das Mädchen noch immer in meinen Armen und das allerliebste Jäckchen, was ihren Körper zwar bedeckte, aber nicht verhüllte, verschob sich dabei so verführerisch, daß alle die seltenen Reize, welche das Mädchen besaß, mir wie von selbst in die Hände glitten und diese auch nicht zurückgeschreckt wurden, durch einen übelriechenden oder wohlriechenden Oelanstrich. Ich war zu wenig Stoiker, um so vielen Reizen zu widerstehen, der Kapitain hinwiederum war so liebenswürdig, einzusehen, daß mein Glück nur unvollständig sein würde, so lange es einen Zeugen habe und er entfernte sich, indem er mir gute Besserung wünschte.

Es wurde nun leicht, mich mit dem schönen Mädchen zu verständigen und ich erfuhr, daß zwei Stunden nach meiner Entfernung ein Boot mit einigen bewaffneten Männern herangerudert sei, daß der Befehlshaber desselben verlangt habe, die jungen Mädchen des Dorfes sollten herbeikommen, um sich besehen und vielleicht kaufen zu lassen. Sie waren dem Aufgebot gefolgt, denn die Spanier haben auf diesen Inseln, soweit ihre Herrschaft überhaupt reicht, eine große Gewalt. Das Mädchen, welches ich, wenn ich so sagen darf, ärztlich behandelt hatte, war, als krank, nicht mit erschienen, allein der Fremde, der eine Sclavin kaufen wollte, hatte sich nicht damit begnügt, die Erschienenen zu besehen, sondern er war in die Hütten gedrungen und hatte dort meine Patientin — Ilinka — gefunden, war von ihrer Schönheit sofort bezaubert worden und hatte erklärt, diese wolle er und keine Andere. Vater und Mutter waren nun mit dem Fremden wegen des Preises überein gekommen, derselbe war bezahlt worden; Vater und Mutter waren glücklich, warum sollte es die Tochter nicht auch sein, und sie war es bis zu diesem Augenblicke, doch jetzt erklärte sie, daß sie keinem Anderen angehören wolle, als mir und daß sie erwarte, ich würde sie dem häßlichen Manne wieder abkaufen.

Die hierauf folgenden Erklärungen und Erläuterungen wird mir der Leser freundlichst erlassen, das Resultat war, daß Ilinka sich darein ergab, die Dienerin, die Sclavin des Supercargo zu sein, indessen sie die Geliebte desjenigen wurde, den sie mit allzu großer Ueberschätzung des kleinen Dienstes, ihren Retter nannte. Dem Herrn Supercargo wurde von all diesem nur klar, daß er seine 400 Gulden fortgeworfen habe und daß es ihm an Mitteln fehle, eine Zuneigung zu erzwingen, welche man ihm nun einmal versagen wolle. Er beklagte sich sehr ernsthaft über sein Unglück bei dem Capitain, der mir mit unverhohlener Schadenfreude jedes Wort wiedererzählte. Der elende Wicht hatte sogar durch Schläge des Mädchens Einwilligung erzwingen wollen, aber sie hatte ihn mit einem Krisch bedroht, dessen Spitze braun angelaufen, also vergiftet gewesen. Das sei ihm doch über den Spaß gegangen, hätte er gesagt — ja wenn er in Batavia gewesen wäre, hätte er sie können von drei oder vier Negerinnen auf den Boden werfen, festhalten und dann von ein paar anderen tüchtig durchpeitschen lassen, aber so auf dem Schiffe — hätte er gesagt — u. s. w.

Der Capitain fügte hinzu: schon mehrmals hat der Patron von mir verlangt, daß ich seine Leute nach den Seemannsgesetzen bestrafen lassen solle, aber erstens sind diese Gesetze auf Privatpersonen und Diener gar nicht anwendbar, zweitens gehen dem Capitain eines Schiffes die Mißhelligkeiten zwischen Passagieren und ihren Dienern gar nichts an, das müssen diese unter sich ausmachen; was er aber für ein Wicht ist — wenn wir es nicht schon lange wüßten, würden wir es hieraus entnehmen können. Die Zärtlichkeit, die Liebe oder auch nur den Genuß durch Peitschenhiebe erzwingen zu wollen — in der That, es ist eine so

kühne Idee, daß ich kaum glaube, ein anderer Mensch sei je auf Aehnliches gekommen.

Wir lichteten einen Tag später die Anker, zogen uns aus dem Canal von Magindanao zurück und steuerten nordwärts vorüber an den Inseln de Negros, Panar und Mindoro, um uns nach Manilla zu begeben.

So reich an Felsen und Klippen, so gefährlich an Stürmen diese Gegend des Meeres auch ist, so glücklich kamen wir doch durch dieselbe hin, ohne irgend welche Gefahr bestanden zu haben, wir erreichten die Bai von Manilla (welche so ausgedehnt ist, daß man mitten darin die Ufer doch nur durch das Fernrohr erkennt) am frühen Morgen und hatten die Satisfaction, zu sehen, daß der Telegraph mächtig arbeitete, um die Ankunft unseres, für ein Kriegsschiff gehaltenes Fahrzeug anzukündigen, wem — kann ich nicht verrathen; es ist nur ein einziger Telegraph, er correspondirt mit keinem anderen. Vielleicht, daß er dienen soll, die auf den Landhäusern befindlichen Würdenträger von der Ankunft eines Europäers zu unterrichten.

Zwei Stunden später sahen wir einen Lootsen auf uns zurudern, eine höchst überflüssige Vorsicht, denn die Bai ist tief genug, um die größten Schiffe aufzunehmen und die Einfahrt nach Manilla ist vollkommen kenntlich; im Vorwärtskommen konnte er uns auch nicht helfen, denn es legte sich eine allerliebste Windstille über die Bai, vermöge deren unsere Segel grade so schlaff herabhingen, als bei jener traurigen Fahrt, welche dem Supercargo beinahe das Leben gekostet hätte. Hier allerdings durften wir nicht besorgt sein, daß diese Windstille lange dauern würde, alle tropisch gelegenen Inseln erfreuen sich eines zweimaligen Wechsels der Luftströmung in je 24 Stunden; in den warmen Tageszeiten strömt die Luft nach dem Lande hin und während der Nacht vom Lande zum Meere, nur in den Morgen- und Abendstunden, wenn die Temperaturen über Land und Meer sich ausgeglichen haben, tritt eine Windstille ein, und jeder Matrose weiß, daß diese vorübergehend ist, wird also darum nicht ängstlich.

Als sich der Wind wieder erhob, kamen wir bald so nahe an die Stadt, daß wir deren imposante Ansicht in ihrer ganzen Ausdehnung vor uns hatten, eine außerordentliche Menge von prachtvollen Kirchen und Klöstern zeigt sich den verwunderten Blicken des ankommenden Fremdlings und giebt Zeugniß von der großen Macht der Geistlichkeit sowohl, welche in solcher Art für sich zu sorgen im Stande war, als auch von der Macht und Größe des Reiches, dem diese Inseln angehören. Bei größerer Annäherung nimmt man allerdings wahr, daß diese Stadt so vollständig in Verfall ist, wie das Reich, dem sie angehört. Ein Reich, dessen Beherrscher sagen konnte, die Sonne gehe in demselben nicht unter und welches jetzt so reducirt ist, daß es in die Wagschaale der Politik nicht so viel Gewicht legt als Hessen-Cassel.

Das kommt von dem thörichten, starren Festhalten an Formen, die sich

selbst bereits seit Jahrhunderten überlebt hatten, wodurch die Krebsschäden, die sich an allen Ecken und Enden zeigten, in höchst verderblicher Weise um sich griffen, bis die politischen, religiösen, ja selbst die gesellschaftlichen Einrichtungen in einen so raschen Verfall geriethen, daß man ihn mit Recht grauenerregend nennen mochte. Sonderbar, daß gerade die romanischen Völker, welche auf dem Gipfel der Kultur standen, am tiefsten herabgesunken sind von ihrer Kultur sowohl, als von ihrer Machtstellung, indessen sich die germanischen Völker zu einer bei weitem ausgedehnteren Höhe erhoben, als die romanischen sie jemals erstiegen hatten, selbstverständlich gehört auch Frankreich dazu, nicht der untergeordneten gallischen Bevölkerung wegen, sondern der fränkischen. Auswanderer aus Germanien, die sich Gallien unterwarfen und sich sowohl zum herrschenden, zum Adelsgeschlecht, als überhaupt zur Regierung des Landes erhoben und demselben jene Macht gaben, die es gegenwärtig besitzt, zu deren Erreichung die Urbewohner in Gallien so wenig fähig gewesen wären, als die ältesten Bewohner in England, das ja auch den Sachsen und Normannen seine überwiegende Gewalt und Größe verdankt; nur hat leider das Volk, das sechs großen Reichen seine Herrscher gab (Frankreich, Holland, England, Dänemark, Schweden und Oesterreich), sich selbst noch nicht zu dem Standpunkte erheben können, welcher ihm seiner Bildung, seiner Tapferkeit, seiner Volkszahl und der Lage seiner Heimath nach, im Herzen von Europa, gebührt.



Das Hafenstädtchen Cavite, die Schiffswerfte von Manilla.

Der Lootse führte uns nicht nach Manilla selbst, sondern nach Cavite, einer Art Zwischenstation, welche den tieferen und größeren Hafen hatte und immer

als Hauptsitz des Militairs von einer gewissen Wichtigkeit bleiben wird, sonst aber seine Bedeutung immer mehr verliert, je höher sich Manilla emporschwingt. Hier befindet sich das Arsenal, hier sieht man Schiffswerften im glänzendsten Verfall, Werften, auf denen man jetzt nicht eine Schaluppe dürfte bauen können, indessen sonst die stolzesten, hoch überbauten Dreimaster aus demselben hervorgingen; hier sieht man auch noch andere Werkstätten, wie z. B. solche für die Verfertigung von Ankertauen, aber auch sie zeigen nur, was sie gewesen sind, allenfalls auch noch, was eine andere Macht hier würde herstellen können, sonst leider ist nicht viel wahrzunehmen, außer etwa die Zerstörungen, welche ein Erdbeben angerichtet hat und welche sich bis auf die Festungswälle erstreckten, die zum großen Theile zusammengestürzt sind und viel weniger noch aufrechtstehende Mauerstücken als Breschen zeigen, mitunter groß genug, um einem in breiter Front marschierenden Bataillon hinlänglichen Raum zu gewähren, denn auf hundert Schritt Breite sind die Mauern verschwunden und haben sich in dem Graben zur Ruhe begeben.

Man hält hier noch eine kleine Garnison, doch hat der Platz jede Spur von Wichtigkeit für und die Marine verloren. Die Schiffswerfte war allerdings noch am Anfange dieses Jahrhunderts in großem Flor und sie war berühmt durch die Schönheit ihrer Schiffe, welche, aus den feinsten und edelsten Hölzern gebaut, eine große Dauer verhießen. Mehr als 600 Eingeborne befanden sich hier fortwährend in Thätigkeit, und welch eine herrliche Zeit war dies für die Aufseher, für die Befehlshaber, welche Briggs, Brigantinen, Gallionen und Fregatten bauen ließen. Die Arbeiter kosteten nichts, sie mußten mehr thun als in ihren Kräften stand und wurden dafür nur mit dem Segen der Priester bezahlt, etwas gewiß sehr Kostbares, wovon man jedoch nicht satt wird, aber auch für das Sattwerden war gesorgt, denn die Frauen und Kinder der Arbeiter durften in der Bai so viel Fische fangen, als sie konnten und sie durften auch ihren Gatten so viele Lebensmittel verabreichen, aus ihren Dörfern mitgebracht, als sie irgend wollten. Wie schön war es ferner daß eine Fregatte hier gebaut, mit anderthalb Millionen Piaster bezahlt wurde, während sie im Mutterlande noch nicht den dritten Theil kostete. Theilten zwei Oberoffiziere sich in den Gewinn, der an einer Fregatte gemacht wurde, so konnte jeder mit einer Million, nach unsrem Gelde, in seine Heimath zurückkehren. Ja das waren schöne Zeiten, so sagte mir ein alter Aufseher, der mir die verfallenen Werke zeigte. Nichts hat Bestand auf dieser Welt, versicherte er, ich habe ein einziges Aufsatzstück zu einem Kriegsschiffe gebaut, welches dasselbe in einem Sturme verloren hatte, und 80,000 Piaster dafür erhalten, wer ersetzt mir das, wer bringt mir jene Zeiten zurück. Jetzt baut man nichts als keine Küstenfahrzeuge, schlank, zum Segeln wie zum Rudern gleich geschickt, nach Art der maurischen Piratenfahrzeuge, mit einem schweren Kanon, mit einem 36Pfünder im Bug, um die Meerespolizei zu handhaben, um die maurischen Seeräuber (die Malayen)

im Zaum zu halten, und von Allem soll Rechnung gelegt werden, o es ist eine böse, eine verderbte Zeit!

So seufzte der wackere Erbauer eines Schiffshintertheiles, kann man es ihm verdenken? sind 50,000 Piaster reinen Gewinnes nicht besser als alle Rechnungslegung, wenn sie auch noch so genau wäre?

Cavite, in welchem jetzt nur jene leichten Küstenfahrzeuge gefertigt werden, vor welchen die verdammten Mauren nicht einmal den erforderlichen Respect haben, welche sie immer angreifen, wenn sie sich nur zu zweien oder gar mit einem Fahrzeuge zeigen, und aus welchen sie meistens siegend hervorgehen, da sie nur mit Eingebornen bemannt sind, welche gar kein Interesse daran haben, sich schlachten zu lassen. — Cavite war früher die Landungsstätte jener berühmten Silbergallionen, welche ausschließlich zwischen Acapulco und Manilla hin und herfuhren, so genau in einem und demselben Strich (15° nördlich vom Aequator), daß sie von allen auf diesem Wege liegenden Inseln keine einzige entdeckten, als wären sie recht geflissentlich darauf ausgegangen, zu vermeiden, was irgend sie hätte von ihrem Wege abziehen können.

Diese stolzen Schiffe, fast ausschließlich mit edlen Metallen, Gold und Silber, aus den Bergwerken von Mexico befrachtet, gelangten damit nach Manilla, in Cavite ankernd, überlieferten die gewaltigen Summen der hohen Geistlichkeit und dem Gouverneur und tauschten dafür alle jene seltenen Produkte ein, deren Besitz Luçon so reich und mächtig macht und führten diese dann wieder nach Acapulco, um den Handel Jahr für Jahr von Neuem zu wiederholen und so in den Händen der Spanier auf Manilla Schätze auf Schätze zu häufen. Dieses waren fromme Werke der Geistlichkeit zur Erhaltung wohlthätiger Unternehmungen, sie kosteten der spanischen Regierung nichts, denn die Gallionen von 1500 Tons brachten ja chinesische, malayische, indische Schätze nach Mexico, Waaren, welche durch das Gold von Mexico einfach bezahlt wurden.

So häufte sich in Manilla der Reichthum in so ungeheurem Maße, daß man sich davon kaum eine Vorstellung machen kann, so wenig wie von der Ueppigkeit derjenigen, welche diese Schätze genossen. Manilla war zugleich eine Art Heiligthum, zu welchem die frommen Pilger von allen Seiten strömten, sie brachten mit den Gallionen aus Mexico sowohl, als mit den schwer befrachteten Handelsschiffen aus Indien alljährlich unzählige Pilger dahin, theilweise die Zahl der Mönche in den Klöstern des Landes vermehrend, anderentheils aber nur ihre mitgebrachten Schätze dort zurücklassend, selbst aber sich begnügend mit dem Segen der Kirche, welche dem Herrn doppelt wohlgefällig sein muß, da sie sein Wort unter den Heiden verkündigte.

In einer halben Stunde hatte ich so ziemlich Alles gesehen, was in Cavite Merkwürdiges vorhanden ist, das verfallene Arsenal, die eingestürzten Festungsmauern, die verfallenen Kirchen und die jammervollen Häuser, bewohnt von noch jämmerlicheren Menschen, welche jetzt überdies noch von der Cholera ergriffen,

nicht selten auf der Straße hinfallen, dort liegen bleiben, sterben und vermodern, wenn nicht zufällig die Angehörigen vorbeikommen und sie wegholen — zufällig, denn daß ein Vorübergehender, welcher vielleicht den Sterbenden kennt, seine Verwandten davon benachrichtigte, kommt wohl nicht vor.

Der Supercargo hatte sich wohl gehütet, an's Land zu gehen, da er durch den Piloten erfahren, welche böse Krankheit den Hafen heimsuche, desto mehr beeilte er sich auf das Dampfschiff zu kommen, was täglich ein paar Mal zwischen Cavite und Manilla hin und herfährt. Auf diesem schiffte auch ich mich ein und natürlich alle jungen Leute, welche die Reise zu ihrem Vergnügen mitmachten, mit Ausnahme des Herrn van der Hoeck, dem seit dem Vorfalle mit der Cocosnuß das Land durchaus zuwider war und der behauptete, sich auf dem Schiffe genügend Bewegung machen zu können, ohne dabei zu riskiren, daß Cocosnüsse ihn so zurichteten, wie es gewöhnlich nur das aufgedrehte Schiffstau thut.



Manilla.

Je näher wir an Manilla rückten, desto auffallender wurde mir der Charakter einer großen katholischen Mission. Die Festungswälle starren schwerfällig und unschön aus dem niederen Boden heraus, hinter denselben aber erheben sich die Klostergebäude, die weiten Kirchen und die großen, plumpen, geschmacklos gebauten Thürme, daß man nichts Anderes glauben kann, als die ganze Stadt

sei nur von Geistlichen bewohnt, auch belehrt einen der große und geräumige Hafen durchaus nicht eines Besseren, denn er ist todt, und mit dem unsrigen waren nicht mehr als 16 Schiffe darin vorhanden und 500 hätte er bequem fassen können, etwas ganz Unerklärliches, wenn es nicht gar so natürlich wäre; der entsetzlichste Druck lastet wie ein böser Alp auf Allem, was diese Colonie der einstmals größten Macht der Erde unternimmt. Alle von dem Mutterlande ausgegangnen, sogenannten Erleichterungen sind völlig illusorisch, denn sie sind niemals zur Ausführung gebracht, in der sonderbarsten Befangenheit glauben die Leute hier noch immer durch Beschränkungen aller Art ihre Vortheile mehren zu können und die Geistlichen, wie die Laien sind darüber übereinstimmend, daß sie allein es sind, zu deren Nutzen und Frommen die Erde bevölkert ist, daß alle übrigen Menschen nur Dinge zu ihrem Nutzen und behufs der Ausbeutung durch sie in die Welt gesetzt sind, eine Ansicht welche unter dieser Klasse von Menschen mehr Vertreter findet als man wohl glauben sollte, daher die abscheulichen Neuerungen welche man von Seiten Spaniens getroffen hat, um dem Handel einen gewissen Aufschwung zu geben, auch weiter nichts zur Folge hatten, als das an sich nicht besonders feste Band zwischen dem Mutterlande und der Colonie noch mehr zu lockern.

Als wir heranrückten in den Passig-Strom welcher durch Manilla fließt, gewahrten wir zuerst eine Menge der erbärmlichsten, elend ausgestatteten Bambushütten, von der niedrigsten Volksklasse bewohnt. Diese erbärmlichen Hütten, von denen man kaum glauben sollte, daß Menschen sich innerhalb derselben aufhalten könnten, gehören denjenigen Chinesen an, welche sich vorzugsweise vom Aufsuchen verschiedener Muscheln und des abscheulichen Seegewürms nähren, das sie Trepang nennen und das wir unter dem Namen Holoturien kennen.

Weiter hineindringend in den Passig-Fluß, sieht man die eigentliche Festung Manilla sich von der Chinesenstadt Bidondo trennen. Der Fluß mag ungefähr 300 Fuß breit sein und über denselben führt, aus dem Alterthume herstammend, eine gewaltige Brücke von Stein, welche, in der Mitte mit einem Aufzug versehen, gestattet daß die Schiffe den innersten Hafen berühren können. Die Brücke ist so unzweckmäßig wie möglich gebaut, denn sie hat acht große Bogen, von denen die beiden mittelsten nach derjenigen Seite hin, wo sie sich n i c h t gegenseitig stützen, grade die schwächsten Pfeiler haben. Sonst hat man viel sehr Vernünftiges dafür gethan, man hat jeden Pfeiler stromaufwärts hin mit einem sehr widerstandsfähigen, sehr tüchtigen Eisbrecher versehen, hier vorzugsweise zweckmäßig angewendet, wo niemals eine Schneeflocke fällt, wo man also doppelt gewiß sein kann, daß die Brücke nicht durch einen Eisgang leiden wird. Sehr schade daß man bei dieser sehr großen Vorsicht doch vergessen hat, sie gegen ein mögliches Erdbeben zu schützen, was, wie ich späterhin zu bemerken Gelegenheit hatte, die Eingebornen wirklich verstanden. Sie bauten nämlich Hängebrücken aus Lianen, und ihre Strebepfeiler, ihre Aufhängungspunkte waren ein



Die große Bogenbrücke in Manilla.

paar große mächtige Bäume, welche in der Regel durch Erdbeben nicht zu zerbröckeln pflegen, wie Gemäuer und dergleichen.

Die Spanier haben denn auch glücklich verstanden, diese Hängebrücken nachzuahmen, eine solche, eine zweite führt über den Passig-Fluß und zeichnet sich dadurch aus, daß sie in England aus sehr schönem, kaltbrüchigem Eisen gebaut worden ist. Zu diesem sehr zweckmäßigen Material haben die Spanier in Manilla schwere steinerne Pfeiler gefügt. Wenn also die Brücke, die schöne englische Hängebrücke bei dem nächsten Erdbeben nicht zerbrechen wird, so haben sich die Spanier keinen Vorwurf zu machen, daß sie die Schuld an dem naturwidrigen Ereigniß trügen. Es muß doch ein sehr erhebendes Gefühl sein, sich so frei von aller Schuld zu wissen.

Achtes Kapitel.

Die Hauptstadt Manilla. Große Prachtbauten. Der Supercargo wird durch ein Stück Eselshaut Gesandter. Der Gouverneur und die gelehrten Mönche. Riesige Klöster.

Manilla liegt dem Einziehenden rechts vom Passig-Flusse, das will sagen, die Stadt liegt auf dem linken Ufer desselben, sein Verlauf ist jedoch so kurz, daß es so genauer Bestimmungen bedarf, um sich ein richtiges Bild von ihrer

Lage zu machen. Wenn man dieselbe berührt so nimmt man wahr, daß sie ganz nach dem Muster derjenigen Städte gebaut ist, in welchem einst der berühmte Cid herrschte und gegen die Mauren kämpfte. Die Straßen sind zwar gerade, aber sie entbehren jeder Schönheit und Annehmlichkeit, welche man gern mit dem Begriffe Stadt verschwistert denkt, sie sind schmal, die Häuser sind durchaus unschön, sie sind fensterlos oder haben doch nur einige Erker, welche die Fenster vertreten, aber diese Erker, die allenfalls eine Zierde sein können, sind für's Erste gänzlich schmucklos, sind ferner so außerordentlich klein, daß sicher nicht mehr als zwei Personen zugleich darin stehen können, schließlich aber sind sie mit hölzernen, unbeweglichen Jalusien, so eng vergittert, daß man selbst das schönste Frauengesicht und wenn es in Schönheit leuchtete wie die Sonne dahinter nicht entdecken würde.

Solche Straßen haben nichts Heiteres sondern im Gegentheil, etwas höchst Trauriges, aber nun kommt noch hinzu ein Schmutz, von dem sich selbst ein Bewohner von London oder von Paris keinen Begriff machen würde, denn bei allem Schmutz, der die Straßen der beiden Hauptstädte beinahe ungangbar macht, ist doch wenigstens von verwesenden Thieren, oder Theilen thierischer Körper, die darin verwesen, keine Rede, grade diese aber machen sich in Manilla so breit, wie in Madrid oder in Neapel, auch hat die Polizei Wichtigeres zu thun, als sich um dergleichen Lapalien, wie todte Hunde und Katzen, wie die Auswurfsstoffe des menschlichen Körpers ꝛc. zu bekümmern. Ein ihrer Thätigkeit viel würdigerer Gegenstand sind schon die Juden oder das Teufelsgesindel, welches man Freimaurer nennt, gewiß ist es viel zweckmäßiger, diese Brut zu verfolgen, als für die Wegschaffung von verfaulten Thierstoffen zu sorgen, welche doch höchstens die Körper krank machen können, indessen die verfluchten Freimaurer mit ihren Humanitätsgrundsätzen die Seele der ewigen Verdammniß zuführen.

Ja, ja, geehrter Leser, zweifle nicht daran, wenn du ein Freimaurer sein solltest und beeile dich nach Spanien zu gehen, um dort, wenn auch nicht durch die öffentliche, wohl aber im Geheimen fortdauernde, wohlthätige Inquisition überzeugt zu werden, welcher verruchten Gesellschaft du angehörst.

In diesen, von der Festungsmauer umschlossenen engen Räumen befinde sich auch der Palast des Erzbischofs, der Palast des Generalgouverneurs, des Magistrats und des obersten Gerichtshofes, ferner die Kathedrale, das Zeughaus und einige Kasernen, aber Leben sieht man nicht, die Straßen sind öde und es wächst auf denselben Gras, mehr als zur Erhaltung der gesammten Kavallerie des Orts nöthig wäre, wenn Pferde und Maulthiere nicht reinlicher wären als Menschen und das Gras, auf gedüngtem Boden oder auf lauter Dünger gegewachsen, verschmäheten.

Je düsterer diese Straßen sind, je trauriger der Eindruck, den sie machen, desto auffallender sticht davon ab der große Platz vor der Kathedrale, welcher zugleich von dem Gouvernements-, von dem Erzbischofs- und dem Tribunals-

palast umgeben ist, ein großes, ziemlich freies Viereck, was nur die gedachten vier Gebäude zählt, in der Mitte einen mit Eisen vergitterten Blumengarten zeigt, aber auch nur bei trocknem Wetter gangbar ist, da man alsdann doch nur durch den üblen Geruch und Staub belästigt wird, während in der Regenzeit dieser Staub sich in unendlichen Schmutz auflöst, ohne daß deshalb der durchdringende Geruch verschwände.

Den Spaniern muß dabei durchaus wohl sein, denn es fehlt ihnen weder an Kies, um die Straßen chausseeartig, gewölbt und dadurch ziemlich trocken zu legen, noch auch an schönen Steinen, um sie zu pflastern, aber Spanier, Griechen und Italiener, gleich ihren Bildungsgenossen, den Mauren und Türken in den Hauptstädten von Nordafrika, Kleinasien und der europäischen Türkei scheinen durch den aller übelsten, selbst durch den Verwesungsgeruch gar nicht belästigt zu werden, dagegen haben die Europäer noch das voraus, daß sie Blumendüfte und Alles, was sonst wohl riecht, gründlich verabscheuen.



Plaza del Gobierno.

Das vorstehende Bild zeigt uns die plaza del Gobierno mit dreien seiner Gebäude. Die den Hintergrund erfüllende Kathedrale ist ein wahres Musterbild der Abgeschmacktheit, sie wurde 1654 erbaut, nachdem bereits verschiedene Male ein tüchtiger Ansatz dazu genommen, der Ausbau aber immer durch ein Erdbeben, eine Feuersbrunst, durch einen Volksauflauf gestört wurde, und schließlich

hat man die Mauern gewaltig breit und dick gemacht und hat sie dadurch gegen den Einsturz zu sichern geglaubt, daß man in dem Inneren derselben eigentliche Fachwerkbauten aus starken ineinander gefügten Balken errichtet hat. Diese bilden das Gerippe der Kirche und die Steinmassen erscheinen gewissermaßen als das Fleisch auf diesem Gerippe.

Aehnlicher Art sind auch die anderen großen Gebäude und bis jetzt hat sich die Methode als brauchbar bewährt; wie es weiter gehen wird, kann natürlich Niemand voraussagen. Man hielt im Alterthum den Aetna und den Vesuv beide für erloschene Feuerberge und Homer weiß nicht einmal, daß der Aetna ein Vulkan ist, sonst würde Odysseus, der Sicilien vielfältig berührte, auf seinen Irrfahrten wohl davon sprechen. Erdbeben kann man nicht auf vorher gemachte Bestellungen haben, sonst könnte man die Sicherheit der Bauten prüfen, wenn aber die Bewohner von Manilla denken wie Don Quixote von seinem geflickten Helm: „jetzt wird er wohl halten", so bedürfen sie allerdings keines weiteren Versuches.

Auch der Gouvernementspalast ist nicht frei von sehr störenden Schicksalen gewesen. Der Eroberer von Luçon ließ denselben im Jahre 1571 aus Bambusstämmen errichten und mit Palmblättern bedecken, die späteren Gouverneure, welche nicht ganz so viel gethan hatten, als Legaspi, hielten es für despectirlich, in einem Rohrgebäude zu wohnen, gleich den Eingebornen, sie ließen sich daher einen schönen steinernen Palast bauen, der seine Erschütterungen ebenso gut erlitt als der Bambuspalast, aber nicht so gut überdauerte. Jetzt hat man ihn schwer von Steinen erbaut und hat ihm riesige Thüren und Fenster und vor einem jeden derselben einen colossalen, halbrunden Balkon gegeben, aber ein Legaspi ist bis daher noch nicht eingezogen, und schön anzusehen ist er auch nicht für Jemanden, der seinen Geschmack an der Baukunst in Deutschland gebildet hat, wo ein Schinkel und ein Klenze ihre Wunderwerke errichtet haben.

Der Supercargo war überaus glücklich gewesen, als man ihn auf der Insel Mindanao mit Kanonenschüssen empfing. Was hätte er darum gegeben, einer gleichen Ehre auch hier theilhaftig zu werden, es geschah indessen nicht; wahrscheinlich weil die Spanier auf dieser Station bessere Fernröhre hatten als auf Timor oder Magindanao; noch gab Meyer indessen die Hoffnung nicht auf, sich militairischer Ehrenbezeugungen zu erfreuen. Der würdige Mann steckte sich daher in seine am dicksten mit Goldblech beschlagene Kleidung, nahm alle holländisch geschriebenen, mit möglichst großen Siegeln versehenen Papiere, die er auftreiben konnte, mit sich, ließ sich zu diesem Behufe mein lateinisches Doctordiplom auf der Eselshaut geben, nahm alle seine Bedienten in Uniform mit in den Gouvernementspalast und lud uns ein, bei seinem Besuch bei dem Gouverneur Theil zu nehmen, um uns zu zeigen, was spanische Grandezza sei, oder vielmehr um dem Gouverneur zu zeigen, über welch ein Gefolge er zu verfügen habe. Die Anderen ließen sich dieses gefallen, um einen Theil von den Sonnen=

strahlen zu bekommen, die auf den Supercargo fallen mußten, ich aber ließ es mir gefallen, um zu sehen, wie weit er seine Narrheit treiben würde und in der That, es war der Mühe werth.

Der Supercargo gab sich alle mögliche Mühe, die Meldung bei dem Gouverneur so umständlich und so vornehm zu machen, als es irgend gehen wollte, und nunmehr stellte er sich als eine Art gesandtschaftlicher Person, als ein Bevollmächtigter der holländischen Regierung vor und gab seine verschiedenen Papiere, vor allen Dingen aber die gewaltig große Pergamentrolle als seine Creditive ab. Gouverneur war der Don Fernando Norzagaray, bei welchem, da er vollständig kenntnißlos war, diese Angabe etwas verfing. Hätte er nur ein paar Worte lateinisch buchstabiren können, so mußte gerade durch mein Diplom die Lüge an den Tag kommen, allein er befand sich in jener glücklichen, unschuldigen Unwissenheit in welcher die vornehmen Herren in Spanien meistentheils erhalten werden und sah das große Stück Pergament daher mit Verwunderung an, weil er dergleichen bis daher noch nicht zu Gesicht bekommen hatte — nun, was konnte dem Supercorgo besseres begegnen, wie glücklich war er, als zum ersten Male der Titel Don Ambassadore über die Lippen des Generalgouverneurs ging, er wäre schon zufrieden gewesen, wenn er nur ein gewöhnlicher Gesandter hätte scheinen dürfen, nun aber gar ein Ambassadeur, ein Botschafter, unerhört! darauf ließ sich etwas bauen — was denn geschwind? nun vielleicht eine Ehrenwache, vor dem Hause zwei Schilderhäuser, zwei uniformirte spanische Soldaten, welch Entzücken!

So viel hatte Meyer von den Formen weg daß er wußte, ein Gesandter, wenn er nicht einen hohen militairischen Rang bekleide, habe keine Ansprüche auf die eigentliche Ehrenwache, aber vielleicht ließ sich das Gewünschte durch irgend welche Umgehung irgend einer Formalität oder durch eine vernünftige Vorstellung erreichen — wir wollen sehen, was sich thun läßt.

Der Supercargo erzählte nun dem Generalgouverneur, daß er gehört habe, man wohne hier nicht ganz sicher, die Tagals und die Chinesen seien beide Diebe und so wolle er ihn fragen, ob es nicht möglich sei, daß man sich durch einige Wachmannschaft dagegen schütze.

Don Fernando erklärte eine solche Furcht für höchst gerechtfertigt und die dagegen einzuleitende Vorsicht für sehr weise, auch gab er die Versicherung, daß er mit Vergnügen dafür sorgen werde, daß der Sennor Don Ambassadore nicht beläſtigt werde, dann lud er denselben sammt uns allen Anwesenden zu Tische und überließ uns für die Zwischenzeit unsrem Schicksal.

Von Magindanao hatte ich ein paar freundliche Briefe des jungen Offiziers nach Manilla mitbekommen. Daß sie nicht allein Empfehlungsbriefe waren, ergab sich aus dem großen Umfang derselben, daß darin jedoch sich wirklich manches Freundliche über mich befand, gab sich durch den höchst zuvorkommenden

Empfang zu erkennen, welcher mir so von Seiten der Herrn von Hause als der Damen wurden, welche diese Häuser in der That zierten, vorausgesetzt daß Schönheit, Anmuth, Liebenswürdigkeit dazu genügen und man nicht auf gelehrte Unterhaltung Anspruch macht, denn die spanischen Geistlichen wissen noch besser als die unsrigen, daß die Schreibkunst eine Erfindung des Teufels sei, gemacht, um die Köpfe der Menschen zu verwirren und die Leiber zu verführen. Gott hat es in seiner Gnade zugelassen, daß diese abscheuliche Kunst auch angewendet wird, um Gebetbücher zu schreiben, wodurch dem Teufel eine Paroli gebogen wird, aber Lesen darf doch Niemand lernen außer den Geistlichen und diese haben die Verpflichtung: Gebete ihren Beichtkindern, besonders den jungen Frauen und Mädchen solange vorzusagen bis sie dieselben auswendig können und daher nicht nöthig haben lesen zu lernen, folglich der Verführung durch den Teufel um so leichter entgehen als sie nun mit den Geistlichen Umgang pflegen.

Ich sah mich nach Abgabe meiner Empfehlungen für die kurze Zeit die mir noch blieb, in der Stadt um und begab mich dann zur Tafel beim Gouverneur woselbst die höchsten Würdenträger des geistlichen Standes versammelt waren, lauter kräftige, wohlgenährte Gestalten, stattlich durch und durch und in ihrer ganzen Erscheinung das innigste Behagen ausdrückend.

Ich will die Fülle der Gerichte und die Art der Bereitung nicht beschreiben, denn ich wüßte doch nicht sie zu nennn oder zu würdigen, interessanter aber war die Unterhaltung die sich anfänglich höchst dürftig, dann aber als man entdeckte daß ich lateinisch spreche, erträglich genug gestaltete. Der Erzbischof verstand zwar nichts, oder doch nur so wenig von dieser Sprache, daß er an der Unterredung gar nicht Theil nehmen konnte. Unter den anwesenden Geistlichen aber waren die Prioren oder Aebte der Klöster, der Augustiner, der Dominikaner und der Recoletos, der reformirten Augustiner und mit diesen ließ sich schon ein Wort sprechen, denn sie waren die eigentlichen Träger der Wissenschaft, so noch jetzt in ganz Spanien, wie zur Zeit des Mittelalters in ganz Europa. Aber dieses Wissen beschränkte sich allerdings auf einen sehr bescheidenen Theil der Sprachkunde und der alten Geschichte, und ich wurde ihnen mit dem Wissen unsrer Tage zu einem wahren Wunder, zu einem Orakel. Es scheint als hätten sie geglaubt, kein Mensch außer ihnen, den gelehrten Mönchen wisse überhaupt irgend etwas, es schien ihnen daher wunderbar zu erfahren, daß erstens wirklich andere Menschen außer ihnen auch noch etwas wissen könnten und sogar im Stande waren, nicht blos dieses ihr Wissen von sich zu geben, sondern sogar darüber zu sprechen. Dies ist nämlich etwas das der Mönchsgelehrsamkeit ganz fern liegt, sie halten etwas Gelerntes für etwas Positives und haben keinen Begriff davon, daß man sich darüber unterhalten könne. Es geschah auch bald genug, daß sie diese Art von Unterhaltung aufgaben und sich nur nach Neuigkeiten aus der fernen, ihnen verschlossenen Welt erkundigten, oder mir auf meine Fragen mehr oder minder genügende Auskunft gaben und zwar geschah

dies letztere wohl am öftersten, um desto auffallender war mir, was ich von ihrer ausgebreiteten Macht erfuhr und was ich späterhin selbst sah.

Der Augustinerorden besitzt allein auf der Insel Luçon, wenn ich nicht irre 60 Klöster und Pfarreien, welche über die ganze Insel, über 14 Provinzen gebieten, 150 Dorfschaften mit mehr als anderthalb Millionen Einwohnern unter sich vertheilt haben und vollständig beherrschen, so sehr, daß sie sich ganz zu ihren geistlichen Herrn gemacht haben und dieselben nicht das Geringste zu thun wagen, ohne sich vorher den Rath desjenigen geholt zu haben, der für sie die einzige und unabweisbare Autorität ist. Die Dominikaner haben 8 Provinzen unter sich, mit 76 Dörfern und einer halben Million Seelen. In jedem Dorfe wohnt ein Geistlicher welcher der Beherrscher dieses Dorfes genannt werden kann; diese Geistlichen haben auch die Censur unter sich, und üben sie mit unnachsichtlicher Strenge gegen jedes Buch, das ihnen für das Heil der ihnen anvertrauten Seelen irgendwie gefährlich scheint, sie sind ferner auch diejenigen, welche sich das Recht vorbehalten haben, selbst Bücher zu schreiben, diese sind allerdings nur Gebetbücher und Kalender und in diesen letztere ist es wieder vorzugsweise die Zahl der Heiligen und der ihnen gewidmeten Feiertage, welche ausführlich und sicher behandelt sind, immerhin aber ist es eine äußerst lobenswerthe Thätigkeit. Was könnte für einen Tagal auf Manilla nöthiger sein, als zu wissen welcher Tag dem heiligen Dominikus, dem heiligen Franziscus u. s. w. gewidmet sei, wie man ihn feiere, wie viele Lichte man ihm anzünde, wie viele Hühner man an diesem Tage dem Geistlichen für die Opfer bringen müsse!

Die Franziscaner haben 14 Provinzen im Archipel und ihrer Pflege sind nahezu 800,000 Seelen übergeben, welche in 140 Dörfern und Städten leben. Die reformirten Augustiner sind so wie die Franziscaner über den ganzen Archipel vertheilt und sie haben über mehr als eine halbe Million Menschen zu wachen, natürlich sind die Zahlen nur annäherungsweise richtig und sie verändern sich auch mit jedem Jahre durch die wachsende Seelenzahl; so habe ich Tabellen gesehen, welche die Trauungen, Taufen und Begräbnisse für jedes Jahr angaben. In dem Jahre vor der Anwesenheit des van der Kapellen, im Jahr 1859, betrug die Zahl der den Augustinern dargebrachten Täuflinge 90,730 und die Zahl der Gestorbenen aber nur 50,240; getraut wurden in diesem Jahre 17,000. Bei den Dominicanern wurden in denselben Jahre 24,500 Kinder getauft und 13,140 Leichen begraben. Die Franziscaner haben 32,450 Geburten und 20,150 Todesfälle verzeichnet. Bei den Recoletos kamen 24,122 Geburten und 16,124 Begräbnisse vor. Diese aus stattischen Tabellen entlehnten Zahlen zeigen doch mit ziemlicher Sicherheit ein bedeutendes Wachsthum der Bevölkerung an, was entschieden im Widerspruch mit der sehr häufig gemachten Behauptung steht, die wilden Völkerschaften seien bestimmt der Kultur zu erliegen, den nahenden Europäern Platz zu machen. Hier spricht sich mit Sicherheit aus, daß die Bevölkerung sehr stark im Zunehmen ist und es würde sich leicht nach-

weisen lassen, daß die spanische Bevölkerung durchaus nicht in gleicher Weise gewachsen ist.

Die sämmtlichen geistlichen Herren beklagten sich über die Vernachlässigung welche sie erleiden müßten indem die Regierung ihrem Thun zu wenig Gerechtigkeit widerfahren lasse und sie namentlich was den Geldpunkt betreffe, lediglich darauf anweise was sie von der Insel selbst zu beziehen vermöchten; dies ist jedoch immer etwas schönes und als ich einige Tage später mir die Einladung eines jeden der Herrn Priorn zu Nutz machte und die Klöster besuchte, fand ich bei den Augustinern und Dominicanern eine solche geschmacklose Pracht daß ich glaube sagen zu dürfen: die Leute haben nicht zu wenig sondern zu viel Einkünfte, die Klöster sind überaus prächtig gebaut, zwar ebenso geschmacklos wie die innere Einrichtung aber doch sehr groß, sehr weitläuftig und durchweg so gestellt daß sie eine bezaubernde Aussicht haben. Ein jedes Kloster hat zugleich außer den weitläuftigen und schönen Wohnungen, außer den prächtigen gewölbten Sälen noch weite, luftige Veranden welche oft mehrere hundert Schritt lang, gestatten daß man sich genügende Bewegung mache, auch bei der schlimmsten Regenzeit.

Mich setzte die Geräumigkeit dieser Wohnungen in Erstaunen in denen 200 Mönche bequem hätten untergebracht werden können, indessen doch nur einige 40 in jedem Kloster vorhanden waren. Auf meine Bitte um Auskunft hierüber wurde mir allerdings ene solche gegeben, doch kann ich nicht behaupten daß es die richtige sei. Ursprünglich sollen diese Räumlichkeiten für die Zahl der Mönche eingerichtet gewesen sein welche mit Legaspi hierher kamen. Die Zahl dieser geistlichen Hirten war so groß daß für jeden derselben nur ein Zimmer und eine Kammer vorhanden war. Es haben sich nun diese Geistlichen ihrer Pflicht gemäß über die Insel Luçon und den ganzen Archipel vertheilt daher ihre Zellen leer sind allein sie werden wohl erhalten damit ein jeder wenn er von seiner Mission zurückkehrt, sein Unterkommen findet.

Dies leuchtet ziemlich ein, aber wahrscheinlich ist es doch nicht das Richtige, es will mir nämlich scheinen als sei trotz aller Gewalt des Mönchthums dasselbe doch auch hier im Verfall wie es beinahe überall ist. Der Respect der sich in älteren Zeiten von Geschlecht zu Geschlecht fortpflanzte, der Respect der sich herschrieb von der Gelehrsamkeit, deren Bewahrer die Geistlichen fast ausschließlich waren und von der so sehr gefürchteten Gewalt über die Gemüther da man glaubte daß sie die Bewahrer der Himmelsschlüssel seien, hat sich mit der vorschreitenden Aufklärung sehr stark verloren, wozu noch kommt daß die würdigen Herrn sich nicht diejenige Achtung erhalten konnten welche sie sonst als Gelehrte hatten. Kurz das Mönchswesen ist im Verfall und geht seinem Untergange entgegen, wie dies ja selbst in Italien ganz unzweifelhaft geschieht. Darum sind die Klöster nur noch mit dem vierten Theil derjenigen besetzt welche bequem darin Raum hätten und falls sich die Herren auch noch aus Spanien rekrutiren könnten, so thun sie es nicht um ihre Einkünfte nicht theilen zu müssen

mit neuen Ankömmlingen. Ein jeder dieser Patres will einmal zurück nach dem geliebten Vaterlande wo der Xeres, der Malaga. der Canariensekt, der Oportowein so billig ist und wo die schönen Kastanien wachsen welche man auf Manilla vergebens zu pflanzen gesucht hat, darum lebt ein Jeder von seinem Antheil so üppig und so bequem als es ihm irgend möglich und er verwahrt die drei anderen Antheile welche auf die Nichtanwesenden fallen würden, sehr sorgfältig um später einmal mit seinen Schätzen nach Spanien zu übersiedeln.

Von der verschwenderischen Weise seine Tafel zu besetzen, gab mir jeder Prior eine Anschauung, wiewohl ich überzeugt bin daß ich gar noch nicht alles sah. Die würdigen Herrn tractirten die Brüder ihres Klosters in verschwenderischer Weise mit den feinsten spanischen und griechischen Weinen und mit Speisen so kostbar wie sie nur durch einen Transport von 3000 Meilen gemacht werden können; weniger sahen sie auf die Reinlichkeit des Tischtuches und der Teller, von Servietten wußte man natürlich gar nichts. Am unsaubersten aber sah es aus bei den Franziscanern welche das Gelübde der Besitzlosigkeit abgelegt hatten und welche wie mir schien, beweisen wollten daß sie es hielten indem sie ein Tischtuch über die Tafel gebreitet hatten entsetzlich genug anzusehen von vergossenen Speisen und Getränken, eine wahre Musterkarte von Flecken aller Art und aller Farben. Ich bin überzeugt dieses Tuch wird nur alle Jahr einmal gewechselt, brrr.

Meine Besuche in ihren Bibliotheken waren nicht besonders lohnend, eine jede derselben hatte vielleicht 300, die aller zahlreichste der Augustiner gewiß nicht über 500, lediglich Gebetbücher, Legenden von Heiligen und Wörterbücher der verschiedenen Dialecte welche auf den Philippinen gesprochen werden. Diese letzteren sind wohl das Einzige was von den Werken der hiesigen Geistlichkeit einmal nutzbar werden wird; jedes Kloster hat auch einen Bücherladen in welchem die von diesem Kloster ausgegangnen Werke verkauft werden. Sie sind von Wichtigkeit für die verschiednen Kaufleute welche die Inseln bereisen, ebenso für die Geistlichen die da oder dorthin spedirt, sich ohne solche Grammatiken und Wörterbücher gar nicht würden verständigen können.

Ich habe übrigens, wie mir eben beim Niederschreiben auffällt, mein eigentliches Thema, die Tischgesellschaft beim Gouverneur, ganz verlassen und will diese doch jetzt noch einmal berühren,

---

Neuntes Kapitel.

Ich werde zum Spanier aus dem Pays basque (Pays bas). Die Ehrenwache des Supercargo. Metiers, welche mit Vortheil überall betrieben werden können. Eine spanische Villa und einiges Raubgesindel.

Nicht allein die Prioren oder Aebte der Klöster waren zugegen, sondern auch viele andere der ausgezeichneteren Mönche und sie alle zeigten sich höchst lebenslustig. Den Gesprächen mit den vielen anwesenden Damen konnte ich allerdings nicht folgen, aber die faunenhaft lüsternen Blicke der derben, äußerst wohlgenährten Herren und die häufig niedergeschlagenen Augen der Damen — wohl auch hin und wieder ein flüchtiges Erröthen bei leise zugeflüsterten Worten, ließen mich schließen, daß es sich wohl schwerlich um Glaubensartikel oder um Stellen aus geistlichen Liedern handeln möchte.

Demnächst kam die Politik zum Vorschein und da konnte ich auch wieder Einiges lernen. Wie viele Reiche Europa haben mochte? wer von ihnen hätte das wissen sollen, Spanien war ja doch das Oberhaupt von allen — nicht allein das Haupt der Jungfrau Europa (wie schade, daß die Liebenswürdige auf dem Kopfe steht) sondern auch das wirkliche Staatenhaupt, von welchem alle anderen abhingen — aber sie wußten auch nicht einmal, daß es ein Reich gab, welches England, Deutschland, Holland hieß. Ich suchte mich durch die französische Benennung des letzteren deutlich zu machen, da kam ich auch wirklich zum Ziel, aber freilich nicht zum rechten. Ich sagte, unser Schiff gehöre dem Königreiche der Pays-bas an. Anfangs fing auch dieser Funke nicht Feuer, aber plötzlich ging einem der Mönche ein großes, helles Licht auf, er sagte, der Sennor Don Dottore ist unsres schönen Idioms nicht mächtig, er meint mit dem Pays-bas das Pays-basque, er ist also aus dem baskischen Lande und folglich ein Landsmann von uns, nur wunderbar bei dieser mir jetzt klar werdenden Thatsache, daß er sich seiner Muttersprache, der spanischen nämlich, so wenig befleißigt. Ich bin ein Andalusier, mein Nachbar ist ein Castilier, sein Nachbar ist aus dem Königreich Granada, unser Abt aus dem Königreich Murcia, der Herr Generalgouverneur aus dem Königreich Valencia, aber sie sprechen doch alle spanisch — warum spricht dieser Herr aus dem Baskenlande nicht auch spanisch?

Ich würde an dem Versuch, dieses Räthsel zu lösen, wohl erlegen sein, darum begann ich das kühne Unternehmen gar nicht und ließ ihn bei dem Glauben, ich sei ein Landsmann von ihm. Einer um so freundlicheren Behandlung durfte ich gewärtig sein.

Was diese Herren an schweren Weinen trinken konnten, war erstaunlich, und wenn sie in allem Uebrigen eine gleiche Leistungsfähigkeit hatten, so würde es mich nicht wundern, wenn die schwärzliche Bevölkerung allgemach einer

braunen und hellbraunen Platz machen wird, und ich glaube den Herrn Großes zutrauen zu dürfen, denn die Zahl der Mischlinge ist in der That sehr viel größer als ich geglaubt habe.

Die Tafel wurde endlich spät in der Nacht aufgehoben und wir begaben uns an Bord bis auf den Supercargo der sich am Lande ein Haus gemiethet hatte. Da er wünschte daß einige von uns seine Wohnung theilten, so entschloß sich Diepenbrock und Bergheem dazu, wir alle aber geleiteten ihn zu seinem Hause das auf unserem Wege lag.

Wer malt sein Erstaunen als er in demselben ein halbes Dutzend wohl bewaffneter Kulis schlafend fand, deren einen er mittelst eines derben Fußstoßes weckte um sich von ihm Aufschluß geben zu lassen über die Unverschämtheit es hier in seinem Hause sich bequem zu machen.

Der so unsanft geweckte arme Teufel sprang taumelnd auf und ließ sich dahin aus daß der Herr Gouverneur ihn mit seinen Leuten hergeschickt habe um das Haus zu bewachen. Spitzbuben! rief der Herr Supercargo, Hallunken! wollt ihr machen daß ihr hinauskommt! solche Schurken brauch ich nicht, deren hab' ich selbst genug! seid ihr eine Ehrenwache? habt ihr Uniformen? seid ihr Soldaten, habt ihr Gewehre? ꝛc. ꝛc. So ging es mit erbitterten Fragestellungen und Ausrufungen fort worüber die Kulis nach und nach dergestalt den Kopf verloren daß sie nicht mehr antworteten und der Herr Supercargo sie dann ziemlich unsanft zum Hause hinausweisen eventualiter werfen ließ, was uns königlichen Spaß machte obschon wir ziemlich gewiß wußten daß der Spaß für den Herrn Supercargo nicht groß sei. Der Mensch ist aber nun einmal sehr eigennützig und es genirte uns durchaus nicht daß der Supercargo sich ärgerte wenn wir uns nur gut dabei unterhalten konnten. O armer Mann, wie wurde er verhöhnt mit seiner Ehrenwache, aber allerdings nur hinter seinem Rücken, außer dem Capitän der ihn am folgenden Morgen frug ob er ihm nicht vom Schiffe aus eine Ehrenwache schicken solle.

Es ist unmöglich in diesem Orte ein Unterkommen in einem sogenannten Wirthshause zu erhalten. Die Empfehlungen welche man mitbringt, oder die Dienste welche man leistet an Privatpersonen sind das Einzige wodurch man in Stand gesetzt wird einige Tage vernünftig hier zuzubringen. Es könnte sehr fraglich erscheinen was das wohl für Dienste sein möchten wenn die Spanier nicht gewohnt wären jeden Fremden für einen großen Arzt zu halten. Chamisso sagt „einem Jeden wird, soweit die Erde bewohnt ist der Titel eines Arztes der sicherste Paß und Geleitsbrief sein, und wird ihm, sollte er dessen bedürfen, den zuverlässigsten und reichlichsten Erwerb sichern. Ueberall glaubt der gebrechliche Mensch, der sich selber hülflos fühlt, an fremde Hülfe, und setzt seine Hoffnung in den, der ihm Hülfe verspricht. Am begierigsten langt der Hülfsbedürftige nach dem Fernsten, dem Unbekanntesten und der Fremde erweckt in ihm das Vertrauen welches er zu dem Nächsten verloren hat. In der Familie

des gelehrtesten Arztes gilt mehr als seine Kunst der Rath den die alte Waschfrau heimlich ertheilt."

Auch hier hatte ich Gelegenheit die Richtigkeit dieser Bemerkung zu erproben und sonderbar genug — ich sah gleichzeitig wie auf dem Glauben ein guter Theil der ärztlichen Kraft beruhe, es liegt in demselben eine Art Magie, wenn wir nicht sagen wollen schwarzer Kunst, so können wir wenigstens diese gelten lassen die man mit dem Namen der weißen Magie belegt und die etwas göttliches sein soll so wie die schwarze Kunst etwas diabolisches oder dämonisches. Wer also die Welt sehen will, setze sich den Doctorhut auf mit Recht oder mit Unrecht und kurire was ihm vorkommt, überall wird man ihn willkommen heißen, ich wenigstens bin überzeugt daß meine freundliche Aufnahme auf der schönen Insel und das viele Glück dessen ich hier genoß, bei weitem mehr dem Doctortitel als der wirklichen Hülfe die ich da und dort zu leisten vermochte — zu danken war. Viele der werthvollsten Bücher, die Sprachen der Philippinen betreffend, oder die Geschichte derselben, die Botanik und dergl, habe ich einer Karte mit meinem Namen und dem Doctortitel bei wohl oder vielmehr zu wohl genährten Mönchen einer Portion Rhabarber welche ihre gestörte Verdauung wieder herstellte, zu verdanken als meinen Kenntnissen, meinen Empfehlungen und meinem Gelde.

Demnächst habe ich allerdings bemerkt daß es noch ein zweites Metier giebt, welches von derselben Wirkung ist wie das des Mediziners, nämlich die Malerei. Ich meine hiemit nicht jene bezaubernde Kunst welche Landschaften oder Genrebilder, oder mythologische, historische Momente auf die Leinwand haucht — ich meine das Handwerk des Porträtmalers — ich sollte lieber sagen das Handwerk des Photographen denn schon dieses genügt vollkommen, vorausgesetzt daß die Camera obscura ausreiche um erträglich große Bilder zu entwerfen und daß man im Stande sei mit einigen farbigen Pinselstrichen dem Bilde das erforderliche Leben zu verleihen.

Ein Gesicht hat jeder Mensch, diejenigen ausgenommen welche an Stelle des Gesichts eine Fratze haben. Sein Gesicht will ein Jeder sehen, seine Fratze aber ein Jeder zehnmal, er will alle seine Freunde damit beglücken und wer es nun versteht aus jedem Gesicht, es möge aussehen wie es wolle, etwas zu machen das dem Besitzer gefällt der kann des größten Glückes vollkommen gewiß sein und er kann in der Regel nicht nur die kostspieligste Reise davon bestreiten sondern auch noch ein Stück Geld nach Hause bringen was um so größer sein wird je weiter er seine Reise ausdehnt.

Der Brief welchen ich an Don Velasco Henriquez della Mora hergebracht hatte bereitete mir auf seiner Villa eine halbe Stunde von der Stadt einen äußerst freundlichen Empfang, daß ich aber seine Tochter Donna Mirandolina von einer leichten Indigestion — an der sie seit Monaten zu leiden versicherte — durch ein paar kleine Pillen befreite, verschaffte mir nicht eine freundliche

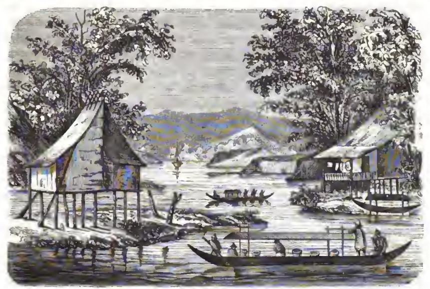
Aufnahme sondern vielmehr eine Art von Vergötterung. Ich war der Held des Tages, ich wurde den Leuten gezeigt wie ein seltenes Thier — das ist der fremde Arzt der zu dem Heile von Manilla aus einer fremden, fernen Welt hergekommen ist um Glück und Segen über die Insel zu verbreiten — das ist der Mann der dieses junge — vielleicht nicht unschöne Mädchen, welches seit Monaten (nachher wurden Vierteljahre, halbe Jahre und ganze Jahre daraus wie man sich immer fester in eine gewisse Ueberzeugung hineinlog) an einer schmerzhaften, durch keine Kunst zu beseitigenden Krankheit litt, wie durch einen Zauber beseitigt hat — o es ist etwas schönes um die erhabene Wissenschaft wenn sie in den Händen des rechten Mannes ist. Ja nur die Araber und ihre directen Abkömmlinge, die Leute aus dem Pays de Basque verstehen sich noch darauf. Solches mußte ich in den ersten acht Tagen hundertmal anhören indem ich jedem neuen Gast unter ähnlichen enthusiastischen Danksagungen vorgestellt wurde und die junge Donna selbst, welche obwohl kaum sechszehn Jahr, doch schon wissen mußte daß sie an keinem wirklichen Uebel litt, war doch so durchdrungen von der Ueberzeugung, mir das Leben zu verdanken, daß sie jeden unbewachten Augenblick benutzte um mich zu lehren, daß es ihr weder an gutem Willen noch an Mitteln fehle mich überschwenglich zu belohnen was von dem Augenblick wo ich sie gelehrt hatte, sich ein paar Mal des Tages zu baden in ein wirkliches Beglücken überging.

In solcher Art hatte ich überall wo mich mein Fuß hinführte und wo ich durch die zuvorkommende Freundlichkeit meiner Begleiter sofort als Arzt bekannt wurde, eine glänzende Praxis welche ich zur goldnen hätte machen können falls ich Neigung gehabt Manilla zum dauernden Aufenthalt zu wählen was mir allerdings nicht in den Sinn kam weshalb ich grade auch nicht immer entzückt war über die aufgedrängte Nothwendigkeit ärztlichen Rath zu ertheilen worüber ich von meiner durchaus nicht übermäßig reichlich zugetheilten Zeit verlor.

Die Villa meines neuen Freundes lag auf einem Hügel weit über der Sohle jenes Thales in dem der Passigfluß läuft und der die Lagune, d. h. den See der unsern Manilla gelegen zu den Wundern dieser Gegend gehört mit der See verbindet. Die Entfernung ist nicht groß genug als daß ich dieselbe nicht hätte aus meinen Fenstern überschauen können, ein reges, buntes und stets wechselndes Leben weilt auf demselben und macht ihn gewissermaßen zur Pulsader von Manilla denn auf diesem Strome geht der Stadt jedes erdenkliche Bedürfniß zu. Der Strand selbst, sowohl längs der Bay als außerhalb derselben längs des Meeres ist nicht so fruchtbar um allen Bedürfnissen der Stadt zu genügen, von den Ufern der Lagune aber und von den Flüßchen welche in dieselbe münden, geht ununterbrochen eine so große Masse von Lebensmitteln nach der Stadt daß dadurch ihre Bedürfnisse wohl befriedigt werden.

Die Ufer des Passigflusses tragen ganz den Charakter einer Niederung nur dem Innern der Insel entgegenfahrend, sieht man einige Hügel sich erheben

sonst ist das Land flach und seine bedeutendsten Hervorragungen bilden die die wundervollen, schlanken Bambusgebüsche deren Schößlinge die schon im ersten Jahre ihre volle Höhe erreichen schlank emporsteigen bis zu 80 Fuß, auch wohl drüber und sich im nächsten Jahre mit Seitenschößlingen bedecken von da ab



Der Passigfluß.

nicht viel länger werdend wohl aber dicker und sich so reich bezweigen, beim Getreide würde man sagen bestocken daß 30 bis 40 Rohrhalme von der gedachten Länge nebeneinander stehend eine ganz undurchdringliche Masse bilden, einen festen, enggeschlossenen, ohne die Art gar nicht zu durchdringenden Busch der noch die fatale Eigenschaft hat daß er beim Zusammenkommen mit der Axt Funken giebt und sie stumpf und schartig macht die Kieselhülle dieses Rohres ist so außerordentlich reich, so dick und fest daß sie wie Feuerstein wirkt darum auch vom Abschneiden eines solchen Rohres mittelst eines Messers gar keine Rede ist, es sei denn man wolle junge Schößlinge benutzen um daraus Gemüse zu kochen. Bei diesen ist der Kiesel zwar auch schon in der Schaale vorhanden aber er ist noch nicht zusammengeflossen, bildet noch keine Glasur wie bei den älteren Rohrstücken.

Auf diesen flachen Ufern und in diesen Bambusgebüschen welche sich im leisesten Winde schaukeln und neigen und vermöge ihrer äußerst langen, bandartigen Blätter in einem fortwährenden Flüstern sind, haben sich die Leute angebaut nach Art aller Völker welche die Inseln um Asien her bewohnen. Unsere Zeichnung giebt ein paar solcher Häuser auf Pfählen stehend wie es unerläßlich ist wo der Boden so häufig von Wasser überfluthet wird und wo

eine Menge kriechenden Gewürms das Schlafen auf der Erde sehr gefährlich machen dürfte. Die Leute aber hier sind bescheidener in ihren Anforderungen an eine Wohnung als auf den Tonga- oder Fidji-Inseln, sie können nicht mehrere Hunderte gleichzeitig beherbergen. Obwohl sie Raum genug haben für eine Familie haben sie doch nicht überflüssigen Raum.

Was mich nach langer Entbehrung dieses Anblicks besonders entzückte, war eine frisch gewaschene Wäsche die an zwei Leinen aufgehängt sowohl vor der Veranda als auch neben dem Hause im Winde schwebte. Wäsche! welch ein lieblicher Gedanke, die Leute waschen sich, die Leute waschen ihre leichte Bekleidung. In der That dieses allein kann schon einen Menschen einnehmen wenn er lange genug unter Wilden umhergerannt ist welche entweder gar keine Wäsche haben, sie nicht kennen, oder welche das Bedürfniß ihre Kleider zu reinigen, auch nicht im geringsten empfinden wie man dieses bei den Malayen nur gar zu oft sieht, die es allenfalls noch rathsam finden den Körper zu waschen denen es aber ganz gleichviel ist welche Beschaffenheit das Kleidungsstück zeigt mit welchem sie nunmehr den frisch gewaschenen Körper bedecken.

In der That mir fiel erst hier bei dem Anblick dieser durchsichtigen Jäckchen, Hemdchen mit ganz kurzen Aermeln und mit noch kürzerem Leibe — mir fiel erst hier auf daß ich fast alle Mädchen, denen ich begegnete, reinlich gekleidet gefunden hatte. So geringfügig ihre Bekleidung auch war, sie zeigte daß man das Wasser nicht gescheut und die Hände nicht geschont hatte und das ist etwas auf meine Sinne stets angenehm einwirkendes.

Von der Villa meines geehrten Gastfreundes machte ich täglich Excursionen und in seiner Gesellschaft auch eine Fahrt nach der Lagune wozu derselbe sich eines Bootes bediente welches aus einem einzigen Baumstamme gehöhlt war, man nennt diese Boote Banka, zu kleinen Reisen sind sie höchst bequem und sie werden immerdar auf das Beste und Sicherste geführt indem die Tagals eine Geschicklichkeit haben die in Erstaunen setzt. Selbst bei den Bewegungen die das Boot in's Schaukeln bringen wissen sie durch geschickte Benutzung ihrer Ruder dieses zu verhindern und eine Kraft, eine Ausdauer haben sie welche mich in das äußerste Erstaunen versetzte. Wir reisten bei Sonnenuntergang von der Villa ab, besahen uns so lange der Tag noch dauerte die freundlichen und friedlichen Umgebungen, dann legten wir uns unter dem Baldachin welcher die größere Hälfte des Bootes bedeckte, zum Schlafe nieder. Am folgenden Morgen um acht Uhr, also nach 14 Stunden erreichtrn wir die Lagune in welcher Zeit unsere Tagals ununterbrochen gerudert hatten und zwar dem Strom entgegen, eine Arbeit welche ihnen wohl schwerlich durch europäische Matrosen nachgemacht werden dürfte. Eine solche Ausdauer läßt sich nur erklären durch die täglich wiederkehrende Arbeit dieser Art, denn Tag und Nacht sind die Leute auf dem Wasser mit dem Netze oder mit dem Ruder beschäftigt und verrichten so eine uns in Erstaunen setzende Arbeit, wie es scheint ohne

Anstrengung, obschon sie nicht wie unsre Matrosen so fleischfressende Thiere sind daß man drei Viertheile des Schiffsraumes für Proviant braucht, sie leben von Reis und gesalzenen Fischen, trinken Wasser und nehmen als Delicatesse ein Stück Zuckerrohr in den Mund.

Diese Nacht war eine der schönsten meines Lebens auf dem ruhigen Flusse dahingleitend sah ich mich umschwärmt von Miriaden leuchtender Insekten deren Licht so hell war daß ich mitunter in den sonderbaren Irrthum verfiel eine Sternschnuppe zu sehen wenn ein einzelnes Käferchen sich höher als gewöhnlich erhoben hatte und nun am blauen klaren Nachthimmel herniederschoß. Ferner von uns am Lande ging das Leuchten der Insekten in ein muntres Flimmern über. Viele Tausende von Funken wogten auf und ab wie die kleinen Kohlensplitter aus einer stark betriebenen Schmiedeesse, nur waren ihrer so unzählig viele daß sie sich bedeckten, in einander flossen, daß sie gar nicht als einzelne Objekte in's Auge gefaßt werden konnten, sondern man immer den Gesammteindruck hatte.

Als wir etwa Mitternacht hatten und die Sterne im lieblichsten Glanze strahlten begannen die Ruderer zu singen, allerdings weder ein Meyerbeer'sches noch ein Mozart'sches Quartett, aber doch eine weiche, liebliche, klagende Melodie — klagend! woher es wohl kommen mag, daß alle Gesänge dieser Naturkinder in Molltönen gehen? selbst ihre freudigen Gesänge die sie bei Gelagen anstimmen und ihre kriegerischen Gesänge. Man findet dasselbe bei den Bewohnern der Andes- wie bei denen der Sunda-Inseln, bei den Bewohnern der Westküste von Afrika wie bei denen der Ostküste von Amerika. Es wäre wohl der Mühe werth daß sich ein Musiker mit dem Studium der Melodien dieser Naturvölker abgäbe. Es will mir fast scheinen, als hätte ihre Musik gar keine Durtonart, als hätte sie überhaupt vielleicht nicht verschiedene Tonarten sondern nur eine und als sei diese eine Molltonart. Ich glaube dieses, nicht weil sie etwa nur eine oder sehr wenige Melodieen hätten, im Gegentheil fand ich zu meiner großen Verwunderung daß die Zahl ihrer Melodieen eine sehr große sei; ich sage dieses deshalb weil es mir scheinen wollte als ob immer nur die nämliche, immer nur ein und dieselbe Tonleiter in Anwendung gebracht würde.

Die Gesänge waren mannigfaltig, bestanden aber immer aus getragenen Tönen und sehr häufig antwortete denselben ein mehr oder minder fernes Echo, da aber auf unserer ganzen Reise kein großes Haus, kein geschlossener Wald, kein lang gestrecktes Gemäuer den Schall reflektiren konnte weil nichts dergl. vorhanden war, so mußten die Stimmen welche von Ferne zu uns herüberdrangen, wohl menschliche sein. Der Gesang unsrer Ruderer mochte den vor oder hinter uns Fahrender erwecken.

Alles dieses unterhielt mich so daß ich während der Nacht nur wenig schlief und erst als kurz vor der aufgehenden Sonne jene eigenthümliche, ihr immer vorhergehende Kälte eintrat, schlief ich in meinen Mantel gehüllt ein

und erwachte erst zwei Stunden später durch den leichten Stoß mit welchem das Boot auf den Strand stieß. Die Sonne war schon ziemlich hoch am Himmel denn hier wo ihr nur zwölf Stunden zu dem ganzen Marsch von Osten nach Westen gegeben sind steigt sie eben so rasch senkrecht empor wie sie rasch niederfällt, niedersinkt in das Meer von welchem die Alten behaupteten daß es brause und spritze wenn der glühende Rand der Sonne damit in Berührung komme. Eine etwas materielle Vorstellung, aber immer eine welche ein gewisses Bild giebt wenn auch kein richtiges woran übrigens den wenigsten Menschen gelegen ist.

Ich tauchte meine brennenden Augen in das Wasser des See's und erfrischte sie dann erhob ich mich mit meinem Wirthe um an's Land zu steigen und seine schöne Pflanzung zu betreten.

Es war eine Zuckerplantage deren Ausdehnung mich in großes Erstaunen setzte fast mehr noch als ihre eigenthümliche Lage zwischen dem mit Urwald bedeckten Gebirge und der Lagune. Eine außerordentliche Menge von tributpflichtigen Tagals arbeitete hier im Dienste des Sennor Don Velasco in den Zuckerrohrfeldern. Die Tributpflichtigkeit hat hier allerdings eine etwas andere Bedeutung als bei uns, es will nichts weiter bezeichnen als das Verhältniß des Scharwerkers, desjenigen der auf dem Territorium des Gutsbesitzers sich anbaut, ein Stück Landes und das Material zu einem Hause aus den Wäldern des Herrn ohne Bezahlung erhält, dafür aber die Verpflichtung übernimmt eine Anzahl von Tagen ausschließlich für diesen Herrn zu arbeiten. Je nach der Größe des verliehenen Stückes Land besteht die Leistung in Hand- oder in Spanndiensten, diese letzteren fallen hier allerdings gänzlich weg weil die Arbeitsleute keine Gespanne halten und weil man auch weder ein Zuckerrohr- noch ein Reisfeld pflügen kann, dagegen werden die Handdienste vielleicht mit größter Härte in Anspruch genommen, aber bei der äußersten Genügsamkeit der Tagals ist auch die wenige Zeit welche ihnen übrig bleibt noch ausreichend um für sich selbst das erforderliche Feld zu bestellen wobei Frauen und Kinder auch thätig sind, überdies aber noch mit Fischfangen beschäftigt, soviel Nahrung herbeischaffen nicht nur als die Familie braucht, sondern auch noch soviel darüber daß sie damit nach Manilla ziehen und von dort einige Groschen zurück bringen können.

Die Villa meines Gastfreundes befand sich in der anmuthigsten Lage unfern der Ufer des Sees in einem Garten an welchem sich die Phantasie eines recht geschickten Künstlers erschöpft zu haben schien um das Schönste zusammen zu stellen was diese glückliche Zone hervorbringt. Der Besitzer hatte in diesem Garten die tropischen Gewächse alle versammelt soweit sie nicht den höheren Gegenden, soweit sie nicht den Gebirgen angehören also eine niedrigere Temperatur fordern und es überraschte mich nicht wenig das ich die Euphorbien Afrikas neben den Cacteen, neben den baumartigen, hochstämmigen Aloëpflanzen Amerikas

auf einem kleinen Raume bei einander sah, sowie die prachtvollen Rohre Indiens neben den Magnolien der Louisiana. Die Rosamala-Bäume und die Teak-Eiche von Indien neben dem Brodfruchtbaum von Tahiti. Botanik konnte man allerdings in diesem Garten nicht studiren, man mußte verwirrt werden durch den Reichthum der Gewächse, welche bei ihrer wunderbaren Pracht und Fülle durchaus nicht verriethen daß ihr Standpunkt ein künstlicher sei, aber interessant war es bei allemdem wahrzunehmen was menschliche Kunst vermag wenn sie nur einigermaßen von der Natur unterstützt wird.

Die Villa meines Freundes gehörte zu dem Dorfe Yalayala, war jedoch entfernt genug von demselben und so isolirt gebaut daß sie davon nicht im geringsten belästigt wurde. Das Dorf bestand aus etwa 30 auf Pfählen errichteten Hütten zu denen wie überall in diesen Meeren Bambusrohr und nichts als dieses, das Material lieferte, denn so gut die Piloten auf denen es steht, als der Boden oder die Wände, die Balken, die Dachsparren sind aus Bambusrohr gebildet und schließlich ist dasselbe auch noch mit den Blättern des Bambus gedeckt. Die Balken sind durch abgelöste Streifen von der Rinde des Bambus mit einander verbunden wenn der Kunstsinn des Erbauers nicht etwa verlangt hat daß lange, cylindrisch gewachsene Schlingpflanzen zu diesen Verbindungen genommen werden. Ein Fall, der allerdings häufig eintritt und den man namentlich an den Häusern der reicheren Leute wahrnimmt, reicher in sofern als sie durch unendlichen Fleiß im Stande gewesen sind die ihnen auferlegte Arbeitslast abzukaufen, in eine Geldrente zu verwandeln. Ein paar solche Leute waren es auch welche mich gelegentlich auf Ausflügen in die Urwälder begleiteten. In die Urwälder ist wohl nicht der richtige Ausdruck, an die Grenzen derselben würde besser gewesen sein denn sie selbst sind so undurchdringlich daß unsere Kleider und unsere Haut vergebens auf das Spiel gesetzt würden dorthin zu gelangen wohin selbst der Büffel und der Tiger nicht ungestraft gelangt, denn auch sie müssen Haut und Haare lassen.

Ob im Innern viel Wild zu finden ist, weiß ich nicht und ich glaube nicht daß Jemand vorhanden der dies der Wahrheit gemäß beantworten kann und zwar aus dem einfachen Grunde weil das Innere so unzugänglich ist daß keines Menschen Fuß es zu betreten wagt nicht sowohl aus Besorgniß vor den wilden Büffeln, Ebern, wilden Schlangen, sondern aus einfachen Rücksichten auf die festgewachsene oder vom Schneider gemachte Bekleidung. Ich glaube es beinahe nicht weil so recht im Innern es an dem fehlt was pflanzenfressende Thiere brauchen, nämlich an Gras und niederem Gebüsch wovon sie sich nähren können. Da aber wo Wald und Feld sich berühren ist Wild in ungeheurer Menge vorhanden. Ueber Tag schläft dasselbe im Schatten der Wälder und bei Nacht sucht es in den Gärten der Eingebornen nach der ihm willkommenen Nahrung darum müssen hier auch noch alle Felder auf das Sorgfältigste eingezäunt werden. Manchen schönen Eber, manchen prächtigen Hirsch habe ich zu unsrer

Tafel geliefert, für das Haus immer eine Wohlthat da man zu weit von der Stadt entfernt wohnte um sich frisches Fleisch besorgen zu können und Hühner, Tauben und dergleichen Geflügel was man täglich schlachten konnte, den Appetit nach etwas derberer Kost keineswegs ausschloß.

In diesen Waldesgrenzen ist übrigens die Jagd keineswegs gefahrlos, es giebt daselbst eine zu dem genus homo gehörige zweibeinige Raubthierspecies welche nicht selten dem einsamen Wandrer sehr gefährlich wird. Ein Tag nachdem ich in diesen Vorbergen eine sehr glückliche Jagd gehabt wurde der Kammerdiener des Sennor Don Velasco auf eine für ihn keineswegs heitere oder keineswegs glückliche Art von der Unstatthaftigkeit der Jagd allein obzuliegen, überzeugt.

Die Freude bemerkend mit welcher die Haushälterin erfüllt wurde als ich ihrer Speisekammer den ersten schönen Hirsch zuwies, wollte der Kammerdiener auch seinen Antheil davon haben, weil Donna Coquimba eine immer noch hübsche Frau obschon sie bereits 22 Jahre zählte (was dem 36sten des mittleren Europa entsprechen möchte) an seinem Herzen einigen Schaden verursacht hatte, den er durch eine Heirath zu repariren hoffte.

In Erwartung der Erfüllung seiner Wünsche wollte er indessen bei Donna Coquimba den Niedlichen spielen. Es war ihm nie in den Sinn gekommen dem edlen Waidwerk obzuliegen, da er mich jedoch mit Beute beladen von dem kühnen Unternehmen zurückkommen sah, so dachte er sich gleichfalls an irgend einem unschuldigen Wiederkäuer die Spornen zu verdienen und so schritt er mit einer Doppelflinte seines Herrn bewehrt, an dem nächsten Morgen in den Wald um am Abend auf die allerjämmerlichste Weise zerfetzt, gänzlich unbekleidet, von oben bis unten blutend zurückzukehren und zwar ohne das Gewehr seines Herrn was ihm noch eine tüchtige Tracht Schläge zuzog.

Der Kammerdiener hatte sich wohlgemuth auf den Weg gemacht nach dem etwa eine Stunde entfernten Walde, er hatte darin umhergesucht aber weder etwas gesehen noch gehört bis nach zweistündiger, vergeblicher Mühe er umkehren, er wieder die Villa aufsuchen wollte. Kein schwieriges Unternehmen denn sie selbst war weithin genug sichtbar und vom eigentlichen Verirren im Walde war keine Rede, weil man erstens gar nicht in das Innere des Waldes gelangte, er war unzugänglich wie wir bereits wissen und weil, wenn man sich in den Vorhallen desselben befand, zur Orientirung nichts weiter nöthig war als auf Schatten und Licht Achtung zu geben. Wo es dunkel war durfte man nicht hingehen, das war der undurchdringliche Urwald, aber dort wo das Licht hinkam das war das Freie, das war gar nicht zu verfehlen und dann war auch die Villa sichtbar.

Als der große Jäger den Entschluß umzukehren gefaßt hatte und im Begriff war ihn auszuführen, vertraten ihm zwei mit Messern bewaffnete Malayen den Weg, er fiel alsbald auf die Knie, präsentirte ihnen sein Gewehr quer auf den

Händen liegend und bat demüthig um Gnade. Bei nur einiger Courage hätte er die Leute von sich abhalten können denn sein Gewehr bot ihm die Möglichkeit zwei Schuß zu machen indessen die Räuber in der That nichts weiter hatten als ihre langen Messer. Da er jedoch nicht im entferntesten daran dachte von seinen Waffen Gebrauch zu machen so war es den Spitzbuben gar nicht übel zu nehmen daß sie sich's gefallen ließen seine Güte entgenzunehmen und seiner Bereitwilligkeit eben so bereitwillig Rechnung zu tragen. Sie redeten ihm demnach höflich zu, seinen Hut, seinen Beutel mit dem seinem Herrn gestohlnen Gelde, seine Ringe und seine Uhr abzulegen, dann erinnerten sie ihn höflichst an den Ueberfluß von Kleidungsstücken welche er auf sich trage. Hierauf setzten sie ihm auseinander daß er auch des Hemdes entbehren könne und endlich mußte er auch seine Schuhe ausziehen und als er demüthig bemerkte er würde nunmehr gar nicht gehen können, zeigten sie auf ihre eignen nackenden Füße, machten ihm aber bemerklich daß falls er die Schuhe nicht gutwillig geben wolle ihre Messer scharf genug seien sie mitsammt den darin steckenden Füßen vom Leibe zu trennen in welchem Falle es ihm immer noch schwerer werden würde nach Hause zu kommen als ohne Schuhe.

Dieses Argument verfing vollkommen, er legte zu allem übrigen auch noch seine Schuhe ab und dann empfahlen sich die Herren Spitzbuben mit großer Höflichkeit ihm eine glückliche Reise wünschend.

In diesem paradiesischen Zustande ohne Hut, ohne Hemde, ohne Schuhe mußte er einen Weg von etwa drei spanischen oder zwei deutschen Meilen durch Dornen und Gestrüpp zurücklegen und er kam gegen Abend in dem oben beschriebenen Zustande an.

So wie über die Dummheit und Feigheit seines Kammerdieners entrüstet war Sennor Don Velasco es doch auch wegen der Unsicherheit der Umgebung seines Landgutes und er beschloß am nächsten Morgen eine Jagd auf die Spitzbuben zu machen, dazu wurden etwa 40 seiner Hintersassen aufgeboten, es wurden ihnen Gewehre anvertraut und sie angewiesen einen beträchtlichen Theil der Grenzgegend zu umstellen. Es ließ sich vermuthen daß sie den Ort, an welchem sie den Raub vollbracht, schleunigst verlassen haben mochten deshalb wurden die Nachbarn rechts und links aufgefordert gleichzeitig mit uns eine Treibjagd anzustellen welche bei alledem doch wohl vergeblich gewesen sein dürfte, wenn nicht von einer jeden der beiden großen Plantagen 10 bis 12 auf das Festhalten von Wildschweinen abgerichtete Hunde wären mitgenommen worden.

Was sich voraus hatte berechnen lassen, traf wirklich ein. Auf dem Schauplatz des Raubes waren die Räuber nicht mehr aber sie hatten sich nur eine Meile weiter verzogen und hier wurden sie durch die Hunde gestellt und auch wirklich ohne Blutvergießen gefangen. Da man so glücklich im Zuge war, setzte man die Absuchung der Vorberge fort und als das Resultat bekannt wurde hatte jede Partei ihre paar Spitzbuben gefangen.

Ich wußte zwar nicht was mit den Spitzbuben gemacht werden würde, ich hatte nur ein unbestimmtes Gefühl des Grauens wegen der Mißhandlungen denen man sie unzweifelhaft aussetzte, die Malayen selbst wußten gewiß was ihnen bevorstand; ich muß den Stoicismus bewundern den sie zeigten. Sie verzogen keine Miene, sie ließen keine Klage laut werden, sie ließen sich schweigend die Hände auf den Rücken binden und ließen sich schweigend nach dem nächsten Dorfe führen. Hier wurde sofort Gericht gehalten, der Dorfschulze oder Alcalde, ein Tagal, ein Todfeind der Malayen sah mit leuchtenden Augen die ihm gewisse Beute an, ein paar Beisitzer des Gerichts wurden gerufen und das Verhör begann. Es war nicht sehr ergebnißreich denn die Malayen antworteten gar nicht auf die ihnen vorgelegten Fragen. Man hatte jedoch bei ihnen außer demjenigen was Tags zuvor dem Kammerdiener abgenommen war, noch fremdes, offenbar geraubtes Gut gefunden, Räuber waren sie also unzweifelhaft. Bewaffnet waren sie auch folglich war es eben so unzweifelhaft daß sie auch Mörder waren, so wurde denn über einen wie über den andern das Todesurtheil gesprochen. Es fehlte nur noch die Bestätigung des Gouverneurs, dies schien aber meinem würdigen Gastfreunde etwas so einfaches und klares, daß er glaubte die Verantwortung übernehmen zu können wenn man die Execution vollzöge auch ohne Bestätigung des Urtheils welche er sich anheischig machte nachträglich zu bringen. Hierdurch erklärte der Alcalde das Urtheil für rechtskräftig und nun wurde bestimmt daß von dreien der von den Landgütern zur Jagd Bestimmten die Execution vollzogen würde.

Die sechs Spitzbuben wurden nun vor das Dorf geführt und zwei derselben wurden Angesichts des nächsten frequenten Weges aufgehängt dann marschirte die ganze Gesellschaft eine Legua weiter und hier wurde das zweite Paar gehängt und ich fing nunmehr an zu glauben daß wir nicht mit Menschen sondern mit Dämonen zu thun gehabt, dem weder diejenigen welche gehängt waren noch diejenigen denen in einer Stunde dasselbe Loos bevorstand, schienen auch nicht im geringsten davon afficirt, sie ließen sich ohne eine Miene zu verziehen den Strick um den Hals legen und die beiden letzten marschirten so rüstig, so wenig gebeugt von der nahen Todesaussicht vorwärts daß mir je mehr ich daran denke desto unbegreiflicher diese Todesverachtung wird. Sie muß es auch wohl sein welche die Malayen zu so gefährlichen Gegnern im kleinen Kriege macht, nicht nur gehen sie mit großer Kaltblütigkeit ins Feuer sondern wenn man die Affaire für gewonnen ansehen will, muß jeder Einzelne noch apart todt geschlagen werden.

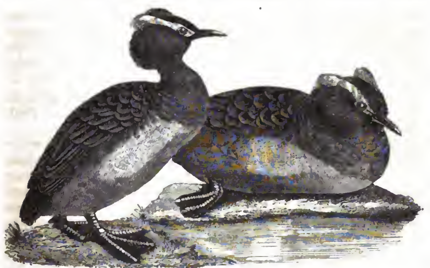
Ob der Herr Sennor Don Velasco nachträglich die Erlaubniß bekommen hat die bereits Gehängten hängen zu lassen ist mir nicht bekannt geworden, wohl aber wurde mir der Aufenthalt hier so unangenehm, so unheimlich daß ich denselben schon am nächsten Morgen verließ.

Zehntes Kapitel.

Ergiebige Jagd auf der Laguna. Zuflüsse derselben. Ein wichtiger Industriezweig der Tagals, die Entenzucht. Transport der Enten nach Manilla. Was ist die größte Delikatesse.

Da mein Gastfreund die Vergeblichkeit seiner Bemühung mich hier zu behalten erkannt sorgte er so gut als möglich für mich indem er sechs Ruderer von seinen eigenen Leuten mitgab wodurch mir die gehoffte Sicherheit garantirt wurde indem die Familien dieser als Geiseln für meine Rückkehr anzusehen waren.

Unter den Ruderern war der Steuermann ein junger, äußerst gescheuter Bursche. Ich hatte mich bald mit ihm verständigt über die Zwecke meiner



E. Rhode fec. Gehörnte Enten.

Wasserfahrt, er fühlte es handle sich nicht darum jedes beliebige Wild zu schießen sondern darum seltene Thiere zu bekommen, solche die man nicht allein des Bratens wegen schoß. Und so war er voll steter Aufmerksamkeit darauf bedacht den See zu durchforschen mit seinen fern tragenden Augen welche eine unbegreifliche Schärfe hatten, und das erste Resultat seiner Bemühungen war die gehörnte Ente wovon ich dem Leser ein Männchen und ein Weibchen gebe, beide wie wir sehen einander bis zum Verwechseln ähnlich, aber wunderlich anzusehen mit ihren beiden weißen Federwulsten welche sich so über den Kopf legen als wären es ein paar nach hinten gerichtete Hörner.

Bei meiner Weiterfahrt lernte ich die Laguna erst kennen und als das

schätzen was sie ist, ein ganz anständiger See von welchem man an einem Ufer stehend, das andere nicht erblickt, diese Laguna ist mithin größer als der Boden-See über den man allerdings bei heitrem Wetter hinwegsehen kann, ja hinter welchem man noch die in beträchtlicher Entfernung liegenden Gebirge wahrnimmt. Der Umfang soll 136 spanische Legua betragen und seine größte Tiefe wird auf 96 bis 100 Fuß angegeben. Die Zahl der Flüsse welche sich in diese Laguna ergießen muß sehr bedeutend sein, ich zählte bei der allmäligen Umschiffung zwölf hinlänglich bemerkbare deren einige bis auf 30 Fuß Breite hatten, gewiß ist ihre Zahl aber sehr viel größer wenn schon die übrigen von mir nicht wahrgenommen wohl nur große Bäche sein mögen.

Die Ufer des Sees sind mit den mannigfaltigsten Schilf und Graspflanzen bedeckt in denen Wasservögel aller Art und in größter Menge hausen, zugleich aber auch eine so ungeheure Anzahl von Schnecken und Schaalthieren daß dadurch die Anwesenheit des vielen Wildes wohl erklärt wird. Auf dieses kleine Gethier stützt sich die Entenzucht der anwohnenden Tagals. Theils in den Flüssen, theils auch an geeigneten Stellen des Seeufers liegen kleine Dörfer von 30 bis 100 Hütten, jede von der anderen jedoch so weit entfernt daß ein großes Dorf wohl die Länge einer Meile einnimmt. Vor jedem solchen freundlichen Häuschen liegt ein großer freier Platz welcher stets frisch umgegraben wird, eine Arbeit welche sich täglich erneuert und welcher in diesem Zustande der Tummelplatz großer Entenheerden ist.

Frauen und Kinder suchen in aller Frühe die zarten kleinen Schnecken welche so zerbrechliche Häuschen haben als wären sie von Postpapier gemacht und sie suchen die ebenso zarten Muscheln auf, auch nackte Schnecken, füllen damit ihren Kahn und kehren mit Tagesanbruch heim. Dies ist das Futter für Enten wovon sie in kürzester Zeit außerordentlich fett werden. Dasselbe wird über die ganze Fläche die ihnen zum Tummelplatz dient, ausgebreitet. Der Boden wird von vielen Händen überhackt geschürft so daß die Schnecken unter eine ganz leichte Erddecke kommen welches zum Zweck hat daß die gierigen Thiere sich nicht gar zu heftig überfüttern. Nun werden die Enten aus ihrer Verzäumung gelassen und schnatternd suchen sie im Boden wühlend nach ihrem Futter umher.

Durch diese Vorsicht werden sie gehindert das Futter zu eilig zu verschlingen und sie sind einen großen Theil des Tages mit dem Aufsuchen desselben beschäftigt. Zweimal werden sie nun auch in das Wasser geführt, man macht ihnen einen Steg zurecht auf welchem sie in den See oder in den Fluß gehen können, man bewacht sie aber doch in kleinen Kähnen nebenher fahrend so daß sie sich mit anderen, mit Enten aus der Nachbarschaft nicht vermischen. In dieser Weise haben die Leutchen immer zu thun und die Enten gedeihen ganz vortrefflich. Nun kommt auch die Zeit wo sie verkauft werden sollen, da sind die Tagals auch schlau genug den Markt nicht zu überfüllen, es gehen

nur so viel nach Manilla als sie gewiß sind ihre sämmtliche Waare an den Mann zu bringen denn man will nichts wieder mit nach Hause nehmen weil der Weg ein langer und beschwerlicher ist und man will doch von der Arbeit den größt möglichsten Vortheil ziehen was man den Leuten nicht wird verübeln können.



E. Rode fec. Entenzucht auf der Insel Luçon.

Gewöhnlich nimmt ein Besitzer des Entenhofes seine sämmtlichen Thiere auf einmal mit nur diejenigen zurücklassend welche zur Zucht bestimmt sind welche eine neue Generation hervorbringen sollen. Um einen solchen Transport nach Manilla zu bringen, bedienen sie sich eines eigens eingerichteten Kahnes, derselbe hat nämlich eine aus Bambusrohr gemachte Plattform welche die ganze Länge des Kahnes einnimmt, von beiden Seiten aber um mindestens zwei Klafter über den Rand des Schiffchens hinausragt. Dieser ganze Raum wird mit einem niedrigen Geländer umgeben, grade nur hoch genug die Enten zu hindern dieselbe zu überschreiten. Ein Mann führt den Kahn über den See und den Passig Fluß hinunter was immer des Nachts geschieht, so daß er immer nach Sonnenaufgang auf dem Markte anlangt.

Auf seinem Kahne hat er große Rollen von Rohr liegen, diese legt er am Lande zu einem viereckigen Raum zusammen, es ist die Umzäunung in welcher er seine Enten erhalten will, nun legt er ein paar Bretter von den Plattformen auf das Ufer und alsbald marschiren die Enten welche so dicht gedrängt sich nicht übermäßig wohl gefühlt haben mochten, in langen Reihen

watschelnd hinaus in den Raum der wahrlich auch nicht viel größer ist als derjenige auf dem Schiffe war.

Kaum ist in dieser Weise alles angeordnet als auch schon die Käufer herbeieilen. In dem heißen Klima kann man nichts lange verwahren, was also zu Heute für den Mittagstisch bestimmt ist darf nicht etwa gestern schon geschlachtet worden sein. Die Enten welche der tagalische Bauer um sechs Uhr an's Land treibt, haben um 10 Uhr sämmtlich ihr zartes junges Leben ausgehaucht und um fünf Uhr Nachmittags dürfte man nicht einmal mehr Knochen davon finden, denn auch diese bleiben in Manilla nicht ohne Verehrer, Schweine, Hunde, Ratten und Geier auf den Straßen in gemüthlicher Ruhe neben einander wandelnd, suchen alles auf was für sie eßbar, für Menschen aber unbequem ist.

Mit seinen Schätzen kehrt der Tagale in seine Heimath zurück, er besaamt gewöhnlich das Feld auf welchem die Enten sich bis dahin getummelt haben mit irgend einer schnell wachsenden Grasart. Die Enten welche Neigung zum Brüten zeigen werden auf Nester gebracht und wenn das Gras einige Höhe erreicht hat, sind die Thierchen ausgebrütet und sie haben nun das junge Gras zur ersten Nahrung. Die Mama führt sie ins Wasser, gefüttert aber werden sie nicht, sie müssen sich das Erforderliche suchen, so wachsen sie Natur gemäß auf und setzen kräftiges, gesundes Fleisch an. Erst wenn sie ihre volle Größe erreicht haben, fängt die volle Mästung an, nun wird der Boden umgehackt nachdem er mit gesammelten Schnecken bestreut war und in etwa drei Wochen haben die jungen Thiere die Fettmasse erreicht welche sie verkäuflich macht. Da von einem Winter hier nur in so fern die Rede sein kann als die Sonne etwas niedriger steht als in einer anderen Jahreszeit, so ist das Brütgeschäft an gar keine Zeit gebunden und Manilla wird demnach gleich allen Städten des Archipels in genügender Weise mit diesem sehr geschätzten Proviant versehen, aber das Sonderbarste schien mir doch daß nicht sowohl die erwachsenen gemästeten Enten, sondern vielmehr die halb angebrüteten Eier für die größte Delicatesse gelten. Unter der Bedachung des Kahnes nimmt der vorsichtige Landwirth immer noch ein 40 bis 50 Enten mit, welche auf Eiern sitzen und wenn der Platz von dem lebenden Handelsartikel befreit ist, so macht er nun noch aufmerksam auf den zwar auch lebenden aber nicht schnatternden Handelsartikel und er verkauft nunmehr die Nester mitsammt den Enten indem er gewissenhaft angiebt wie lange die Thiere bereits auf den Eiern sitzen worauf denn ein Jeder nach seinem Geschmack das fernere Bebrüten so lange veranlassen kann bis er glaubt daß die Eier den höchsten Grad der Delicİösität erreicht haben.

Die Tagals sind auch ausgezeichnete Fischer und treiben einen ausgebreiteten Handel mit den Produkten ihrer Bemühung oder vielmehr denen ihrer Weiber die den ganzen Tag umherrudern auf kleinen Booten und die von ihnen ge-

senkten Reusen untersuchen. Da die Leute sehr fromm sind, also die Fasttage sehr streng halten, werden der Fische ungeheure Mengen consumirt. Weil man aber den Genuß der Fische noch immer für eine Entbehrung hält, für eine Kasteiung, so ißt man an den fünf übrigen Tagen der Woche um so weniger Fische, als man glaubt an den zweien Fasttagen seiner Religionspflicht vollständig Genüge geleistet zu haben.

Dies hat zur Folge daß die Fische nur zwei Tage in der Woche verkäuflich sind, die Fischer also ihre Vorräthe danach einrichten, ihren Ueberfluß so aufbewahren müssen daß er zur rechten Zeit vorhanden, zur unrechten Zeit aber auch nicht dem Verderben ausgesetzt sei und dies verstehen die Tagals so gut wie unsere Flußfischer mitten in Europa, sie machen sich Fischkasten von Bambus, in denen sie den Ueberfluß aufbewahren welchen sie während der Woche aufgesammelt. Von diesen Fischkasten ist der Eingang zu der Lagune dergestalt besetzt daß man genöthigt ist, sich eines einheimischen Führers zu bedienen, um da hindurch zu kommen denn es findet sich eine so unglaubliche Anhäufung dieser mitunter großen Gebäude vor und sie sind so schön in Gassen und Gäßchen, besonders aber in verrätherische Sackgassen vertheilt, daß man ohne Führung sich zwar sehr leicht verirren, aber wahrlich nicht aus diesem Irrsal herausfinden kann und in solchem Falle ist man rein dem Zufalle preisgegeben, welcher wohl veranlassen kann daß noch zu rechter Zeit ein Fischer kommt, der dem Verirrten aus seiner Noth hilft, der aber auch ebenso gut dieses verhindern kann. Und hat der Verirrte nicht Lebensmittel bei sich um bis zu dem Fasttage auszuhalten so dürfte er wohl dem wirklichen Verhungern nicht entgehen können.

Von diesen Fischkasten werden die kleineren in der Nacht vom Donnerstag zum Freitag sämmtlich nach Manilla geführt, und da am Abend vorher ein jeder Fischer seine Kasten untersucht, so ist dieses der Tag der Befreiung eines Verirrten.

Als ich ohne Begleitung eines Spaniers in die gefährliche Gegend kam, diejenige nämlich durch welche der Passig Fluß aus dem See tritt und woselbst die Zahl der Gassen und Gäßchen für die Fischereiapparate sich bis ins Unglaubliche gehäuft hat — wurde mir plötzlich der Weg verlegt, durch ein Regierungsboot mit drei Beamten besetzt welche mich nach meinem Passe frugen. An einen solchen hatte ich natürlich nicht gedacht und ich wäre in große Verlegenheit gerathen wenn ich nicht gewußt hätte daß die würdigen Männer hier sämmtlich nicht lesen können. Ich griff auf gut Glück in meine Rocktasche und siehe, ich zog einen Comödienzettel von Batavia heraus, darauf stand sehr groß gedruckt: Cabale und Liebe, ein bürgerliches Trauerspiel von Friedrich von Schiller, (mich frug einer meiner Freunde auf dem Schiffe einmal ganz ernsthaft warum denn das ein bürgerliches Trauerspiel heiße da doch so viele Adelige darin vorkommen).

Der Oberste der Beamten nahm den breiten Comödienzettel ehrfurchtsvoll in beide Hände und betrachtete ihn lange aufmerksam und schweigend, als wolle er recht tief eindringen in die Geheimnisse dieses wichtigen Papiers. Da ich so gut wie gewiß wußte daß er nicht eine Silbe, nicht einen Buchstaben von dem Ganzen verstand, so sah ich, innerlich ganz beruhigt, doch nicht ohne Schadenfreude zu. Nach einigen Minuten tiefen Schweigens legte er das Blatt nieder, frug aber auf die Stelle deutend die das Personenverzeichniß enthielt, warum das so sonderbar gedruckt sei, ich sagte dies sei mein Signalement, las es ihm vor und übersetzte es bereitwilligst.

Präsident von Walter, Herr Mireken — Größe 6 Fuß.

Ferdinand von Walter, Major Herr Gunpsen — Haare hellbraun.

Hofmarschall von Kalb, Herr Fettmännchen — Augenbrauen grade.

Lady Milford, Favoritin des Fürsten, Fräulein Mireken — Nase groß.

Wurm, Haussecretair, Herr Pitterken — Mund gewöhnlich.

Müller Stadtmusikant, Herr Bredeback — Zähne vollständig.

Dessen Frau, Madam Wartook — Gesicht oval.

Louise, deren Tochter, Fräulein Watteken — besondere Kennzeichen fehlen.

Vollkommen befriedigt gab der würdige Mann mir den Comödienzettel zurück indem er sagte, wie könnte man sich freuen wenn Jeder so vollständig legitimirt wäre als Vestra Merzed; als ich ihm aber nun vollends ein paar kleine Silbermünzen in die Hand drückte, machte er so tiefe Bücklinge daß ich fürchtete, sein Kahn werde umschlagen.

Weiter wurde ich von der höflichen Polizei nicht incommodirt so lange ich mich auf den Philippinen befand.

Eilftes Kapitel.

Ein liebenswürdiger Tagalischer Priester. Bekleidung der Frauen auf Luçon. Der Himmel auf Erden. Piraten auf Luçon. Ein kleiner Roman.

Als ich weiter und weiter um die Lagune fuhr und ihre wunderbar schönen und auf das Reichste mit allen Bedürfnissen ausgestatteten Ufer bereiste, wollte es mir scheinen als versündige sich die spanische Regierung an diesem schönen, glücklichen und reich begabten Lande. Gewiß ist es, daß das gesetzliche ausschließliche Pfaffenthum daran schuld ist, demselben ist bei weitem mehr daran gelegen daß Niemand erfahre welch eine Summe von Hilfsmitteln dieses Land besitzt, als ihm daran gelegen ist diese Hilfsmittel zur Geltung zu bringen, und doch kann man die Frage nicht unterdrücken ob es keinen so aufgeklärten Staatsmann giebt, der der Regierung des Landes, wie heruntergekommen es

auch sei, zu zeigen vermöchte welche Vortheile ihr erblühen aus der Benutzung des Bodens und seiner Hilfsmittel. Die Wälder welche die Lagune umgeben wimmeln nicht nur von Wild, welches eine reiche Quelle des Erwerbs sein würde wenn man die Schiffe damit verproviantirte, sondern sie verbergen auch noch die vorzüglichsten Hölzer, Spezereien, kostbare Harze; die Berge sind reich an Metallen, was vermöchte eine Nation die nur ein wenig industriel wäre — damit anzufangen!

Es gehen ferner unzählige Schiffe, welche Manilla gerne berühren möchten, daran vorbei weil es ihnen unbequem, ja weil es gefährlich ist aus dem großen Meere, durch einen der vielen Canäle, um die Südspitze von Luçon herum nach der Westseite zu kommen, woselbst der Eingang zum Hafen ist. Wie wenig würde dazu gehören aus der Lagune einen Weg nach der Ostseite zu eröffnen, einen Canal für größere Schiffe gangbar, welcher sich in die See von Mobat ergösse und hiedurch gestattete die vielfältig verschlungenen, durch Korallenbauten verengerten Canäle zwischen der Unzahl von Inseln zu vermeiden. Und da hier gerade nicht das geringste Hinderniß im Wege steht, kein Bergzug, auch nicht einmal ein solcher, wie mitunter die Dünenbildung hervorbringt, ein solches Unternehmen hindert — wie leicht und wie erfolgreich würde dies sein.

Allerdings darf man nicht vergessen daß man mit Spaniern zu thun hat, deren Begriffe über die Erfolge oder ob mehr oder minder leicht diese Erfolge zu erreichen sind, sehr von den unseren abweichen. Ich glaube zwar daß es möglich wäre auch Spanier zu einem solchen Unternehmen zubewegen, falls man sie überzeugte daß da, wo man den Canal hin lege, sehr viel Gold auf der Straße zu finden sei, würde man ihnen aber nur die Aussicht eröffnen daß sie durch dieses Unternehmen viel Geld erwerben könnten, so wäre dies schon genug, dies Unternehmen zu unterlassen. Ein solches Unternehmen erst machen, dann aber das Geld erwerben, erarbeiten — welch eine schreckliche Zumuthung.

Nun müßte man auch den spanischen — und was noch viel mehr sagen will, den geistlichen, Behörden Liberalität zumuthen. Sie müßten vermocht werden ihr Monopolsystem aufzugeben, sie müßten sich dazu verstehen können anderen Nationen Zutritt zu ihren Häfen zu gestatten, sie müßten einsehen daß ihnen daraus daß sie einen kleinen Vortheil aufgäben, ein unendlich größerer erwachse, aber wie vergeblich würde es sein einen solchen Versuch zu machen. Wo das Monopolsystem, das Absperrungssystem so vollständig in Fleisch und Blut übergegangen ist, dürfte es wohl zweifelhaft sein ob man wirklich Fleisch und Blut so weit verändern könne daß es die frühere Gedankenrichtung aufgäbe. Die Mehrsten welche dabei mitzureden hätten, würden ohne alle Gründe ein hartnäckiges Nein jedem Vorschlag entgegensetzen, wenige Andere die sich etwas mit Politik beschäftigt haben, würden auf das Absperrungssystem hinweisen, welches Frankreich und England befolgt hat, ein System, welches auf

jeden einzuführenden Gegenstand hohe Zölle legte, welche nicht hinderten daß diese völlig verschlossenen Länder ihre Industrie doch zu einer staunenswerthen Höhe entfalteten, und es würde wenig helfen wenn man ihnen sagen wollte, sie seien auch weder lustige, thätige Franzosen noch ernste thätige Engländer, sondern nur faullenzende Spanier, es würde wenig helfen wenn man sie auf Oesterreich weisen wollte, welches demselben traurigen Princip gefolgt und doch keineswegs mit der Industrie der anderen Völker fortgeschritten sei, denn es kommt nicht darauf an daß man fremder Industrie die Concurrenz unmöglich mache, sondern darauf daß man selbst industrieell ist, in welchem Falle sogar so verrückte Maßnahmen, wie die von den Engländern beliebten, die Thätigkeit eines arbeitsamen Volkes nicht vernichten können, während ein faules Volk nicht nur keine Hindernisse verträgt sondern sehr aufgemuntert sein will wenn es etwas leisten will.

Der Gedanke, daß Handelsfreiheit für Manilla von höchster Wichtigkeit wäre und daß man die Stadt für einen Freihafen erklären müsse, wenn sie etwas werden solle, brachte selbst Don Velasco in einen gelinden Schreck. Und daß man einen Canal graben und die von Osten her, herbeikommenden Schiffe durch Dampfer über die Lagune und den Passig Fluß nach Manilla bringen solle, erweckte in ihm die für einen Katholiken sehr begründete Besorgniß daß durch den Spectakel die Fische verscheucht und auf diese Art die wichtige Fastenspeise vertheuert werden würde.

Wo solche Rücksichten mitsprechen da lohnt es allerdings nicht auch nur ein Wort zu verlieren.

Als ich den See umkreiste gelangte ich auch in ein freundliches und schönes Kirchdorf, zu welchem mich Don Velasco vorzugsweise gewiesen, als einem solchen, in dem ich die freundlichste Aufnahme finden würde, da der Padre Cazzo Magno, auf seinem Grund und Boden geboren, sich noch immer als seinen Unterthanen betrachte und gewiß versuchen würde einer an ihn gerichteten Empfehlung Ehre zu machen.

Ich fand die Voraussetzung meines Gastfreundes vollkommen bestätigt. Der Tagale welcher sich dem Priesterstande gewidmet hat, war die Liebenswürdigkeit selbst, er verband mit der natürlichen Gutmüthigkeit der Eingebornen die ungewöhnlich höflichen Formen der Spanier, was er in den letzteren äußerte machte er in der ersteren wahr. Die stehende Redensart der Spanier, „Ew. Gnaden weiß daß mein Haus das Ihrige ist", „Ew. Gnaden weiß daß meine Person zu Ihrem Befehle steht" war ihm keine Redensart, es war ihm völliger Ernst damit, er war im Stande sich seinem Gaste ganz zur Disposition zu stellen, im Stande sich selbst ihm aufzuopfern.

Zunächst erforschte er jedes meiner Bedürfnisse und suchte demselben abzuhelfen. Da er selbst aber vor allen Dingen ein Bedürfniß hatte dem er seinen sonderbaren Namen danke (welchen er übrigens so unbefangen trug als ob er

Müller oder Schulze heiße), so glaubte er, auch ich müsse in ähnlicher Weise bedürftig sein und da ich nicht denselben Beinamen führte so setzte er voraus, er würde meinem Wünschen entgegen kommen wenn er für die ganze Zeit meines Aufenthalts in der Gegend sich mit mir theilte, dergestalt, daß er mir die jungen unverheiratheten Mädchen überweise und sich nur diejenigen vorbehalte, welche schon ein Kind gehabt hätten. Er sprach hierüber ganz ernsthaft mit mir wie es Leute thun die einen Contract mit einander abschließen wollen, äußerte daß ich gewiß mit seinem Anerbieten zufrieden sein würde, daß er aber auch erwarte, ich achte die gezogene Grenzlinie, denn er verstehe in diesen Angelegenheiten das, was man Spaß zu nennen pflege, eigentlich nicht.

Dieser Tagal belehrte mich auf das Genaueste über die Functionen, über die Vorrechte der Priester. Nur die Mönche seien unter allen Umständen Spanier, von den Weltgeistlichen den Pfarrern in den Dörfern und kleinen Städten sei der aller größte Theil tagalischen Ursprungs, nur die recht reichen Pfründen hätten die Spanier für sich behalten, aber auch auf Stellen wie die seinige könne man angenehm, ja könne man sehr glücklich leben.

Jetzt brach er ganz begeistert in die Schilderung der Mädchen von Luçon aus und hatte eine solche Fülle von Worten um deren Lieblichkeit, um deren Reize zu schildern daß ich in der That selbst ganz bezaubert wurde und zwar um so mehr, als ich in der That ein und das andere Mädchen gesehen hatte das die Beiworte, schön, reizend u. s. w. sehr wohl verdiente. Um mich übrigens von der vollständigen Richtigkeit seiner Bemerkungen zu überzeugen, führte er mich auf einen Vorsprung, auf eine Art Veranda seines Hauses welche nach der Straße zu gelegen war und die Aussicht auf eine ziemlich lebhafte Passage bot. Der Weg war, wie es in einem so wenig bewohnten Lande nicht anders sein kann, sehr breit, obschon er nur ein Fußsteig oder ein Saumpfad war. An der Seite wo das Haus des Pfarrers stand, lief ein Zaun längs der Straße hin, hinter welchem eine ganz dichte Hecke von Bambusrohr sich erhob, gewiß völlig undurchdringlich (siehe das Titelblatt zum zweiten Bande) und dieser Hecke gegenüber erhob sich anderes Gebüsch in gleicher Weise, beides neigte sich so zu einander daß sich ein vollkommen überschatteter Raum darbot, in welchem man vielleicht die ganze Strecke zwischen diesem und dem nächsten Dorfe zurücklegen konnte ohne von der Sonne belästigt zu werden. Frei und offen war dagegen der Platz vor der Veranda und wenn in dem dunklen Schatten des Laubganges die Beurtheilungen der Formen derjenigen, welche vorübergekommen, vielleicht eine gewisse Schwierigkeit gehabt hätte so war dies doch hier im Freien keineswegs der Fall. Da sah ich denn so schlanke und dabei so reizende Gestalten daß ich mich nicht weiter wundern kann den guten Pfarrer so entzückt davon zu finden, sehr bald konnte ich auch die Bemerkung machen daß dem Herrn Pfarrer gegenüber Mädchen und Frauen sehr leicht von einander zu unterscheiden seien. Die Ersteren gingen an ihm vorüber, zwar in der ihnen

eigenthümlichen Anmuth, doch vollkommen ernst, indessen die Frauen sämmtlich — so lange ich Gelegenheit hatte sie zu beobachten, einen solchen schalkhaften und so ungenirt freien Blick auf den Herrn Pfarrer warfen daß man keinen Augenblick daran zweifeln konnte, sie stünden mit ihm äußerst freundschaftlich.

Von der Tracht giebt unser Bild eine möglichst deutliche Anschauung, entweder es ist ein Tuch von etwas mehr als einer Elle Breite anderthalbmal um den Leib geschlungen, wo dann der übrigbleibende Zipfel, zwischen das Tuch und den Körper gesteckt, dieses zwar halten soll, aber nicht immer hält, so daß es wohl geschehen kann daß die Bewegung des Körpers, durch Gehen, durch Beugen des Rückens ꝛc. den Verschluß des Tuches lockert welches dann plötzlich zu Boden fällt, oder eben solch ein Stück Zeug ist um eine Schnur geschlungen und mittelst derselben um den Leib gebunden da wo die Hüften sich zu wölben anfangen, es werden daher diese bis zu den Knieen oder auch ein paar Zoll weiter abwärts bedeckt, der ganze obere Theil aber würde ohne alle Hülle bleiben.

Jedermann weiß daß alles dasjenige was ganz ohne Hülle gezeigt wird, sehr bald seinen Reiz verliert. So gescheidt sind die Mädchen von Luçon auch, von dem Oberkörper verbergen sie daher gerade dasjenige, was ihm den meisten Reiz verleiht. Das Kleidungsstück welches dazu dient, könnte man am einfachsten mit zweien sehr kleinen Tüchern vergleichen, welche an den äußersten Ecken zusammengeheftet sind. Eines dieser Tücher fällt über den Rücken, das andere über die durch kein Schnürleib entstellte Brust. Aermel sind an diesen, das Hemde nur sehr dürftig vertretenden Kleidungsstück nicht, damit aber nicht das erste beste Lüftchen dasselbe aufhebe und der Trägerin über den Kopf werfe, so sind auch die beiden anderen Zipfel der Tücher an einander geheftet, so daß daraus ein leichtes flatterndes Jäckchen entsteht, welches ganz offen und luftig nicht nur keine Bewegung hindert sondern auch der Hand des geliebten jungen Mannes, der die schönen Formen nicht blos sehen sondern von ihnen auch berührt sein will, gar kein Hinderniß entgegensetzt, wie es denn auch die christliche Moral die hier von den würdigen Padres gelehrt wird keinesweges thut, welche im Gegentheil die größte Bereitwilligkeit gegen den Geistlichen als nothwendig voraussetzt, dabei aber, wenn sie ihren Tribut erhoben hat, auch nachsichtig ist gegen die nämlichen Fehler, denen nun einmal die schwache Natur des Menschen unterliegt. Bei dem Padre Cazzo Magno war das Verhältniß das umgekehrte, er war nachsichtig gegen die Mädchen welche über sich verfügen durften nach Gefallen und forderte nur von den jungen Frauen Treue sowohl gegen ihren Gatten als gegen ihn selbst.

Nachdem ich so eine Viertelstunde lang mich an dem bunten Gewimmel ergötzt, frug er ob es nicht schön sei über solch eine fromme Heerde zu herrschen, ob es nicht der Mühe werth sei einem beschwerlichen Leben zu entsagen, wenn man dadurch den Himmel nicht erst im Himmel sondern schon auf

Erden erreichen könne und dann forderte er mich auf demjenigen von den jungen Mädchen, welches meinen vollen Beifall habe, zu winken, alles Weitere aber ihm zu überlassen.

An dergleichen Zärtlichkeit habe ich niemals auch nur das geringste Vergnügen gefunden, für mich ist es stets nothwendig daß das Herz mit im Spiel sei, ich suche nicht Befriedigung aufgeregter Sinne, denn diese werden ohne daß das Herz dabei, im Spiele ist bei mir nicht aufgeregt, ich muß mich durch etwas Anderes hingezogen fühlen zu einem weiblichen Wesen, als lediglich durch die Schönheit. Zwar ist sie von mächtigem Einfluß wohl auf Jeden, bei mir aber nicht von solchem Einfluß daß sie allein genügend wäre zur Erweckung all der Wünsche, auf welche der würdige Pater anzuspielen schien. Auf die Gefahr hin von ihm gänzlich mißverstanden zu werden lehnte ich daher das freundliche Anerbieten ab. Und in der That ich wurde mißverstanden, denn er sah mich mit so zweifelhaft fragenden Augen an als wolle er den Grund der Ablehnung seines Anerbietens in dem mangelnden Feuer meiner Augen suchen, ein gewöhnliches Zeichen daß man für den Kirchengesang bestimmt ist und daher allerdings nicht unmäßig viel Freude haben kann an dem, was die Welt des Schönen bietet. Ich konnte nicht umhin mich herzinnig zu ergötzen an seinem Mienenspiel das zugleich Befremden und Bedauern aussprach, und meine Erklärung daß ich in diesem Fache es liebte ohne Unterhändler wirksam zu sein, schien ihn keinesweges zufrieden zu stellen, was mir, nachdem ich die Welt ein wenig besser kennen gelernt habe als ich sie damals kannte, durchaus nicht mehr unbegreiflich ist. Diese grob sinnlichen Naturen suchen durchaus nichts als das aller Gröbste was die Natur überhaupt bietet. Ich hörte einen Spanier sagen wir Nordländer seien nicht Menschen, sondern Frösche, wir hätten nicht heißes rothes Blut, sondern weißes, kaltes wie die Fische. Er und jeder Spanier in derselben Weise könne nicht mit einem Weibe unbeobachtet zusammen sein ohne Angriffe auf ihre Tugend zu machen.

Diese Aeußerung belehrte mich über das was solche Menschen suchen, sie kamen mir genau so vor wie die männlichen Thiere denen es ganz gleichgültig ist wie das weibliche Thier mit dem sie zusammenkommen, beschaffen sein möge. Mir erscheint dieses abscheulich und brutal, aber es ist die Weise aller Südländer, damit hängt zusammen die gänzliche Abwesenheit der Eifersucht auf die Frau, nur die Geliebte, nur die Braut wird beobachtet, bewacht; sind die Wünsche des Mannes gekrönt so findet er alle Eifersucht vollständig lächerlich, darum gestattet er seiner Frau auch den Cavaliere servente welcher ihn aller Sorgen für die Unterhaltung der Frau überhebt, in dieser Hinsicht ganz in die Verpflichtungen des Mannes tritt und dafür auch die Rechte des Mannes in Anspruch nimmt, welche ihm gewöhnlich gewährt werden, sobald er sich angenehm genug zu machen weiß. Wir Nordländer sind in dieser Hinsicht doch sehr anders und obwohl wir gewiß viele und große Fehler auch in dieser Hinsicht

haben, so glaube ich sagen zu dürfen daß wir wenigstens nicht ganz so thierisch sind als die Südländer.

Der würdige Pater, welcher sah daß er in mir einen unverbesserlichen Narren beherberge, gab sich nun nicht weiter Mühe mich klug zu machen, hingegen genirte er sich auch nicht im allergeringsten seinen eignen Gefühlen zu folgen. Welche der hübschen tagalischen Frauen auch vorübergehen mochte, er wechselte mit derselben Blicke eines äußerst gründlichen Einverständnisses und eine derselben lud er ohne die geringste Zurückhaltung vor mir oder den anderen Vorübergehenden, ein, bei ihm auszuruhen und ein Frühstück einzunehmen welches die junge Frau aus Hochachtung vor dem Pater und sehr gut wissend, daß sein Befehl unmöglich etwas Sündhaftes haben könne, annahm, wie sie die Einladung die Messe zu hören angenommen haben würde, ich aber in Hinsicht auf den Pater selbst mich auch wieder von der Richtigkeit dessen überzeugte was ich vorher gesagt, der Herr Pfarrer hatte zwar gewählt aber beim Himmel nicht die Schönste von den Frauen die bei ihm vorübergegangen waren.

Während ich bei dem Pater war, entwickelte sich vor meinen Augen ein kleines Drama welches von der Verwegenheit der malayischen Piraten und von der Erbärmlichkeit der spanischen Behörden genügend Zeugniß ablegte. Es ist kaum glaublich und doch vollkommen wahr daß hier auf dieser Lagune, auf diesem Binnensee malayische Piraten ihr Wesen treiben. Sie haben die gewöhnlichen aus aufgerolltem Bambus zusammengesetzten, fabelhaft leichten Boote welche auch mit 50 Leuten bemannt, gar keinen Tiefgang zu haben scheinen und daher so leicht über die Wasserfläche gleiten daß sie von den gewöhnlichen Segelschiffen gleicher Größe nicht eingeholt werden können. Malayische Seeräuber, welche sich immer Rajah's, Fürsten nennen, haben in der Regel drei bis vier solcher Boote im Besitz, welche sie mit einigen Hundert verwegnen Burschen bemannen und damit auf Raub ausgehen. Bei Tage verbergen sie sich in dem sehr hohen Schilf, und die Masten welche sie verrathen würden, legen sie nieder, was nicht die geringsten Schwierigkeiten hat da dieselben aus einem starken Bambusrohre bestehen, welches schon von zwei Mann gehandhabt werden kann und welches doch bei seiner Zähigkeit dem Segeldruck genügend Widerstand leistet.

Wenn nun die Nacht kommt so machen sie ihre am Tage wohl überlegten Raubzüge, überfallen ein oder zwei Dörfer, nehmen alles mit was sie an Geld und Geldeswerth finden, führen auch wohl ein paar junge Mädchen mit sich fort und ziehen sich dann wieder zurück in ihren Versteck und man findet sich sehr glücklich wenn nichts Anderes dabei geschehen ist als ein solcher Raub, wenn nicht viel Menschen dabei ermordet sind, was die Eingebornen in ihrer Hand zu haben glauben, weil die Malayen nicht morden der Köpfe willen, wie die Dajaks auf Borneo, sondern es nur thun wenn sie durch Gegenwehr zum Zorne gereizt werden. Geschieht dies nicht, so kommt man mit einigen Miß-

handlungen, zerschlagnen Gliedern, mäßigen Verwundungen davon und hat nichts weiter als ein Kind oder einige verloren. Sind die Tagals von Haus aus so friedlich oder hat die Erziehung der Mönche sie dahin gebracht, ich wage dies nicht zu entscheiden aber gewiß ist daß sie den Gedanken, sie könnten durch ernstliche Gegenwehr sich diese Geißel vom Halse schaffen, gar nicht zu fassen im Stande sind.

Ein solcher Pirat spielt in dem kleinen Drama, dessen letzte Scene ich zusah. Ein junger Engländer von einem der nach China bestimmten Schiffe, hatte es gewagt Luçon zu berühren um dort Gold zu suchen, er hatte sein Schiff verlassen, hatte sich auf ein spanisches begeben, war auf Manilla gelandet und hatte eine Reise in das Innere gemacht um allerlei für die dortigen Schwarzen wichtige Gegenstände gegen den Goldstaub einzutauschen den sie in den Flüssen sammeln. Man pflegt gewöhnlich abzuwarten bis die Leute mit ihren kleinen Goldvorräthen nach den Städten kommen, er hatte es vorgezogen ihnen entgegenzugehen, hatte sich wohl ein Jahr bei ihnen aufgehalten, dabei viel von ihrer Sprache gelernt und war dadurch in die Lage gekommen von Tag zu Tag bessere Geschäfte zu machen. Das Gepäck, welches er mit sich trug, bestand lediglich aus solchen Dingen die die Eingebornen sehr gut brauchen können, es war nach und nach gänzlich verbraucht, er hatte dafür vielleicht 30 Pfund Gold eingetauscht und wanderte nun mit diesem Schatz zurück um denselben in Manilla niederzulegen und sich dort wieder mit neuen Tauschgegenständen zu versehen.

Am Ufer der Lagune angelangt, miethete er sich einen Tagal mit einem kleinen Boote um ihn über die Lagune nach dem Passigflusse und nach Manilla zu führen. Auf dieser Reise wurde er durch einen der malayischen Piraten gefangen und beraubt, da er aber ein rüstiger junger Mann war, keineswegs entlassen sondern zu schwerer Ruderarbeit gezwungen, was seinen zarten Händen durchaus nicht schmecken wollte, ich sah dieselben als sie nicht mehr weiß sondern so braun wie sein ganzer Körper waren, denn nackend hatte er arbeiten müssen, ich sah sie, wie sie voll Schwielen nicht den Aristokraten, den jüngeren Sohn eines reichen Hauses, sondern den Tagelöhner verriethen, ihre innere Fläche schien mit Sohlenleder überzogen.

Mehr als zwei Jahre war dieser junge Mensch auf einem der Piratenschiffe gewesen und mit ihm der unglückliche Bursche, welcher es unternommen hatte ihn nach Manilla zu führen. In dieser ganzen Zeit auf das Härteste behandelt, kaum erträglich genährt, zu allem Ueberfluß aber noch an die Ruderbank gebunden, hatte er zwar vielfältig daran gedacht sich zu befreien, war jedoch immer von der Unmöglichkeit überzeugt worden.

Der Pirat machte übrigens nicht allein die Lagune zum Schauplatz seiner Thaten, sondern er zog frisch in die See. Wenn es Nacht wurde begab er sich in die Nähe des Ausflusses und verbarg sich hier für den ganzen folgenden

Tag, sobald dann die Finsterniß eingebrochen, eilte er den Fluß hinab unter Einsetzung aller Ruder, passirte gewöhnlich um Mitternacht die Brücken der Stadt und war am Morgen in der Bay irgendwo im Uferschilfe versteckt den nunmehr nächsten Abend erwartend. Sobald derselbe angebrochen, setzte er über die Bay hinweg, wozu er immer den Hauptweg benutzen konnte und entfernte sich so ungesehen aus dem Bereich der spanischen Kanonen. Dann zog er an den Küsten umher, ging von Insel zu Insel, überfiel die friedlichen Dörfer, machte auch wohl einen verwegnen Angriff auf ein spanisches Wachtschiff, in der Regel mit solchem Erfolge, daß es mit Mann und Maus unterging und dann kehrte er nach einigen Monaten wieder in die Lagune zurück, so abwechselnd die Schrecken seines Namens über das Salzwasser und über das Süßwasser verbreitend.

Diesen Raubzügen, diesen Mord- und Mordbrennerscenen mußte der junge Engländer während zweier Jahre beiwohnen. Der Räuberhauptmann, Obersultan (so ließ er sich lieber nennen als Rajah) beherrschte eine kleine Insel in diesem Archipel, zu welcher er immer zurückkehrte wenn größere Raubzüge glücklich gelungen waren, dann mußte der Engländer die häuslichen Sclavendienste verrichten, er wurde in Ketten gelegt und auf solche Weise es ihm unmöglich gemacht zu entweichen.

Ein kleiner Roman entwickelte sich zwischen ihm und den beiden Töchtern des Malayen, welche nicht — wie sonst bei den Mohamedanern gewöhnlich, eingesperrt oder verschleiert und streng bewacht waren, sondern vielmehr, wie es unter den Malayen Sitte ist, ihrer Freiheit genossen. Nicht die Mädchen, sondern nur die Frauen unterliegen einer strengeren Observation.

Was ihm überall hätte gefährlich werden können, die zärtliche Neigung zweier Schwestern zu ihm, war hier bei den Mohamedanern von keinem so übelen Einfluß. Nur die Männer sind eifersüchtig, die Mädchen sind gewohnt, die Liebe des Mannes mit Anderen, mit vielen Anderen zu theilen. Hier war also die Neigung der beiden Schwestern nicht gefährlich, sie war nur ein Band mehr zwischen ihnen. Wenn der junge Sclave von seinen gefährlichen Reisen wiederkehrte, so fand er Trost und Erholung in der Liebe der beiden Mädchen welche sich in Aeußerungen der größten Zärtlichkeit gegen ihn überboten, allerdings war das tiefste Geheimniß unerläßlich, denn ein Anflug von Argwohn in dem Kopfe des Rajah erwacht, wäre genug gewesen ihm den Tod zu bringen, aber vielleicht hatte gerade diese große Heimlichkeit einen nicht geringen Reiz, denn er erzählte, er würde sich vollkommen glücklich gefühlt haben falls er nur immer Portwein und Rumpsteaks gehabt hätte.

Sechs oder sieben Mal hatte er bereits die Reisen von dem Meere nach der Lagune und von der Lagune in das Meer durchgemacht als in heimlicher Stille der früh eintretenden Dämmerung die beiden freundlichen, wohlwollenden Mädchen ihm entdeckten daß sie sich in einem, für den Augenblick nicht wün-

schenswerthen Zustande befänden, daß sie aber darum nicht sehr besorgt seien, weil der Fall gar nicht selten vorkomme, daß ein weißer Sclave die Töchter der vornehmsten Leute heirathe.

Beide hatten mit ihren respectiven Müttern gesprochen und diese hatten geglaubt die Hauptschwierigkeit läge vorzugsweise in der Anticipation der Rechte, deren sich der Sclave schuldig gemacht hat, welche allerdings unter den Orientalen nicht so leicht genommen wird wie bei den abendländischen Völkern; die jungen Damen waren unterdessen voll fröhlicher Aussicht, sie glaubten sich überzeugt, daß der Vater denjenigen Bitten nachgeben würde, die vier Personen an ihn richten wollten und es schien Alles auf das Beste geordnet und die ungeheure Bestürzung des Engländers wollte den Mädchen beinahe komisch vorkommen. Der gute Mann wußte wohl warum er bestürzt war. Es war ihm gar nicht in den Sinn gekommen diese Rajahtöchter zu heirathen, er fand es nur bequem, durch ihre Liebe reichlicher mit Lebensmitteln versehen zu werden, als es sonst den Sclaven geschieht und er fand es bequemer auf reinlichem, warmem Lager zu ruhen, als in einem Stall auf feuchter Erde, seine Ansichten waren mithin nicht die der beiden Mädchen. Er, wenn auch ein jüngerer Sohn, doch der Abkömmling eines sehr vornehmen Hauses, hatte seine Reisen nicht deshalb unternommen, er wollte Geld zusammen bringen soviel als möglich. Vier bis fünf solcher Reisen wie er gemacht, konnten ihn in den Besitz von 200,000 Pfund Sterling setzen, mit diesen wollte er heimkehren und eine reiche Erbin heirathen. Daher sein Schreck als die beiden Mädchen ihm offenbarten was sie betroffen.

Nachdem er sich ein wenig erholt, bewog er sie vorläufig noch zu schweigen, weil er Nachricht erhalten habe daß in Manilla ein großes Reisegeld für ihn bereit liege, vermöge dessen er sich freikaufen und dann als freier Mann die Bewerbung wagen könne wodurch natürlich jede Schwierigkeit beseitigt sei.

Dieses sahen die beiden guten Mädchen ein und die nächsten ruhigen Tage verflossen allen Dreien in um so größerem Entzücken als sie wußten, nunmehr bald berechtigt zu sein, sich ihren Freuden ohne Rückhalt hinzugeben.

Der verrätherische Engländer dachte jetzt an nichts weiter als an die Flucht, als an die eiligste Flucht, sollte es auch mit Gefahr seines Lebens sein. Er fühlte daß er selbst so einzeln nur wenig würde ausrichten können, daß er eines Gehilfen bedürfe und sein Blick fiel natürlich auf den Tagal der mit ihm gefangen worden war und der so gut wie er die Befreiung wünschte, aber mehr wie er geeignet war sich dieselbe zu verschaffen. Sie beriethen sich mit einander und beschlossen die Flucht zu versuchen sobald sie in der Lagune sein würden. Das Nöthigste für eine Flucht war eine Bousole und eine solche war auf keine Weise zu beschaffen als durch die beiden Mädchen selbst. Der Rajah hatte dergleichen, wie sie in China üblich sind, mit der magnetischen Südweisung für jedes seiner Schiffe; so lange diese im Hafen lagen, befanden sich die wichtigen Instrumente unter dem Verschluß des Rajah und sie wurden erst beim

Auslaufen derselben auf sie gebracht. Es kostete dem Engländer viele Mühe, den Mädchen begreiflich zu machen was er eigentlich wolle. Daß er eines Zaubers brauche um sein Unternehmen glücklich zu beenden, sah eine jede ein, worin aber der Zauber liege, war ihnen schwer beizubringen da sie das Ding überhaupt gar nicht kannten was der Engländer haben wollte. Endlich gelang es doch sich so weit verständlich zu machen und am Abend als man auslaufen wollte, brachte das eine der Mädchen dem Vater die Bousole nach in sein Schiff in welchem er bereits eine solche hatte, sie wurde daher zurückgeschickt durch die Ueberbringerin und glitt auf diese Weise im Vorbeigehen bei dem Engländer in die Hände desselben.

Noch ein zärtlicher Liebesblick in einem unbewachten Moment, dann wurden die zusammengefalteten Segel ausgebreitet und man verließ den heimlichen Versteck in einer der Flußmündungen um sich in der bereits gedachten Weise durch Manilla und den Passig-Fluß nach der Lagune zu begeben, von welcher aus die Flucht jetzt bewerkstelligt werden sollte, welche Anstrengung man auch würde machen müssen.

Die Schiffe des Piraten legten sich wie immer in ein Versteck in dem Schilfmeere. Wie aber hier entrinnen da ihnen auch nicht das allergeringste Mittel zur Flucht zu Gebote stand, sie weder einen Kahn noch einen Floß, noch ein Ruder hatten. Das Letztere mußte jedenfalls aus dem Schiffe mitgenommen werden, das verschaffte aber noch nicht einen Kahn oder sonst ein Fahrzeug und durch das Rohr an das Ufer zu gelangen war gänzlich unmöglich, wo sie aber auch anlegen mochten, überall waren die Schwierigkeiten dieselben, vor allen die größte, die Kürze der Zeit. Nur in der Nacht konnten sie ihre Flucht bewerkstelligen und gerade die Nacht war die Zeit ihrer Arbeit. Sollte etwas geschehen, so mußte es in den Morgenstunden bewerkstelligt werden, welche von dem Augenblick des nächtlichen Anlegens bis zum Sonnenaufgang verflossen und das war in der That ein sehr kurzer Zeitraum. Doch wurde es gewagt nachdem der Rajah bereits einige Tage auf der Lagune zugebracht und als Fischer verkleidete Spione ausgesendet, um zu erforschen, wohin er wohl dieses Mal seine Waffen mit bestem Erfolge wenden dürfe.

Ein angestrengter Nachtweg, eine schwere Arbeit hatte die Malayen alle so müde gemacht daß selbst die Wachen einschliefen, wie es denn auch in der That in diesen Schilfgebüschen nicht gerade nöthig war sich bewachen zu lassen.

Da erhoben sich der Engländer und der Tagal, setzten sich auf den Bord des Schiffes und zogen die abgebrochenen Rohrstengel mittelst eines Ruders zu sich heran, vereinigten sie schweigsam zu einem Bund, zu noch einem Bund, zu einem dritten und vierten, welche sie nunmehr durch Seile aus Gras an einander hefteten.

Jetzt traten sie auf dieses über alle Begriffe gefährliche, wiewohl reichliche Tragekraft besitzende Floß, suchten sich leise von dem Schiffe zu entfernen, in-

dem sie nur zwei Ruder und die Bousole mitnahmen; als sie aber einige hundert Schritt von dem Piratenschiff entfernt waren beeilten sie sich nun so viel Rohr als möglich abzubrechen um eine zweite Schicht von solchen Bündeln wie die erste war, zu gewinnen und sie dann auf die vorhandene Grundlage zu legen und so derselben mehr Festigkeit zu geben. Jetzt waren sie auch aus dem Rohrgebüsch heraus und der Tag brach an, ein frischer Morgenwind erhob sich und trieb das hochgelegene Floß, obschon es kein Segel hatte, doch auf die Mitte der Lagune zu, wobei der Engländer wahrnahm daß die Nadel seiner Bousole sich fortwährend im Kreise drehe was ihm einen sichern Beweis gab daß sein Floß sich ebenso im Kreise drehe, nur in entgegengesetzter Art, wie es die Nadel anzeigte.

Dies war ein Uebelstand, denn die an sich günstige Wirkung des Windes wurde dadurch zur Hälfte paralisirt, der Engländer suchte daher diesem unfreiwilligen Walzertanz dadurch ein Ende zu machen daß er dem Tagal an einem Ende des Flosses seinen Standpunkt anwies, sich selbst aber an das andere Ende stellte und seinen Ruhepunkt so oft wechselte bis er an der Bousole wahrnahm daß sein Floß sich nicht mehr drehte.

Mit der höher steigenden Sonne wurde der Seewind stärker und sie fuhren mit erträglicher Geschwindigkeit quer über die Lagune. Das war ein schwerer Tag, ohne irgend ein Lebensmittel wodurch sie sich hätten erquicken können, ohne irgend einen Schutz gegen die brennenden Strahlen der Sonne befanden sie sich bald in einem viel beklagenswertheren Zustand als auf dem Piratenschiff selbst, doch hielt die Hoffnung auf Befreiung, die Hoffnung auf das Gelingen ihrer Flucht sie aufrecht und was ihnen an Lebensmitteln fehlte, suchten sie wenigstens durch reichliches Wassertrinken einigermaßen zu ersetzen.

Als die Nacht kam streckten sie sich auf ihre Rohrbündel aus und ließen sich von den Wellen schaukeln. Es wurde allmälig unbarmherzig kalt und gänzlich nackend, wie sie waren, machte ihnen die niedere Temperatur noch mehr Qualen als vorher die Sonnenhitze. Der Engländer wollte beinahe verzweifeln, dem Tagal aber fiel ein daß sie ja Kleider bei sich hätten, sie durften ja nur eines der Rohrbündel öffnen, ausbreiten und sich darunter legen. Dem ehrlichen Tagal fiel aber nicht ein daß es Leute gäbe, die sich für besser hielten als Andere und die glaubten, sich durch die Berührung mit schlechteren zu beschmutzen. Er zögerte daher nicht, seinen eignen Vorschlag sogleich ins Werk zu setzen, der Engländer aber in seinem Abscheu gegen alle Farbige, welcher ihn kaum für die Augenblicke verläßt wo er Vergnügen bei dem weiblichen Geschlechte sucht, besann sich sehr lange, fiel aber endlich auf das glückliche Auskunftsmittel noch ein Bündel zu öffnen und sich da hinein zu verkriechen.

So verging die Nacht erträglich genug, noch war auch der Hunger nicht so gebieterisch erwacht wie es zu geschehen pflegt, wenn man mehrere Tage lang der erforderlichen Nahrung hat entbehren müssen und welche Freude wartete

ihrer als sie nun bei dem schönen Tageslichte sahen daß sie sich nahe genug dem Ufer befanden, um dasselbe in einer Stunde zu erreichen. Ihre Flucht war also geglückt, wer malt aber den Schrecken des Engländers, als er rein zufällig auf seine Bousole blickend, sah, daß diese das Land nicht im Norden sondern im Süden zeigte. Ihm war das schreckliche Ereigniß sofort klar, während sie am Tage von dem Seewinde landeinwärts getrieben worden waren, hatte der in der Nacht wehende Landwind sie indeß entgegengesetzt geführt und daß sie nicht gerade so weit gekommen waren um in das Schiff selbst zu gerathen, rührte nur daher, daß der Nachtwind nicht so viel Gegenstand zu fassen gehabt, weil sie nicht aufrecht standen sondern im Schilf verborgen lagen.

Als der Engländer dem Tagal begreiflich gemacht, was vorgefallen war, ließ sich dieser keineswegs niederschlagen, sondern er sagte man müsse nunmehr zu den Rudern greifen um dem Winde den von ihm erlangten Vortheil wieder abzugewinnen. Das war für den Engländer beinahe unmöglich, 24 Stunden Hunger hatten ihn völlig erschöpft, hatten ihn so kraftlos gemacht, daß er kaum sich selbst aufrecht, viel weniger das Ruder in Thätigkeit erhalten konnte. Der Tagal mußte demnach das Erforderliche allein thun, was allerdings mit großen Schwierigkeiten verknüpft war da, das steuerlose Floß sich immer nach der Seite drehte wo der Eingeborne sein Ruder ins Wasser senkte, daher dieser immerfort von einer Seite nach der anderen gehen mußte um das gebrechliche Fahrzeug im Gange zu behalten. Es trat nun die Windstille ein welche immer dem Wechsel des Luftzuges sowohl Morgens als Abends vorangeht, während dieser Zeit würde es nun gerade recht wünschenswerth gewesen sein, daß sich beider Flüchtlinge Kräfte vereint hätten zum Rudern, aber der gefräßige Engländer schien durchaus nicht im Stande den vernünftigen Erwartungen seines Gefährten zu entsprechen. Da ließ dieser auch das Ruder sinken, setzte sich nieder auf den Floß und begann zur äußersten Verwunderung des Engländers aus den nassen Rohrblättern, wie sie in das Wasser hinabhingen, Schnüre zu drehen, zu zu flechten und auf eine höchst mannigfaltige Weise zu verknüpfen, gewiß ein recht thörichtes Beginnen, da es in diesem Augenblick von der größten Wichtigkeit war, die Südküste zu gewinnen. Wenn es dem Engländer auch an Kraft zum Rudern fehlte, so mangelte ihm doch nicht die herrliche Gabe der Rede und er begann daher theils auf Englisch, theils auf Malayisch und Tagalisch über den Unsinn zu schelten und zu schimpfen, über den Unsinn, Spielereien zu machen statt zu rudern.

Der Tagale erwiderte nur, auch er, der Engländer solle einmal rudern, was dieser jedoch nicht that und so blieb denn das Floß wie angewachsen stehen.

Es mochte wohl eine Stunde vergangen sein als sich entwickelte womit der Tagal eigentlich gespielt hatte. Er breitete sein Flechtwerk aus und siehe, es war ein ziemlich umfangreiches Netz. Dieses legte er aus und nach kurzer Zeit fanden sich darin einige dreißig Schnecken, welche der Tagal mit Aufmerksamkeit

untersuchte, theilweise wieder in's Wasser warf, zum anderen Theile aber verspeiste oder seinem Gefährten zum Verspeisen gab.

Das war etwas, der Engländer begann einen entfernten Grad von Achtung zu bekommen vor seinem Gefährten, er selbst würde weder an die unzähligen Schnecken im See gedacht haben noch sich derselben zu bemächtigen, das Verfertigen eines Netzes, aus den Fasern der Schilfblätter lag dem Europäer zu fern, auch würde er geglaubt haben in einem solchen Netze sei durchaus nichts zu fangen, worin er denn auch Recht gehabt hätte soweit es sich um Fische handelte die glatt und schlank durch die Maschen schlüpfen konnten, mit den Schnecken aber war es etwas anderes, diese hatten nicht Flossen, Ruder und Steuer wie die Fische und das großmaschige Netz diente viel weniger sie zu fangen als ihnen Anhaltspunkte zu geben sich selbst zu fangen, was sie denn auch in bester Form thaten, die Schnüre von Schilfblättern wurden von ihnen benutzt um sich daran zu halten, daran entlang zu kriechen und so gelang es eine ziemliche Portion trefflichen Nahrungsstoffes aus dem Süßwassersee zu ziehen.

Als das Netz zum zweiten Male wohlgefüllt herausgezogen wurde, begann der Engländer sich so gestärkt zu fühlen, daß er es nicht mehr für unmöglich hielt zum Ruder zu greifen und nun lachte der Tagal recht fröhlich in sich hinein und der Engländer sagte voll dankbarer Anerkennung, wenn ich glücklich gerettet werde und ein paar Reisen nach dem Golde in den Gebirgen gemacht haben werde, so werde ich Dich mitnehmen nach England, da kannst Du Fischer werden auf meinen Gütern (welche ich zu erheirathen gedenke, hätte er hinzufügen sollen) und Du sollst es dort in dieser oder einer anderen Eigenschaft nicht schlechter haben als meine übrigen Dienstboten.

Jedenfalls eine an das Wunderbare grenzende Großmuth.

Eine Stunde darauf erhob sich der Seewind und strich mit immer zunehmender Stärke über das Floß und beide Männer machten ihre Körper wieder zu Stellvertretern der fehlenden Segel, der Tagal breitete auch das Netz aus welches beide gespannt erhielten, wodurch noch mehr Wind gefangen wurde und so ging es der dirigirenden Magnetnadel nach mit großer Sicherheit auf die Nordküste der Lagune zu. Als es Abend wurde und der Wind zu schweigen begann, legten Beide sich für ein paar Stunden nieder um Kräfte zu gewinnen, die Nacht mit Rudern zuzubringen um nicht wieder zurückgetrieben zu werden. Es mußte hiezu allerdings eine nicht geringe Anstrengung gemacht werden, da beide Männer sich indessen zur Genüge stärken konnten, die Schnecken eine sehr nahrhafte Speise bilden, so fehlte es keinem von Beiden an Kräften, wenn auch dabei der Tagal das Mehrste that und als der Morgen kam, hatten sie die große Freude kein Land im Süden zu entdecken. Die eintretende Windstille gestattete ihnen Ruhe und Beide schliefen weit in den Tag hinein und der erwachende Seewind führte sie, wenn auch sehr langsam, ihrem Ziele zu.

Abermals wurde das Netz ausgeworfen, abermals wurden die durch das

Kennerauge des Tagals entdeckten, schädlichen Schnecken wieder in den See zurückgeworfen, die anderen aber verspeist, worauf man abermals den Wind nach Kräften zu benutzen strebte, was denn auch glücklich dahin führte, daß sie kurz vor Sonnenuntergang Land im Norden sahen.

Nun waren alle Bekümmernisse vergessen, jetzt bekam auch der Engländer verdoppelte Kräfte, er ruderte mit seinem Genossen um die Wette, sie kamen tüchtig vorwärts und da sie nun auch unter dem Schutz der Nordküste waren, traf der Landwind sie nur noch sehr leicht und sie vermochten durch ihre vereinten Kräfte demselben nicht allein Widerstand zu leisten, sondern ihn sogar zu überwinden und sich dem Ufer zu nähern. Der Morgen fand sie nahe genug bei demselben und als ich mich der schönen Aussicht auf die Landstraße erfreute, der würdige Pater aber seine Unterredung mit der tagalischen Frau beendet hatte, sah ich das Paar aus den Gebüschen heraus auf die Straße treten.

Beide kamen auf das Haus des Geistlichen zu, der sie, gerade in bester Laune, äußerst freundlich empfing und ihnen alsbald das Nöthigste, eine hinlängliche Masse guter Speisen vorsetzen ließ. Auch an einem kühlen und doch feurigen Trunke fehlte es nicht, gegohrner Bananensaft, dem Madeira an Geschmack und an Kraft ähnlich, wurde mit frischem Palmensaft verbunden und gewährte Labung und Kräftigung zugleich.

In der fröhlichsten Laune in welche ihn der gute Landwein versetzte, erzählte der Engländer alsbald seine bis hieher von mir bereits mitgetheilten Begebenheiten. Er ging mit einer bewundernswürdigen Leichtigkeit und mit Anmuth hinweg über sein Verhältniß mit den beiden Töchtern des Seeräubers, und als ich ihn nun, befremdet über seine Herzlosigkeit frug, ob er denn nicht besorgt sei um ihr Schicksal, antwortete er mit einer beneidenswerthen philosophischen Ruhe: „Weshalb sollte ich besorgt sein, die Mädchen haben ihren Beruf erfüllt, sie waren bestimmt mich zu retten, was nun weiter aus ihnen werden wird, ist doch gewiß ganz gleichgültig."

„Für Euch, wie es scheint allerdings, obwohl es mir schwer wird dies zu begreifen für die Mädchen aber doch gewiß nicht, denn so viel ich die Sitten der Malayen kenne, so werden beide von dem Vater auf das Grausamste ermordet werden."

„Gewiß," erwiderte der Engländer, „das ist der Lauf der Welt, ein Jeder hat seine Bestimmung und muß sie erfüllen. Die Mädchen waren bestimmt mich zu ernähren und zu erfreuen, ich war bestimmt sie ein paar Jahre lang sehr glücklich zu machen, der Vater ist bestimmt die schnöde Verletzung der Sitte, deren sich die Mädchen schuldig gemacht haben, an diesen zu rächen. So greift Eines in das Andere, wohl dem Menschen der zeitig genug einsieht daß er seinem Schicksale nicht entgehen, daß er an dem Zusammenhange der Dinge nichts ändern könne."

Was will man weiter? Ist es nicht ein erhebendes Gefühl sich so als

einen Theil der Schicksalsmächte überhaupt ansehen zu können? Sind doch die Engländer für ganze Nationen das unerbittliche Schicksal gewesen, warum soll ein einzelner Engländer nicht auch zum Schicksal für zwei liebende und Liebe bedürftige Mädchen werden?

Wie ich nach mehreren Jahren durch einen in Manilla wohnenden Landsmann erfuhr, hat der Engländer seine Goldreise nach dem Innern von Luçon wieder aufgenommen, hat sich viel Gold gemacht und hat auch dem wackeren Tagalen der sich ihm so muthig geopfert, sein Wort gehalten, er hat ihn mitgenommen als er nach Europa zurückkehrte und hat ihn dann auf Sumatra an einen malayischen Fürsten als Sclaven verkauft, lediglich in Rücksicht auf sein Wohlbefinden, da das Klima von England ihm unmöglich so gut zutragen konnte als das tropische. Es wäre abscheulich, behaupten zu wollen, der Engländer habe durch den Verkauf des Sclaven seine Ueberfahrt nach England bezahlt gemacht. Wir sehen was wahre Strebsamkeit vermag. Ein jeder Mensch ist seines Glückes Schmied, so gut wie der junge strebsame Mann sich genug Gold erworben hat, so wird er auch unzweifelhaft seine weiteren Wünsche zur Erfüllung gebracht und eine reiche Erbin geheirathet haben.

Zwölftes Kapitel.

Cigarrenfabriken. Ungeheurer Verbrauch von Cigarren. *Musa textilis.* Verwendung desselben. *Boehmeria tenacissima* (die Nessel). Die durchsichtige *Ananas sativa.*

Es schien mir nothwendig mich auch einmal wieder in Manilla umzusehen, denn Niemand konnte wissen wie lange es dem Supercargo gefallen mochte an diesem Orte zu verweilen. Ja würde er eine Doppelehrenwache mit zweien schönen Schilderhäusern vor seiner Wohnung bekommen haben, so stehe ich nicht dafür daß er sich in Manilla ganz häuslich niedergelassen hätte, denn dergleichen wurde ihm nirgends, am allerwenigsten auf Java geboten, da aber diese schöne Ehrenwache ihm nicht zu Theil wurde, was sollte er da noch lange in Manilla verweilen. So raisonnirte ich, er aber hatte ein anderes Raisonnement. Unter den weltlichen Würdenträgern befanden sich viele vornehme Personen, welche einen vortrefflichen Tisch führten und ihn häufig zur Tafel zogen; es wollte mir scheinen lediglich um sich über ihn lustig zu machen was sehr leicht war, da er nichts von ihrer Sprache verstand und was sehr wahrscheinlich war, da die Spanier bei aller streng bewahrten Grandezza doch geneigt sind Jemand, der vornehm t h u t ohne es zu sein, zu foppen. Und in der That, hierin leistete der Supercargo Großes. Da er selbst von ganz niederer Herkunft, in seiner Heimath nur den unverschämten Bauernhochmuth, am Cap aber und auf Java

nur den beinahe ebenso unverschämten Geldstolz kennen gelernt hatte, so fehlte es ihm sogar gänzlich an den Formen, welche den vornehmen Mann auszeichnen. Von Sitte und Anstand gar nicht zu sprechen, was braucht ein reicher Mann dergleichen, was der reiche Mann thut, das ist Sitte, wie der reiche Mann sich benimmt, das ist Anstand.

Mit den würdigen Padres mochte es wohl dasselbe sein, diese welche überall zu finden sind und ein wahrhaft epicuräisches Leben führen, waren ihm sehr liebe Freunde, indem er bei ihnen etwas viel besseres als die Schiffskost fand, besser als selbst die für den Kapitain und den Supercargo bestimmte, durchaus nicht gerade zu verachtende Schiffskost. Den Mönchen selbst aber war er eine willkommene Zugabe zu ihren Unterhaltungen, die guten Padres lachen



Wie die frommen Padres sich dem Publikum zeigen.

sehr gern und wer ihnen Gelegenheit dazu giebt, ist jederzeit ein willkommener Gast.

Es nimmt sich zwar wunderbar genug aus, wenn man die würdigen Augustiner, Franziskaner u. s. w. vor und in den Festungswerken sich breit machen sieht, aber auch sie haben ihre Berechtigung und es ist gar nicht einzusehen warum denn alle Festungswerke auf der Erde nur von Soldaten besetzt sein sollen. Hier sieht man nun einmal auch das Entgegengesetzte, und sie nehmen sich ganz charmant aus zwischen und hinter und vor den breiten Mauern, aus denen da und dort die Kanonen gucken, wenn sie auch nicht gerade viel Gefährliches drohen.

Ich hatte mich hinsichtlich der Unbeständigkeit des Supercargo in einiger Art geirrt, derselbe fand die Küche der Spanier zu mannigfaltig und zu interessant um sich nicht mit einem gewissen Eifer dem Studium derselben hinzugeben; ich hätte also ruhig bleiben können. Da ich doch nun einmal zurückgekommen war nach Manilla, so benutzte ich die wenigen Tage bis zu meinem nächsten Ausflug in die Lagune, um mich in der Stadt möglichst umzusehen und ich fand des Interessanten mehr als ich erwartet hatte; so war mir ganz neu daß Manilla ein paar sehr große Fabriken von Cigarren besaß. Ich habe mir allerdings nicht eben leugnen können daß von Manilla viel Brennstoff oder Glimmstoff ausging, allein ich hatte mir das ungefähr so vorgestellt wie auf den spanischen Pflanzungen in Westindien, wo jeder Plantagenbesitzer ein paar Dutzend Neger irgendwo stecken hat, welche denn auch, da der Gutsherren viele sind, im Ganzen eine sehr ansehnliche Menge von Cigarren verfertigen, welche durch Aufkäufer gesammelt und dann verschickt werden.

Hier war das sehr anders, die ganze Cigarrenmanufactur war auf vier Punkte concentrirt, zwei befanden sich in Manilla, die dritte in Cavite und eine vierte in Malabon und es werden in denselben 1200 Mill. Stück jährlich gemacht. Die eine eigentliche Cigarrenfabrik liegt in der Vorstadt Binondo im chinesischen Quartier, sie zählt 8000 Arbeiterinnen und vielleicht 100 Männer welche einen Theil ihres Geschäftes, das Herbeibringen des Materials u. s. w. übernehmen. Die Fabrik besteht aus zehn großen Sälen in deren jedem ungefähr 800 Mädchen sitzen, jede an einem schmalen Tischchen und auf einem sehr niedrigen Holzbänkchen und welche einen greulichen Lärm machen.

Die Mädchen sind sämmtlich sehr lustigen Sinnes, was um so schwerer begreiflich ist, als sie sich in einer abscheulichen Atmosphäre, in einem höchst übelen Geruch befinden, gemischt aus der natürlichen Ausdünstung dieser Kinder des Südens und dem übelriechenden Wasser, was von den nassen Cigarrenblättern in Masse verdunstend, wahrhaft Beängstigung erregt. Der Spectakel rührt davon her, daß wenigstens ein Viertheil der anwesenden Gesellschaft sich ausschließlich damit beschäftigt, die Rippen der zur Decke bestimmten Blätter durch Klopfen zwischen zwei glatten Steinen weich und geschmeidig zu machen. Da das Schlagen sehr schnell geschieht, wenigstens viermal in jeder Sekunde, so kann man sich vorstellen, welch ein heilloser Spectakel aus 900 bis 1000 Schlägen in der Sekunde entsteht, wobei man nicht vergessen darf, daß diese drolligen Dinger, sobald sie ein paar Fremde sehen die die Fabrik besuchen, ihre hämmernden Steine mit verdoppelter Kraft auf den steinernen Ambos fallen lassen.

Eine andere Anzahl schneidet die feuchten Blätter in regelmäßige Lappen welche zur Decke gebraucht werden, eine dritte Anzahl bereitet die Abfälle von den zerschnittenen Blättern und Stengeln dazu vor, als Einlage in diese Deckblätter benutzt zu werden. Eine vierte Anzahl von Mädchen ist beschäftigt die Cigarren bis zur Vollendung zu bringen, es sitzen dabei immer vier Mädchen

dicht bei einander, deren jede der Anderen in die Hände arbeitet. Die Erste klopft die Blätter weich, die Zweite schneidet sie in die verlangten Stücke, die Dritte ordnet die kleinen Packete und die Vierte rollt die Cigarren zusammen. Obwohl hier alles in großer Lustigkeit zu leben und zu weben scheint, macht das Ganze doch einen um so peinlicheren Eindruck, als man sich des Gedankens nicht erwehren kann, man habe zur Lustigkeit geprügelte Sclaven vor sich. Ist dieses auch im eigentlichsten Sinne des Wortes nicht der Fall, so läßt sich der Eindruck doch nicht beseitigen, auch wenn man sich hundertmal sagt es sind gemiethete, es sind gut bezahlte Arbeiter.

Wie viel die Mädchen erhielten habe ich nicht erfahren, die Männer aber, welche in einer Fabrik von Papiercigarren beschäftigt sind, können sich täglich ganz bequem einen halben Piaster verdienen, das wäre nach unserem Gelde zwei Drittel Thaler, für die Philippinen ein ganz ungeheurer Tagelohn. In dieser Fabrik waren 2000 Männer beschäftigt, welche mit einer Schnelligkeit arbeiten, die Staunen erregend ist; jeder Arbeiter macht täglich nahezu 4000 Stück, welche in Päckchen von25 zusammengebunden werden. Die Schnelligkeit, womit diese Papiercigarren gezählt, in Viertelhundert abgetheilt, zusammengebunden und gestempelt werden, ist unbegreiflich und die Fingerfertigkeit der Arbeiter entzieht sich vollständig dem Auge des Beobachters.

Eine dritte Cigarrenfabrik mit 5000 Arbeiterinnen befindet sich in Malabon und eine vierte in Cavite in der 4000 Mädchen arbeiten. Alle vier Fabriken liefern jährlich die oben angeführte Summe, was — da die Anzahl der katholischen Festtage sehr groß ist und an diesen selbst durchaus nicht gearbeitet werden darf, für jeden der übrigen Werktage wenigstens fünf Millionen Stück betrifft. Von dieser großen Menge gelangt nur sehr wenig nach Europa, obschon in jedem erträglichen Cigarrenladen Deutschlands die Manilla-Cigarren Parade machen, sie werden nach Indien an Engländer und nach Nordamerika an die Verwandten und Busenfreunde derselben, an die Yankee's, verkauft.

Die ganze Tabackskultur und Fabrikation befindet sich in den Händen der Spanier. Sie sind die Plantagenbesitzer und lassen das narkotische Kraut durch die armen Tagals bauen und bearbeiten. Alles wird nach Manilla geliefert und die Regierung bezahlt einen von ihr selbst festgesetzten Preis dafür, welcher zwar niedrig, aber trotz dessen so reichlich lohnend ist, daß der Tabaksbau immerhin ein sehr glänzendes Geschäft bedingt. Die fertigen Cigarren werden späterhin auf Auctionen verkauft und man bezahlt das Tausend ungefähr mit acht bis zehn Piastern (circa 12 bis 15 Thaler). Der Preis wird bestimmt, nicht durch die Sorte Tabak, denn diese ist die nämliche, aber durch die Größe derselben. Der hier gebaute Taback ist überreich an Nicotin, daher außerordentlich stark, dies hat die überaus ehrlichen Spanier in den Verdacht gebracht, daß sie ihre Tabaksblätter mit Opium tränken; zu dergleichen Verfälschungen sind sie aber viel zu honett, denn das Opium ist viel zu theuer, als daß sie bei Anwendung desselben wirklich ein gutes Geschäft machen

könnten, und das wollen sie doch jedenfalls. Es ist durchaus nicht Opium, was die Stärke hervorbringt, sondern das leidige, noch viel gefährlichere Nicotin.

Der Cigarrenverbrauch ist auf den Philippinen so groß, daß nicht selten ein förmlicher Mangel eintritt. Statt nun dem Bedarf durch vermehrte Fabrikation zu genügen, beschränkt man nur den Verkauf. Es wird Niemandem eine größere Summe verabfolgt, als von einem Tausend Stück, will man also 50,000 haben, so muß man 50 Personen danach schicken, man sieht, wie außerordentlich erfolgreich dieses Remedium ist und man sollte in der That kaum glauben, daß Spanier es bis zu so einem Grade von Schlauheit bringen können.

Hier, wie in allen heißen Ländern, soweit sie unter spanischer oder portugiesischer Oberhoheit stehen, raucht jeder Mann und jede Frau eine Cigarre, das will sagen, läßt sie niemals ausgehen. Unser Bild zeigt uns eine berühmte, manillische Tabakshändlerin, eine würdige, wohl mit Skapuliren, Kreuzen und Amuletten versehene, sehr christliche Mestize, welche in dem Korbe unter ihrem Arm zwanzig und mehr verschiedene Sorten, aber aus derselben Kiste genommen, zum Verkauf herumträgt. Die Lunte, um stets das erforderliche Feuer zu geben, hat sie in ihrem schönen großen Munde.



Cigarrenhändlerin mit avec du feu.

Es gehört zu den größten Unarten des weiblichen Geschlechts auf Manilla, daß dieser abscheuliche Glimmstengel ihren Mund, man möchte fast sagen, weder Tag noch Nacht verläßt, aber natürlich ist diese Unart nur für den Europäer eine solche, der Spanier merkt sie gar nicht; da er die Cigarre nie aus dem Munde läßt, würde ihm der Kuß von einem Munde, in dem keine Cigarre steckt, nicht einmal gut, er würde ihm nüchtern schmecken. Wir Europäer hier aus dem kalten Norden

denken hierüber anders, uns würde der Kuß von einem frisch rasirten Grenadier wahrscheinlich ebenso angenehm sein, als der von dem Cigarren qualmenden Munde einer Spanierin auf den Philippinen, doch habe ich auch hier löbliche Ausnahmen gefunden — Damen, welche sich 24 Stunden lang die Cigarre versagen und während dieser Zeit den Mund 48 mal ausspülen konnten, um des widerwärtigen Geruches loszuwerden. Wie mag Tags darauf die Cigarre so himmlisch geschmeckt haben!

Ein Hauptprodukt der Philippinen ist nebst dem Tabak auch noch der Hanf, der allgemein, jedoch ganz falsch gebrauchte Ausdruck für den Faserstoff aus dem Stamm der Musa textilis, bereitet. Die Pflanze wird ohne Blätter zehn bis zwölf Fuß hoch, es ist eine Grasart ohne Knoten und kann man sie allenfalls mit dem Mais oder türkischen Waizen vergleichen, denn der Stamm besteht wie bei diesen, lediglich aus den Blattscheiden. Die Blätter entwickeln sich jedoch nicht außen am Stamm, sondern lediglich von Innen heraus, jedes der ein bis zwei Klafter langen und Ellenbreiten Blätter umschließt schon, noch ehe es an der Krone zum Vorschein kommt, in seinem Innern ein noch enger zusammengerolltes Blatt, wie es selbst zusammengerollt ist. Acht bis zehn solche Blätter breiten sich als Schatten gebende Krone aus, und sie sehen aus wie grüner Atlas. Wie sich die Masse der Blätter nach und nach mehrt, dehnt sich der Stamm weiter und weiter aus, bis er schließlich eine Elle Umfang und nunmehr die Blattbildung ein Ende hat und hierauf der lange Fruchtstiel zum Vorschein kommt. Ehe die Blüthe sich entwickelt, wird der Stamm nahe an der Erde abgeschnitten, wobei man sich hütet, die in der Nähe stehenden Schößlinge zu verletzen, denn sie bedingen die nächste Ernte.

Die reifen Stämme legt man regelmäßig in große Haufen zusammen und läßt sie so drei Tage liegen, wodurch sie eine Art von Gährung durchmachen. Da die Zeit des Wachsthums nicht an einen Monat, oder überhaupt nicht an eine bestimmte Periode gebunden ist, so kann man auch die Blätter verwerthen, welche ein vortreffliches Futter für die Büffel geben. Da wo man sich der Kultur dieser Musa befleißigt, fehlt es an reichlichem Futter für ein halbes Dutzend Rinder niemals, da indessen eine solche Combination von Landbau und Viehzucht den Eingebornen der Philippinen noch zu fern steht, so pflegt gewöhnlich nicht beides mit einander verbunden zu sein.

Nachdem die Stämme der Musa ihre Gährung durchgemacht haben, nimmt man sie auseinander, d. h. man löſ't die Blattstiele, die den Stamm zu drei Viertheilen umgeben, mit einer gewissen Behutsamkeit ab und hat dann bis zu einer Fußbreite schleimige Lappen, welche einzeln durch eine Art von stumpfem Schabeisen gezogen werden, so daß die schleimige Substanz und die äußere Blatthülle abgeschabt werden und nur die 4 bis 5 Ellen langen Fasern übrig bleiben, die in ihrer Stärke sehr verschieden sind nach der Lage des Blattes,

an der Außenseite, weiter nach Innen oder ganz in der Mitte, wo sich die zartesten Fasern befinden.

In solcher Weise werden sie auch gesondert, man legt diese Faserbündel neben einander auf trocknen Boden, unterscheidet aber wenigstens drei Sorten von Feinheit. Von diesem Materiale liefert Manilla ungefähr eine halbe Million Centner, welche ungefähr drei Millionen Piaster repräsentiren. Der größte Theil geht nach Nordamerika, in Manilla selbst hat aber ein amerikanisches Handelshaus eine Fabrik (Roussel und Sturgis), welche Schiffstaue im Betrage von 60,000 Centner verfertigt und sie nach China sowohl als nach dem engländischen Indien ausführt. Die Seile sind von unübertrefflicher Stärke und halten bei weitem mehr, als Seile aus dem besten russischen Hanf.

Aus den feineren Fasern macht man allerlei Zeuge, die allerzartesten aber werden zu jenem, durchaus luftigen und durchsichtigen Zeuge verwebt, aus dem die jungen Mädchen und Frauen ihre Jäckchen machen. Diese Fäden sind so glatt, daß sie glänzen wie Seide, zugleich sind sie stark und haltbar. Das Gewebe ist so fein, daß man die Formen des Körpers dadurch sieht, wie durch einen Petinet-Schleier die des Gesichtes, und es würde für unsere Industrie gewiß ein großer Vortheil sein, wenn man dieses Material auch bei uns einführte.

Noch eine andere Pflanze, eine Nessel, ist hier zu gleichem Zwecke häufig gebraucht, es ist die Boehmeria tenacissima, welche Fasern von äußerster Zähigkeit und außerordentlicher Länge bietet. Früher, ehe man bei uns so feine Gespinnste zu machen verstand, ließ man sich diese, oder vielmehr die Zeuge daraus, von Indien kommen, man nannte diese Zeuge ganz richtig Nesseltuch und sie waren das Feinste und Zarteste, was solcher Art sich auftreiben ließ. Indessen hat man auch bei uns gelernt fein zu spinnen und der Name Nesseltuch ist übergegangen auf das Allerschlechteste, was man von Baumwollenzeugen hat, ja, man behandelt es so geringschätzend, daß man es nicht der Mühe werth hält, den Namen ganz auszusprechen, sondern statt Nesseltuch nur „Nessel" sagt. Aber das Nesseltuch und Nesselgarn der früheren Zeiten war wirklich das Edelste und Feinste, was es in der Art gab und der eigentliche niederländische Batist, wovon die Elle drei bis vier Thaler kostet, giebt noch kaum einen Begriff von der wunderbaren Zartheit dieses Nesseltuches.

Warum man nicht in Deutschland die große Brennessel, welche klafterhoch wird, landwirthschaftlich anbaut, ist schwer zu sagen, da man doch den Flachs und Hanf anbaut, wovon der erstere kaum den dritten Theil der Höhe erreicht und der letztere, wenn auch bei ähnlicher Höhe wie die Nessel, doch niemals den dritten Theil der Feinheit derselben erhält; wie gut müßte Nesselflachs bezahlt werden, dessen Fasern drei Ellen Länge haben.

Auf Luçon ist man klug genug die vorhin genannte Urticee zu bauen,

aber freilich nur in so geringer Menge, daß es gerade den Bedarf der Landleute deckt. Würde man diesem Material einen Marktpreis gewähren, der einigermaßen lohnend wäre, so könnte sich daraus sehr bald etwas gestalten, was auf den Wohlstand der Leute selbst wie auf unsere Industrie nicht ohne Einfluß bleiben könnte. Zu all' dergleichen Speculationen sind die Spanier zu dumm und zu träge. Höchstens verwendet man diesen vortrefflichen Faserstoff zu Schiffsseilen, weil man weiß, daß er unverweslich ist. Die unwürdigste Behandlung, die man ihm anthun kann.

Noch einen feineren Faserstoff gewinnen die Eingebornen aus einer dort heimischen Bromelia deren Speciesname Ananas sativa ist. Dieser Stoff kommt gar nicht in den Handel, ist aber so außerordentlich schön daß unsere gesammte Industrie durchaus nichts dem Aehnliches aufzuweisen hat. Die gewonnenen Fäden sind so zart daß die Gewebe nur an Orten gemacht werden können, von denen jeder Luftzug ausgeschlossen ist, das leiseste Lüftchen hebt die Fäden auf.

Dieses Zeug hat eine besondere Merkwürdigkeit, es ist durchsichtig, das will sagen, es umgiebt die Figur nicht wie ein Nebel, welches die feinen Baumwollenzeuge thun, sondern wie eine feine Glasglocke. Das Gewebe ist an sich sehr zart, zwar eng genug was seine Maschen betrifft, aber doch ist zwischen jedem Faden und dem anderen ein Zwischenraum und dies hilft schon sehr zur Durchsichtigkeit, nun sind die Fäden aber selbst gleichfalls durchsichtig in einem solchen Grade daß man die daraus gefertigten Zeuge immer mit zierlichen Stickereien versieht, weil man sonst gar nicht wahrnehmen würde daß der Körper mit einem Kleidungsstück versehen ist. Die Mädchen sind in dieser Arbeit so außerordentlich geschickt daß sie ihre Chemisets, Halstücher, Schleier ꝛc. mit den allerzierlichsten Zeichnungen versehen, so bewunderswürdig, so mannigfaltig, so außerordentlich zart als geschmackvoll, aber sie sind auch so eigensinnig dieselben nicht zu verkaufen, denn es fordern die Zeuge und die Stickereien so viele Arbeit daß sie behaupten, man könne das nicht bezahlen was sie werth seien, was ich denn auch gerne glauben will. Als Geschenk habe ich dergleichen erhalten, niemals aber käuflich an mich bringen können. Es ist eigentlich ein Jammer daß die närrischen Leute es nicht anders wollen; wie schön wäre es, wenn man in die Schaufenster unsrer Leinwand- oder vielmehr unsrer Wäschehändler Schnupftücher bringen könnte und Schleier und Fichus wovon das Stück 1000 Thaler kostete, welch ein Aufsehen könnte die reiche Bankiersfrau damit machen, da die reiche Fürstin es nicht wagen würde solch ein kleines Möbel zu kaufen. Solches Zeug wäre geeignet den großen Künstlern zu helfen, sich Modele zu verschaffen, welche noch unentweiht sind, denn das Model steht dem Künstler völlig bekleidet, und er ist doch glücklicher als Scopas, als ihm die schöne Laïs im nassen Gewande als Model zur Aphrodite stand. Solche Stoffe waren es, die dem Großmogul Ahmet Gelegenheit gaben seiner

Tochter zu sagen daß sie sich unschicklich und zu leicht kleide, worauf sie erwiderte: „ich habe sieben Kleider über einander, mehr kann ich wohl nicht gleichzeitig tragen."

Dreizehntes Kapitel.

Die sprudelnden Quellen von Los Bagnos. Vulcanische Umgegend. Crocodille und Schlangen von ungeheurer Länge. Die Laguna encantada. Aberglaube hier wie überall.

Nachdem ich mich einige Tage hindurch an den Fleischtöpfen Aegyptens, an den wohlbesetzten Tafeln der Mönche ergötzt hatte und der „van der Kapellen" noch immer keine Anstalten zur Weiterreise machte, kehrte ich nochmals zur Lagune zurück, denn ich hatte erst die Hälfte derselben durchforscht und zwei berühmte Punkte noch gar nicht berührt, das sind die heißen Quellen von Los Bagnos und der geheimnißvolle, bezauberte See welcher noch heutigen Tages der Sitz von Hexen, bösen Geistern, Dämonen und verzauberten Thieren ist, von Thieren die ehemals Menschen waren und die zur Strafe für ihre Sünden in diesen höllischen Pfuhl verbannt sind.



Die heißen Quellen von Los Bagnos.

Los Bagnos, d. h. die Bäder, führen diesen Namen nicht weil sie zu Bädern benutzt werden, sondern weil heiße Quellen daselbst sind, die allerdings die Möglichkeit einer solchen Benutzung einschließen, die aber vorläufig zu nichts weiterem Veranlassung geben, als darin Hühner und Enten abzubrühen. Die Temperatur dieser Bäder beträgt 80 ° C. (64 ° nach Reaumur'scher Scala), sie würden demnach so, wie sie da sind, gar nicht als Bäder benutzt werden können, denn es wollen die Leute zwar die Gicht los sein oder den Rheumatismus, aber sie verschmähen es, dieses durch so eine gefährliche Unternehmung

zu erreichen, einem Jeden ist doch seine Haut das Liebste, und wenn die Völker sich auch gewöhnt haben Haare zu lassen, so hat man sie doch noch nicht so weit gebracht auch ihre Haut zu lassen, und — „das Fell über die Ohren ziehen" — ist bis jetzt nur eine schöne Redensart geblieben.

Los Bagnos ist ein Dörflein am Fuß eines erloschen scheinenden Vulkans, des Maquilin, welcher wenigstens seit so langer Zeit nicht Feuer ausgeworfen hat, daß er bis zum Gipfel bewaldet ist. Schon am Ende des 16. Jahrhunderts haben die Franziskaner-Mönche hier ein Hospital erbaut, welches bestimmt war Kranke aufzunehmen, es führte den Titel „von unsrer lieben Frau der heiligen Gewässer von der Hitze" (de Nuestra Senora de Aguas Santas de Maynit. Dies letzte Wort ist tagalisch und heißt Hitze oder heiß).

Ueber den sprudelnden Quellen, deren ich einige zwanzig zählte, befanden sich zu jener Zeit hölzerne Hütten, welche mit Matten behängt den Kranken Gelegenheit gaben, natürliche Dampfbäder zu nehmen. Jetzt sieht man davon nichts mehr, die Hütten sind verschwunden, verfallen, verfault, Niemand hat daran gedacht sie wieder aufzurichten, selbst die Mauern des Klosters sind bis auf einige verschwunden. Allmälig ist einem oder dem anderen Bauern wohl der Gedanke gekommen, ein paar Stücke jener Mauern zu benutzen um darüber ein besonderes Dach zu legen, um sich darunter zu verbergen, es sind so einige nebeneinander stehende größere und kleinere Häuser entstanden, die beinahe den Eindruck machen als bildeten sie ein Gehöft, in der That aber ist dies gar nicht der Fall, es hat sich ein kleines Dorf gebildet den Ringmauern des alten Klosters entsprechend, Mönche und Alles was zu ihnen gehört sind verschwunden, nur der blaue Dunst ist zurückgeblieben, dieser lagert noch immer auf den niederen Hügeln und bildet eine leichte Wolkenschicht in einiger Höhe, etwas für diese Gegend die an einem nie endenden und unaufhörlich wiederkehrenden blauen Himmel leidet — wirklich Seltsames.

Die ganze Umgegend der Bäder ist durch und durch vulkanisch und daß Berge von 6 bis 7000 Fuß Höhe, welche das Machaichai-Gebirge bilden, gegenwärtig nicht Feuer auswerfen, will weiter nichts bedeuten als daß sie in diesem Augenblicke nicht gerade thätig sind. Der Augenblick kann sehr lange dauern, er kann zwei bis drei Jahrhunderte dauern, aber daß überhaupt ein Vulkan erloschen sei, läßt sich gar nicht beweisen, wie wir ja wissen daß der Aetna und der Vesuv Jahrhunderte lang für erloschen galten und doch seit Beginn unsrer Zeitrechnung gar arge Verwüstungen angerichtet haben.

Im Uebrigen findet sich in diesem System erloschener Vulkane noch ein sehr lebhaft thätiger, welcher beweist, daß die Kraft, welche jenes Gebirgsystem schuf, zu wirken noch keineswegs aufgehört hat. Hinter dem Maquilin, an dessen Fuß die heißen Quellen entspringen, die sich in den See ergießen, liegt ein tiefer See, aus dessen Mitte sich der vulkanische Krater erhebt, an dessen Rauch-

säulen man Luçon viel weiter erkennt als an den, durch den Morgennebel emportauchenden Gebirgen.

An das Dorf Los Bagnos hat sich, wie natürlich, auch eine Pfarrei angeschlossen; wo würden zehn Häuser beisammen stehen auf den Philippinen, ohne daß ein Geistlicher sich niederließe und seinen Zehnten in Empfang nähme. Für den Fremden sind aber diese Geistlichen wahre Schutzheilige. Hinschmachtend in unbeschreiblicher Langweil, welche ihnen durch reichliches Essen und Trinken nicht verkürzt wird, bleibt ihnen nur noch ein einziges Mittel zur Verscheuchung der ihnen völlig überflüssigen Zeit, das ist die Befriedigung anderer Gelüste, da sich aber in dieselben niemals das Herz mischt, so hat auch dieses seine sehr eng gesteckten Grenzen, und es ist wirklich unmöglich alle die Zeit, welche zwischen je zwei Genüssen liegt, durch Schlafen auszufüllen, und so ergiebt sich denn, daß sie täglich höchstens 16 Stunden in unaufhörlichem Gähnen zubringen.

Wie glücklich werden nun diese Leute, wenn Jemand sie besucht, der um den mäßigen Preis eines gebratenen Huhnes und einiger Loth geriebener Maniokwurzel sie von dem Gähnkrampf befreit, der fortwährend ihren Kinnbacken droht.

In richtiger Anerkennung ihres Vortheils machen sie auch jedes Wirthshaus unmöglich, indem sie umsonst das Beste liefern, was zu haben ist, indessen die Gastwirthe doch höchstens das Schlechteste liefern könnten für vieles Geld.

Bei dem würdigen Padre Juan Evangelista (man macht einen wesentlichen Unterschied zwischen diesem und dem Juan Baptista, als zweien wirklich verschiedenen Personen; sonderbar genug aber macht man auch einen ebenso großen Unterschied zwischen der heiligen Jungfrau von Granada, oder von Toledo, von Los Bagnos, von Loretto oder von irgend einem Wallfahrtsort, als ob jede dieser heiligen Jungfrauen eine besondere und eine von allen anderen verschiedene wäre, und Jemand, dessen Schutzpatronin die Donna Maria von den Gnaden ist, verschmäht es, die Donna Maria del Sisto oder die von Loretto als seine Patronin anzuerkennen, im Gegentheil verachtet er sie gründlich seiner Schutzheiligen wegen) hielt ich mich einen Tag lang auf, um viele der gesammelten Pflanzen zwischen Löschpapier zu legen, Eidechsen und Schlangen in Spiritus zu setzen, Vögel auszubälgen, und hatte das Vergnügen, zu hören, wie der würdige Mann bei jedem ausgenommenen, jedem ausgeweideten Vogel, dessen Fleisch ich fortwarf, über meine Thorheit, über meine Sündhaftigkeit jammerte, es war doch schade die schönen Thiere zu schießen, wenn man sie nicht als Braten essen wollte. Dergleichen Narrheiten können auch nur Fremde begehen. Vernünftige Menschen, d. h. vor allen Dingen Spanier, sind zu solchen Tollheiten ganz unfähig, und nun gar Schlangen und Eidechsen einsammeln, da doch ein Jeder dem Himmel dankt, wenn er dergleichen nicht zu sehen bekommt, oder ihnen ausweicht, so weit er kann.

Bei alledem unterhielt den würdigen Mann mein wahnsinniges Treiben

doch und er sah mir mit einer gewissen Aufmerksamkeit zu, als wolle er mi meine Künste ablernen, und er äußerte, wenn ich doch gar so sehr nach Schlangen und Eidechsen geizte, so wolle er mir die Laguna encantada empfehlen, welche etwa eine Meile von den Bädern entfernt sei, von der großen Laguna durch eine niedrige Hügelreihe getrennt.

Niedrig ist die Hügelreihe, dagegen ist nichts einzuwenden, aber der Zugang zu der Laguna ist so überaus schwierig, daß ich glaube, man übersteigt mit viel mehr Bequemlichkeit den Gotthard oder den Simplon-Paß, auch wenn man nicht auf der Landstraße, sondern nur auf schlechten Fußpfaden klettert, als diese meilenbreite Landzunge. Von Seiten des Sees ist sie schon höchst mühesam zu ersteigen, weil eine dichte Masse dornigen und gefährlich schmerzhafte Verwundungen verursachenden Gestrüppes die Hügelkette bedeckt. Hat man aber auf Kosten seiner Kleider und seiner Haut die Höhe erreicht, so muß man nunmehr in dem furchtbar zackigen Gestein alter steiler Kraterwände auf Händen und Füßen abwärts klettern, und man dankt jetzt dem Himmel, daß jenes abscheuliche, dornige Gestrüpp auch hier existirt, und greift trotz der Verwundungen, die man erhält, mit den Händen dreist hinein, um nicht hier 40, um nicht dort 60 und mehr Fuß hinabzustürzen, und man gelangt unter wirklichen Qualen zum Seeufer, an welchem man keinen Augenblick sicher ist, durch eine böse Schlange verletzt oder durch ein Crocodil verschlungen zu werden. Eine Thatsache ist, daß diese letzteren hier vollkommen ungestört auswachsen und eine Länge erreichen, welche fabelhaft ist. Ein früherer Reisender in diesen Gegenden, der Baron von Hügel, erzählt, daß man in der Laguna ein Crocodil getödtet habe, dessen abgehauener Kopf allein drittehalb Centner gewogen und daß der Rumpf 10 Fuß im Umfange gehalten, und er, da er nicht rund, sondern flach gedrückt oval gewesen, 4 Fuß im Durchmesser hatte. Es sei unmöglich gewesen den Körper, der im Sumpfe vergraben, aus dem Schlamme zu ziehen, weshalb er auch nicht seiner Länge nach gemessen worden sei, der enorme Querdurchmesser aber läßt einen ziemlich sicheren Schluß zu und 30 Fuß scheinen gewiß nicht übertrieben. Welch ein furchtbares Thier!

Ich sah auch in Manilla bei einem Pfarrer in der Vorstadt zum heiligen Kreuz eine lebende Boa, welche beinahe 50 Fuß Länge maß und dabei an der dicksten Stelle einen Umfang von 3 Fuß hatte. Nicht nach der Fütterung gemessen, diese fand etwa alle Monat statt und sie verzehrte dann jedesmal ein ganzes lebendes Schwein, und dann erreichte sie einen Umfang von einer vollen Klafter.

Wie sonderbar, wenn man dem würdigen Pater zugemuthet hätte, er solle alle Monate ein Schwein für einen wohlthätigen Zweck opfern, so würde er sich für äußerst überbürdet gehalten haben; die Boa aber, welche sich eines Nachts schon in ihrer jetzigen Größe in seinem Schweinestall eingefunden hatte, fütterte er daselbst seit 32 Jahren, er hat ihr also circa 400 Schweine bereits

geopfert, dagegen er sicherlich, trotz der Gastlichkeit der spanischen Geistlichen, sehr Anstand genommen haben würde, seinen Bruder 32 Jahre lang auf so kostspielige Weise zu ernähren.

Beide Fälle sollen übrigens nur zum Beweise angeführt sein, welche ungeheure Ausdehnung diese gefährlichen Bestien hier erlangen. Ich hatte nicht das Vergnügen ein so riesiges Crocodil und eine so riesige Boa anders als im Gefängniß zu sehen, ein Crocodil natürlich auch unter diesen Verhältnissen nicht, aber zahlreich genug waren die letzteren hier, man konnte die spitzen Köpfe derselben alle hundert Schritt weit aus dem Wasser ragen sehen, die Thiere sind darum so höchst gefährlich, weil sie die Boote der die Laguna Befahrenden angreifen. Sie erheben sich plötzlich aus dem Wasser, legen eine ihrer greulichen Krallen oder ihr reizendes Haupt auf den Rand des Schiffchens und drücken es unter Wasser. Nicht einmal die Verdoppelung, das Aneinanderbinden zweier Kähne, genügt um sicher zu sein. Was dem Sturme vollständig Widerstand leistet, ein Kahn mit einem sogenannten Ausleger, genügt einem solchen Thier gegenüber durchaus nicht. Der Sturm bricht wohl den Mast, aber er kann die zwei aneinander gebundenen Piroguen nicht umlegen, der Aligator kann dieses, und will man die Laguna befahren, so muß man drei Boote in Entfernungen von 10 Fuß durch starke Bambusstangen aneinander befestigt haben und sich im mittelsten derselben aufhalten. Die leeren Schwimmer zu beiden Seiten greift das Crocodil nicht an und zwischen die Boote wagt es sich nur selten, sollte es aber der Fall sein, so würde es doch nicht vermögen, die dreifache Last unter Wasser zu ziehen, und bei der Bemühung dieses zu thun, könnte dann immerhin dem Vertheidiger die Möglichkeit gegeben sein einige wohlgezielte Kolbenschläge auf die Spitze der Schnauze zu appliciren, um dadurch das Thierchen für immer unschädlich zu machen. Dies ist nämlich die empfindliche Stelle aller Reptilien, gerade wie auch der Hunde. Ich bin übrigens sehr zufrieden, daß ich hier nicht Gelegenheit hatte diese Geschicklichkeit zu erproben, solch ein Crocodilkopf ist immer ein sehr unheimlicher Besuch.

Ein solches dreifaches Boot, allerdings in so schlechtem Zustande, daß man kaum glauben sollte, es würde dem Angriff eines Crocodil*säuglings* widerstehen, lag am Ufer bereit, um die Reisenden aufzunehmen, es mochte wohl selten genug benutzt worden sein, nur wenig Reisende verirren sich bis zu dieser verzauberten Laguna. Da aber die Tagalen das gebrechliche Fahrzeug ohne weiteres bestiegen, so schien es mir, als dürfe auch ich keine Furcht zeigen, wiewohl ich einige Aengstlichkeit durchaus nicht unterdrücken konnte. Wir fuhren in die Laguna hinein, und in der That, es war ein bezaubernder Anblick; diese Pracht der Tropengewächse, genährt durch einen reichhaltigen Boden und durch den häufig niederströmenden Regen, hat etwas völlig Wunderbares. Ich habe viel des Schönen gesehen in der Zeit, in welcher ich mich in den Aequatorialgegenden umhertreibe, aber ich glaube noch nie eine solche Pracht und Ueppigkeit

der Pflanzenwelt gesehen zu haben, was denn auch wohl darin seinen Grund haben mag, daß nie die zerstörende Hand des Menschen hier eingegriffen hat.



Die Laguna encantada.

Während ich so quer über das Wasser fuhr, um mir wo möglich einen Begriff von der Tiefe und von der Breite des Sees zu verschaffen, fiel plötzlich einer jener heftigen Strichregen, welche in den tropischen Gegenden so

häufig sind. Da hatte ich Gelegenheit, zu lernen, wie wohl man daran thue seine Haut preiszugeben, falls man damit seine Kleider schonen könne. Die im Boote befindlichen Tagals zogen urschleunig ihre Kleidungsstücke aus, wickelten sie fest zusammen und bargen sie unter dem Brett, welches ihren Sitz bildete und ruderten dann tapfer drauf los, indem sie den warmen Regen an ihren wohlgeformten Körpern herabgleiten ließen, als erfreuten sie sich recht absichtlich eines erfrischenden Bades. Es war nahe daran, daß ich mir denselben Spaß gemacht hätte, denn in Kleidern naß werden ist immer kein eigentliches Vergnügen, dennoch weiß ich nicht, was mich abhielt, diese höchst vernünftige Mode mitzumachen, ich wurde durch und durch naß, und der Umstand, daß bald darauf die Sonne mit erneuerter Stärke hervortrat, meine Kleider zwar rasch genug am Leibe trocknete, mir aber doch die Empfindung verursachte, als würde ich bei gelindem Feuer gekocht wie ein Krebs, den man mit kaltem Wasser beisetzt — war durchaus nicht das Angenehmste bei dieser Partie.

Endlich glich sich die Sache aus, was ich vorher hätte thun sollen, that ich jetzt, ich entledigte mich der furchtbar heißen Kleider und ließ mein Hemde durch Wind und Sonne trocknen.

Rund um mich her herrschte eine wunderbare Stille, es war die Zeit des Mittags, in welcher die große Hitze alles Gethier einzuschläfern scheint, kein Laut ertönt über das Wasser, kein Vogel, nicht einmal ein Affe ließ einen Schrei hören, die Natur schien wie ausgestorben. Als ich mich nach Ueberschiffung der Laguna dem jenseitigen Ufer näherte, glaubte ich einen neuen Baum zu entdecken, welcher sonderbare, mehr als fußlange, unschön gestaltete Früchte trug, welche von dunkelbrauner Farbe und einen gewissen Sammetglanz waren. Ich war im Begriff den wunderbaren Baum in mein Skizzenbuch aufzunehmen, als ich fand, daß ich Gelegenheit hatte, mich selbst auszulachen. Die braunen Früchte waren nichts weiter als die auf Java und allen Sunda-Inseln viel hundertmal gesehenen, großen Fledermäuse, häßliche, aber ganz harmlose, nur von Pflanzennahrung lebende Thiere, *nächtliche* Thiere, welche während des Tages sich an eines ihrer Hinterbeine aufhängen, mit dem Kopf abwärts, und welche in dieser uns gewiß sehr unbequemen Stellung volle zwölf Stunden schlafen, in der Nacht aber mit völlig unhörbarem Fluge schaarenweise dahinziehen, und eine solche Ausdauer haben, daß sie Meerengen von 12 bis 15 Meilen in Zeit von weniger als einer Stunde, und wie es scheint, ganz ohne angestrengt zu sein, überschreiten, denn man sieht sie unmittelbar nach ihrer Ankunft über die Maisfelder oder die Obstgärten herfallen, einer vorherigen Ruhe gar nicht bedürfend.

Ich unterließ nun natürlich das Zeichnen dieses Baumes und suchte mir einen anderen heraus, hatte aber sowohl bei diesem Unternehmen als bei den Messungen der Tiefe des Sees viel zu leiden von dem Aberglauben der Tagalen, welche mir immerfort abriethen von meinem verwegnen Unternehmen, da die

Geister, denen dieser Thalkessel gehört, es schrecklich übel nehmen, wenn man sie zu stören versucht. Sonderbar kam mir vor, daß dieser Aberglaube so verbreitet ist, wo — selbst mitten in Europa — ein See in der Einsamkeit des Waldes liegt, da ist er verzaubert, von Geistern bewohnt, und diese bestrafen denjenigen, der es wagt die Tiefen ihres Wohnortes erforschen zu wollen, durch mancherlei schweres Unglück, welches sich überdies viel weiter als auf den Schuldigen verbreitet. Wolkenbrüche, welche den See anschwellen, daß er seine Dämme zerreißt und sich verheerend über die Landschaften ergießt, oder furchtbare Unwetter, Stürme, Blitz und Donner, welche die Waldungen niederbrechen, oder Aufkochen des Sees selbst, welcher die Frevler alsbald verschlingt, das sind die Gefahren, mit denen man mit den verzauberten Seen im Harze, in Schlesien, in Böhmen, in Steiermark, in den Karpathen u. s. w. zu kämpfen hat. Und alle diese Uebel fürchteten meine sehr gutwilligen Begleiter auch hier,



Eine Tigerkatze mit ihrer Beute.

als wir uns aber dem Ufer näherten und ich meine Büchse auf eine prächtige Tigerkatze richtete, die so eben im Begriff war ein allerliebstes Reh zu zerreißen, da schrieen sie vor Entsetzen auf, bevor der Schuß fiel und lenkten dadurch

den Blick des Tigers uns zu, doch allerdings zu seinem Unheil, denn mein Schuß hatte jetzt ein viel besseres Ziel als vorhin, das Auge des Thieres, welches mit malitiös angelegten Ohren im Begriffe schien, auf uns zuzuspringen, obschon wir weit genug davon entfernt waren.

Der zum Sprung zusammengezogene Körper streckte sich plötzlich aus und lag mit seiner ganzen Schwere auf dem schönen Thier, welches indessen nicht mehr zu retten war, da die Tigerkatze ihm den Rücken zerbrochen hatte. Eine sichere Hand in Führung des Feuergewehrs ist übrigens viel werth, selbst in einem Falle wie der gegenwärtige, wo dem Schützen keine Gefahr erwachsen konnte, auch wenn er nicht traf, der buntgefleckte Räuber war zu weit entfernt, um uns etwas anhaben zu können. Der Tod mußte augenblicklich erfolgt sein, denn der Tiger zuckte nicht einmal mehr, als wir wenig Augenblicke darauf landeten. Das arme Reh zeigte in seinem jammervollen Blick, daß es noch Empfindung habe, obgleich der Fall des schweren Körpers des Räubers ihm eine solche Verletzung beigebracht hatte, daß es daran sterben mußte. Es war mir unmöglich, anzusehen, wie sehr das arme Thier sich quälte, ich trat daher hinter dasselbe und schoß eine zweite Kugel durch seinen Hirnschädel.

Wie sonderbar, wenn ich selbst das schöne muntere Thier geschossen gehabt, so würde ich mir weder ein Gewissen daraus gemacht, noch dasselbe bedauert haben, weil aber hier ein anderer Räuber als ich, aufgetreten war, so hatte ich das Gefühl als sei der Spitzbube mir in's Gehege gekommen, und ich hatte wirklichen Kummer als ich die schönen braunen Augen des Thieres, welche sonst so feurig und munter glänzen, getrübt und brechend sah.

Die beiden Schüsse hatten noch einen anderen Erfolg gehabt, gewiß ist nur selten ein Feuergewehr hier losgebrannt worden und vielleicht hat keines der hier wohnenden Thiere, außer den sehr alt werdenden Crocodilen und Riesenschlangen, den Knall eines Feuergewehres gehört, er hatte die Wirkung, daß ein tausendstimmiger Schrei von allen Seiten her ertönte, sich um die ganze Lagune verbreitete und die Schläfer weckte, es waren dieses nicht blos die großen Fledermäuse, sondern alle auf den Bäumen lebenden Thiere, von dem kleinsten Vogel bis zum größten Affen, alle sprangen, schwirrten und schrieen durch einander und die Fledermäuse fielen wie Säcke zur Erde oder durch die Gesträuche ins Wasser und erwachten erst hier und suchten sich flatternd und Flügel schlagend zu retten, was aber nur denjenigen gelang, die auf trocknen Boden fielen. Aus dem Wasser des Sees schwangen sie sich nicht mehr empor, denn kaum hatte sich durch ihren Fall ein Wellenkreis gebildet, als auch schon ein zweiter durch das Auftauchen eines Thieres erschien, dessen spitze Schnauze sich theilte, mit einem raschen Griff die Fledermaus faßte und unter Wasser zog. Dieser Umstand belehrte mich, daß die Zahl der Crocodile in der That eine nicht unbeträchtliche sei und daß es wohl ein wahnsinniges Unter-

nehmen gewesen wäre, sich in dieser Lagune zu baden, wie ich eigentlich beabsichtigte.

Da die Tagalen sahen, daß auch der Schuß, den ich gewagt, die bösen Dämonen nicht heraufgerufen, so waren sie beruhigt und setzten nicht nur meiner Jagdlust kein Hinderniß in den Weg, sondern ermunterten mich sogar und zeigten vor allen Dingen auf die flatternden, fliegenden Hunde, die aus ihrer Ruhe aufgeschreckt, vom Boden sich erhoben hatten und nun die Luft mit ihrem häßlichen Geschrei erfüllten. Ich hatte eigentlich keine Neigung mehr als ein Exemplar von diesen Thieren zu schießen, daher ich frug, warum die Leute wünschten, daß ich mich an diesen Thieren versuchte, da sie doch harmlos genug seien, da erfuhr ich, daß sie gegessen würden, und mir fiel jetzt allerdings ein, daß ihr lateinischer Name ihre Eßbarkeit bezeichnet, Pteropus edulis. Dennoch wunderte ich mich über die Begier dieser Tagalen, welche vielmehr Pflanzen als thierische Nahrung lieben und welche die Ersten sind, die mir recht eigentlich begierig nach dieser häßlichen Art Wild vorkamen.

Meine Jagd war demnächst sehr glücklich, indem ich eine große Menge verschiedener Wasservögel schönster Art schoß, mit denen beladen ich über den bezauberten See zurückkehrte, wo dann am Ufer die uns nicht gehörigen Boote wieder befestigt wurden und wir uns auf dem beschwerlichen Wege über die Hügelreihe im Klettern übten.

Der freundliche Pfarrer des Dörfchens, in welchem ich meine Fahrt zur Lagune unternommen, empfing mich mit außerordentlicher Zuvorkommenheit und stellte mir, wie gewöhnlich, seine ganze Casa zur Disposition, immer mit der auf das Anmuthigste gesprochenen Versicherung: „Ew. Gnaden weiß" &c. Als ich bei einer ähnlichen Gelegenheit von dieser unbeschreiblichen Höflichkeit Gebrauch machte, war er doch sehr verblüfft. Er besaß nämlich ein schönes, auf Pergament geschriebenes Brevier, ein Gebetbuch mit ausgezeichnet schönen und wohl erhaltenen Miniaturbildern. Ich bin nun zwar kein Büchersammler und darf mich auch nicht einen Kunstkenner nennen, das Büchlein selbst aber, welches vor einem halben Jahrtausend zwar von einem Mönch, aber wohl schwerlich für einen Mönch gemalt worden war, kam mir so außerordentlich schön vor, daß ich meinen lebhaften Gefallen daran äußerte. In seiner höflichen Weise verneigte sich der Pater und sagte „Ew. Gnaden wissen, daß Alles was ich besitze, zur Disposition von Ew. Gnaden steht."

Ich lächelte und verneigte mich gleichfalls, nahm ein Blatt Papier aus meiner Jagdtasche, um das Buch hinein zu wickeln und schüttelte dem würdigen Manne dankbar die Hand, als ob ich ganz ernstlich genommen habe, was er in übermäßiger Höflichkeit, aber natürlich ohne daran zu denken, daß man ihn, so praktisch beim Worte fassen könne — gesagt hatte. Er machte ein so langes Gesicht, daß ich ein innerliches Lachen nicht unterdrücken konnte und es mir schwer genug wurde, nicht in ein lautes auszubrechen. Obwohl ich durch-

aus nicht die Absicht hatte das Buch zu behalten, so that ich doch so und steckte dasselbe in die Tasche. Dem würdigen Pater war alle Fröhlichkeit vergangen und er zeigte sich ganz außer Stande in das frühere Geleis zurückzukehren, bis ich nach einer Stunde wieder mit dem Buche herausrückte und ihm sagte, ich hätte nur einen Scherz machen wollen.

Ich konnte den Stein rollen hören, der ihm vom Herzen fiel, sein sorgenschweres Antlitz wurde plötzlich heiter, aus gebückter Haltung richtete er sich auf und zeigte in Allem was er that und redete, wie glücklich es ihn mache, daß ich ihn nicht beim Wort genommen, und wahrscheinlich in der Hoffnung, ich würde es auch ferner nicht thun, überschüttete er mich mit einer ganzen Fluth von Vsted save etc. etc. bei jedem Dinge, nicht woran ich meinen Gefallen äußerte, sondern sogar ansah — es war Alles, Alles zu meiner Disposition, und er wollte gar nicht eingestehen, daß er bei diesem Gebetbuch eine Ausnahme mache, es stehe noch immer zu meiner Verfügung. Ich wußte aber doch was ich hievon zu halten hatte.

Den übrigen Theil des Nachmittags verbrachte ich mit Ordnen der eingesammelten Thiere und Pflanzen und am Abend wünschte ich wieder zu Schiffe zu gehen, allein dieses duldete der würdige Geistliche durchaus nicht, er versicherte, so spät in der Nacht über den See zu fahren, sei durchaus gefährlich wegen der maurischen Piraten und dann habe er mir auch noch eine große Ueberraschung zugedacht. Dies mußte ich natürlich abwarten und hatte unterdessen Zeit, über die gänzliche Kenntnißlosigkeit der guten Spanier nachzudenken, welche Alles, was Seeräuberei treibt, zu den Mauren zählt, gleichviel ob es auf dem Mittelmeere oder auf dem stillen Ocean sei. Es geht auch hinsichtlich der civilisirten Völker ebenso, sie kennen nur zwei der ganzen Erde, Spanier, denen eben diese Erde gehört und Engländer, welche grob und unverschämt genug sind den Spaniern ein Stück nach dem anderen zu rauben. Diese Naivetät habe ich überall, wo Spanier wohnen, gefunden. Es ist mir wahrer Herzensschmerz, daß es noch eine mit ihnen rivalisirende Nation giebt, denn sie sind der Ansicht, welche Karl V. von seinem Reiche hatte, noch immer und bis auf diese Stunde — „In meinem Reiche geht die Sonne nicht unter", wiewohl das, worauf sich jener Ausspruch bezog, durchaus nicht mehr wahr ist. Karl V. war zugleich deutscher Kaiser, sein Reich begann also im Osten von Europa bis zum Atlantischen Ocean gehend, dann gehörten ihm die Antillen und ganz Amerika, von Californien bis zum Cap Horn, nur Brasilien nicht, dann gehörten ihm auch noch die Philippinen und noch viele andere Besitzungen in Asien und Afrika.

Was ist hiervon geblieben? In ganz Europa nichts als das arme und entvölkerte Spanien, von den Antillen und Amerika zusammen genommen nichts als die Insel Cuba, von allen übrigen Besitzungen nichts als Manilla, und dennoch dieser Hochmuth. Wie glücklich macht doch den Menschen die Unwis-

senheit und wie sehr haben die spanischen und italienischen Pfaffen Recht, wenn sie kein Wissen irgend einer Art aufkommen lassen wollen. Waren sie selbst und waren die Völker nicht viel glücklicher als sie jetzt sind?

Vierzehntes Kapitel.

Eine mir zugedachte Ueberraschung hat keinen Erfolg. Fischerboote Die Art des Fischens. Sieben Mädchen in Uniform.

Der würdige Pfarrer hatte für ein treffliches Abendessen gesorgt, es bestand aus einem von denjenigen Reihern, die ich selbst von meiner Jagdpartie mitgebracht, leider hatte man nicht gewartet bis ich ihn ausgebalgt, sondern man hatte sein schönes Federkleid ihn unbarmherzig abgerupft und dann mit dem Fette einiger Enten, gleichfalls meiner Sammlung, mehr gekocht als gebraten und hatte auch nicht vergessen ihm so viel Pfeffer beizugeben, daß er ein höchst deliciöses Gericht bildete, wenn auch nicht für mich, der sich beim ersten Bissen die Zunge so verbrannte, daß ihm kein anderer schmecken wollte. Ich glaube man hatte den Reiher nicht allein mit Pfeffer gekocht, sondern ihn auch damit vollgepfropft, denn das Fleisch selbst schmeckte danach. Um nicht zu hungern, mußte ich mich an einige Früchte halten, welche man zwar auch mit Pfeffer bestreut hatte, von denen ich denselben jedoch durch sorgfältiges Abschälen entfernen konnte. Sein Bananenwein war übrigens gut.

Es mochte zwei Stunden nach Sonnenuntergang sein, als er mich in ein kleines Gemach seines Hauses führte, zu dem man nur durch eine sehr gebrechliche Leiter gelangen konnte. Er leuchtete mir mit einer Lampe hinauf und sagte mir mit einem wahren Faunengesicht gute Nacht.

Ich öffnete die Thür, da sah ich zu meinem nicht geringen Erstaunen welch eine Art von Ueberraschung der geistliche Herr mir zugedacht. Von meinem Lager erhob sich ein junges, tagalisches Mädchen in der verführerischen Tracht, welche den Eingebornen ganz allgemein ist. Ich war allerdings nicht wenig erstaunt, und hätte mir der Spanier zwei Tage Zeit gelassen, um mich in das junge und hübsche Mädchen zu verlieben und sie zu erobern, so würde ich ihm vielleicht sehr dankbar gewesen sein, hier aber machte mich ein sehr natürlicher Verdacht unfähig von seiner Güte Gebrauch zu machen. Ein Mädchen, das sich von einem Andern anweisen läßt das Schlafgemach eines Dritten zu theilen — ein Mädchen, welches dieses ohne zu verweigern, ohne anzustehen, thut, würde für mich nicht den geringsten Reiz haben, auch wenn dasselbe nicht mit Cocosöl gesalbt, sondern wohl gewaschen wäre. Wie viel leichter konnte ich jetzt dieser Schönen Widerstand leisten, da sie von Oel glänzte und durch ihren

Duft bewies, daß dieses nicht einmal ganz frisch sei, übrigens eine seltene Ausnahme, da alle Tagals überaus reinlich sind. Ich habe schon früher bemerkt, daß dieses Einölen sowohl der großen Wärme als auch der Insekten wegen nothwendig sei. Sicherlich wird auch kein Eingeborner daran Anstoß nehmen, nicht nur weil auch alle Anderen nach täglich wiederholtem Baden eben so schön eingeölt sind, sondern weil er selbst auch gezwungen ist sich täglich in ähnlicher Weise anzustreichen; auf mich aber machte trotz des Einsehens, was ich in der Sache hatte, die Einölung einen so übelen Eindruck, daß sie mir meinen Stoicismus nicht nur sehr erleichterte, sondern beinahe verdienstlos erscheinen ließ. Und so handelte sich's nur noch darum, in welcher Weise ich die liebenswürdige Vorsorge des Signor Padre zurückzuweisen habe. Genau genommen schien dies nicht besonders schwer, ich durfte nur meinen Consens zu der projektirten Verbindung verweigern und das Mädchen, wie man sich bei uns ausdrückt, an die Luft setzen. Dies schien mir aber um so grausamer als ich mit großer Sicherheit voraussehen konnte, daß für ein anderes Unterkommen dieses verlornen Kindes in keiner Weise gesorgt sei, es hätte denn sein müssen daß der fromme Geistliche sich selbst ihrer erbarmt. Da dieser indessen das Gelübde der Keuschheit abgelegt, so würde es unverantwortlich gewesen sein, denselben einer so schrecklichen Verführung auszusetzen, indem ich sehr gut an mir wußte, wie leicht der sündhafte Mensch unterliegt und es nicht erst einer Teufelin bedarf wie beim heiligen Antonius, (der sie bekanntlich in eine Sau verwandelte, daher diese ja auch sein Sinnbild und Wappenbild ist), sondern schon ein gewöhnliches Menschenkind genügt um den Sieg davon zu tragen, besonders wenn man sonst keine Beschäftigung hat und auch noch einen so guten Tisch führt wie die Geistlichen überhaupt und die Herren auf Luçon ins Besondere.

Ich war nun vollständig überzeugt, daß ich, auch ohne ein heiliger Antonius zu sein, der Versuchung würde Widerstand leisten können, sogar die Verwandelung in eine Sau war nicht nöthig, denn meine Nase ersetzte in diesem Falle vollkommen den Sinn des Gesichts, aber gerade deshalb wollte es mir angenehm erscheinen die mir zugedachte Schönheit nicht gerade in unmittelbarster Nähe zum Schlafkameraden zu haben, ich schlug ihr daher vor, eine der Matten, welche die ganze Ausstattung dieses schönen Zimmers bildete, zu nehmen und sich damit an die entgegengesetzte Wand zu entfernen, wobei ich ihr die Versicherung gab, daß ich mir vorbehalte von ihrer Gegenwart so großen Vortheil zu ziehen als möglich. Ich will nicht behaupten daß sie darunter möglichste Annäherung verstanden hat, ich aber kann versichern daß ich darunter nichts weiter dachte als größt möglichste Entfernung und zwar bis so weit, daß ich mich mit dem Kopf gegen die Wand wendete. Mehr kann ein anständiger Mensch nicht thun.

Als ich am Morgen erwachte sah ich zwar, daß die Theilnehmerin meines Zimmers nicht auf die Weise des heiligen Antonius maltraitirt worden war,

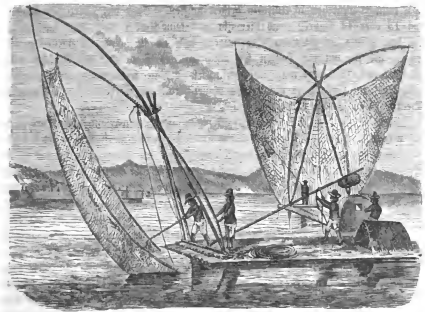
auch darf ich die Versicherung geben, daß ich durch das Geruchsorgan nichts wahrnahm, was mich von der Liebenswürdigkeit meines Gastgebers oder von der Schönheit meiner Stubengenossin Vortheil zu ziehen gehindert hätte; aber was nützen die besten Gerichte, die deliciösesten Weine, wenn man keinen Hunger, wenn man keinen Durst empfindet.

Als ich herniederstieg von meiner Hühnerleiter, sah ich das Faunengesicht vom vorigen Abend nicht mehr, wohl aber drückte sich in den Mienen des Geistlichen ein stummes Erstaunen aus, der würdige Pater mußte also gelauscht haben. Ich konnte seinen guten Willen und seine schlechte Meinung von mir nicht unberücksichtigt lassen und äußerte sowohl deshalb für das Eine meinen Dank, als bezüglich auf das Andere die Bemerkung, daß ich meinestheils nie erwartete, andere Leute für mich wählen zu sehen, daß ich im Gegentheil dieses Geschäft selbst gern übernähme. Er versicherte, daß er sich überzeugt habe, die mir gelieferte Waare sei gut und da ich diese Ueberzeugung theilte, so kam mir meine Weigerung so natürlich vor, wie ihm unnatürlich.

Als wir ein Frühstück zu uns genommen, für welches ich ausdrücklich bat, für meine Person den Pfeffer auszuschließen, nahm ich Abschied von dem wackren Manne und suchte seinen Kummer durch eine Flasche Genèvre zu beschwichtigen, der so räucherig war, als man denselben in Schiedam nur irgend fabricirt, und sein Gesicht heiterte sich auf in einer wahrhaft bezaubernden Weise. Möge er ihm wohlbekommen und besser schmecken als mir.

Bei der Abfahrt aus dem Dorfe hatte ich das Vergnügen der Fischerei im See zuzusehen. Zwei Boote lagen nahe bei einander und hatten ihre eigenthümlichen Netze ausgeworfen. Die Leute pflegen auf Flossen zu fischen, welche, da sie einen Theil der Nacht auf dem See zubringen, mit kleinen Hütten versehen sind, welche sie gegen den Nachtthau schützen. Sie haben gewaltige, an vier großen Bogen hängende Netze, welche sie während der Nacht herablassen und mit der erwachenden Morgensonne wieder hervorziehen, auch wir bedienen uns ähnlicher Vorkehrungen, nur werden sie anders gehandhabt. Die Netze auf Luçon, obschon viereckig, haben einen sehr weit reichenden Sack an einer Seite und diese Seite schwebt nicht frei, sondern ist am Floß befestigt. Die andere Hälfte an langen, gebogenen Gerten hängend, wird so tief als möglich in das Wasser gelassen, und auch nur diese Hälfte wird wieder emporgezogen, nicht alle vier Enden. Dies hat zwei sehr natürliche und für den Fischer sehr wichtige Folgen. Das Aufziehen der einen Hälfte des Netzes geht sehr viel rascher als das Aufziehen des ganzen; ferner fliehen die Fische, welche von dem gehobenen Netze berührt werden, nach der Tiefe und dort angelangt, können sie nicht mehr entweichen, weil sie sich in dem Sack verfangen, was bei unseren durchaus nicht so sinnreich construirten Netzen keineswegs der Fall ist. Auf dem Floß, welchem ich vorbeifuhr, befanden sich nur fünf Personen und von diesen nur zwei in Thätigkeit, der Eine zog, unterstützt von einem langen Hebel, das Netz rasch in

die Höhe, der Andere nahm mit einem kleinen Kescher die gefangenen Fische heraus; die Leute haben sehr wenig Mühe dabei und das ist ihnen bei jeder Arbeit die Hauptsache, vorausgesetzt, daß sie kein Mittel wissen, die Arbeit ganz zu unterlassen, was ihnen jedenfalls das Liebste wäre.



Netze der Fischer in der Lagune.

Von diesem freundlichen Orte und begleitet von den Segenswünschen der Fischer, denen ich ein paar Kupfermünzen geschenkt hatte, zog ich nach dem Oertchen Halahala, dessen anmuthige Lage mich entzückte. Wir kamen gegen Abend dahin, zu einer Zeit, welche geeignet schien den Ruderern die nöthige Ruhe zu gönnen und für mich dieselbe aufzusuchen.

Da ich mich bei meinem zweiten Aufenthalt in Manilla mit möglichst vielen Empfehlungsbriefen versehen hatte, gleichviel ob ich sie brauchen würde oder nicht, so suchte ich nach einem solchen für das Dorf, und das Glück wollte mir wohl, ich hatte einen solchen Brief wirklich, er war an den Alkalden gerichtet, welcher alsbald Anstalten traf, mich auf das Glänzendste zu empfangen. Seine erste Sorge war, uns reichlich zu bewirthen und dann uns durch die Ortschaften zu führen, welche nahe an einander grenzend unter seinem Befehle standen. Bei dieser Gelegenheit sprach er mit vielen einzelnen Leuten daselbst und ich sah diese in großer Geschäftigkeit umherrennen und überall eine gewisse Verwirrung anrichten, wo sie immer auftraten. Was das Alles sein sollte, konnte

ich natürlich nicht begreifen und ich kehrte unaufgeklärt, mit dem Alkalden nach seinem Hauptsitze zurück.

Da hatte sich indessen bereits etwas verändert, es schien mir als wolle man ein Lustspiel aus der alten Zeit aufführen. Das Lustspiel hieß: sieben Mädchen in Uniform, würde aber für das Theater von Halahala eingerichtet, zwei hundert Mädchen in Uniform heißen müssen. Sehr viel allerliebste Kinder von 13 oder 14 Jahren (was hier übrigens keine Kinder mehr sind) hatten sich vor dem Hause des Alkalden eingefunden, und da sie sämmtlich weiter nichts trugen, als ihr um die Hüften fest umschlossenes Tuch und ihr Jäckchen aus Morgennebel, so konnte man unbedenklich sagen, sie seien uniformirt gewesen, denn Uniform bedeutet ja nicht einen blauen Rock mit rothem Kragen, sondern eine bei Allen gleiche Bekleidung.

Der Dinge, welche kommen sollten ahnungsvoll wartend, setzte ich mich mit dem Alkalden und dem Priester des Dorfes, der selbstverständlich den Ehrenplatz einnahm, auf die Veranda des Hauses, von der man einen großen Platz übersah, und der jetzt beleuchtet zu werden begann, indem ringsumher sich große Feuersäulen erhoben von Bambussplittern und von dem Holze und der Rinde der Damarfichte unterhalten. Als diese überall regelmäßig brannten und ein zwar rothes, aber genügend helles Licht auf die ganze Umgebung warfen, ertönten die ziemlich dumpfen Schläge mehrerer Tausend kleiner Tambourins und die klappernden Castagnetten dazu.

Alsbald sammelten sich zwischen den Feuern hervortretend, sehr viele von den Mädchen oder vielleicht alle die ich vorhin gesehen, in der Mitte des großen Platzes. Sie waren sämmtlich bewaffnet, sie hatten Schießgewehre und ihre Zahl setzte mich so sehr in Verwunderung, daß ich nicht umhin konnte, dem Alkalden mein Erstaunen erkennen zu geben. Beruhigend sagte er zu mir, ich möge nicht besorgt sein, die Balasas (Jungfrauen) seien gewohnt mit den Dingern umzugehen und würden mir keinen Schaden thun, zudem seien sie sämmtlich von Holz und gingen gar nicht los.

Ich beruhigte nun allerdings mein Herz und wurde sogar ganz fröhlich gestimmt, als ich sah, daß die munteren Mädchen mit diesen Schießgewehren, die nicht schossen, sehr gut umzugehen wußten. Sie stellten sich in mehrere Reihen, sie vereinigten sich zu zwei Gliedern, zu drei Gliedern, machten allerlei sehr elegant ausgeführte Evolutionen durch und wußten ihr Scheingewehre so geschickt zu handhaben, die kleinen Manöver, man möchte fast sagen, die theatralischen Evolutionen unter Begleitung des Tambours und der Castagnetten so sicher und so geschickt auszuführen, daß ich nicht wenig darüber erstaunt war.

Ich konnte mich von der Nützlichkeit dieser Exercitien nicht sofort überzeugen, konnte auch nicht einsehen, in welchem Kriege diese neuen Amazonen wohl ihre Verwendung finden dürften. Und darum frug ich den Alkalden sowohl als den Geistlichen nach den Gründen zu dieser sonderbaren Sitte, sie wußten

mir aber nichts darüber zu sagen, als daß die Eingebornen diese Spiele von jeher geliebt und ihre Kinder darin eingeübt hätten, und daß man diese glückliche Uebung dazu verwende, um einem geehrten Gaste wo möglich Vergnügen zu machen.

Fünfzehntes Kapitel.

Der Alkalde von Halahala erweist mir die Ehren eines Königs. Rührende Tafelmusik. Ein „bürgerliches" Schauspiel.

Nachdem der Spaß eine Zeit lang gedauert hatte, änderte sich darin etwas, indem statt der Mädchen junge Männer in ganz gleicher Weise bewaffnet oder vielmehr nicht bewaffnet, eingeübt in Führung der hölzernen Flinten die Stelle der Mädchen einnahmen und ähnliche Exercitien begannen, darauf aber die Herren der Schöpfung mit den Dienerinnen derselben sich vermischten und nun etwa 400 junge Leute sehr geschickt größere Evolutionen ausführten.

Das Alles sah recht hübsch aus, begann mich jedoch gerade etwas zu langweilen, als ich zum Glück bemerkte, daß sich Alles zu einem Schlußtableau vereinigte. Sobald dieses sich auflöste, war der ganze Platz wie durch einen Zauberschlag von wenigstens 3000 Menschen überschwemmt, von den Eltern und Geschwistern der bei diesem Feste mitwirkenden Personen. Sie waren alle unter den Zuschauern gewesen, aber in den Kreis gebannt, welcher für diese bestimmt, den Tanzplatz umgab. Jetzt hörte die Ordnung auf und alle den Kreis bisher Bildenden traten hinein um ihre Lieben, um die ihnen Angehörigen zu liebkosen, zu umarmen und ihre Freude zu bezeugen über die Ausführung ihres Schauspiels das uns gegeben worden.

Dieses unterhielt mich und erfreute mich viel mehr als das Schauspiel selbst, indem es mir zeigte, wie liebenswürdig diese Insulaner sind und wie die Familienglieder mit so vieler Herzlichkeit aneinander hingen.

Sehr bald hatte ein jeder der Theilnehmer seine Familie herausgefunden und dann hatte sich Alles wieder zurückgezogen in den Kreis, welcher sich abermals um den Platz bildete, diesen selbst freilassend. Die hohen Feuersäulen erleuchteten denselben vollständig und der Alkalde führte mich jetzt umher, um mir die vornehmsten Würdenträger vorzustellen, wie man auch wohl einen König in gleicher Weise umherführt. Nicht, damit er die Leute besähe, denn wie könnte er 4000 Physiognomien behalten, sondern damit sie ihn besähen, was natürlich leichter möglich, da jeder von Allen nur ein Gesicht zu behalten hat.

Es wurde mir einigermaßen schwer, mich in diese neue Lage zu finden und an die hervorragendsten Größen einige verbindliche und doch nichtssagende Worte

zu richten, indessen zog ich mich doch noch ziemlich gut aus der Affaire, wenigstens schien der Herr Alkalde und der Padre mit mir ganz zufrieden. Der Anblick der vielen allerliebsten Mädchen war in der That höchst überraschend. In ihrer Gesichtsbildung war nichts, das an malayischen Ursprung, an platte Nasen, an vorspringende Backenknochen erinnert hätte, die Züge waren alle, man darf wohl sagen, europäisch. Vielleicht waren sie es wirklich auch im engeren Sinne, als ich es hier gesagt haben will, vielleicht ist es aber auch nur so Mode unter den Reisenden, auffallende Typen herauszusuchen und dann zu sagen, so sehen die Einwohner aus, da denn die Phantasie des Lesers sehr leicht hilft und sich alle Einwohner der Inseln als so oder so aussehend, vorstellt. Unter allen Umständen falsch, denn es giebt kein Volk, dessen sämmtliche Mitglieder einander so ähnlich wären, wie viele Stiefeln, welche über einen Leisten gemacht worden, wie die Reisenden wohl früher gerne glauben machen wollten. Der Besitzer von Negern erkennt einen jeden an seiner Physiognomie, obwohl sie alle schwarz sind, dicke Lippen und Wolle statt der Haare haben, aber der Irrthum ist ein noch viel größerer als er hier scheint. So weit meine Beobachtung über die Insulaner reicht, so spricht sich selbst auf den Inseln, deren Bevölkerung sich am reinsten gehalten hat, am wenigsten vermischt mit andern Europäern oder mit anderen Völkerstämmen — ein besonderer Typus gar nicht aus. Auf den Fidji-Inseln giebt es so gut gerade als flache, so gut gebogene als aufgestülpte Nasen. Die Neuseeländer, welche man zum größten Theile schön nennt, viele sehr schön, — im Innern des Landes zeigt ihre Farbe und ihr glänzend schwarzes Haar an, daß sie sich unvermischt erhalten haben, und doch sieht man gerade dort die schönsten römischen und griechischen Profile, aber neben einem Antinous auch einen Nero, neben einem Alkibiades auch einen Sokrates, das soll nichts weiter sagen, als sehr schöne Menschen neben häßlichen. Auf den Tonga-Inseln waltet eine sehr helle Färbung vor, aber keineswegs ein besonderer physiognomischer Schnitt, und unter den wahrhaft abschreckend häßlichen Papuas von Neu-Guinea sind zwar die dicken wolligen Perrücken ganz allgemein, aber keineswegs die aufgestülpten Nasen.

Dies muß ich nun auch ganz besonders auf Luçon anwenden. Sicherlich haben die geistlichen Hirten sich vielfältig Mühe gegeben die Race zu verbessern, auch wollen wir nicht leugnen, daß es ihnen gelungen, aber um so weniger darf man von einer typischen Aehnlichkeit unter ihnen sprechen, dagegen ist gewiß, daß sie sehr schön genannt zu werden verdienen, und schade für mich, daß ich 500 zu überschauen hatte, wo ich wegen der vielen Schönheiten keiner einzigen froh werden konnte.

Als meine Rundreise beendet war, führte mich der Alkalde in den Kreis zurück und ich hatte daselbst die Rolle eines Königs weiter zu spielen, ich mußte nämlich nunmehr öffentlich speisen, und oh wie öffentlich, nicht wie der Kaiser von Oesterreich in einem Saale, auf dessen Gallerie man 50 oder 60 Personen

läßt, sondern unter freiem Himmel, in Gegenwart von wenigstens 5000 Menschen, um nicht mehr zu sagen, da sie von allen Seiten zu uns strömten und die Gegend ganz erträglich bevölkert schien. Der Alkalde führte mich jetzt in Verbindung mit dem geistlichen Herrn unter großen Ceremonien an den auf einer Erhöhung stehenden Tisch, woselbst ich zwischen Beiden Platz nehmen mußte, dann umschwirrte uns von allen Seite eine Masse von Dienern, welche ich ganz gelind, doch mindestens auf 50 anschlagen muß, und diese versahen uns mit einer so unerhörten Menge von Gerichten, daß ich in ein wirkliches Staunen gerieth und die Erfindungsgabe der tagalischen Köche bewundert haben würde, wenn ich nicht ebensobald Gelegenheit gehabt hätte wahrzunehmen, daß eigentlich nur darin ein Unterschied stattfand, daß die verschiedenen Speisen entweder schwarz aussahen von schwarzem Pfeffer, oder weiß von dem weißen Pfeffer, d. h. von dem enthülsten schwarzen Pfeffer, oder roth von dem Cayenne-Pfeffer, einen weiteren Unterschied habe ich nicht herausfinden können, weder bevor ich mir die Zunge verbrannt, noch auch nachdem dieses geschehen ist.

Nachdem ich einiges gekostet, begnügte ich mich zuzusehen, wie die würdigen Padres, deren noch zwei, und wie die würdigen Alkalden, deren noch einer zu unserer Gesellschaft kamen, sich an diesen Höllengerichten ergötzten. Auch darin liegt ein Genuß, denn man sieht mit Freuden, welche Fähigkeiten der Mensch hat und wie seine Sinne so vortrefflich eingerichtet sind, daß sie selbst die unverschämtesten Mißhandlungen ertragen können.

Während wir bei Tafel saßen, erhob sich plötzlich ein ganz abscheulicher Skandal, ein Lärm von so durchdringender Art, daß ich mich überzeugt hielt, irgend eine schauderhafte Revolution bewege das muntere, sonst so harmlose Völkchen. Ich hatte indessen keine Ursache, besorgt zu sein, es war lediglich die Tafelmusik, die man mir zu Ehren anstimmte. Trommeln, Pfeifen, eiserne Ladestöcke, welche an Bindfaden gehängt, mit einem Stückchen Holz oder mit einem Stein geschlagen wurden, oder Ladestöcke, denen man die Longitudinalschwingungen entlockte, indem man sie an einem Ende hielt und in der Mitte mit zwei Fingern, die benetzt und in feinen Sand getaucht waren, strich. Diese Musik konnte Leibschneiden verursachen, namentlich waren diese auf letztbeschriebene Weise hervorgebrachten Töne so hoch und so durchdringend, daß man sich gar keine Vorstellung davon machen kann, wenn man sie nicht gehört hat.

Nach dieser Musik wurde getanzt, es war nicht eine balletartige Darstellung zu *meinem* Vergnügen, es war ein Ball, den die guten Leute hielten zu *ihrem* Vergnügen. Sie tanzten alle durcheinander, immer zwei oder viere in einem selbstgewählten kleinen Kreise, sie machten zierliche Verschlingungen, liefen und sprangen, und sangen und ergötzten sich ganz gewiß in bester Weise, besonders waren die Kinder hübsch anzusehen, welche ganz nackend, hölzerne Säbel und Spieße, unschädliche Bogen und Pfeile in Händen hatten und Zweikämpfe damit ausführten.

Nachdem in rascher Aufeinanderfolge vielleicht das zwanzigste Gericht erschienen war, um die neunzehn vorherigen vergessen zu machen, hörte der Ball auf, er zog sich wenigstens in die Ferne und in größerer Nähe wurde wieder etwas aufgeführt, was mir Vergnügen machen sollte, das war ein Schauspiel, zwar keins für Götter, denen ja überhaupt nur zwei Liebende ein Schauspiel sein sollen — sonderbarer Geschmack. Ein Geliebter und geliebt Werdender zu sein ist gewiß höchst beneidenswerth, aber solchem Glücke zuzusehen, kann ja höchstens wieder Neid, aber keineswegs Beglückung hervorrufen, und ich denke mir, ein Schauspiel für Götter müsse etwas Besseres bezwecken als etwa Neid, doch die Ansichten der Poeten sind nicht immer die unseren — aber doch immer ein Schauspiel, was bestimmt war, außerordentlich zu unterhalten und was diesen Zweck auch ganz gewiß erfüllte, wennschon nicht bei mir, obschon ich mich nicht zu den Blasirten zähle.

Das Schauspiel war übrigens kein classisches und kein romantisches, sondern ganz einfach ein bürgerliches, welchen schönen Ausdruck, wenn ich nicht irre, Iffland zuerst gewählt hat für diejenige Art von Schauspielen, worin die Helden „silberne Löffel stehlen und den Pranger riskiren und mehr," wie Schiller versichert.

Wenn diese Andeutung auch das Genre im Allgemeinen charakterisirt, so war doch im gegenwärtigen Falle nicht von silbernen Löffeln, sondern nur von einer goldenen Frau die Rede, welche ein Spitzbube von Chinese — auf allen Inseln, wo sie festen Fuß gefaßt haben, sind sie die Zielscheibe aller schlechten Witze wie bei uns die Juden — ihrem Manne stehlen wollte — d. h. in allen Ehren, denn er wollte nur ihre Nutznießung, keinesweges ihre Person.

Der spitzbübische oder diebische Chinese mit blassem Gesicht und spitzem Zopf machte der Frau eines Tagalen auf unverschämte Weise den Hof, sie aber wollte weder von Hof noch von Haus des Chinesen etwas wissen, seine Glatzköpfigkeit, verglichen mit dem reichen Haar der Tagalen gab die nächste Veranlassung zu vielen Witzen von äußerst geringer Valuta, welche dennoch den Anwesenden ungeheure Heiterkeit entlockten — und warum nicht, je leichter ein Mensch lacht, desto glücklicher ist er offenbar, erst mit dem immer herber hervortretenden Ernst des Lebens hört die Neigung über jede Kleinigkeit zu lachen, auf.

Die junge Frau machte ihrem Gatten Mittheilungen über den Chinesen und that dieses in so drolliger Weise, daß daraus abermals die Veranlassung zu vielfältigem Lachen genommen wurde. Dann kamen Mann und Frau dahin überein, den Chinesen zu schröpfen. Dies verursachte wieder viel Vergnügen, denn einem Chinesen gönnt man immer, daß er maltraitirt wird. Nun stellte sich die Frau verliebt in den Chinesen und sie that dieses mit einer so unnachahmlichen Grazie und einer so schelmischen Coketterie, daß ich sie zu bewundern anfing und den Wunsch nicht unterdrücken konnte, 200 junge Schauspielerinnen

von deutschen Hoftheatern hieher spediren zu dürfen, damit sie ein Jahr lang diesen Schauspielen eventualiter Lustspielen zusähen und sich nach den Darstellern zu bilden suchten.

Neben dem wirklich feinen Spiel und der Grazie des jungen Mädchens stach das burleske Wesen des Repräsentanten des Himmlischen Reichs desto auffallender ab, und man verzieh es dieser drolligen Figur gegenüber dem Ehemann ganz gerne, daß er eine Menge Späße machte, welche an die Pantomimen der Italiener erinnern. Der Chinese hatte z. B. den bekannten Zopf, dessen wir Deutschen uns auch erfreuen, wenn schon nicht ganz in so ungeheurer Länge, so doch gewiß ausreichend hinsichtlich der Dicke. Der chinesische Zopf war aus den Fasern eine Musa textilis gemacht, war gefärbt und auf eine bewunderns-würdige Weise an dem künstlichen Kahlkopf des Darstellers befestigt, der ganze Zopf hing wellenförmig hernieder und schleppte mit einer Schleife am Erdboden, die Wellen des Zopfes, vermöge deren er über den Rücken hinab mindestens eben so lang in Querlinien lag, als die Länge des Darstellers betrug, waren auf irgend welche künstliche Weise so elastisch, daß sie gestreckt werden konnten und dann wieder gleich einer Springfeder zusammenschlugen. Dieser Zopf gab unaufhörlich Anlaß zu Gelächter. Vor dem Chinesen stand in geringer Entfernung seine angebetete Schöne, sobald er sich dieser aber nähern wollte, kam der Mann aus der Masse der Zuschauer hervor und drückte einen Pflock durch die Schleife des Zopfes in den Boden, so daß der Chinese im Vorrücken gehindert wurde, wobei die Wellenlinien des Zopfes sich immer mehr streckten, bis dieselben gerade gespannt den Chinesen hielten, dieser dann eine höchst possirliche Figur spielte mit weit zurückgebogenem Kopf und weit vorgestrecktem Leibe gegen die schöne Dame declamirend, bis er endlich zurücktrat und seinen Zopf befreite.

Dies Manöver wiederholte sich sehr oft und zwar in einem großen Kreise rund um den Tisch, an dem wir saßen, gezogen. Endlich machte die schöne Dame dem Chinesen die gewünschten Concessionen, doch unter der Bedingung, daß ihr gewisse werthvolle Geschenke gemacht würden, wobei nun wieder manches Komische vorkam, indem der Geiz des Chinesen mit der Lüsternheit desselben kämpfte. Wie immer, so siegte auch diesmal die unbefriedigte Begierde, die Geschenke wurden dargebracht, die Frau nahm dieselben an, suchte aber nunmehr dem Chinesen zu entfliehen, der ihr dann wieder nachzog, indessen sie sich immer mehr und mehr entfernte. Das geschah in dem nämlichen Kreise, in welchem vorhin die Bewerbung vor sich gegangen und in welchem der Gatte mit geschickter Hand jedesmal den Zopf festgepflockt hatte, wenn der Chinese nahe daran war, seine Beute zu erreichen.

Viel geschickter als der Tagale, der sein Ziel vor sich sah, erschien mir jetzt der Chinese, der dieses Ziel nicht sah, da es sich hinter seinem Rücken befand, er hatte nämlich die Aufgabe, an den im Boden stecken gebliebenen Pflöcken

mittelst seines langen Zopfes sich selbst zu fangen und er that dieses mit einer ganz bewundernswürdigen Geschicklichkeit. In den ziemlich großen Umkreisen befanden sich acht Pflöcke und er durchlief den Kreis dreimal in sehr verschiedenen Graden von Geschwindigkeit und fing sich jedesmal äußerst pünktlich an dem Pflock so gut, wenn er gravitätisch hinter der Schönen herstrich, als wenn er schnell ging, oder wenn er lief, als wolle er sich überstürzen.

Als man sich über diese Possen bis zum Schmerzen der Genickmuskeln ausgelacht hatte, wurde der arme Chinese, der nun endlich zu Boden fiel, noch von dem Manne gefangen und unbarmherzig geprügelt, wobei er bald den Avers, bald den Revers zum Empfange der zugedachten Hiebe hergab.

Der sehr lockere Faden war doch immer stark genug, um eine ganze Reihe drolliger Scenen zu verknüpfen und um eine Stunde lang ganz gut zu unterhalten.

Sechszehntes Kapitel.

Ein angenehmes Bad. Ein Wasserhuhn als Lebensretter. Ein Kuß unter Wasser. Der gottlose Heine trägt die Schuld.

Der Alkalde, welcher mit Freuden wahrnahm, wie sehr ich lachte, zog nunmehr die drei Darstellenden an unsern Tisch und ich nahm zu meinem nicht geringen Erstaunen wahr, daß alle drei Mädchen waren, was ihrem Schauspielertalent um so mehr Ehre machte, als ich in der That während der ganzen Darstellung keine Ahnung davon erhalten hatte. Zum Theil mag es wohl darin liegen, daß die Kleidung der Männer weniger verrätherisch gegen die Formen des weiblichen Geschlechtes ist, als dieses z. B. bei uns der Fall, wo ein eng anliegender Rock sowohl als unsere Beinbekleidung schon beim ersten Blick auf die Entdeckung führt, aber auch die Bewegungen waren so glücklich nachgeahmt und der Charakter des Chinesen so entschieden fern gehalten von dem des Tagalen, daß ich beiden Schönen meine vollste Anerkennung nicht versagen konnte.

Um zu sehen, mit wem ich eigentlich zu thun habe, bat ich nunmehr, sie möchten ihre Maskenkleider ablegen; damit fiel selbstverständlich der Zopf und auch der Anstrich und mein verwundertes Auge fiel auf so schöne wie zugleich schalkhafte Gesichter, daß ich ganz erstaunt war und gar nicht wußte, wohin ich mich wenden sollte, ich hätte am liebsten alle Drei zugleich und immerfort angesehen, denn es schien mir ein wirklicher Verlust, wenn mein Auge nur auf einer weilte, ein Verlust für mich und ein Unrecht gegen die beiden Andern. In diesen wenigen Stunden habe ich mehr tagalisch gelernt als in der ganzen Zeit meines bisherigen Aufenthalts auf der Insel.

In heller Fröhlichkeit vergingen ein paar Stunden, dann zog man sich zurück und es wollte mir lange nicht gelingen, die wunderschönen Mädchen zu vergessen oder aus meinen Traumbildern zu verscheuchen, sie plagten mich bis gegen Morgen, worauf ich mich, nicht gerade durch Schlaf erquickt, erhob, und in einem Bade im See die Erfrischung suchte, welche mir die Nacht versagt.

Zu meiner nicht geringen Ueberraschung sah ich durch das Rohrgeflecht, welches die Landungsstelle eines Hauses von der des anderen schied, das fröhliche Mädchen baden, welches am vorigen Abende den langzöpfigen Chinesen dargestellt hatte und es wurde mir nunmehr auch klar, warum der Zopf so viele Torturen, so viele Gewaltthätigkeiten ertragen hatte, das Mädchen nämlich besaß einen wunderbaren Reichthum von Haaren, an diesen muß der Zopf befestigt gewesen und darüber muß die Blase gezogen worden sein, welche den Kahlkopf vorstellte. Mit den schönen reichen Haaren, welche ihr bis zur Kniekehle gingen, gut verflochten, vermochte der künstliche Zopf schon einigen Widerstand zu leisten.

Das Mädchen, welches keine Ahnung davon hatte, daß es so unbescheiden belauscht wurde, badete sich, wusch sich in größter Unbefangenheit und da ich nicht wie der Wieland'sche Ritter. Entsagung genug hatte um die Augen zu schließen, so mag ein Jeder sich selbst denken, welche Fülle von Genüssen mir dabei wurde, ich hatte so ganz und gar mich selbst vergessen, daß ich ohne ein Wasserhuhn, welches einen verzweifelten Schrei ausstieß, ein Opfer des Todes geworden wäre. Es hatte sich mir nämlich unhörbar und beinahe auch unsichtbar ein Crocodil genähert, welches ganz unter Wasser schwamm, nur die beiden Naslöcher darüber haltend. Noch zwanzig Schritte weiter und ich war für meine Neugierde schrecklich bestraft und keinem Menschen auf Erden mehr gefährlich. Das Wasserhuhn aber dicht an der Rohrwand sitzend und in diesem Augenblicke gewiß nicht gefährdet durch das Crocodil, welches Größeres im Sinne hatte — floh schreiend auf mich, den weniger gefährlichen Feind zu und machte mich dadurch aufmerksam auf das Unthier, so daß ich gleichfalls ganz entsetzt einen Schrei ausstieß, zum Wasser hinauslief und über das Rohrgeflecht sprang, als ob dieses mich gegen das Ungeheuer schützen könne — und dennoch schützte es mich, denn es entzog mich seinem Blick, das Crocodil sah sich plötzlich seiner Beute entrückt und es kehrte um in das tiefere Wasser.

Da stand ich nun neben der allerliebsten Tagalin in einem gemeinschaftlichen Bade, wie in unsern großen fashionablen Badeorten, nur freilich ohne wollenen Bademantel. Ich war über die plötzliche Wendung der Dinge, so sehr sie sich auch zu meinem Vortheil gestalteten, mehr erschreckt als erfreut, die junge Schauspielerin aber faßte sich viel schneller als ich, sie duckte im Wasser unter und hatte so vollkommen die Dehors conservirt. Dies war zu gescheidt, um nicht nachgeahmt zu werden, ich setzte mich daher auch, allein ich näherte mich ihr auch und sprach mit ihr und suchte ihr zu verstehen zu

geben wie unbescheiden, aber wie glücklich ich gewesen und wie ich für meine Naseweisheit beinahe mit dem Tode bestraft worden wäre. Anfangs schlug sie sichtlich sehr verlegen die Augen nieder und wurde so brennend roth, als ein Mädchen von sehr brünettem Teint nur irgend werden kann, als sich's aber um die mir drohende Gefahr handelte, erschien sie auch wieder so erschreckt und so besorgt, daß ich nicht zweifelhaft sein konnte, welchen Grad von Theilnahme ich erregt. Im Uebrigen machte doch die Nachricht von der Nähe des Crocodils auch auf sie einen so beunruhigenden Eindruck, daß sie das Bad verlassen wollte. Ich versicherte dabei, daß ich nicht früher gehen würde, als bis sie mir ihre schönen Lippen zum Kusse geboten und dabei näherte ich mich ihr immer mehr, natürlich immer unter Wasser, so weit als nöthig, um nicht unangenehm zu werden. Ich bekam den erbetenen Kuß und kann nun darüber urtheilen, wie es mit den Gefühlen der Meermenschen, Seejungfern u. s. w. ungefähr steht, und kann allen denjenigen, welche solche Erfahrungen nicht gemacht haben, zum Troste sagen, daß sie nichts daran verlieren und daß ein warmer, freundlich gebotener Kuß von schönem Munde auf dem Trocknen besser schmeckt, als im Wasser — ich möchte wohl wissen, ob die Seehunde und Seelöwen um sich zu küssen, auf das Land gehen.

Meinem Versprechen getreu entfernte ich mich bis jenseits der Hecke und wollte mich dort anziehen, das Mädchen war aber damit nicht zufrieden und sie rief mir deshalb warnend zu: „adelan! mos adelan!“ vorwärts, weiter vorwärts.

Ich that, als ob ich sie nicht recht verstehe und ging zwar vorwärts, aber nicht nach dem Hause des Alkalden, sondern auf sie zu, wogegen sie nun lachend sich mit beiden Händen wehrte und mir zurief nicht so vorwärts, sondern umgekehrt, was ich ihr denn auch zu Gefallen that. Hinter einem schönen Palmen- und Rohrgebüsch kleidete ich mich wieder rasch an und ging dann in das Haus, zu welchem der Badeplatz gehörte und welches neben dem des Alkalden stand. Sie mußte dieses nicht bemerkt haben, denn als sie wenig Minuten nachher eintrat und sich plötzlich mir gegenüber sah, schlug sie ebenso hold erröthend die Augen nieder und wollte entfliehen.

Welche unbeschreiblich reizende Macht hat die holde Schaam. Mehr als die große Schönheit des Mädchens, mehr als die überaus reizenden Formen, welche zu sehen ich so glücklich war, machte der sich senkende Blick und die Wendung zur Flucht mein Herz im Innersten erbeben. Ich ergriff ihre Hand, zog sie an mich, legte sie an mein laut klopfendes Herz und bald ruhte ihre erglühende Wange an derselben Stelle und ich hatte nun so recht aus erster Hand den Vergleich zwischen dem Kuß, den Hylas von den Nymphen empfangen und demjenigen, den ich von den brennenden Lippen des Land- und nicht des Meermädchens empfing.

Mein fester Entschluß, das Haus noch am Morgen zu verlassen, wurde so wackelig, daß ich seinem Zusammensturz entgegen sah, doch mit einer so

großen Seelenruhe, daß ich mich selbst darüber wunderte. Der Alkalde, welchem ich sagte, daß ich noch zu müde sei, um weiter zu reisen, hatte nicht das Geringste dagegen einzuwenden. — „Ew. Gnaden wissen, daß mein Haus zur Disposition von Ew. Gnaden steht."

Ich blieb völlig ungenirt und unbeobachtet, begab mich verschiedene Male sowohl auf das mir angewiesene Zimmer als in das mir nicht angewiesene Nachbarhaus, in welchem ich durch die freundlichen Eltern erfuhr, daß jetzt nach Beendigung der großen Fiesta, welche dem fremden Herrn zu Ehren gegeben worden, die ganze Bevölkerung der benachbarten fünf oder sechs Orte sich zerstreut habe, wieder nach der Heimath aufgebrochen sei, daß es aber nur von mir abhinge, ob ich Aehnliches nochmals sehen wolle, denn die Leute seien alle große Freunde von Festlichkeiten und würden sofort wiederkehren, wenn man ein Wort der Einladung an sie richtete. Ich lehnte dieses jedoch ab, denn mir war nicht an so geräuschvollen Vergnügungen gelegen.

Mit der schönen Pepita (fast alle tagalischen Kinder, Knaben wie Mädchen, haben spanische Namen, der Geistliche legt sie ihnen in der Taufe bei, und getauft sind die Tagalen bis an die Grenzen des Urwaldes sämmtlich — Pepita heißt Josephine, Pepi oder Pepo heißt Joseph) hatte ich während des Tages verschiedene Unterredungen, auch war ich so glücklich, sie während der Siesta zu sprechen, welche Zeit man hier immer benutzt, falls man etwas in's Geheim abmachen will, denn die Trägheit ist viel größer als die Neugier und nur die Begier überwiegt jene.

Das Mädchen leistete meinen heißesten Bitten tapfer Widerstand, aber der gottlose Heine verhalf mir zum Siege über das schöne Kind, mein einziger Trost dabei ist, daß der schlechte Mensch dafür gewiß bereits in der Hölle bratet.

Ich citirte ihr nicht ein Gedicht aus seinem Buche der Lieder, ich sagte nicht:

„Du hast die schönsten Augen,
Hast Alles was Menschen Begehr,
Und hast mich zu Grunde gerichtet,
Mein Liebchen, was willst Du noch mehr" —

sondern sagte ihr ganz einfach, wie es der Spitzbube auch thut:

„Wer weiß, ob wir uns in diesem Leben noch einmal wiedersehen."

Da sank der Schelm in meine Arme und ich muß nochmals wiederholen, wenn dabei etwas zu verantworten wäre, daß zwei Menschen einen Tag lang glücklich waren, so hat es der verruchte Heine zu verantworten.

Es wurde mir schwer, den heute verschobenen Entschluß am nächsten Tage auszuführen, doch blieb mir keine Wahl, denn die Launen des Herrn Supercargo waren zu sehr wechselnd, als daß man sich auf irgend eine derselben hätte stützen können, denn gestern konnte er mir erklärt haben, er wollte die nächsten zwei Monate in Manilla bleiben und doch heute schon verlangen, daß man die Anker lichte, er that dergleichen sogar nicht selten, lediglich um den Kapitain zu



scheeren, zu ärgern, und hätte dieser nicht wirklich eine eiserne Festigkeit gehabt, so wäre namentlich ich bei jeder meiner Reisen ans Land ohne weiteres zurückgelassen worden.

Ich trennte mich von dem holden Mädchen, das sich die Abreise tiefer zu Herzen nahm, als ich bei dem überaus leichten Sinne der Tagalen glaubte und als sie sah, daß die Sache ernstlich wurde, ergoß sie sich in einen Strom von Thränen und erfüllte mich mit dem innigsten Mitleid, bis sie selbst gescheut genug war, den Schmerz des Abschiedes durch die Flucht zu verkürzen, sie entwich und wohl sah ich sie nicht mehr wieder.

Mein nächstes Ziel war der Vulcan Taal, welcher innerhalb eines Sees Laguna de Banbang, liegt.

Vom Süden des großen Sees oder der Laguna schlecht weg führt eine breite Landzunge einerseits sehr südlich und verlängert die Insel weit hinab bis zu den Zwischengliedern, welche Luçon mit der großen Insel Mindanao verbindet, andererseits führt eine ähnliche Landzunge, nur nicht so ausgedehnt gen Westen, im Süden von Manilla vorbei und endet an der Mündung des Hafens, wo ihr Gebirgsstock in der Insel Corregidor, welche den Hafeneingang in zwei Theile trennt und ihn ganz beherrscht, noch einmal aufzutauchen scheint.

Auf dieser Landzunge liegt das Städtchen Taal, südwärts von Manilla und etwa eine Tagereise weit davon entfernt. Der Vulkan ist noch thätig und scheint für Manilla sehr bedrohend, verschiedene Male hat bereits die Stadt unter seinem schweren Athem schrecklich gelitten; so lange er in starker Thätigkeit ist, besorgt man nichts, aber wenn diese für längere Zeit verstummt, so wird der an sich sehr kleine Vulkan doch höchst gefährlich. Die eingeschlossenen Dämpfe suchen gewaltsam einen Ausweg und verursachen eine Erschütterung, die in sehr weiten Kreisen Zerstörung verbreitet.

Die spanische Grandezza verlangt überall ein zahlreiches Gefolge und der Herr Alkalde, obschon ein Tagal, war doch nicht frei von dieser thörichten Prachtliebe, er verlangte der Empfehlung die ich ihm gebracht, Ehre zu machen und vor dem Hause fand ich versammelt — außer einer an sich unzählbaren Menschenmenge — etwa 40 in Reih und Glied stehende, mit Lanzen und Luntenflinten bewaffnete Tagalen, welche meine Reisegefährten sein sollten. Ich frug den Alkalden, ob er in seinem Distrikt so schlecht Ordnung halte, um eine derartige Bedeckung nöthig zu erachten. Er versicherte, nöthig sei dieselbe zwar nicht, aber es sei üblich, daß vornehme Leute mit einem ihrer würdigen Gefolge reisten. Ich gab ihm die Versicherung, daß ich nicht vornehme Leute sei und so einsam zu gehen begehre, wie ich gekommen, d. h. von zweien oder dreien Personen begleitet, die des Weges kundig, alles Uebrige sei ganz unnöthig. Mir war es doppelt unnöthig, da ich nicht, wie der Herr Supercargo, über beliebige Summen verfügen konnte, sondern das mir ausgesetzte, mäßige Quantum Geld zu Rathe halten mußte.

Der Alkalde ging endlich, wie wohl gewiß ganz ohne seine eignen Ansichten auf mein Verlangen ein und gab mir drei des Weges kundige Begleiter mit, während die Uebrigen sich untereinander so wie mich und den Alkalden betrübten Herzens ansahen. Sind die wackern Menschen auch sehr bescheiden, so haben sie doch an allerlei Geschenken ihre große Freude und das kann man ihnen nicht verdenken, geht es uns doch ebenso.

Siebenzehntes Kapitel.

Besuch des Vulkans von Taal und der Laguna von Bangbang. Eingebildete und wirkliche Gefahren. Ein vulkanischer Ausbruch, welcher große Strecken verwüstet und selbst Manilla bedroht.

Von einem Pfade war nur da die Rede, wo die tagalischen Dörfer unter sich in freundschaftlichem Verkehr standen, es war mithin leicht zu wandern so weit wir in der Nähe des Sees blieben, falls es nun aber hieß über die Landzunge selbst gehen, da war freilich ein Pfad wie ihn Menschen brauchen, nicht mehr zu gewahren, indessen einen Tagalen setzt dies nicht in Verlegenheit, hat er nicht von Menschen betretene Straßen vor sich, so sucht er diejenigen auf, welche von Hirschen, von Büffeln und von anderem Wild gemacht worden sind und er hat dabei den gar nicht zu verachtenden Vortheil, daß sie schließlich immer zum Wasser führen, es sei dies nun ein Bach oder ein See, man leidet wenigstens an dem ersten Bedürfniß des Reisenden nicht Noth.

So lange wir auf den Dorfwegen gegangen waren, machte sich der Marsch ziemlich schnell, als wir nun aber in die Wälder gelangten oder in die Sumpfgegenden, erschien die Sache leider um so schwieriger und wir konnten nur um so langsamer vorwärts schreiten und es stellte sich heraus, daß die des Weges kundigen Führer des Weges unkundig waren; zwar brachten sie mich über die Landzunge, aber keineswegs nach der Laguna de Bangbang, sondern nach dem chinesischen Meere, nach dem großen Busen, der von den südlichen und westlichen Ausläufern der Insel Luçon gebildet wird. Hier lag nun auch ein Dorf, in welchem ich mit meinen Begleitern übernachten konnte, da sie mir indessen von keinem weiteren Nutzen gewesen wären, so entließ ich sie so wohlbeschenkt als es mir armem Teufel möglich war. Da es nicht so reichlich in Piastern geschehen konnte als ich gewünscht, suchte ich es in bunten Kleinigkeiten zu bewerkstelligen und das gelang auch ganz gut. Die Leute zogen sich bescheiden zurück als ich ihnen sagte, daß ich des Weges kundigere Führer nehmen würde, einer ihrer aber übergab mir eines jener überaus zarten, schleierartigen Kleidungsstücke, welche die Mädchen von Luçon an Stelle des Hemdes zu tragen pflegen, das bereits beschriebene kurze und luftige Jäckchen. An seiner überaus zierlichen Stickerei erkannte ich es als dasselbe, welches Pepita am Tage vorher getragen hatte. Die freundliche Erinnerung ver-

ursachte mir große Freude und ich nahm alsbald das lebhaft farbige, seidene Tuch, welches ich um den Hals geschlungen hatte, ab und händigte es dem Manne ein mit der Bitte es an Pepita zu übergeben, welches er treulich auszuführen versprach.

Die Bewohner des Dorfes waren vertraut mit dem was ich suchte, mit dem Vulkan, der zwar nicht in ihrer unmittelbaren Nähe stand, der indessen doch von ihnen gesehen wurde, da der Rauch den er ausstößt, nicht selten die Berge, welche die Aussicht auf ihn hindern, übersteigt.

Unser Weg führte uns gerade wie am vorigen Tage die Höhen hinan und in den Wald. Gegen Abend hatten wir abermals eine Landzunge überschritten und gelangten alsdann in ein Dörfchen, welches am Ausflusse eines etwa eine deutsche Meile langen Flüßchens liegt, der, wie ich am folgenden Morgen erfuhr, aus dem See gespeist wurde, den ich aufsuchte.

Die Laguna von Bangbang entladet sich durch diesen Strom, an dessen oberem Ende das Oertchen Taal früher lag, es wurde jedoch durch einen Ausbruch des Vulkans gänzlich zerstört und dann nicht mehr an derselben Stelle, sondern an der Mündung des Flüßchens in die See, neu erbaut. Daß die Padres auch hier ihre Hand ausgebreitet haben würden, war zu vermuthen. An vielen verschiedenen Orten sah man Grundlagen, oder wohl schon über die Bodenfläche erhobene Steinbauten, das Thörichteste, was man unternehmen kann, denn gerade steinerne Häuser werden am leichtesten durch Erdbeben zerstört und sind gleichzeitig in einem so heißen Klima die unzweckmäßigsten. Die Rohrhütten der Eingebornen sind lieblich und luftig, wie es die hohe Temperatur verlangt, will man Aehnliches von den steinernen Häusern haben, so muß man Thüren und Fenster öffnen, die Wohnungen werden alsdann aber nicht luftig, sondern zugig, und das ist das Uebelste, was man einer Wohnung nachsagen kann in diesen heißen Ländern, wo der Körper fortwährend zur Transpiration geneigt ist und die Unterdrückung derselben höchst nachtheilig auf ihn wirkt.

Der Baustein ist hier wie überall auf Luçon vulkanischer Tuff, oder Bimsstein, oder endlich Korallenkalkstein, den man bei niederem Wasserstande von den, die sämmtlichen Inseln umgebenden und das Landen so gefährlich machenden Bänken bricht. In Manilla selbst habe ich zu meiner großen Verwunderung häufig Granitblöcke gesehen, welche man zur Plinte, zum untersten, kurzen Absatz, man könnte sagen zum Sockel der Bauten verwendete. Vergeblich habe ich auf meinen Märschen nach diesem Stein geforscht. Die Insel ist ein durchaus vulkanisches Produkt und er ist darauf nicht zu finden. Bei meiner Rückkehr nach Manilla sollte mir Aufschluß darüber werden, ich sah ein spanisches Schiff von der chinesischen Küste unbefrachtet hieher zurückkehren, es hatte nur Ballast in seinen Räumen und dieser Ballast bestand in Granitblöcken, welche an der chinesischen Küste gebrochen worden.

Fünf Bewohner von Taal ruderten mich den Strom aufwärts, welcher jetzt nur noch kleine Nachen trägt, vor dem großen Erdbeben aber wasserreich und tief genug war, um große Schiffe in die Lagune zu lassen, vielleicht ist er auch nur vernachlässigt, nicht von seinen wuchernden Gästen, mächtigen Wasserpflanzen, gereinigt. Es ist keine Veranlassung dazu vorhanden, man befährt ihn nicht, eben weil Taal nicht mehr am oberen, sondern am unteren Ende liegt, nur wenn Reisende den Vulkan und den See in dem er liegt, besuchen. Dieses ist freilich selten genug, doch befahren allerdings die Eingebornen denselben wegen der Fischerei, welche auf der Lagune stark betrieben wird. Man warnte mich bei der Reise dahin, mich nicht zu baden, weil der See von Crocodilen, giftigen Schlangen und Hayfischen wimmeln sollte. Es ist zwar immerhin gut, solche Warnungen nicht aus dem Sinne zu schlagen, allein ich muß doch sagen daß ich weder eines noch das Andere, noch das Dritte von diesen höchst gefährlichen Bestien gesehen habe und vermuthlich mein ersehntes Bad hätte nehmen dürfen ohne besondere Gefahr. Ich glaube dieses war vorauszusehen, denn das Wasser der Lagune ist so übel schmeckend und riechend, daß ich es eigentlich nur mit demjenigen vergleichen kann, welches sich im untersten Schiffsraume befindet, das Brackwasser. Da es nicht ganz Seewasser ist, leben weder Hayfische noch giftige Meerschlangen darin, und da es nicht ganz Flußwasser ist, leben auch die Crocodile nicht darin.

Wir kamen bei einigen Fischerhütten hin, welche halb und halb diejenige Stelle bezeichnen, an welcher der Flecken Taal vor hundert Jahren gelegen hat. Hier rasteten wir und nahmen ein über alle Maßen einfaches Mahl zu uns, dann ging es über die Lagune hinweg, um zu dem Vulkan zu gelangen, welcher in der Mitte derselben liegt, hiebei wurde ich von dem Führer am Steuer erinnert wenn mir mein Leben lieb sei, zu schweigen, denn der Geist des Vulkans habe einen tödtlichen Haß gegen die Spanier. Ich gab dem Manne die Versicherung daß ich kein Spanier sei, das schien ihm aber sehr gleichgültig und den feineren Unterschied zwischen den verschiedenen Völkern von Europa, Deutschen, Franzosen u. s. w. wußte er durchaus nicht zu machen oder ihm nur im Entferntesten zu folgen. Spanier oder Eingeborne, dies ists was sie nicht mit einander verwechseln, alles Uebrige ist ihnen so gut wie gar nicht vorhanden, wenn wir die Engländer ausnehmen, welche, wie wir bereits wissen, noch mehr verhaßt sind als die Spanier selbst.

Als ich mich eingeschifft hatte um über den See zu fahren, folgte uns noch ein Boot mit Eingebornen, jedoch nur von weitem, sie schienen unsere Partie mitmachen zu wollen, vielleicht gerade deshalb, weil ein „Spanier“ dabei war, das ist eine Art verzauberten Wesens, unter dessen Schutz vieles unternommen werden darf, was sonst unter keinen Umständen zu wagen wäre, denn obwohl die Dämonen gerade die Weißen über alle Begriffe hassen, so gestehen die Eingebornen doch eben diesen Weißen eine Macht zu, welche selbst

die grimmigsten ihrer Dämonen zu respectiren pflegen. Es ist wohl weiter nichts als die Ueberlegenheit des Geistes, der man auf diese Weise ein Compliment macht. Da der abergläubige Eingeborne dem Versuche eine eingebildete Gefahr zu überwinden, unterliegt, der Weiße aber diese Gefahr, die für ihn nicht vorhanden ist, überwindet, so glaubt der Tagal, der Weiße habe die wirkliche Gefahr bestanden und den bösen Geist besiegt.

Dies war auch der Grund weshalb sich die Leute, welche ich nicht kannte, mir anschlossen und der Führer selbst, der mich auf das Dringendste gewarnt hatte, keine seiner Vorschriften zu überschreiten, war gerade derjenige, der dieses zuerst that. Schweigen sollte ich von dem Augenblick, wo ich den Fuß auf den Boden des Vulkans setzte und er war es, welcher in lauten kindischen Jubel ausbrach, da er doch endlich den Vulkan betreten könnte, den noch nie der Fuß eines lebenden Geschöpfes beschritten.

Einen Augenblick schien seine stolze Freude sehr gedemüthigt, als ich ihm mit auf den Mund gelegten Finger seine Warnung zurückgab, gleichzeitig ihn darauf aufmerksam machte, daß hier schon sehr viel Geschöpfe gewandelt, allerdings nur Rinder, Schweine, Ziegen, also lebende Geschöpfe.

Er schwieg ziemlich betroffen, aber bald überwog die natürliche Fröhlichkeit die schnell wieder aufgeweckte Furcht vor den bösen Geistern und er ließ seiner Stimme in immer lauterem Jubel freien Lauf, und er hatte Recht, denn der Vulkan, welcher immer die furchtbarsten Mordanschläge haben soll, wenn Spanier sich ihm nahen und nur gut bleibt bei dem Besuche von Eingebornen, muß entweder in der Geographie besser bewandert gewesen sein als mein Führer, oder er muß mich Einzelnen zurückgesetzt haben gegenüber den fünf Eingebornen, denen zu Gefallen er sich schweigsam verhielt.

Ich bestieg den Schlackenkegel, der von einem ziemlich breiten und ebenen Rande umgeben ist, welcher anmuthig begrünt ist, weswegen eben einige Hausthiere von den Umwohnern der Lagune hierher gebracht sind. Sobald man aber diesen Rand hinter sich hat, zeigt sich ein unregelmäßiger Haufen von Schlacke und vulkanischer Asche, völlig kahl und auch so steil, daß seine Ersteigung, obschon in einer Viertelstunde vollbracht, doch sehr ermüdet. Steht man auf dem Gipfel, so sieht man in einen weiten, zwar unregelmäßig doch im Ganzen rein trichterförmig gebildeten hohlen Raum, in einen weiten Circus hinab. Der Boden desselben ist mit einem übelriechenden, gelb aussehenden Schwefelwasser bedeckt, welches ungefähr in gleicher Höhe mit demjenigen stehen mochte, das von außen den vulkanischen Kegel umgiebt, nur wird dieser gelbe Schwefelpfuhl von Zeit zu Zeit durch lebhaftes Kochen beunruhigt, indessen das Wasser der Lagune am äußeren Rande sehr ruhig steht. Auf der einen Seite dieses Pfuhles befinden sich mehrere, an ihrer ganzen Oberfläche bläulich brennende Hügel. Diese Flamme rührt, wie der sehr starke Geruch zeigt, von Schwefeldämpfen her, die dem Berge entquellen, wahr-

scheinlich in so hoher Temperatur, daß wenn sie austretend mit der Luft in Berührung kommen, die Oxydation, d. h. die Verbrennung eintreten muß.

Die Oberfläche dieses Schwefelwasserpfuhles wird wohl nur einige Morgen betragen, aber dieser kleine See ist dennoch groß genug, um in seinem Schooß ein Abbild des größeren Kraters zu bergen, es erhebt sich nämlich aus der Mitte desselben eine Insel, ein kleiner Krater, sowie der Taal selbst der größere Krater ist. An einer Stelle dieses inneren Sees sah man einen Hügel sich hinein erstrecken, welcher eine Lücke in der Umfassungsmauer bildet, es war eine Bresche, welche sich der Vulkan selbst gemacht, als er vor hundert Jahren seinen furchtbaren zerstörenden Ausbruch hatte. Damals soll zuerst das Schwefelwasser kochend geworden und so hoch aufgeschwollen sein, daß es den Damm zerstörte, dann nahm der Vulkan das Maul so voll, daß es überlief, nicht gerade von Lava, denn von einer solchen habe ich nirgends eine Spur bemerkt, wohl aber von siedenden Gewässern, mit denen unzählig viel todte Fische zum Vorschein kamen und von Asche und Tuffbröckeln und ähnlichem vulkanischen Gestein. Damals wurden die sämmtlichen an der Lagune liegenden Ortschaften zerstört. Der Ausbruch dauerte von den ersten Tagen des August bis zum 17. Dezember 1754. Gleich anfangs wurden Flammen gesehen, welche mit Rauch und Asche und wieder Flammen wechselten, immerfort steigend, immerfort in größrer Menge, bis Feuer, Sand, Schlamm, trübes Wasser in furchtbarer Menge ausgeschüttet die umliegenden Ortschaften bedeckten, nachdem furchtbare Erderschütterungen sie niedergeworfen. Die furchtbaren Orkane fegten von der Erde weg was irgend Widerstand zu leisten vermochte, Blitze spalteten die ältesten Bäume, tiefe, dichte Finsterniß erfüllte die Gemüther mit Angst und Schrecken, wozu das unterirdische Getöse noch das Seine beitrug, welches mit den Schwankungen der Erdfläche fürchten ließ, die ganze Insel würde verschlungen werden.

Die Schrecken dehnten sich in immer weiteren Kreisen aus, selbst Manilla und die nördlicheren Ufer der großen Lagune litten darunter entsetzlich und man sah bald, daß, wie breit der Krater des Vulkans auch sei, er doch nicht genug Raum habe das von sich zu werfen, was ihm die gewaltigen Blähungen und die schreckliche Kolik erzeugten; es öffnete sich neben dem großen Krater noch ein zweiter, durch welchen eben die ungewöhnlich unregelmäßige Gestalt dieses Berges hervorgebracht wird, der von oben betrachtet nicht aussieht wie ein hohler Kegel, sondern wie zwei mit einander in Berührung stehende Kegel dieser Art. Auch dieses genügte noch nicht, es bildete sich ein tiefer Spalt, welcher sich Meilen weit nach der Richtung von Calambong erstreckte und eine so furchtbare Menge von Kohlensäure und Schwefelwasserstoff ausgoß, daß die ganze Pflanzenwelt in der Nähe vergiftet wurde und ausstarb. Der Spalt ist noch jetzt zu verfolgen, er ist noch nicht ausgefüllt so wenig wie die Vegetation ihre frühere Kraft und Höhe erreicht hat, allein es wird wenigstens jetzt

kein giftiges Gas mehr ausgestoßen. Ob man sich in den, wie es heißt noch niemals ergründeten, Schlund hinablassen könne, weiß ich nicht, die Leute versichern, es sei unmöglich und ich habe es nicht versucht.



Der Vulkan von Taal.

Achtzehntes Kapitel.

Rückweg nach Manilla. Baron Neumann über 100 fußhohe Gräser. Ein mir mitgegebener Schutzengel erzählt mir, in welcher Weise ich ihm recommandirt worden sei. Ein holländischer Frachtbrief wird zu einem werthvollen Diplom.

Nachdem ich gesehen und gezeichnet hatte, was mir irgend bedeutend vorkam, machte ich mich auf den Rückweg und sah auch das Boot mit Tagalen, welches uns gefolgt war, von der anderen Seite des Vulkans hervorkommen, um sich abermals uns anzuschließen. Es schien mir zwar räthselhaft, daß sich dasselbe an unseren Schritt heftete, da aber die Tagalen ein überaus gutmüthiger Menschenschlag sind, so hat man nichts von ihnen zu besorgen, auch gelangte ich nicht nur ganz gut quer durch die Lagune, sondern auch durch das Flüßchen zurück nach Taal, wo ich die Nacht zubrachte, um am folgenden Morgen die Heimkehr nach Manilla anzutreten.

Die Vegetation dieser Gegenden ist unbeschreiblich reich und üppig, nur der bloße Sand würde unbewohnt und unbewachsen sein, einen solchen Boden

aber giebt es hier gar nicht und so steigen denn die Rhizophoren, die Mangle-Bäume und andere bis in das Meer und Palmen bis an das Meer herab, die mehrsten derselben auf hohen Stelzen stehend in einer ganz wunderlichen und eigenthümlichen Art zu wachsen. Ungefähr kann man sich einen Begriff davon machen, wenn man die schönen gewaltigen Pyramidenpappeln mit anderen, z. B. mit Linden vergleicht. Die letzteren steigen ohne irgend eine Wurzel zu zeigen ganz cylindrisch aus der Erde empor, nicht so die Pappeln, welche schon in einer Höhe von 5 Fuß über der Erde nicht mehr rund, sondern eckig sind, näher nach dem Boden aber sich immer auffallender theilen, bis sie zuletzt sich schräg nach unten abrunden und es den Anschein hat als müßte in der Erde eine vollständige Theilung stattgefunden haben.

Wenn man sich dieses als wirklich geschehen denkt, so hat man ein ganz vollständiges Bild eines Palmbaumes auf seinen Stelzen. Acht, zwölf und mehr Armsdicke — bei anderen Baumarten auch wohl Mannsdicke Stämme stehen in der Erde schräge zusammengeneigt, gewissermaßen ein riesiges Zelt bildend, welches auf seiner Spitze statt des Zeltknopfes den eigentlichen Baum trägt. Oft sind diese Wurzeln nicht so regelmäßig, sondern vielfältig gekrümmt, oft überspannen sie mächtige Felsblöcke als ob dieselben von ihnen gefangen gehalten sein sollen, oft stehen sie auch wirklich ganz frei, in welchem Falle sie dann, wie ich bereits mitgetheilt, zur Wohnung der schwarzen Eingebornen dienen (Theil I. Neu-Guinea), immer aber erscheinen sie uns als etwas sehr Befremdendes, wie überhaupt ein tropischer Urwald etwas ganz Abnormes ist, das mit keiner Art unserer Waldungen Aehnlichkeit hat, nirgend ist nämlich eine Baumgattung vorwaltend. Wir haben Birkenwälder, Buchenwälder, Föhren und Eichenwälder, davon zeigt die heiße Zone nichts, es wächst daselbst alles Erdenkliche, was nur der heißen Zone angehört, das Schwache wird unterdrückt, das Starke wird übermächtig, aber niemals behält eine Gattung oder behalten einige die Oberhand. Die riesigsten Feigenbäume wachsen neben schlanken Palmen, die sich zu einer erstaunlichen Höhe erheben und deren Krone hoch über dem Laubdach der anderen Bäume schwebt. Prächtige Schotengewächse mit den wunderschön duftenden Schmetterlingsblumen nehmen alle erdenklichen Formen an, unter den Palmenarten, welche hier sehr zahlreich sind, zeichnet sich ganz besonders der Rotang aus mit kriechendem Stamm, welcher längs der Erde über umgebrochene Stämme an Bäumen hinauf und dann wieder an ihnen hinab, 400 bis 500 Fuß fortläuft, von den Chinesen sehr aufgesucht und zu Ankertauen verflochten wird.

Das Dickicht, besonders an niederen Stellen bilden die Bambusarten, welche wie alle Gräser in einer Jahreszeit zu ihrer vollen Länge aufschießen. Diese dünnen Stengel sind eßbar und werden gleich den Spargeln behandelt, sie sind weich und zart und von sehr gutem Geschmack, selbst wenn sie schon 20 Fuß Länge erreicht haben, das Bambusrohr erreicht aber in einer Regen-

zeit 100 Fuß Höhe und da dies im äußersten Falle drei Monate einnimmt (nicht die Regenzeit, sondern das nach derselben noch fortdauernde Wachsthum), so kommt auf jeden Tag ein Fuß Länge, man würde also, so gut wie man den Stundenzeiger einer Uhr verfolgen kann (wenn schon nicht mit bloßem Auge sondern mit einem Meßinstrument), auch das Wachsthum des Bambushalmes verfolgen können.

Erst im zweiten Jahre bildet sich der Stamm weitläufiger aus und erhält allmälig wachsend einen Durchmesser von acht bis zehn Zoll, es ist also ein Baum. Aus den von Fuß zu Fuß laufenden Knoten brechen kleine Zweige hervor, welche den Stamm gleich Quirlen umstehen. Da dieses Gestrüpp sehr dicht wird, sich bestockend gleich der Getreidepflanze, so kann man sich wohl denken welch ein Hinderniß daraus dem Wanderer erwächst. Hindurch zu dringen ist ganz unmöglich, man muß es umkreisen, und wenn sich zwei oder zehn Büsche an einander gelehnt haben, so muß man sie alle umkreisen, weil der Versuch, zwischen ihnen durchzukommen, völlig fruchtlos ablaufen würde.

Die Form dieses Grases, von dem man dreist sagen kann es erlange 100 Fuß Höhe,*) ist so überaus schlank und anmuthig und es neigt sich im Winde in so schön geschwungenen Bogen, daß ich oft lange Zeit diesem Spiel zugesehen habe; zugleich geben die Blätter beim Streifen an einander einen

---

*) Ich wurde einst über eine Erzählung, in welcher ich von hundert Fuß hohen Gräsern gesprochen, sehr lebhaft interpellirt und mir wurde gesagt ich hätte die allerdings den Reisenden gegebene Erlaubniß „das Ding zu sagen was nicht ist“ (Gulliver im Lande der Hauyhnhmns, in denen man kein Wort für Lüge hält) doch ein wenig zu sehr gemißbraucht; Baron von Neumann, welcher bekanntlich auch in Brasilien gewesen sei, hätte auf die Frage, ob es wohl 100 Fuß hohes Gras gebe, blos geantwortet „lächerlich!“ und bei Bitte um nähere Erklärung geäußert „solche Fragen beantworteten sich ja von selbst. Ein 100 Fuß hoher Grashalm müßte ja vom leisesten Windhauch niedergelegt werden, ja es bedürfe dessen gar nicht, die eigene Schwere würde ihn zerdrücken. Man solle doch nur einen Grashalm ansehen und sich dann selbst fragen was daraus werden würde, wenn er 100 Fuß Höhe erhielte.“

Ich erwiderte darauf, Baron Neumann hätte vollkommen Recht, unsere Grashalme würden zerknicken wenn sie 15 Fuß hoch würden, nicht 50 oder 100; allein die hochwachsenden Gräser der wärmeren Gegenden hätten die Malice (welche der Baron Neumann gar nicht durchschaut) zugleich auch dicker zu werden, selbst schon bei uns sei das der Fall, auf gutem Boden erreiche das Getreide die Höhe von 7 Fuß und würde beinahe einen Viertelzoll dick, unser Rohr habe bei 15 Fuß Höhe einen halben Zoll Durchmesser, in Ungarn erreiche es 25 Fuß Höhe und werde beinahe einen Zoll dick. Arundo donax, eine Zierpflanze unsrer Gärten, in Italien heimisch, gelange dort bis zu 40 und 50 Fuß Höhe und bekomme bis gegen zwei Zoll Dicke, Bambusrohr aber — Ja wenn Sie Bambusrohr zu den Gräsern zählen — — — Nun wohin denn, etwa zu den Obstbäumen oder zu den Palmen? Bambus ist so gut ein Gras wie unser Rohr, wie unser Mais, unser Waizen und unser Timotheum-Gras (Phleum pratense), und so hat man allerdings Recht, zu sagen es giebt 100 Fuß hohe Gräser, wenn sie schon nicht zur Viehweide dienen.

Ton von sich, den man allenfalls mit dem Worte flüstern bezeichnen kann, doch giebt das Flüstern unsres Röhrichts kaum einen entfernten Begriff davon, denn das Bambusrohr tönt wirklich, es hat Klang, man kann sich beinahe vorstellen es sei ein leiser Gesang darin, gewiß ist dieses Rohr eine der schönsten und angenehmsten Pflanzen, abgesehen von der Nützlichkeit derselben, deren ich schon verschiedenfach erwähnt habe.

Einige Pflanzenarten scheinen hier ganz zu fehlen, hierzu gehört alles was zu dem Begriff Akazie gebracht werden kann, ebenso jene kletternden Pflanzen, die von den Bäumen gleich Schiffstauen herabhängen, theils Wurzeln schlagen, welche dieses Ansehen haben sind in den Wäldern von Luçon nur selten zu sehen. Auch die schön blühenden Orchideen und die gar nicht blühenden, aber doch sehr schönen baumartigen Farren fehlen beinahe ganz, ebenso die Bromeliaceen und die Cacteen, selbst in Gärten werden die ersteren, die Ananas nicht gebaut, man hat dieselben zwar hier zu erträglich mäßigem Preise obschon nicht wohlfeiler als in Europa, aber sie werden von China hierher gebracht.

Die Insektenwelt ist überaus mannigfaltig. Schmetterlinge von der verschiedensten und prächtigsten Art flattern überall umher, es ist unglaublich, welche Farbenpracht sie entwickeln, große und kleine Käfer aller Art sind nicht minder zahlreich, Wanzen, Termiten, Ameisen, eine große Anzahl flügelloser Insekten erreichen hier eine ungewöhnliche Größe und werden zur Plage der armen Einwohner, daher sie sich auch vor dem Schlafengehen immer reichlich einsalben, was sie indessen nicht hindert um so reinlicher zu sein als ihnen die fettliche Beschaffenheit der Haut wohl selbst nicht gerade reizend vorkommen mag, man sieht sie deshalb sich täglich wiederholt baden und mittelst feinen Thones, den sie statt der Seife brauchen, ihre feine sammetartige Haut reinigen.

Ein Insekt hat eine auffallende Gestalt, man nennt es hier das Fliegende Blatt und bei Betrachtung desselben konnte ich mir sehr gut vorstellen wie Pigafetta darüber höchst verwundert war und eine vollständige Naturgeschichte desselben voll der drolligsten Fabeln schrieb. Das Blatt eines Baumes bekomme, so versichert er, wenn es eine Zeit lang gehangen, plötzlich in der Mitte einen Leib, die Hauptrippe schwelle auf und gebe den Körper her, daran wüchsen lange und kurze Füße und wenn der Blattstiel selbst sich in einen Kopf mit Freßzangen verwandelt habe, breite das Blatt sich zweitheilig aus und fliege davon.

Diese Fabel läßt sich zurückführen auf einen höchst einfachen Umstand. Eine Heuschreckenart hat Flügel, welche in der Nähe des Kopfes sehr spitz zusammenlaufen, gegen das Ende des Körpers aber sich auffallend stark ausbreiten. Alle die schleierartigen Flügel solcher Thiere von der Mücke an bis zur größten Libelle haben sehr starke Adern, ein sehr hervortretendes Netz; da nun die Flügel dieser Heuschrecke lebhaft grün sind und solche starke Adern haben, so ist nicht zu verwundern daß Pigafetta, welcher zwar ein kühner See-

fahrer aber durchaus kein großer Naturforscher war, diese Thiere für die Blätter eines Baumes angesehen hat.

Die Spanier sind übrigens große Freunde des Wunderbaren gleich allen barbarischen Völkern, man kann sie nicht besser unterhalten als wenn man ihnen die tollsten Lügen vorbringt und man thut ihnen durchaus keinen Gefallen wenn man dergleichen naturgeschichtliche Lügen aufklärt. Der Bruder Juan de la Conception hat eine Naturgeschichte der Philippinen geschrieben und darin von lebendigem Seetang gesprochen, von Liebeskraut, welches deutliche Geschlechtstheile hat und welches immer in zweien Individuen bei einander stehend den Coitus vollzieht zum großen Schmerze aller guten Christen, welche durch solche Teufelsblendwerke natürlich verführt werden müssen, er hat auch von Menschen mit Schweifen und anderen Unsinn erzählt; man würde aber den Spaniern, welche dieses bis auf die heutige Stunde mit großem Eifer nacherzählen, gar keinen Gefallen thun wollte man ihnen die ihnen werth gewordenen Täuschungen rauben und sie würden dieselben sich auch gar nicht rauben lassen, denn das Wunderbare ist viel zu schön um sich davon trennen zu wollen.

Was ich auf meinem Wege Bemerkenswerthes fand, suchte ich mir anzueignen, doch muß man allerdings mehr Mittel haben als ich, wenn man irgend welche Vollständigkeit in seine Sammlung bringen will. Ich hätte Hunderte von Leuten als Packträger bei mir haben müssen, wenn ich von jeder Pflanze die mir neu war ein Exemplar hätte mitnehmen wollen.

Zwei Tage später erreichte ich wieder Manilla, immer noch zu früh, denn immer noch hatte der Supercargo den Aufenthalt in der Stadt der Mönche nicht satt und ich durfte mich zu einem neuen Ausflug rüsten, nachdem der letzte kaum beendet war. Nicht wenig war ich überrascht als noch vor Abend der Führer meiner kleinen Expedition, welchen ich am chinesischen Meere verabschiedet und der mir das zarte und reizende Andenken von Pepita übergeben, zu mir trat und seine Entlassung von mir haben wollte. Er war mir bis hieher gefolgt, ohne daß ich eine Ahnung davon hatte, auch über die Lagune nach dem Vulkan Taal hatte er mich begleitet, immer in bescheidener Ferne und ohne irgend einen Lohn dafür haben zu wollen, ebenso war er mir mit einigen Leuten durch die Urwälder gefolgt und jetzt hier in Manilla erhielt ich erst Kunde davon. Donna Pepita hatte mir denselben beigegeben und wie man zu sagen pflegt, ihm auf die Seele gebunden mich nicht zu verlassen. Um jedoch dieses ihm noch dringlicher einzuschärfen war sie zum Alkalden gegangen und hatte diesen gebeten ihm anzubefehlen für meine Sicherheit zu sorgen, das hatte der Alkalde auch gethan und der treuherzige Mensch erzählte mir in welcher Weise.

„Ew. Gnaden wird die Ehre haben Sr. Gnaden den fremden schweinischen Herrn auf seiner Reise nach Manilla zu begleiten. Unter allen Umständen

werden Ew. Gnaden nur am Tage reisen, denn Sr. Gnaden der Herr Fremde haben die verrückte Idee, Alles auf das Abscheulichste sehen zu wollen. Ew. Gnaden werden Ihro Gnaden nicht daran hindern, sondern im Gegentheil unterstützen, auch wenn Ew. Gnaden dabei einiger Ekel ankommen werden, Ew. Gnaden wissen ja, welche Schweinereien er in unserem Hause getrieben hat mit Ausnehmen von Vögeln, Schlangen, Eidechsen, Skorpionen und anderen Würmern — Pfui! Doch jeder Mensch hat seine Verrücktheiten für sich, mögen ihn Ew. Gnaden nicht hindern wenn Sie dergleichen bemerken, mag er immerhin jedes Kraut begucken, jedes Würmchen auf eine Nadel spießen, jedes noch so ungenießbare Thier, jede nicht zu essende Pflanze aufheben, einstecken oder Euch zu tragen geben, fügt Euch all den Albernheiten in Geduld und bedenkt daß Ihr dafür bezahlt werdet. Aber dieses sage ich Ew. Gnaden, bringt ihn mir gut und sicher nach Manilla. Sollte es nicht geschehen, so würde ich — obgleich dieser Fremde mir ein höchst unnützes und für die Welt überflüssiges Stück Menschennatur scheint — so würde ich, da er mir von einigen Gevattern empfohlen ist, Ew. Gnaden doch sehr durchprügeln lassen, falls ihn ein Leid geschähe."

Der drollige Mensch brachte diese schöne Rede höchst ungenirt vor und sie ergötzte mich ungemein und belehrte mich über die Ansichten, welche man hier über die Thätigkeit eines Naturforschers hat, es will mir beinahe scheinen als stimmten sie mit denen des Supercargo auf das Vollständigste überein. Ich dankte ihm indessen sowohl für die Mittheilung als für die mir bewiesene Treue, obschon er nicht undeutlich merken ließ, daß alle seine Thaten nicht mir, sondern der gutmüthigen, liebenswürdigen Pepita und dem strengen Herrn Alkalden gälten. Ich gab ihm ein Zeugniß, hoffentlich von größerer Wirkung als die ehrenvollste Erwähnung seiner Dienste, ich gab ihm einen bedruckten Frachtbrief in holländischer Sprache auf großem Papier und mit mehreren Stempeln versehen, als Beglaubigung mit. Die Ehrfurcht mit welcher er das Papier betrachtete, zeigte mir, daß ich mich nicht verrechnet habe.

Dem freundlichen Kinde, das so liebevoll meiner gedacht, sandte ich von meinen Schätzen noch etwas Werthvolleres als das bunte Halstuch, welches der wackere Bursche bereits hatte und dann nahm ich meine Excursionen von Neuem auf, weil ich mit ziemlicher Sicherheit voraussehen konnte, daß der „van der Kapellen" die Anker noch keineswegs zu lichten gedenke.

Neunzehntes Kapitel.

Ein Ausflug nach der Ostküste von Luçon. Dort wohnende Negrillos. Matrosenansichten über Fischessen und eine daraus entstehende blutige Schlägerei, aus welcher man die Bestialität der Schwarzen recht deutlich erkennen kann.

Ich hatte die Absicht, auch einmal die Ostküste von Luçon zu besehen. Allerdings rieth man mir dringend ab von diesem Vorhaben, vorgebend daß man dort malayischen oder wie man hier sagt, maurischen, Piraten begegnen würde. Die Angabe schien mir gerechtfertigt als in der That die Küsten selbst um so weniger bewohnt sind, als mehr Gefahr vorhanden ist von den Seeräubern überfallen zu werden. Die Tagalen haben sich von der unmittelbaren Nähe der Meeresufer entfernt und sich auf den schönen Ebenen angesiedelt, welche sich bis zu den Gebirgen erstrecken. Hier sind sie den Ueberfällen durch die Piraten weniger ausgesetzt, diese suchen in der Regel nur solche Ortschaften heim, welche sie in kürzester Zeit erreichen können und welche Widerstand zu leisten gar nicht fähig sind. Dies Letztere wäre nun allerdings mit den tagalischen Ortschaften der Fall, in ihrer freundlichen und friedlichen Gesinnung denken sie weder daran sich persönlich mit den Waffen in der Hand zur Wehre zu setzen, noch daran ihre Dörfer durch Wälle und Mauern in einen Zustand zu setzen, welcher den Angriff doch wenigstens zweifelhaft macht, sie ziehen es vor, sich so weit vom Strande zurückzuziehen, daß den sogenannten Mauren die Reise zu lang erscheint, so beschränken denn auch diese sich darauf, unversehends eine spanische Niederlassung, die am Meere liegt, zu überfallen oder was das bei weitem häufigere ist, sie suchen ihre Beute weit außerhalb der Insel auf den kleineren zu den Philippinen gehörigen Niederlassungen oder überhaupt auf irgend einem anderen Archipel.

Hierauf gestützt, zog ich ohne große Besorgniß zu der Bai hinaus. Ich wußte aus den Mittheilungen einiger näheren Bekannten, daß die Piraten und die Spanier an der äußeren Küste in ganz freundschaftlichem Verkehr mit einander standen, ich wußte, daß sie den Schmuggelhandel gemeinschaftlich führten, welcher bei den Prohibitivzöllen so einträglich ist, ich wußte, daß die von den Spaniern zur Aufsuchung der Räuber ausgesendeten Schiffe zur Bekriegung der Piraten diesen ebenso gut auswichen wie die Piraten den Spaniern, daß man also unter spanischer Flagge fahrend, ziemlich sicher sei, aus gegenseitigen Bequemlichkeitsrücksichten wenig belästigt zu werden, und so verabredete ich denn mit dem Kapitain die Benutzung eines unserer Boote unter spanischer Flagge.

Diepenbrook und Violet begleiteten mich, wir fuhren zu der Bai hinaus und nahmen unsren Weg nach Norden. Der erste Tag verging uns ohne besonderes Abenteuer, aber schon am nächsten hatten wir das Vergnügen einige Antas am Meeresstrande zu sehen, das sind die Bewohner der Gebirge, welche

die Spanier Negritos oder Negrillos nennen. Sie sind eine Varietät der Papuas, sehr dunkel von Farbe, mit krausem Haar, nur von Jagd, von wilden Früchten und von dem Honig wilder Bienen lebend, denn sie haben weder Feld noch Gartenbau, noch auch feste Wohnungen, welche von jenen unzertrennlich sind. Stets auf der Wanderung, selten zwei Nächte unter demselben Baume schlafend, sind sie auch der Civilisation, wie es scheinen will, unzugänglich. Man hat mir in Manilla von drei diesen Völkerschaften angehörigen Mädchen erzählt, welche einzeln als Kinder von kaum drei Jahren gefangen und selbst einzeln ohne das Geringste von einander zu wissen, in der Stadt erzogen worden sind. Das will wohl nur sagen aufgewachsen, denn von Erziehung ist in spanischen Häusern überhaupt gar keine Rede.

Als diese Mädchen 14 — 15 — 16 Jahre alt wurden, entwichen sie einzeln, nicht im Complott, sondern ohne alle Verabredung und in fernen Zwischenräumen von einander. Sie hatten jedenfalls alles dessen sich erfreuen dürfen, was man in Manilla unter die Glückseligkeiten der Civilisation zählt, es fehlte ihnen nicht an Cigarren und nicht an Flöhen, sie hatten auch gewiß roth oder schwarz gepfeffertes Schweinefleisch zur Genüge, auch hatten sie Kleidung der besten Art, keine Schuhe, keine Strümpfe, keine Hemden, keinen Rock und keinen Hut, aber sonst Alles was der Anstand fordert. Sie waren auch gewiß nicht mit Arbeit überlastet, denn die Spanier selbst über alle Begriffe faul, muthen Niemand beschwerliche Dienste zu, und dennoch war ihr Freiheitssinn so ungebändigt, daß sie das entzückende Leben unter den Spaniern nicht auszuhalten vermochten, sondern entwichen, sobald ihre physischen Kräfte sie dazu befähigten.

So wenig mit diesen Mädchen die Civilisation gelang, so wenig vermochten die spanischen Priester etwas über das Volk, es ist vollkommen uncivilisirt und widerstrebt jeder Bemühung, es auf spanische Weise glücklich zu machen und ich finde in dieser Hinsicht große Aehnlichkeit zwischen ihnen und den eigentlichen Papua-Negern auf Neu-Holland, bei denen man genau dasselbe gefunden hat. Ganz jung eingefangene Kinder sind immer zur Zeit der Pubertät entwichen und man hat nie wieder etwas von ihnen gehört, sie haben nicht einmal die unter den Europäern gelernte Sprache den Ihrigen überliefert.

So viel ich über sie von ihren Todfeinden den Spaniern erfuhr, kann man ihnen nichts nachsagen was einen Nachtheil auf ihren Charakter würfe, sie sind friedlich und gegen denjenigen der ihnen freundlich entgegenkommt, freundlich gesinnt, was übrigens keineswegs aus dem Gefühl der eignen Schwäche herstammt, denn sie sind im Gegentheil sehr tapfer und die Einzigen, welche von den Spanien wirklich gefürchtet werden.

Wir naheten diesen Leuten unter dem fast allen Völkern bekannten Friedenszeichen, unter dem Schwingen eines weißen Tuches und sie nahmen uns sehr freundlich und gastlich auf. Es war mir unmöglich, zu erfahren weshalb sie

eigentlich von ihrem Gebirge herab zum Meeresstrande gekommen, ihre Sprache hat keine Spur von Aehnlichkeit mit dem Malayischen, auch die wenigen Worte, die ich aus dem Tagalischen aufgeschnappt hatte, verhallten unverstanden und so mußte ich mich darüber zufrieden geben, es einfach als ein fait accompli betrachten, daß sie nun einmal da waren. Vielleicht wollten sie lediglich einmal ein Gericht Fische essen, was sie in den Gebirgen wohl vergeblich suchen dürften.

Ich näherte mich ihnen unbedenklich und empfahl den Matrosen möglichst friedlich zu sein, indem sie sich wohl überzeugen könnten, daß die wackren Leute sich nicht in feindlicher Absicht hier befänden, dann suchte ich von den Schwarzen ein und das Andere einzutauschen, gab es den Matrosen in die Schaluppe in Verwahrung und empfahl ihnen nochmals Frieden, indem ich mich selbst nach den Höhen entfernte wo ich glaubte daselbst ein tagalisches Dorf zu entdecken.

Hier wechselten jetzt angebaute Felder mit Grasfluren ab, es war also ziemlich sichtlich, daß eine gewisse Kultur bereits Platz gegriffen, obschon es die äußere Küste der Insel war auf welcher ich mich befand, doch fällt mir eben ein daß die innere, die Lagune, keineswegs frei von Raubgesindel ist und daß die Spanier noch nichts weiter erlangt haben als die Bai von Manilla zu säubern, was weiter nichts sagen will als daß die Malayen im Innern derselben keine Räubereien mehr ausführen. Ob die Spanier sie daran hindern würden, wenn sie es thun könnten, ist mir sehr zweifelhaft.

Ich aber bestieg, begleitet von Diepenbrock die vier oder fünf kleinen Hügel, die sich vor uns hoben und senkten und gelangten an ein freundliches Dorf, welches indessen kein tagalisches sondern ein malayisches war, wie ich auch beinahe hätte schließen können, da sich die Tagalen nur selten so nahe der Küsten niederließen. Die Männer waren auf Raub aus, die Frauen ließen sich nicht sehen, weil die muhamedanische Sitte es verbietet, und so kehrte ich denn auch bald genug zurück und wohl zum Glück, denn die Matrosen hatten in ihrer brutalen Art Streit angefangen, es war von beiden Seiten bereits Blut geflossen und Violet erzählte mit höchster Entrüstung daß die schuftigen Schwarzen daran Schuld seien.

Als die Matrosen meine Annäherung bemerkten, zogen sie sich ein wenig zurück, denn ich hatte bei ihnen um so mehr an Autorität gewonnen, als der Supercargo mich in den Augen Anderer herabzusetzen suchte. Vor allen Dingen gab ich ihnen mein äußerstes Mißfallen zu erkennen und erklärte daß ich keinen von ihnen mehr auf eine Excursion mitnehmen würde, daß ich aber den Hergang dem Kapitain mittheilen wolle, damit er an den Schuldigen ein Exempel statuire, eine Aeußerung, welche viele von den Leuten veranlaßte den Buckel zu reiben.

Violet hatte die beste Absicht seine Kameraden vor der Strafe zu behüten und erzählte daher die Veranlassung des Streites in einer Art, welche unzweifelhaft läßt, daß die hallunkischen Schwarzen an Allem Schuld seien.

„Seht Herr Doctor," so sagte er, „wir stiegen, nachdem Ihr nicht mehr sichtbar waret, ans Land, gingen auf die schwarzen Canaillen zu und frugen ganz höflich: „was macht Ihr da Ihr Hundejungen!"

„Der eine von den Schweinigeln antwortete uns auf unsere Frage ganz freundlich, wie er ja auch nicht anders konnte, Einiges was wir nicht verstanden, die Worte waren so schwarz und so kraus, wie die abscheulichen Kerls selbst. Wir redeten noch viel mit und zu ihnen, aber glaubt Ihr wohl Herr Doctor, daß nur ein einziger von den Schuften sich bewogen gefunden hätte uns ein paar gesunde holländische Worte zu erwidern?"

Ich sagte: „Ihr Narren, wie sollen sie Euch holländisch antworten, sie verstehen ja nicht einmal spanisch."

„Ei potz Blitz! die holländische Sprache ist ja eine viel schönere als die spanische Zigeunersprache, holländisch kann ja jeder vernünftige Mensch! kann er nicht? so frug er den Bootsmann, welcher 'erwiderte: zum Teufel das will ich meinen, kann ja doch der Herr Doctor holländisch, na und wenn der schon —"

Ich schnitt ihnen die weiteren Folgerungen ab und verlangte, man möchte nun endlich auf die Sache selbst kommen, was denn Violet auch that.

„Wir hatten uns lange auf das Freundschaftlichste mit den schwarzen Spitzbuben unterhalten, aber sie wurden immer gröber je freundlicher wir wurden. Sie hatten sich Fische gefangen und gebraten, denkt Euch aber, Herr Doctor, wie, sie hatten zehn oder zwölf Stöcke in die Erde gebohrt und darüber von ähnlichen Stöcken ein Gitter zurecht gemacht, auf welches sie die Fische legten, um sie bei einem hastigen darunter angezündeten Reisigfeuer zu braten. Wir riefen den Eseln zu, sie sollten doch nicht so dumm sein, sie sollten doch erst die Fische abschuppen, aufschlitzen, auswaiden, mit Salz und Pfeffer einreiben und dann in einer Pfanne mit Butter braten, wie der Schiffskoch es immer macht für die Kapitainscajüte, aber sie redeten immerfort ganz ungewaschenes Zeug und sagten mit den freundlichsten Blicken die grimmigsten und abscheulichsten Dinge!"

„Wie konntet Ihr denn wissen daß sie grimmige und abscheuliche Dinge sagten, Ihr versteht ja die Sprache nicht, sie luden Euch vielleicht ein zum Essen?"

„O mein Herr Doctor, das thaten die Halunken nicht. Wir wären gar nicht abgeneigt gewesen ihnen zu helfen, aber sie luden uns nicht ein, im Gegentheil, sie zeigten immer auf die Fische und brachten dann den Finger in den Mund, so recht zum Hohn, um zu zeigen, daß sie essen wollten und daß wir nichts davon bekommen würden. Wir ärgerten uns natürlich darüber, denn die Fische rochen gut, obschon sie mit den Schuppen gebraten waren. Endlich da die schwarzen Esel so grob waren, langte ich zu ohne gebeten zu sein und biß in solchen Fisch hinein, aber zuerst bekam ich Schuppen und Flossen

und dann, da ich die Bauchseite gefaßt hatte, bekam ich auch die Eingeweide in den Mund und spie voll Grimm und Wuth das abscheuliche Zeug aus.

„Nun denkt Euch, der schwarze Hund bedauerte mich nicht, sondern lachte, nahm einen Fisch vom Feuer, faßte mit der einen Hand seinen Kopf und kratzte mit der anderen Hand ihm über den Rücken bis zu dem Schwanz abwärts, zog ihm den ganzen Schuppenpelz mit einmal ab und hielt mir so den Fisch hin, indem er mir zeigen wollte, wie er mir das Fell über die Ohren ziehen würde, von unten her! ganz gegen die Ordnung, nicht einmal wie es sonst bei anständigen Leuten üblich ist. „Ihr könnt Euch denken, Herr Doctor, in welche Wuth ich gerieth!"

„O Gott ja, ich kann es mir denken", sagte ich ganz entsetzt, aber Violet ließ sich nicht stören, sondern fuhr fort: „Auf diese Verhöhnung mußte dem schwarzen Hunde gedient werden, und das geschah denn auch so nachdrücklich, daß der großmäulige Spitzbube sofort zu Boden stürzte. Ich hatte ihm meine etwas breite Hand nur ganz gutmüthig über das Gesicht gelegt, ich wollte ihn nur ein bischen mit dem Theer schwarz machen, welcher gewöhnlich daran klebt, statt dessen war der Kerl aber so dumm daß er blutete, wie ein angestochenes Schwein. Da die Kerls wirkliche Schweine sind, so würde mich das nicht weiter gewundert haben, aber was mich billig in Erstaunen setzte war, daß der schwarze Bursche das ordentlich übel nahm. Herr Gott, wenn ich jeden Hieb, den mir der Kapitain verabreichen läßt, übelnehmen sollte — ich käme ja gar nicht aus dem Uebelnehmen heraus.

„Nun der elende Wicht nahm es mir einmal übel und schlug wieder nach mir, was ich zwar nicht übel nahm, was ihm aber übel bekam, denn meine Kameraden standen mir natürlich bei und so ging es denn los, wir sehen Alle etwas blutig aus und wir werden uns wohl gehörig waschen müssen, damit der Herr Capitain uns nicht auch noch den Rücken blutig kratzen läßt, aber gewurzelt haben wir sie, da liegen zweie, die nicht mehr allein aufstehen werden."

Zwanzigstes Kapitel.

Die Matrosen und Herr von Diepenbrook bleiben unverbesserlich auf ihrer Sinnesart bestehen. Wir werden von einem spanischen Wachtschiff aufgebracht, dessen Befehlshaber die Anzeige über die Brutalität der Matrosen macht, worauf ein aufgedrehtes Tau in Bewegung gesetzt wird.

Ich war tief empört über diese Schändlichkeit, im Grunde aber war es nichts weiter als das ganz gewöhnliche Matrosenraisonnement, alles was sie nicht verstehen von den Aeußerungen der Wilden ist für sie eine Beleidigung und eine solche kann bei diesen Menschen nicht anders als durch Prügeln oder Todtschlagen gerächt werden. Und nun verlangt man noch, daß die Insulaner

sich nicht wieder rächen sollen, daß sie die erlittenen Mißhandlungen ganz ruhig hinnehmen. Ich will sogar zugeben, daß es des Matrosen Ernst war als er sagte, er nähme die vom Kapitain dictirten Prügel auch nicht übel, so ist doch immer die Bestialität nur um so größer, er ist ein gefühlloser Bursche, der die erlittenen Beschimpfungen nicht empfindet und Andere nach sich selbst beurtheilend, die Ueberzeugung hat, sie fühlten die Schmach ebenso wenig wie er. Und in welcher Weise hatten die Bösewichter hier gewirthschaftet, sie hatten die Ruder von den Booten genommen und hatten mit der Schärfe derselben auf die armen unbewehrten Leute losgeschlagen, welche sie gastlich empfangen und ihnen wie ich ganz richtig vermuthet — von den eignen Lebensmitteln angeboten hatten.

Ich gab meinen würdigen Begleitern die Versicherung, daß es ganz gleichgültig sei, ob sie sich waschen wollten oder nicht, indem ich jedenfalls dem Kapitain mittheilen würde, wie sie sich hier benommen und ihnen auch versprach, sie niemals mehr auf irgend eine Excursion mit mir zu nehmen. Sie baten sehr ich möge dies nicht thun und Diepenbrook legte auch ein gutes Wort ein, ich aber hielt es für meine Schuldigkeit dergleichen Bestialitäten nicht ungeahndet hingehen zu lassen und wandte mich dann zu den armen, schwer verwundeten Wilden, welche ich vorläufig durch einige Geschenke zu beschwichtigen suchte, darauf aber mich bemühete ihre zum Theil sehr schweren Verletzungen zu verbinden. Indem ich hiermit beschäftigt war, entdeckte Diepenbrook, daß die Prügelei unsere Matrosen gänzlich hatte ihrer Pflicht vergessen lassen, alle zusammen waren aus dem Boote gesprungen, alle hatten an der Prügelei Theil genommen und das Boot, Führerlos und haltlos, war davon geschwommen und schaukelte ganz anmuthig weit in der See. Nun war guter Rath theuer, durch Schwimmen das Boot zu erreichen war durchaus keine Aussicht, auch durfte man es wohl als ein zu gefährliches Wagestück bezeichnen, da die Hayfische, welche auf hoher See sich nur selten zeigen, in der Nähe der Küsten desto häufiger sind.

Ich machte die elenden Wichte auf die Folgen ihrer Abscheulichkeiten aufmerksam. Die Folgen sahen sie allerdings ein, die Abscheulichkeiten zuzugestehen, kam ihnen jedoch nicht bei, sie fühlten nur die Unbequemlichkeit, welche ihnen die verdiente Strafe zuziehen mußte, die noch größere Unbequemlichkeit, ein paar Märsche längs des Strandes machen zu müssen und sich die Kosten der Schaluppe von der Löhnung abziehen zu lassen.

Bei dieser Gelegenheit sollte ich recht deutlich erkennen, wie sehr unrecht man den armen sogenannten Wilden thut. Sie sahen uns in großer Noth, sie durften sich nur mit den Ihrigen vereinen, um uns zu überfallen und abzuschlachten, und wenn sie das nicht wollten, so war ihnen eine genügende Rache ziemlich sicher, denn es wollte mir durchaus nicht scheinen als ob wir den Weg zu Lande würden finden, oder wenn dies der Fall, würden zurücklegen können, da wir gänzlich von allen Lebensmitteln entblößt waren. Mir schien noch das

Vernünftigste zu dem Malayen-Dorf hinter den nächsten Hügeln zurückzukehren und dort Hilfe zu suchen. Da löste sich durch den wahrhaften Edelmuth dieser geschmähten Wilden die Frage auf eine viel glücklichere Weise. Ohne etwas zu sagen hatten drei der Gesundesten, der am wenigsten Verletzten sich in ihr kleines Boot gesetzt und hatten die Ruder ergriffen, um unser Boot herbeizuholen. Die liebenswürdige Menschennatur unserer Matrosen fand auch hierin Veranlassung zu Verdächtigungen und Drohungen. „Seht die Hunde!" rief einer davon, „sie wollen unsere Schaluppe holen, da kann nun nichts mehr helfen, wir müssen die zurückgebliebenen schwarzen Bestien todtschlagen und versuchen, uns in ihrer Nußschaale zu retten."

„Schämt Ihr Euch denn nicht, Ihr abscheulichen Menschen," rief ich aus, „was sollen die von Euch schwer gemißhandelten Menschen mit unserer Schaluppe, Ihr seht ja doch, daß sie mit Fahrzeug versehen sind, daß sie mithin nichts weiter beabsichtigen als das für sie ganz unbrauchbare, schwerfällige Schiff uns zurückzugeben."

„Das dank ihnen der Teufel", murmelte ein anderer von den Matrosen, „das ist ihre verfluchte Schuldigkeit, denn nur durch sie haben wir ja das Boot verloren."

In solcher Weise ging es fort bis zwei Stunden später die Schaluppe im Schlepptau der kleinen, schwachen Pirogue an das Ufer trieb.

Diesmal wären wir mit einem blauen Auge davon gekommen, sagte ich, und Diepenbrook meinte, da sich die Sache so gut wende, solle ich ihre Thorheiten den Burschen verzeihen und mich nicht zum Gegenstande ihres Hasses machen. Ich konnte nicht umhin meine Verwunderung darüber zu äußern, daß er diese rohen, abscheulichen Menschen unter seine Protection nähme, um so mehr, da er selbst ja am mehrsten würde zu leiden gehabt haben, wenn diese treuen, gutherzigen Menschen uns nicht mit Anstrengung ihrer letzten Kräfte geholfen hätten, diese Matrosen seien Gegenstände meiner kältesten Verachtung, und mir daher völlig gleichgültig, ob ich ein Gegenstand ihres Hasses würde oder nicht. Sich gegenarme Wilde so zu benehmen, sei durchaus abscheulich. „Eben darum"! sagte Diepenbrook, „es sind ja nur Wilde, da braucht man es nicht so genau zu nehmen."

„Ich sehe, Herr van Diepenbrook, wir verstehen uns nicht, aber vielleicht verstehen Sie etwas von der Brigantine, die sich dort zeigt und von der Schaluppe derselben, die sich uns naht. Seht einmal durch mein Fernrohr, ich kann nicht daraus klug werden, was das für eine Flagge ist."

Diepenbrook sah hin und erklärte, das zerrissene Ding, welches als Flagge über der Cajüte stand, habe die spanischen Farben. Brigantinen aber, d. h. Schiffe, welche gleichzeitig Ruder und Segel führten, hätte überhaupt Niemand in diesen Gewässern als die Spanier, es seien die Wachtschiffe, welche in der Nähe des Hafens kreuzten, um die Malayen davon ferne zu halten. Sie

werden uns aufbringen, sagte er, sie werden uns mitnehmen und wahrscheinlich haben wir viele Verdrießlichkeiten davon.

„Nun seht, das danken wir auch diesen brutalen Menschen, welche sich für höchst verletzt ansehen würden, wenn wir sie nicht für civilisirte Menschen ansehen wollten, doch haben sie sich bei weitem roher benommen als diese von ihnen verachteten Wilden."

Ich that, was ich noch irgend zur Erleichterung der armen beschädigten Menschen thun konnte, hierauf ließ ich die Schaluppe zur Umkehr in Stand setzen und bestieg dieselbe, denn mir war die Lust zu einer Excursion vollständig vergangen. Als wir einen Faden Wasser unter dem Kiel hatten, wurde das Segel aufgehißt und wir suchten südwärts zu kommen, uns so nahe an der Küste haltend wie möglich. Kaum waren wir aber im gehörigen Zuge, so sahen wir von der Brigantine einen blauen Rauch aufsteigen und kurze Zeit nachher tanzte eine Kugel auf der Oberfläche der ruhigen See vor dem Schnabel der Schaluppe her. Dies war ein sehr verständliches Zeichen, wir sollten anhalten, und wenn wir es nicht thaten, so zerriß eine zweite Kugel unser Segel, und wenn auch dieses nicht fruchtete, um dem erhaltenen Befehle Nachdruck zu verschaffen, so durchbohrte eine dritte Kugel die Flanke der Schaluppe, so ist es der Kriegsgebrauch, an dessen Stelle aber von den Engländern nicht selten ein abgekürztes Verfahren angewendet wird, indem sie gleich die zweite Kugel in die Flanken des aufzuhaltenden Schiffes bohren.

Ich wollte mich und uns so unangenehmen Eventualitäten nicht aussetzen, sondern ließ alsbald das Segel fallen und in einer Viertelstunde hatte uns die Schaluppe eingeholt. Der Befehlshaber derselben frug uns nach unseren Papieren, und da wir dergleichen gar nicht hatten als überflüssig bei einer Spazierfahrt, wenn sie auch einige Tage währen sollte, so war allerdings unsere Lage eine kritische. Mit der gewöhnlichen Liebenswürdigkeit und übertriebenen Höflichkeit der Spanier äußerte der Offizier, daß er trostlos sei uns lästig fallen zu müssen und daß er ganz zu Meiner Gnaden hohe Befehle stünde, daß er aber mich ergebenst bitten müsse, ihm gegenwärtig an sein Schiff zu folgen, weil er den Befehl habe die Schaluppe an das Wachtschiff zu bringen.

Dagegen ließ sich nun gar nichts machen, die Leute legten ihre Ruder nieder und Senor Don so und so übernahm den Befehl, indem er zwei seiner Leute zu uns schickte, er selbst aber in seiner Schaluppe verbleibend die unsere ins Schlepptau nahm und auf das Wachtschiff hinruderte.

Auch hier wurde ich mit Diepenbrook mit der allerwunderbarsten Höflichkeit empfangen, die Leute aber wurden ohne weitere Complimente in Ketten gelegt und auf Brackwasser gesetzt, eine sehr verdrießliche Operation bei einem so kleinen Schiff wie die Brigantine, das nur ein Deck hat, welches selbst schon unter dem Wasserspiegel liegt, indessen das Halbdeck nur für die Offiziere zugänglich ist. Unter dem ganzen Deck hat das Schiff nur fünf Fuß Höhe, es

kann folglich darin Niemand aufrecht stehen, abgesehen davon, daß man bis an die Kniee im Wasser befindlich ist.

Ich halte mich nicht für schadenfroh, wie wohl ich nicht behaupten will, daß ich es wirklich nicht sei und kein Mensch kann über sich selbst hinaus, so viel wie ich aber von mir weiß, habe ich in der That an dem Unglück oder auch nur an den Unbequemlichkeiten fremder Personen niemals einiges Vergnügen gefunden, niemals darüber lachen können, hier aber, wo die elenden Wichte mit viel besseren Menschen wie sie selbst in der abscheulichsten Weise umgegangen waren — hier konnte ich mich eines Gefühls innerer Befriedigung durchaus nicht erwehren.

Die Brigantine brachte uns am nächsten Morgen in die Bai von Manilla und bald genug auch vor den Commandanten, welcher mich und Diepenbrock allerdings kannte und uns Beide mit einem sehr grimmigen Gesicht, aber mit sehr freundlichen Worten entließ, die Matrosen dagegen noch in Ketten, auf den „van der Kapellen" schickte.

Diese ganze Procedur befremdete mich nicht wenig, doch auf unserem Schiffe angekommen, erfuhr ich das Folgende: die Matrosen hatten die Brigantine nicht im entferntesten beachtet oder ihrer Aufmerksamkeit gewürdigt, als sie den Scandal mit den Eingebornen begannen, sie waren aber von dem Schiffe aus mit Fernröhren beobachtet worden, mit guten Fernröhren, denn es lag den spanischen Wachtschiffen daran die malayischen Seeräuber auf eine große Entfernung erkennen um einem mißliebigen Zusammenstoß ausweichen zu können. So hatte man von der Brigantine den ganzen abscheulichen Vorfall mit angesehen und obgleich es auch gar nicht unangenehm vermerkt wird, wenn ein spanisches Schiff einige 20 oder einige 100 Schwarze durch gehacktes Blei beruhigt so ist es doch für einen Fremden ein großes Verbrechen Unterthanen des Königs von Spanien, des eigentlichen Herrn der Erde, anzugreifen.

Mit ungemeiner Rücksicht war die spanische Behörde hier verfahren. Sie hätte die Matrosen sofort selbst bestrafen können, da aber der „van der Kapellen" einem sehr reichen Manne angehörte und da er sehr gute Empfehlungen mitgebracht hatte, so glaubte man diesen dadurch in trefflichster Weise entsprechen zu können, daß man die zu bestrafenden Leute dem Kapitain übergab, ihm selbst überlassend, die nöthigen Schritte zu thun.

Der gleichzeitig abgestattete und wie ich von dem Kapitain hörte, sehr getreue Bericht, veranlaßte diesen die spanischen Offiziere zu bitten, Zeugen seiner Gerechtigkeitspflege zu sein. Die Matrosen wurden verhört, vermochten ihre Thaten nicht zu leugnen und brachten zu ihrer Entschuldigung lediglich die Versicherung vor, daß es ja keine anständige Menschen, sondern nur Wilde gewesen, mit denen sie angebunden, es half ihnen jedoch nichts, denn als ich an das Schiff kam, lagen bereits Alle im Lazareth. Ein Jeder hatte drei Dutzend mit einem aufgewickelten Tau erhalten, dem Steuermann aber hatte

man vier Dutzend aufzuzählen für gerechtfertigt gehalten, auch hatte er das Vergnügen gehabt, der Execution der Uebrigen zusehen zu müssen. Mir war, wie man sagt, ein Stein vom Herzen, die Schufte hatten es verdient und ich glaube noch bis auf diese Stunde, daß es eine unerläßliche Pflicht gewesen wäre, die Schandthat der Burschen zur Kenntniß des Kapitains zu bringen, gleichzeitig war es mir sehr lieb, daß ich jetzt des widerwärtigen Geschäfts der Angeberei überhoben war und als ich jetzt Violet, ich darf ehrlich sagen ohne Schadenfreude, besuchte, rief er mir zu: „Ach Herr Doctor, Sie haben nicht nöthig gehabt uns anzuzeigen, was mir sehr lieb ist, da wir Sie nun doch so gern haben dürfen als wir Sie bisher gehabt — auch ohne Sie ist uns die Strafe auf dem Fuße gefolgt. Besehen Sie sich einmal meinen Rücken, wenn er wirklich noch da sein sollte, denn vier Dutzend sind durchaus nichts Angenehmes. Ein Dutzend wäre auch genug gewesen wegen der hundsvöttischen schwarzen Bestien, na wart! laßt mich wieder ans Land kommen — ihr sollt nicht blos kennen lernen wie vier Dutzend schmecken, ich will an jedem, der mir begegnet, ein Uebriges thun und ihn auch mit dem fünften Dutzend bekannt machen."

Ich kann nicht sagen, welch einen Eindruck diese Bestialität auf mich machte, sämmtliche Matrosen waren nicht zur Erkenntniß ihres Unrechts gekommen, sondern lediglich zur Rache entflammt worden. Die Prügel allein sind es nicht, Erziehung, Gewöhnung thun Alles, die Schläge erbittern, aber sie bessern nicht.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Die Urbewohner von Luçon (Indios, Negritos, Negrillos). Die Tagalen muthmaßlich eingewandert und Besieger der Negritos. Ihre Wohnungen, ihre Art sich zu kleiden und gegen die heftigen Regengüsse zu schützen.

Der Vorfall hatte mir alle Lust zu weiteren Excursionen an den Außenküsten der Insel verleidet, alle überhaupt, so weit sie in Begleitung unserer Matrosen und ohne einen Offizier, der sie in Ordnung halten konnte, gemacht werden mußten. Die Laguna hatte ich verschiedenfach besucht und so beschränkte ich mich denn auf die Stadt und deren nächste Umgebungen und suchte durch Fragen eins und das Andere zu erkunden, wobei man allerdings die Antworten immer cum grano salis zu nehmen hat, denn schwerlich dürfte es möglich sein von einem Spanier die wirkliche und reine Wahrheit zu erfahren.

Sie erzählen uns, daß an den äußeren Küsten der Philippinen, soweit sie bergig sind, die sogenannten Indios wohnen, verschiedene Völkerstämme, welche auch verschiedene Sprache haben und welche sowohl von Borneo und anderen

indischen Inseln, als auch von den südlichen Philippinen hier eingewandert sein sollen. Die Spanier nennen sie, wie oben gesagt, Indios und scheinen jene Malayen, welche vom Seeraub leben, für eine ganz andere Völkerschaft zu halten, daher sie dieselben auch Mauros nennen.

Die Urbewohner, die Negrillos der Spanier sind durch diese Einwanderer aus den glücklichen, fruchtbaren Meeresgegenden vertrieben worden nach den Gebirgen, woselbst sie zwar nackt und dürftig, aber doch in Freiheit leben und allen bisherigen Versuchen, sie zu unterwerfen, getrotzt haben. Sie haben fast gar keine Bedürfnisse, wenigstens so weit dergleichen nach unsern Ansichten welche wären. Ihre schwarze oder dunkelbraune Haut ist unempfindlich genug, um keiner besonderen Decke zu bedürfen, sie gehen bis auf einen sehr kleinen Schurz von sehr dünnem Zeuge nackend. Ihre Waffen sind Bogen und Speere, welche sie sehr geschickt zu brauchen wissen. Nur sehr selten kommen sie zu den Ebenen herab, denn Alles, was sie bedürfen, finden sie in ihren Wäldern und ihr Widerwille gegen die Spanier ist noch viel größer, als der gegen die Malayen, obwohl die Spanier sie eigentlich an den Malayen gerächt haben. Nur ein Fall, wie der vorhin erzählte, wo sie vielleicht nichts weiter beabsichtigten, als einigen lebenden Proviant mitzubringen, vermochte sie nach den Küsten herabzusteigen.

Die schwarzen Eingebornen sind im Allgemeinen ein harmloses Volk, welches nur erzürnt werden kann, wenn man an seine Freiheit tastet, darum lassen sie sich auch nicht taufen, denn mit der Taufe ist immer die Unterthänigkeit verbunden, sie müssen geloben, sich in dem Sprengel des Pfarrers niederzulassen, der sie getauft hat und dies steht ihnen nicht an. Da das Taufen das einzige Mittel ist, um zu erkennen, wie viele etwa da oder dort wohnen, so sind die Angaben über die Zahl höchst verschieden und so rechnet man denn in Pausch und Bogen (wiewohl ohne den geringsten Anhaltpunkt), daß sich im Norden von Luçon gegen 3000 Familien unbekehrter Indianer befinden, weiter nach der Mitte der Insel zu sollen etwa 1500 Familien wohnen, welche sich Ygorrotes nennen, während die nördlichen Tinguianes geheißen sind. In der Mitte von Luçon wohnen im Gebirge nahe an 2000 Familien, die Negritos geheißen sind und nicht viel weniger wohnen im Süden der Hauptinsel, alle zusammen aber werden bei den Spaniern unter dem Namen Negrillos begriffen und man macht keinen besonderen Unterschied zwischen ihren verschiedenen Stämmen. Im Allgemeinen gestehen die Spanier selbst ihnen viel Sanftheit und Gutmüthigkeit zu; unfraglich ist, daß sie niemals beschuldigt worden sind, Cannibalismus getrieben zu haben. Trotz des Freiheitssinnes derselben sind sie doch dahin gebracht worden, eine Art Tribut an diejenigen Alkalden zu zahlen, welche zunächst ihren heimathlichen Sitzen am unteren Rande der Gebirge wohnen, dort würde man also diese Negritos zu sehen bekommen. Rein haben sie sich übrigens auch nicht erhalten, denn man sieht unter ihnen, wie mir gesagt wurde, sehr viele mit hellerer, ja mit ganz hellbrauner Gesichtsfarbe, was um so mehr zu ver-

wundern ist, als gerade bei diesen Völkern nicht nur die Treue der Hausfrau, sondern auch die Jungfräulichkeit der Mädchen in hoher Achtung steht. Die



Eine Gruppe von Negritos auf Luçon.

hellere Hautfarbe läßt sich übrigens wohl erklären, auch ohne daß man der Ehre ihrer Frauen und Mädchen entgegentritt. Bei den verschiedenen Auf-

ständen der Chinesen haben sich nämlich diese in die Gebirge geflüchtet und sind dort verblieben, natürlich indem sie sich mit den Eingebornen verbanden.

Ich vermöchte nichts weiter über jene Leute zu sagen, denn sie entziehen sich der Beobachtung beinahe geflissentlich. Dagegen sind die Tagalen mir näher bekannt geworden und ich will sowohl was ich selbst beobachtete, mittheilen, als was sonst in dieser Hinsicht von den spanischen Mönchen erzählt wird.

Die Tagalen scheinen mir von der Natur sehr begünstigt, abgesehen von einer seltenen körperlichen Schönheit, welche vollkommen zu nennen wäre, wenn das Betelkauen und Tabakrauchen den Mund nicht entstellte und ihre Farbe etwas lichter wäre, zeigen sie auch, soweit die Spanier es irgend gestatten, einen Charakter von seltener Ehrlichkeit. Für jede kleine Wohlthat sind sie sehr erkenntlich, sie haben eine ungemeine Anhänglichkeit an diejenigen, welche sich ihnen einigermaßen gefällig gezeigt haben, sie sind offen, ehrlich und getreu, zugleich sind sie so ruhig und besonnen in ihren Handlungen als umsichtig, und überall, wo sie mit Spaniern nicht in Berührung sind, auch vertrauensvoll. Den Spaniern gegenüber leuchtet allerdings aus den großen schwarzen Augen ein nur zu gerechtfertigtes Mißtrauen hervor.

Der Anzug dieser Leute ist bereits beschrieben worden, die weiten Beinkleider sind durch das Hemde bedeckt, welches ganz offen, nur ungefähr von der Mitte des Leibes bis zur halben Lende so weit geschlossen ist, um zu verhindern, daß man nicht gar zu tiefe Einblicke in die Beschaffenheit, in die Durchsichtigkeit des unterliegenden Kleidungsstückes erhalte.

Obwohl diese Art, das Hemde zu tragen, anfangs befremdet, so findet man dasselbe doch bald ganz vernünftig angewendet, es ist die Zweckmäßigkeit, Reinlichkeit und Luftigkeit vereint. Wie anmuthig und leicht Frauen und Mädchen gehen, wissen wir auch bereits. Das Haar tragen sie stets so überaus reinlich, daß wir Europäer wohl Grund hätten, zu wünschen, unsere Köchinnen und die Hausfrauen der unteren Stände könnten sich eines Gleichen rühmen. Die Männer bedienen sich zur Kopfbedeckung eines großen Stroh- oder Filzhutes, zur Regenzeit wird derselbe auch durch einen eigenthümlichen Hut ersetzt, dem auch zugleich ein Regenmantel von besonderer Form entspricht. Unsere Figur zeigt beides. Der Hut ist von Reisstroh gemacht, es ist ein einfacher Busch an einem Ende zusammengebunden, am anderen ganz offen, er wird über den Kopf gestülpt, indem man ihn mit der Faust ausbreitet, dann wird er so weit beschnitten, daß die herabhängenden Enden nicht lästig werden. Auf dem Knoten steckt irgend eine metallene Verzierung, ähnlich der Spitze unserer Militairhelme, über den Kegel aber wird ein metallener Kranz gesetzt, welcher denselben an dem Kopfe festhält und zu gleicher Zeit dazu dient, einen möglichen Schlag aufzuhalten. Der Regenmantel ist ganz so beschaffen wie der Hut, er besteht aus einer Tresse aus Reisstengeln geflochten, von welcher diese Stengel etwa eine Elle lang, auch ein wenig darüber, herabhängen. Ein zweiter kürzerer Mantel

ähnlicher Art wird nicht wie dieser um den Hals, sondern um die Hüften geschlungen. Der Tagal will seine schönen Beinkleider nicht ruiniren, er zieht sie daher bis über die Knie hinauf, bedeckt sie durch den kurzen Regenmantel und beschützt sie so vollständig, während er seine Waden und seine Füße ohne Reue und ohne Schmerz dem klatschenden Regen preis giebt. Die tagalischen Mädchen verändern ihren Anzug während der Regenzeit nicht, nur bedienen sie sich des großen chinesischen Schirmes, der gewöhnlich von Papier ist und durch feinen guten Lack Widerstand leistet. An den Füßen haben sie Schuhe von feinem Leder, Pantoffeln sollte man lieber sagen, sie bestehen aus einer Sohle mit hoher Hacke und einem kleinen, kleinen Stückchen Leder, welches kaum die Zehen bedeckt und in welchem zu gehen sehr schwer ist, daher sie auch, wenn es nicht regnet, diese Pantoffelchen in den Händen tragen. Reiche Tagalinnen bedienen sich des Palankins, in welchem Falle sie sich so graciös zu legen wissen, daß jede unserer Damen von ihr lernen könnte, besonders wenn sie etwa in einem ganz offenen Wagen den Corso besucht, und ihre vom Reifrock getragenen, luftballonartig aufgeblähten Kleider ihr selbst alle Aussicht versperren, während sie den vor ihnen sitzenden Kutscher mehr als billig und mehr als anständig begünstigen.



Tagalische Kleidung während der Regenzeit.

Eine Kopfbedeckung tragen die Tagalinnen nicht, es sei denn, daß man einen Schmuck von frischen Blumen so nennen wollte. Ihr überaus reiches Haar scheint sie gegen die Sonnenstrahlen vollkommen zu schützen, es ist übrigens wunderbar dieses üppige, lange und auch volle Haar, welches sie mit großer Sorgfalt pflegen und welches sie täglich mit einer Kali haltigen Pflanze waschen, wodurch das Salböl jederzeit vollkommen entfernt wird und sie also nicht, gleich unseren Damen, den übelen Geruch des alt gewordenen, ranzigen Oeles durch einen sehr starken Parfüm in ihrer Pomade zu beseitigen gezwun-

gen sind. Man glaubt hier (nämlich in Europa), daß Wasser den Haaren schade und damit dieselben nicht benetzt werden, setzen die Damen, wenn sie in ein Bad gehen, sogar Kappen von Wachstaffet auf, damit doch ja kein Tröpfchen des schädlichen Wassers an die Haare kommt, was schon darum eine Thorheit ist, weil der im kalten Bade befindliche Körper nun eine Menge Blutes nach dem Kopfe treibt und dieser nicht durch eine gleiche Erkältung in der erforderlichen Reaction unterstützt wird. Aber auch die Reinlichkeit leidet unter dieser falschen Voraussetzung. Die Tagalinnen verstehen dieses besser und an der Länge und der Feinheit ihres Haares mag man deutlich genug wahrnehmen, daß sie nicht Unrecht daran thun.

Wie wunderbar ist mir immer vorgekommen, daß die Tagalinnen, deren südliches Blut Niemand bezweifeln wird, keinen wilden, aufregsamen Charakter besitzen, wie z. B. die Spanierinnen, sondern daß sie höchst sentimental, daß sie schwärmerisch sind. Ihr Auge ist voll Feuer, so wie es sich aber auf einen Gegenstand richtet, der das Herz anspricht, eine schöne Blume, der blaue gestirnte Himmel, ein geliebtes Kind, so wird dies Auge schmachtend und schwimmend, und im Umgange mit andern Personen sind sie die vollkommenste Hingebung. Ich kann mir wohl denken, daß ein solches tagalisches Mädchen einen Mann über alle Begriffe beglücken könnte. Mir scheint, sie hätten nur einen Fehler, das ist eine große Neigung zum Putz, aber allerdings ist dieser Putz nicht unmäßig kostbar, er braucht nur blank, er braucht durchaus nicht von Gold zu sein, die Steine müssen roth, grün, blau, gelb, aber sie müssen nicht ächt, sondern sie dürfen von Glas sein, so kann man ihnen den kleinen Fehler schon verzeihen, um so lieber, als er durch eine große Menge der schönsten Tugenden aufgewogen wird.

Unter diesen steht die allerunbedingteste Gastfreundschaft oben an, wohin man komme, selbst in der Nähe der Städte, von denen man gewiß nicht sagen kann, daß sie die Gastlichkeit beförderten, hat der Tagale genug, um dem Fremden etwas anzubieten. Ich habe auf meinen Excursionen sehr häufig wahrgenommen, daß die Familie im Schatten ihres eigenen Hauses auf einer Matte saß, um den halben Kürbis, welcher die Schüssel bildet, in der der Reis aufgetragen wird, und daß der zufällig vorübergehende Wanderer durch einen freundlichen Wink aufgefordert wurde, an der Mahlzeit Theil zu nehmen und daß er sich ohne Umstände setzte, seinen Magen füllte und dann mit einem freundlichen Wink mit der Hand die gastlichen Leute verließ; von Bezahlung ist natürlich keine Rede, sie würde hier, wie überall unter den uncivilisirten Nationen, beleidigen.

Die Bedürfnisse sind überhaupt sehr gering. Reis macht ihr Hauptnahrungsmittel aus, er wird aber immer mit Fischen oder mit Fleisch, vor allen Dingen mit Geflügel aller Art, gekocht und ist daher sehr nahrhaft und wohlschmeckend. Als Getränk kennen sie nur Wasser und den Saft von Früchten.

Die Spanier haben ihnen Wein und Branntwein gebracht, er wird aber in der Regel nur in den Städten getrunken, wohin sich der schlechtere, der verderbtere Theil der Bevölkerung zieht.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Die Tagalen in ihrer Häuslichkeit. Sie haben eine eigene Schriftsprache und eine von den Mönchen cultivirte Literatur. Neigung zu Kampfspielen zwischen Thieren und ungeheure Wetten, welche dabei gewagt werden. Ansichten der älteren spanischen Mönche über diese Kinder des Teufels.

Die Wohnungen der Tagalen stehen sämmtlich auf Pfählen, sie sind dadurch gegen die lästigen Besuche von Schlangen und Eidechsen geschützt und auch das kriechende Gewürm bleibt ihnen fern. Gegen die geflügelten Insekten können sie sich allerdings nicht schützen, doch habe ich in vielen der allerliebsten luftigen Häuser Moskitonetze gesehen und wo man diese hat, ist die Reinlichkeit der Leute sichtlich noch viel höher als da, wo sie fehlen. Sie haben nämlich des Einölens nicht so nöthig, es geschieht nur, um die Haut geschmeidig zu erhalten, also in höchst geringem Grade, während es sonst als Abwehrungsmittel gegen die Insekten, also in sehr reichlichem Maße angewendet wird.

Die leichten Häuser werden stets reinlich und luftig gehalten, die den Boden bedeckenden Matten täglich ausgeschüttelt und ausgeklopft. Matratzen, Bettgestelle und dergleichen Luxusartikel haben sie allerdings nicht, sie schlafen auf dem ebenen Boden ihrer Hütte, aber nicht auf den Matten, auf denen sie den Tag über herumlaufen, sondern auf anderen, feineren, welche sie sich unterbreiten. Zur Zeit der reichlicheren Regen fordert der Körper auch noch eine Bedeckung, diese wird ihm gleichfalls nur durch eine Matte gegeben, und dies genügt in der That. Wo die Leute ein Moskitonetz haben (natürlich ein Jeder das seinige für sich), da beklagen sie sich, daß diese sehr leichte und mehrere Ellen weit vom Körper abstehende Umhüllung ihnen beschwerlich werde, es läßt sich denken, indem der Luftwechselt dadurch gehindert wird.

Die Häuser sind zwar nicht groß, haben jedoch immer drei bis vier Abtheilungen, die größte derselben bildet das allgemeine Wohnzimmer, in welchem auch der Herr vom Hause schläft, die übrigen drei bilden Schlafzimmer für die Frau und Kinder. Neben dem Hause findet sich ein Schuppen, der nicht auf Pfählen steht, er bildet die Küche; hier wird der Reis gestampft, das Huhn gerupft, gekocht, und man wird von all diesem in der eigentlichen Wohnung nicht belästigt. Die eine Hälfte des Schuppens ist in der Regel sehr viel fester als die übrige Wohnung. Man wählt zu ihren Wandungen die dicksten Bambus und man hat auch eine dicke und verriegelbare Thür daran. Dies ist der

nächtliche Aufenthalt der vier- und zweibeinigen Hausthiere, deren letztere namentlich sehr zahlreich vorhanden sind. Man giebt sich übrigens mit ihrer Zucht keine Mühe, man streut Futter in der Nähe des Stalles und da die Thiere in den heißen Ländern dieselbe Neigung zur Bequemlichkeit zu haben scheinen, wie die Menschen, so nehmen dieselben das Futter lieber, wo es offen liegt, als daß sie sich viel Mühe geben sollten mit dem Suchen. In solcher Art gewöhnen sich ganze Schaaren von wilden Hühnern und anderen Vögeln an das Haus und an den Stall, den sie nach kurzer Zeit zum nächtlichen Aufenthalt wählen, lieber als daß sie in den Wald zurückfliegen sollten. Und wenn die Hütte in der Nähe eines Flusses oder Sees steht, so fehlt es natürlich auch nicht an Enten, welche sogar ihre Eier im Stalle legen und brüten.

Ich habe mich gewundert, die Tagalen bildungsfähiger zu finden, als irgend eine andere von den hier wohnenden Nationen, nicht blos weil sie viel, sehr hübsche Gegenstände verfertigen können, Fäden spinnen und Zeuge weben, welche man in Europa vergeblich nachzumachen sucht, nicht weil sie zierliche Flechtwerke und schöne Schnitzereien verfertigen, nicht nur weil sie sehr brauchbare Kähne, sehr wohnliche Häuser und sehr zweckmäßige Kleider haben, sondern weil sie Lesen und Schreiben können. Man muß nicht glauben, daß sie dies den Mönchen verdanken; zwar wird nicht zu leugnen sein, daß diese zur Verbreitung mitwirkten, aber die Tagalen hatten lange bevor die Spanier auf die Philippinen kamen, eine Schriftsprache, hatten ein eigenes Alphabet, von dem sie noch heute Gebrauch machen, die Mönche haben nur das Verdienst, den Tagalen nicht die spanischen Buchstaben aufgedrängt zu haben, sondern ihnen eine gedruckte Literatur in tagalischer Sprache und in tagalischen Typen gegeben zu haben. Zwar besteht diese Literatur nur aus Gebeten, geistlichen Liedern, Legenden und sonstigen Schriften, welche die Mönche für unschädlich hielten, aber es ist dadurch doch wirklich die tagalische Schriftsprache zu einem Gemeingut Aller geworden. Wenn irgend etwas gefunden werden kann, was zur Ehre der Mönche hinsichtlich ihrer Wirksamkeit in diesen Regionen gereicht, so ist es jedenfalls die Beförderung der Schriftsprache und somit der Bildung des Volkes. Die Mönche müssen hier von anderen Prinzipien ausgegangen sein, wie in Spanien selbst, wo ihre sämmtlichen Orden nichts für die Aufklärung, nichts für den Unterricht, wohl aber alles Mögliche, alles Erdenkliche für die Dummheit des Volkes, für die krassesten Unwissenheit thaten.

Auch für Musik hat das gemüthliche Völkchen sehr viel Sinn und sehr viel Befähigung, und gleich dem polnischen Bauern, der sich mit dem Schnitzmesser des Stellmachers seine ganz wohlklingende Violine macht, und damit lustig zur Hochzeit oder zum sonntäglichen Tanze aufspielt, verfertigt sich der Tagale seine Mandoline und ein paar andere Klimperinstrumente und er verfertigt sich auch die Saiten dazu aus den Gedärmen verschiedener Thiere und spielt darauf Stundenlang seine melancholischen Weisen, denen Stundenlang

Frauen und Mädchen in lautloser Stille zuhören. Zum Tanze wird eigentlich nicht Musik gemacht, die Castagnetten und einige taktgebende, geräuschvolle Klapperinstrumente dienen dazu; daß sie jedoch wirklich Musik zu machen verstehen, diese Tagalen, geht daraus hervor, daß die Musiker der spanischen Regimenter sämmtlich Tagalen sind und in der That, die Musik, welche sie machen, ist nicht schlecht zu nennen, es ist nicht die Musik der Wilden, sondern wirklich dasjenige, was unsere Componisten an Märschen, Ouvertüren, Tänzen und dergleichen komponirt haben. Aber, obschon sie mit vieler Freude diese Musik machen und ihr lauschen, so hat sich doch noch kein Tagale damit abgegeben, diese Musikstücke zu ihren heimathlichen Tänzen zu verwenden oder die Tänze der Spanier sich anzueignen, ein Unglück, was man allenfalls ertragen kann.

Eine Leidenschaft bewegt die Tagalen unausgesetzt, das ist das Spiel, gleichviel in welcher Form, ob mit Würfel oder mit Karten, eines geht ihnen nur darüber, das sind die Hahnenkämpfe, diese freilich haben eine solche Zaubergewalt, daß es nichts giebt, was noch mehr wirken möchte auf einen Tagalen, auch zieht ein Jeder sich seine Kampfhähne selbst, sie dürfen nicht frei umherlaufen, sie sind an einem Fuße angebunden und haben ein sehr beschränktes Feld, sie werden zwar gut gefüttert, mehrentheils mit Gewürz, weil man glaubt, daß dies auf die Tapferkeit der Thiere wirke, es ist aber nicht dies, sondern die vollständigste Enthaltsamkeit, welche sie so in Zorn bringt, daß sie ihr Leben an den Sieg setzen und zwar findet dieses immer statt, denn sie kämpfen mit tödtlichen Waffen. Bekanntlich haben die Hähne außer ihren drei nach vorne gerichteten Zehen noch einen vierten, der nach rückwärts, aber zugleich aufwärts steht und mit einer scharfen Hornklaue versehen ist. Beim Kampfe verwunden sie sich nicht allein mit den Schnäbeln, sondern auch mit diesen Spornen, sie springen gegeneinander in die Höhe, heben ihre Füße dabei hoch auf und suchen den Gegner mit dem Sporne zu hauen. Dies giebt allerdings häßliche Wunden, aber es ist den Eingebornen und auch den Zuschauern, unter denen häufig die reichsten Spanier Wetten halten, wie die Engländer beim Boxkampf oder beim Pferderennen — es ist ihnen nicht genug, sie wollen tödtliche Waffen angewendet wissen, so werden denn dem Kampfhahn schon als Küchlein die Spornen abgeschnitten, und wenn er zum Kampfe verwendet werden soll, schnallt man ihm an deren Stelle Federmesserklingen an, welche zwei Zoll lang, eigends dazu gefertigt und sehr scharf sind.

Jeder Tagal hat solcher Kampfhähne mehrere, der Reiche hat deren viele, einer aber ist sein Liebling und diesen einen hat er immer im Arm, wenn er sein Haus verläßt; er streichelt ihn, er liebkost ihn, er sucht ihm das Beste aus, was er an Futter finden kann, er zeigt ihm auch öfter Hennen, um ihn darauf begierig zu machen, er bringt ihn auch mit Hähnen zusammen, um ihn im Kampfe zu üben, natürlich immer mit schwächeren, welche er besiegt, wodurch sich sein Bewußtsein gewaltig hebt, und er später den ernsten Kampf, wie

es scheinen will, mit der Ueberzeugung antritt, daß ihm der Sieg nicht fehlen wird.

Ein schöner Kampfhahn wird nicht selten mit 100 Piastern bezahlt, aber nur sehr selten versteht sich Jemand zum Verkauf, der Besitzer will selbst das Vergnügen haben, den Hahn im eignen Vortheil zu verwenden, es wird gewettet und die Neigung dazu ist überall so groß, daß auch auf dem kleinsten Dorfe sich Gelegenheit zum Kampfe darbietet; doch seinen Lieblingshahn verwendet kein Tagale dazu; dieser ist bestimmt, auf den Arenen von Manilla zum Vortheil und zur Ehre seines Herrn sein Leben zu lassen, und oft verwandelt ein solcher Kampfhahn das arme Bäuerlein in einen reichen Mann (d. h. nach seinen Begriffen), er kann ihm durch glückliche Wetten 500 bis 1000 Piaster einbringen. Die Arena hat viele Zuschauersitze, in den ersten Reihen sitzen die reichen Leute, welche wetten, der Bauer hat nicht Geld, um selbst die Wetten zu halten, allein, da es sein Thier ist, auf welches man wettet, so bekommt er im Falle des Gewinnes einen beträchtlichen Theil davon, ein Zehntheil oder ein Fünftheil der ganzen Wettsumme, und da die reichen Spanier sich nicht mit Kleinigkeiten abgeben, so sind Wettangebote von einigen Tausend Piastern nichts seltenes. Betrüge, z. B. die Summe, welche auf einen Hahn gesetzt ist, 3000 Piaster, und bekäme der Mann selbst nur 10 %, also 300 Piaster von der Summe, so würde er schon wohlhabend genannt werden müssen; nun aber betragen die Wettsummen, welche 30 oder 40 der reichsten Spanier gegeneinander halten, oft das Zehnfache; man kann sich folglich vorstellen, welch ein Glück der Sieger in einem solchem Falle macht. Die Lust an diesem grausamen Spiele ist so groß, daß die Arenen von früh bis spät besetzt sind und daß die Regierung im Stande gewesen ist, dieses Spiel selbst als eine einträgliche Erwerbsquelle zu behandeln. Diejenigen, welche solche Kampfplätze halten, sind zu einer bedeutenden Abgabe verpflichtet, sie beträgt für die Vorstädte von Manilla jährlich 40,000 Piaster, aus dieser einen Zahl kann man berechnen, wie viel Tausend Kampfhähne jährlich ihr Leben lassen und welch eine fabelhafte Neigung zu dem blutigen Spiel in den Leuten steckt. Nächst den reichen Spaniern sind es die Chinesen, die mit gleicher Wildheit, man möchte fast sagen, an den Kämpfen Theil nehmen. Auch sie wetten, wennschon bedeutend kleinere Summen, doch immer sehr beträchtlich, denn ihrer sind in solcher Arena immer zehnmal so viel, als der vornehmen Spanier. Es ist schrecklich anzusehen, wie die armen Thiere sich anfänglich rupfen, blutig hacken und sich dann mit ihren Spornen den Leib aufschlitzen. Der Kampfplatz ist bald mit Federn bedeckt und dann fließt von dem nackten Körper das Blut aus unzählig kleinen Wunden, bis ein gefährlicher Schnitt mit dem Federmesser dem Gegner den ganzen Kropf bis zur Brust aufschlitzt. Die Wuth des Siegers ist so groß, daß er noch den Leichnam seines Feindes zwickt und beißt und auf dem Kamplatz umherschleppt, aber auch der Sieger ist verloren, wenigstens ist er immer völlig

werthlos für seinen Heern, denn sollte er auch geheilt werden, niemals zeigt er wieder Muth zum ernstlichen Kampfe, nur in seltenen Fällen auch versucht man ihn zu heilen, sein Schicksal ist, nachdem er seine Gesundheit und seine kraftvollen Glieder für seinen Herrn gelassen, in den Topf gesteckt, um zur nächsten Suppe verwendet zu werden, obschon ein solcher Kampfhahn ein ziemlich zäher Bissen sein muß.

Alles, was ich von den Bewohnern der Philippinen sah und hörte, hat mich an ihnen entzückt; allein es muß doch nicht immer so gewesen sein, wenigstens finde ich Berichte über sie von spanischen Mönchen herstammend, welche nichts weniger als günstig lauten. Der Pater Martin de Rada, Provizial der Augustiner in Manilla, wurde aufgefordert, Bericht zu erstatten über die Tagals auf Luçon, um wo möglich daraus ein Recht herzuleiten, sie der spanischen Krone zu unterwerfen. Der würdige Herr hat dies nach Kräften gethan und der nachfolgende Auszug aus seinem Berichte möge uns lehren, wie man im Jahre 1577 die verruchten Tagalen ansah.

Vor allen Dingen sind diese Leute Kinder des Teufels, es liegt folglich schon hierin die vollständige Berechtigung sich ihrer und ihres Landes, ihres Besitzes u. s. w. zu bemächtigen. Wer könnte auf irgend welche Teufelsbrut gegründetere Ansprüche haben, als die Spanier, welche sich schon von jeher damit abgegeben haben, dem Teufel ein Schnippchen zu schlagen und die armen Seelen, welche er in der Hölle braten wollte, lieber selbst auf offenem Markte und zur Ergötzung aller guten Christen beim kleinen Feuer zu rösten.

Der Pater Martin erzählt, sie theilten sich in Gemeinden, in diesen aber in Familien ein, über welche der Mächtigste und Reichste in der Gemeinde herrsche. Diese Gemeinden stünden immerwährend im Kampf miteinander, sie führten blutige Kriege unter sich und dabei geriethen sie in eine solche Wuth, daß sie einander todtschlügen, welches schon allein ihre Verruchtheit und ihre satanische Abkunft bezeige. (Wohin mag nach dieser Auseinandersetzung der würdige Pater wohl die europäischen Völker classificirt haben, von denen man behauptet, daß ihre Säbel nicht von Kuchenteig und daß ihre Bomben nicht aus Liqueurbonbons bestünden.) Der Pater sagt ferner, daß diese Menschen ganz verrückte Gesetze hätten, daß sie verlangten, jede Familie und jedes Dorf solle verantwortlich sein für die Moralität seiner Einwohner, so daß wenn irgend ein Mann ein Verbrechen oder auch nur eine Unordnung begehe, man sich nicht an ihn halte, sondern an das Dorf, in dem er wohne, und daß man es die That entgelten lasse, die von einem seiner Mitglieder begangen worden. (Diese Behauptung scheint darzuthun, daß die Tagalen schon sehr früh mit China bekannt geworden und vielleicht ihre Gesetze von dorther erhalten haben.) Wenn ein Raubzug unternommen werden soll, was gewöhnlich zur See geschehen soll, so vereinigen sich dazu mehrere der stärkstbewohnten Dorfschaften und nun wird zur See geplündert und geraubt, was nur irgend ergriffen werden kann, so

lange irgend ein Mensch sich wehrt ist er dem Tode verfallen, fühlt er sich außer Stande, den Kampf fortzusetzen, so wirft er sich hin und stellt sich todt und Niemand achtet seiner mehr. Ist die Schlacht vorüber, so vermag er sein Leben zu retten, wenn er sich freiwillig dem siegenden Häuptling unterwirft.

Diese verruchte Nation hat die verdammenswerthe Gewohnheit, Schiffe, die an ihrer Küste stranden, zu plündern und alles Bewegliche davon fortzutragen, als ob es ihr Eigenthum wäre. (Gewiß gehört es zu den größten Schändlichkeiten, daß die Wilden dieses thun, ja wenn es civilisirte Menschen wären und hätten auf das Hab und Gut fremder Leute ein Recht durch ein Gesetz, welches man Strandrecht nennt und sie beteten in ihren Kirchen häufig zu Gott um einen reichen gesegneten Strand und zündeten falsche Leuchtfeuer an, damit sich dieses Gebet erfülle und sie schlügen, um kein Unrecht zu begehen, diejenigen, welche sich zu retten versuchten, todt, damit das nun Geraubte vollkommen gesetzmäßig denen zugehört, an deren Strand das Schiff gescheitert, so wäre dies etwas Anderes; aber wenn verruchte Wilde dergleichen Handlungen vollziehen, da sie keinesweges dazu berechtigt sind, da auch nicht höchst menschliche Gesetze für das Eigenthum der Verunglückten sorgen und es nur dann zu theilen erlauben, wenn keine Geretteten vorhanden sind, so unterliegt es keinem Zweifel, daß diese Menschen nur Teufelskinder sind.)

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Fortgesetzte Ansichten des Pater Martin über die Satansbrut, welche man die der Tagalen nennt. Auf welche Art ein freier Mann in Gefangenschaft und Sclaverei kommen könne. Manilla in drei Theile zerfällt: in den spanischen, in den tagalischen und den chinesischen. Die Lebhaftigkeit der Unterhaltung zwischen den Beichtvätern und den Beichtkindern hat etwas überaus Rührendes.

Schon aus diesem Wenigen wird man sehen, wie gründliche Studien der Pater Martin über dieses unedle, bösartige Volk gemacht hat. Wir können ihm aber Schritt für Schritt in seinen Untersuchungen folgen und werden überall die gleiche Tiefe der Erkenntniß und die gleiche Gründlichkeit der Forschung wahrnehmen.

Wenn unter Anderem ein Häuptling, ein reicher oder sonst ein vornehmer Mann beleidigt worden ist, vornehmlich, wenn er einen Schlag erhalten hat, so treibt ihn der Teufel so lange, bis er die Beleidigung in dem Blute des Beleidigers abgewaschen hat. Dagegen wird der Beleidige sich flüchten können, doch alsdann trifft die Rache die Verwandten. (Dergleichen ist, wie wir wissen, in Italien, Spanien, Griechenland ganz unerhört, dort kennt man die Blut-

rache nicht, wenigstens giebt man sich nicht damit ab, seine Ehre etwa selbst wieder herzustellen, sondern man schickt einen Banditen aus, der den Beleidiger erdolche; das ist Christenpflicht, sich selbst rächen, das ist heidnisch).

Sterben in einer Familie die beiden Eltern, so übernehmen die nächsten Verwandten die Vormundschaft über die Kinder, verwalten deren Vermögen, sorgen für ihre Erziehung, aber leider sieht man sehr häufig ungetreue Haushalter, die Vormünder, statt das Vermögen gewissenhaft zu verwalten, brauchen es für sich und die armen Kinder gehen dann leer aus. (Dergleichen kommt in Europa auch niemals vor, wer hätte wohl jemals gehört, daß ein Vormund seinen Mündel, daß ein Advocat seinen Clienten, daß ein Oheim seine Neffen und Nichten betrogen hätte?)

Man kann hier sehr leicht Darlehen bekommen, aber nur gegen sehr hohe Zinsen und wenn zur bestimmten Zeit das geliehene Geld nicht zurückgezahlt wird, so kann der Gläubiger das Besitzthum des Schuldners angreifen, und wenn dies nicht ausreichend, sich an seine Person halten, diese wird ihm dienstbar und auf diese Weise erhält er Gelegenheit das Darlehn abzutragen. Man kann wohl sagen — so behauptet Pater Martin, daß es auf diesen Inseln keinen Menschen gebe, an dessen Händen nicht unrechtes Blut klebe, darum haben die Spanier auch seit ihrer Besitzergreifung alle Klagen um Mein und Dein abgewiesen, denn sie hätten die ganze Insel umkehren müssen, wenn sie einem Jeden hätten nehmen wollen, was ihm nicht gehört und erstatten, was ihm gehört. Und dennoch — es ist fast unglaublich — haben, als die Spanier dieses Land in Besitz nahmen und es für ein Eigenthum der spanischen Krone erklärten — dennoch haben diese Teufelskinder, die Tagalen, uns immerfort zugerufen: „Was kommt Ihr her, um uns zu berauben, weshalb nehmt Ihr uns unser Land? Sind wir Euch etwas schuldig, oder waren etwa unsere Vorfahren Eure Schuldner, daß Ihr herkamt, um uns zu plündern und uns zu Sclaven zu machen?“

Man sieht, daß nur ganz vom Teufel besessene Menschen solche verrückte Fragen stellen können.

Diese Menschen, welche im steten Kriege mit einander leben, bauen ihre Häuser auf hohen Gestellen, um nicht von fremden, feindlich gesinnten Menschen angefallen oder beraubt oder selbst geraubt und in Sclaverei geführt zu werden. Die Sclaverei ist dreierlei Art: entweder ist man dadurch ein Sclave, daß man in Kriegsgefangenschaft gerieth, oder man ist es dadurch, daß man seinem Gläubiger verfallen ist, oder endlich, man ist schon in der Sclaverei geboren und man kommt sehr leicht in den Fall, Sclave zu werden, weil es des Geldes so wenig auf der Insel giebt, daß alle Naturprodukte zu den allerniedrigsten Preisen zu haben sind, weshalb auch die spanische Regierung so weise war, die Abgabe nirgends in Natura zu nehmen, sondern stets das Geld dafür zu verlangen, welche vortreffliche Einrichtung allmälig das ganze Land in den unum-

stößlich rechtmäßigen Besitz der Spanier gebracht und ihnen noch viel Tausend geschickte Arbeiter, welche sonst auf keine Weise zu haben gewesen wären, in die Hände geliefert hat.

Alles dieses beweist zur Genüge, daß es das leibliche Heil dieser Heiden verlangt, sie einer erhabenen Regierung zu unterwerfen und daß es ihr Seelenheil verlangt, ihnen die christliche Religion zu bringen, denn sie sind so außer Stande, die Göttlichkeit und Erhabenheit ihrer Offenbarung zu fassen, wie sie außer Stande sind, die Wohlthaten der spanischen Regierung anzuerkennen, was schon allein Grund genug ist, um sie zur Annahme Beider zu zwingen. Unsere erhabenen heiligen, geistlichen Behörden und unsere würdigen Staatsbehörden haben nun auch das Ihrige gethan zu ihrer Bekehrung und ihrer politischen Beglückung. Sie haben eine heilige Inquisition eingesetzt, welche über die Gewissen wacht, welche die armen Seelen gewinnt und die Abtrünnigen und nicht Gläubigen noch bei lebendigem Leibe der Hölle überweist und schon auf der Erde dafür sorgt, daß die Ihrigen die Anwartschaft auf den Sitz zur Rechten Gottes gewinnen. Auch die politische Einrichtung ist höchst weise geregelt. Da es vor Allem wichtig ist, daß die königliche Krone die ihr gebührenden Abgaben bekomme, so hat der Generalgouverneur die Einwohnerzahl eines jeden Dorfes schätzen lassen, hat einem jedem Einwohner eine mäßige Kopfsteuer auferlegt, hat dem Häuptling jedes Dorfes den erhabenen Rang eines Alkalden beigelegt, für diese Wohlthat aber ihn verpflichtet, die Kopfsteuer für alle seiner Untergebenen nach Manilla zu zahlen, ihm aber, wie natürlich, überlassen, sich seines Schadens nach Gefallen zu erholen, wodurch denn endlich die Wohlthat größerer Ordnung und einer unparteiischen Vertheilung der geringen Lasten über alle Bewohner ermöglicht worden ist.

Hiebei waltet eine seltene und höchst lobenswerthe Unparteilichkeit ob, es ist Niemand von den Abgaben frei, weder der Arme noch der Begüterte, weder das Kind noch der Greis, weder der Sclave noch die Sclavin. Es würde wohl ganz unmöglich sein, eine genaue Volkszählung zu halten, daher ist man weislich auf den Gedanken gekommen, die Anzahl in Bausch und Bogen anzugeben; da aber in jedem Lande die Anzahl der Einwohner wächst, so hat man es nicht unbillig gefunden, diese in Bausch und Bogen angenommene Anzahl der Bevölkerung jährlich um einen gewissen Procentsatz zu erhöhen. Die erleuchtete spanische Regierung, welche sehr gut weiß, daß die Zunahme der Bevölkerung in jedem Lande verschieden ist, ist so billig gewesen, anzunehmen, daß bei den Wilden, die in dem Geschäfte der Vermehrung ihrer selbst weder durch Nahrungs- noch durch politische Sorgen gehindert seien, als bei anderen schwerer Beschäftigten, eine jährliche Zunahme von 5% für maßgebend festgesetzt werden kann (was um so weiser ist, als in Spanien selbst die Bevölkerung sich um ebenso viel vermindert).

Dieses festgehalten, wird nunmehr von den Alkalden der verschiedenen

Dörfer alljährlich um ein Zwanzigstel mehr an Abgaben eingenommen, als im Jahre vorher, und man kann nicht leugnen, daß der Erfolg dieser Maßregel für die Regierung und die Geistlichkeit ein sehr großer und glücklicher gewesen ist. Noch kommt dazu, daß diejenigen Abgaben, welche nachsichtigerweise in Gegenständen genommen werden, die leicht verkäuflich sind, wie z. B. Matten, zu einem Preise berechnet werden, der ungefähr die Hälfte des wirklichen Werthes beträgt. Dies Alles sind Gegenstande, welche der Regierung große Ehre machen und Zeugniß von ihrer Weisheit ablegen.

Unzweifelhaft wird der Leser bemerken, daß der sehr würdige Geistliche nichts versäumt hat, die Trefflichkeit der Regierung und die Kaste, zu der er selbst gehört, in das rechte Licht zu stellen, es hat sich deshalb auch die Hochachtung vor der Geistlichkeit immerfort gesteigert, ich selbst weiß mit Bestimmtheit anzugeben, daß die Inquisition in Manilla nicht mehr gefunden wird, indem die Dominikaner, welche sich einst so furchtbar machten, den größten Theil ihrer politisch-dictatorischen Gewalt verloren haben. Wie furchtbar aber sich dieselben gemacht, geht schon aus dem einen Umstande hervor, daß noch jetzt Jedermann dieselben fürchtet, daß noch jetzt Niemand wagt, frei und offen zu sprechen, und über Religion nun vollends gar nicht, denn es ist sehrwohl möglich, daß, obwohl keine Scheiterhausen mehr angezündet werden, doch ein Mann, der an der Unfehlbarkeit des Papstes oder an der unbefleckten Empfängniß, oder an der Heiligkeit der Priester, an der lösenden Kraft der Absolution und ähnlichen Dingen zweifelte, — mitten aus dem Kreise seiner Familie verschwinden — für immer verschwinden wird. Die Ketzer fremder Nationen werden nur mit großem Widerwillen geduldet, und würde man von einem derselben erfahren, daß er ein Freimaurer sei, so würde sein letztes Stündlein geschlagen haben. Ja gewiß, sie haben viel Großes gewirkt, die vortrefflichen Patres zur Ehre des höchsten Gottes in der Höhe.

Die verunglückte Reise nach dem nördlichen Ufer der Insel hatte mir einen gewissen Widerwillen gegen fernere Excursionen beigebracht. Ich hatte zwar in der Liebe der Mannschaft des „van der Kapellen" nichts verloren, weil ihre Abscheulichkeiten nicht durch mich ans Tageslicht gekommen waren, aber ich hatte doch kein Vertrauen mehr zu ihnen, die mir einen solchen Streich gespielt, und so blieb ich denn in Manilla selbst, das ich bis jetzt am wenigsten kennen gelernt hatte und welches den Supercargo noch immer fesselte, obschon ich mit Bestimmtheit wußte, daß er hier weder eine Colonie anlegen, noch große Handelsverbindungen schließen würde, er mußte demnach etwas anderes, ihn Fesselndes haben und ich irrte mich wohl nicht, wenn ich eine Liebschaft mit einer schönen Spanierin oder Chinesin, oder auch mit mehreren zugleich, voraussetzte. Unterdessen blieb mir Zeit, die Stadt selbst näher kennen zu lernen.

Manilla kann man in drei Theile unterscheiden, in die eigentliche Festung,

in die chinesische und in die tagalische Vorstadt. In der Festung selbst dürfen nur Spanier wohnen und es wird mit großer Eifersucht über die Aufrechthaltung dieser Anordnung gewacht, was wohl daher kommen mag, daß die ganzen drei Jahrhunderte durch, welche die Spanier im Besitz der Insel sind, die Streitigkeiten zwischen Geistlichkeit und der politischen Macht nicht aufgehört haben, und die überaus mächtigen Mönche über die Gewissen ihrer Untergebenen herrschend, es stets vermocht haben, sich in ungeschwächtem Ansehen zu erhalten. Bei allen Empörungen zogen die Spanier sich hinter die Wälle zurück und unterbrachen durch ihre Zugbrücken den Verkehr mit der Handelsstadt, und um sich diese Sicherheit zu erhalten, haben sie noch immer die Thore der Festung jeder anderen Nation verschlossen. Trotz dessen, daß sie sich so sehr auf die Festigkeit ihrer Wälle stützen, sind diese doch ganz außer Stande, einer tüchtigen Belagerung zu widerstehen, wiewohl sie ebenso gewiß Malayen und Tagalen ihre breiten Flanken zeigen würden. Die Straßen sind erträglich breit, die Häuser unschön und niedrig, plump, sind beinahe ganz öde, an vielen Punkten sieht man Ruinen alter schwerfälliger Gebäude, großer Kirchen und Klöster, nirgends aber das Bestreben, den Schaden wieder gut zu machen, das überläßt man gerne der Zeit, welche bekanntlich Alles nivellirt und also auch dafür sorgen wird, daß der Schutthaufen einmal verschwindet und an seiner Stelle einmal ein freier Platz entstehe. Irgend ein geschäftiges Treiben nimmt man durchaus nicht wahr, zwar wohnen einige sehr reiche Kaufleute und überhaupt alle diejenigen hier, welche von Spanien gekommen sind, um ihr Glück zu machen, wie die jüngeren Söhne der reichen Lordhäuser nach Indien gehen. Sie beschäftigen sich allerdings mit dem Handel, aber die alte Stadt Manilla zeigt davon nichts, hier werden nur die Rechnungen abgeschlossen und die Verordnungen gegeben, womit dies oder jenes Schiff befrachtet werden und wohin es gehen soll.

Eine ganz veränderte Gestalt zeigt Manilla am Abend, wenn nach der Siesta, die schöne Welt (ich will übrigens nicht sagen, daß die unschöne Welt ausgeschlossen wäre), beginnt, sich ihres Lebens zu freuen. Jetzt werden die Spaziergänge belebt, die Wälle rund um die Stadt und die Hauptstraßen der Stadt wimmeln von Spaziergängern, von Reitern nnd von Fahrenden. Man sieht übertriebene, man möchte fast sagen, abscheuliche Pracht, die Livreen strotzen von geschmacklos aufgesetzten Tressen, die Pferdegeschirre sind mit schwerem Silber beschlagen, die Kutschen glänzen von aufgeklebtem Golde, Herren und Damen tragen sich nach der pariser Mode, aber in einer so unerhört auffallenden Weise, daß selbst das Kühnste, was die öffentlichen Mädchen in den Hauptstädten von Europa (bekanntlich diejenigen, welche den auffallenden Moden immer erst Eingang verschaffen) leisten, noch bescheiden zu nennen ist, gegenüber den bis an's Verrückte gehenden Uebertreibungen, die man hier wahrnimmt. Und die Herren lassen sich solchen Unsinn nicht allein ganz ruhig ge-

fallen, sondern sie machen ihn theilweise ganz ruhig mit. In einer spanischen Stadt würde dies nicht geschehen dürfen, da litten es die Gassenjungen nicht, zu Manilla ist man in dieser Hinsicht glücklicher, keine Dame braucht die Umfänglichkeit ihrer Reifröcke besorglich in Erwägung zu ziehen, auch wenn sie damit den Wagen ganz allein in Beschlag nähme, auch wenn sie damit die Straße fegte mit größerer Sorgfalt, als wäre sie dazu wegen irgend eines Vergehens durch die aufmerksame Polizei verurtheilt worden. Bis spät in die Nacht hinein dauert das Wogen und Wimmeln der vornehmen Welt im Bereich der belebten Straßen, jedes anständige Haus hält sich für verpflichtet, einige Fackeln anzuzünden, um dadurch die Promenaden zu beleuchten. Vornehme Leute fahren immer und dann gehen Fackelträger ihnen voran. Sonderbar genug nimmt sich unter solch einer dem Vergnügen nachjagenden Menge die Geistlichkeit aus, welche in ihrer Amts- oder in ihrer Ordenstracht theils zu Fuß an dem ganzen Trubel Theil nimmt und nicht mit minder Eifrigkeit Intriguen anspinnt und ausführt, wie irgend ein Kaufmannssohn oder Offizier.

Zuweilen schlägt man am Nachmittage eine Stunde vor Sonnenuntergang einen anderen Weg ein, man verläßt den engen Kreis der Umwallung und begiebt sich auf die Straße nach Cavite; hier liegt die Vorstadt der Tagalen in einer Reihe freundlicher und zierlicher Dörfer so nahe aneinander, daß zwischen Cavite und Manilla eine ununterbrochene Straße besteht. Da aber hier doch immer nur arme Leute wohnen, so ist diese Richtung der Spazierengehenden nur immer ein Ausnahmsfall; mich aber hat gerade dieser Spaziergang besonders angezogen, weil ich dort, wennschon keineswegs mehr unverfälscht, doch die Sitten und Gebräuche der Eingebornen immer wieder vor Augen hatte und mich diese gemüthlichen Menschen jederzeit mehr interessirten, als die hochmüthigen unwissenden Spanier.

Der Passig-Fluß ist an zweien Punkten überbrückt und zwar von einer alten und plumpen, von Stein gewölbten und von einer modernen Kettenbrücke. Dieselben führen nach der Vorstadt Bidonda, welche von wenigstens 150,000 Menschen bewohnt ist, also einen ganz ungeheuren Raum einnimmt, da nach chinesischer sowohl, als nach Landessitte jede Familie ihr eigenes, einstöckiges, nur von ihr bewohntes Haus hat. Breite Straßen (durchweg ungepflastert) und große Gärten an, vor und hinter den Häusern vermehren die Weitläuftigkeit der Stadt, in welcher übrigens auch zahlreiche Kirchen und Klöster stehen, andere in Ruinen liegen, in welcher ferner die europäischen Kaufleute ihre großen ausgedehnten Wohnungen haben.

Hierbei ist ein unbeschreiblicher Tumult, hier schwirrt in unaufhörlicher Beweglichkeit alles durcheinander, hier sieht man die Weltgeistlichen und die Klostergeistlichen aller Orden neben Chinesen, Tagalen, Malayen, hier sieht man auch die Elegants aller dieser Nationalitäten in ihren theils hübschen,

theils unschönen Costümen und in ihren barocken Modernisirungen, so hat der galante Tagal den Schnurrbart des Spaners, den runden Hut des Engländers und das Stöckchen, die Badine des Franzosen angenommen, was Alles ihm drollig genug steht. Ein Anderer trägt einen seidenen Regenschirm aus einer Berliner Fabrik, welcher von einem einzigen Platzregen zu lauter Lappen zerschlagen wird, die Mönche tragen sich mit Fächern, die Damen rühren Wolken von lästigem Staub um sich her auf, ein Jeder aber hat etwas zu thun. Der Geistliche hat sein schönes Beichtkind zu erinnern, daß es nicht vergessen möge, vor der Siesta ihn in seiner Wohnung aufzusuchen, damit er



Platz in der Vorstadt Bidonda (Manilla).

ihr die Pönitenz auferlege, welche sie verdient habe und das arme Kind wird roth vor Kummer, vor Besorgniß, denn der geistliche Herr ist sehr strenge in seinen Forderungen; der Chinese speculirt und sieht zu, wie er Jemanden betrügen könne, wie er aus einem fingirten oder wirklichen Geschäft Nutzen ziehen möge; der malayische Seeräuber, welcher sehr wohl weiß, daß er hier

nichts zu befürchten habe, geht stolz umher, wie ein brüllender Löwe, der da sucht, wen er verschlinge. Die Fischer laufen lärmend und schreiend mit der Beute ihrer Netze umher, die Gärtner bringen ihre Früchte zu Markte; kurz in jeder Straße von Bidondo und deren sind viele, ist ein so buntes Getreibe und Getriebe, wie nur auf einem großen Wochenmarkt in Paris; nur sind die Gestalten, die man hier sieht, bunter, mannigfaltiger und unterhaltender.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Der Supercargo amüsirt sich (le roi s'amuse). Die Höhle von San Matthaeo und die riesigen Fledermäuse in derselben. Die Höhle scheint tief durch das Gebirge zu setzen, auch ist von dem berühmten Räuberhäuptling Limahon auf diesem Wege eine große Zahl seiner Gefährten auf diese Insel gebracht.

Noch immer hatte der Herr Supercargo keine Neigung seinen Stab weiter zu setzen und dies gab mir Gelegenheit die Handelsstadt nach vielen verschiedenen Richtungen zu durchstreifen. Ich hatte auch Gelegenheit wahrzunehmen, daß es nicht ganz zweckmäßig sei, die Abendstunden zu seinen Spaziergängen zu wählen, denn in diesen Abendstunden macht sich Raub und Mord ziemlich breit. Wenn es mir langweilig war auf der Calzada, dem Hauptspaziergange der vornehmen Bewohner von Manilla, mich umherzutreiben, entweder zuzusehen wie die ungeschickten Kutscher auf den Pferden sitzend mit ungeheuren Courierstiefeln angethan, die armen Thiere mißhandelten, oder, mich langweilend, die Herren die Calzada herab- oder heraufstiegen, zu sehen um zu den Bekannten an den Wagen zu treten und sich mit den Damen zu unterhalten, bekritzelte Liebesbriefchen zu geben oder zu empfangen, so begab ich mich nach Bidonda, allein verschiedene Male befand ich mich in der Nothwendigkeit, mit dem Revolver Angriffe der Malayen abzuweisen und ich wählte dann gerne noch bei Tage einen Zufluchtsort in einem der vielen öffentlichen Räume für die Hahnengefechte, um wo möglich mit der heimkehrenden Menge die unsicheren Straßen zu passiren. Schlägt man mit Dreien oder Vieren gleichzeitig die nämliche Straße ein, so hat man in der Regel nichts zu besorgen.

Diese Räumlichkeiten sind, wie ich schon oben bemerkt, sehr besucht, was seinen Hauptgrund in den Leidenschaften der südlichen Völker hat, wir wissen ja, wie blutdürstig die Römer bei ihren Spielen waren, wie sich Menschen unter einander oder Menschen mit Thieren auf die schauerlichste Weise zerfleischten und tödteten. Bei den Spaniern hat sich dieser Blutdurst am längsten erhalten, die Stiergefechte, welche nicht nur in den großen Städten der

iberischen Halbinsel, sondern auch in allen Colonien gehalten werden, ersetzen die Menschenschlächterei. Die Engländer sind so weit noch nicht vorgeschritten, sie haben noch immer gleichzeitig mit dem Hunde-, Bären- und Stierkämpfen, die Boxerei, bei welcher Menschen sich auf das Furchtbarste zerhauen, zum Ergötzen von Vornehm und von Gering. Hier auf Manilla haben die blutigen Stier- und Menschenkämpfe ihr Ende gefunden und sind übergegangen in die Hahnenkämpfe, welche allerdings nicht minder grausam, den armen Thieren gegenüber, doch wenigstens die Menschen aus dem Spiele lassen, aber verderblich genug sind auch diese Kämpfe durch die furchtbare Aufregung der Leidenschaften. Ein Spanier, ein Tagale, selbst ein phlegmatischer Chinese wird sowohl durch die Kämpfe selbst, zu denen die armen Thiere gezwungen werden, als durch die oft sehr bedeutenden Wetten so in Aufregung versetzt, daß er in eine Art Fieber geräth, in diesem unsinniges Zeug begeht und mehrerer Tage bedarf, um sich selbst innerlich zu beschwichtigen, um sich zu erholen.

Da die Leidenschaft für das Spiel beide Geschlechter in gleichem Maße ergreift, sind auch beide in gleicher Zahl vertreten; ob die Gesellschaft vornehm oder gering sei, hängt lediglich von dem Renommée der Arena ab; hier aber werden nächst den Wetten auch Intriguen eingeleitet, so mannigfaltig, so zahlreich, daß unsere öffentlichen Vergnügungsorte kaum die allerdürftigsten Anfänge davon zeigen, man darf dabei nicht vergessen, daß die Südländer ein sehr feuriges Blut haben und daß sie sich in Ehrbarkeit nur in sofern unterscheiden, daß die Eine eine Bezahlung erwartet, die Andere sie dagegen verschmäht, die erste Klasse ist die duldende, sie muß sich gefallen lassen daß sich Jemand ihr naht, der vielleicht nicht ihre Wahl wäre, die andere ist die active, die thätig handelnde Klasse, sie sucht sich ihre Beute unter den Vorhandenen, sie wählt und zwar mit großer Kennerschaft und darum auch richtet sich ihr Augenmerk lieber auf den fremden Ketzer als auf den rechtgläubigen Spanier, den die erfahrenen Damen als einen zwar anfangs sehr begehrlichen, aber auch bald wieder erkaltenden Liebhaber kennen.

Nachdem ich verschiedene Male solche Orte besucht, entdeckte ich auch den Grund von dem langen Aufenthalt des Supercargo. Ich ging aus Verzweiflung hieher, er aus Neigung, ich ging hieher um sicher nach Hause zu kommen, er um nicht nach Hause zu kommen, sondern um irgend wohin mitgenommen zu werden. Da die spanischen Damen in der That Kennerinnen sind und der Supercargo, wenn auch weit entfernt ein Mann von bestechenden Formen zu sein, doch immer viel versprechend erschien, so fehlte es ihm niemals an Gelegenheit, seine Wünsche gekrönt zu sehen. So gut war es ihm lange nicht geboten worden, darum wollte er von der schönen Gelegenheit profitiren und ich hätte ihn jeden Tag an irgend einem solchen Orte in Thätigkeit sehen können, da mich aber selbst das Spiel sehr wenig interessirte, so hatte ich in der Regel bald genug und ließ mich contremarkiren, meine Zeit im Freien zubringend und

erst gegen Ende den Schauplatz wieder betretend, um in größrer Gesellschaft nach Hause zu gelangen.

Der Ausdruck, welchen ich soeben gebraucht, fordert eine Erklärung, falls er nicht höchst gezwungen erscheinen soll, es geschieht aber wirklich, was der Ausdruck sagt, man erhält nicht eine Contremarke, sondern man wird contremarkirt, das ist so zu verstehen, daß ein Jeder, der den Hahnenkampf verläßt, gestempelt wird (vorausgesetzt, daß er am selben Abend wiederkommen zu wollen erklärt). Ein gewöhnlicher Stempel wird auf die gewöhnliche Weise mit schwarzer Farbe versehen und demjenigen, der das Schauspiel verläßt, auf die innere Fläche des rechten Armes in der Nähe des Pulses aufgedrückt. Die Sache hat ihre vortheilhafte Seite für den Unternehmer, Niemand kann seine Contremarke einem Anderen abtreten und der Gestempelte kann auch am nächsten Tage nicht auf die ihm gemachte Markirung hin den Schauplatz besuchen, denn dem Wiedereintretenden wird die Marke wieder abgewischt.

Ob der Herr Supercargo sich häufig hat stempeln lassen, kann ich nicht sagen, es giebt zur Bequemlichkeit des Publikums in diesen Arenen viele kleine Gemächer, welche man betreten kann, ohne markirt zu sein, und welche man auch wieder verlassen darf, ohne nach dem Stempel gefragt zu werden. Bei einer solchen Excursion muß es wohl gewesen sein, daß der Supercargo sich niedlich genug gemacht hat, um von seiner Partnerin die Wohnung derselben zu erkunden und die Erlaubniß, ihr einen Besuch abzustatten, zu erhalten, welches unsere Abreise sehr beschleunigte.

Mir blieb noch etwas sehr Interessantes zu besuchen übrig, das war die Höhle von San Matthaeo, welche kaum drei spanische Meilen weit von Manilla entfernt liegt. Eines schönen Tags, oder vielmehr vor Anbruch desselben, machte ich mich auf den Weg, nur von zwei tagalischen Bedienten begleitet, welche unermüdlich dem muthigen Paßgänger folgten, welchen ich ritt. Wir hatten vor uns Dorf an Dorf ununterbrochen den Weg entlang, auf welchem ich dahin eilte im Schatten der schönsten Bambusgesträuche, welche sich von beiden Seiten gegen einander neigend zu einem grünen Gewölbe vereinigten, welches dennoch nicht im mindesten schwül und beengend war, da der Wind durch die leicht bewegten Zweige fächelte und die schattigen Gänge luftig machte. Das erste dieser Dörfer heißt May Dongo, liegt nahe am Passig-Flusse, von dem es sich nur längs der Straße entfernt. Diesem Dorfe folgt Maria Kina. Die Schutzheilige hat einen halb christlichen, halb heidnischen Namen, ihr Oertchen liegt zauberisch schön, es ist übrigens bedeutend genug, denn es zählt 9000 Einwohner, welche die frommen, willfährigen Küchlein eines Geistlichen sind, der aus den Eingebornen hervorgegangen ist. Was man hier sieht, ist bewundernswürdig lieblich und ebenso ist es mit dem höher gelegenen von San Matthaeo, von welchem die Höhle, die ich besuchen wollte, den Namen hat. Dieser Ort treibt einen starken Handel mit Bauholz nach Manilla.

Das Holz ist sehr gesucht, die Eingebornen nennen es Molavé und man benutzt dasselbe hauptsächlich deshalb als Bauholz, weil es eine so außerordentliche Masse von Gerbsäure enthält, daß kein Insekt es antastet. Ich habe Häuser gesehen, deren Hauptpfeiler seit 200 Jahren standen und welche so unberührt waren, als wären sie eben im Walde gefällt worden. Ich habe den Baum nicht selbst gesehen, kann ihn also nicht benennen, der Textur des Stammes



Die Höhle von San Mattharo.

aber zufolge muß es eine Varietät des Teak-Baumes sein, nur ist das Holz weniger porös und dunkler von Farbe. Die Stämme werden im Gebirge gefällt, sorgfältig abgeästet und zur Regenzeit, wenn die Erde schlüpfrig ist, nach dem Flüßchen geschleift, auf welchem sie in den Passig schwimmen.

Nach einer kurzen Rast versah ich mich mit Fackeln aus Bambussplittern zusammengebunden und trat dann meinen Weg an. Ich gelangte auf einem breiten, schönen Pfade zum Eingange der Höhle.

Es ist unbeschreiblich, wie schön der Anblick der vor mir sich ausbreitenden Landschaft war, da ich dieselbe von dem Innern der Höhle aus betrachtete, in den schwarzen Rahmen eingefaßt, den die Felsen um den Eingang bildeten. Die Reize einer tropischen Gegend sind überdies schon groß und bewunderns-würdig, aber hier in einer tiefen dunkeln Felsenpforte stehend, erschienen alle Farben in doppelter Pracht und Gluth. Die Ferne war nicht mystisch verschleiert, desto kräftiger traten die Prachtexemplare von Bäumen und Gebüschen im Vordergrunde auf, welche das schöne Flüßchen beschatteten, welches silberflimmernd durch die Strahlen der Sonne sich in das Thal hinabschlängelte. Das diesseitige Ufer, an welchem die Höhle liegt, ist nicht bewohnt, das jenseitige aber zeigt sowohl die zierlichen Hütten der Eingebornen, als es in seinen schön gebauten Gärten ein sprechendes Zeugniß ablegt sowohl für den Fleiß der Eingebornen als für die Herrlichkeit und Pracht der tropischen Vegetation und für die Geschicklichkeit der Menschen, die dargebotenen Vortheile zu benutzen.

Nachdem ich mich an dem lieblichen Anblick erfreut, ließ ich meine Tagals vier Fackeln anzünden, um mich in das Innere der Höhle zu begeben, wobei sie so gütig waren mir unbedenklich den Vortritt zu lassen. Ohne Dazwischenkunft eines Weißen wird überhaupt kein Mensch sich in die furchtbare Höhle wagen, denn sie ist bekanntlich von unzähligen bösen Dämonen bewohnt, und ich sollte sofort Bekanntschaft mit dem Heere machen, welches sie als ihre Avantgarde hier stationirt haben. Wir waren kaum so weit gelangt, um das Tageslicht nicht mehr zu sehen und des lebhaftesten Scheines unsrer Fackeln zu bedürfen, als es im Innern der Höhle unheimlich zu flüstern begann, zu rauschen, zu lärmen, dieser Lärm in ein tausendstimmiges Geschrei überging und eine unzählbare Schaar von Fledermäusen ungeheurer Größe uns entgegenstürzte, anprallte, mit ihren Fittigen das Gesicht streifte und mit den langen Zehen und den Haken daran wohl auch empfindlich kratzte.

Die Tagalen warfen sich brüllend zur Erde und erklärten, das sei unser letzter Tag, die Fackeln fielen zu Boden und die zitternden Hände der abergläubigen Menschen waren nicht im Stande sie wieder zu erheben. Nur durch viele Versprechungen bewog ich sie — nicht etwa mit mir zu gehen, hierzu würden sie auf keine Weise zu vermögen gewesen sein, sondern wenigstens auf dem Punkte auszuhalten, auf dem sie sich befanden, indessen ich weiter vorzubringen versuchte. Sie hielten die Fackeln, welche ich ihnen in die Hände gesteckt, nothdürftig brennend, indem sie sich mit dem Rücken aneinander setzten und die brennenden Holzbündel gewissermaßen als Abwehr den bösen Dämonen entgegenhielten.

Ich selbst versah mich nunmehr mit zweien von den Reservefackeln, zündete eine an und wollte zurückkehren, wenn diese ausgebrannt und ich mich der anderen zur Beleuchtung des Heimweges bedienen konnte. Was die Furcht der Eingeborenen vor dieser Höhle veranlaßt ist mir um so weniger erklärlich, als ich bei meiner Begehung derselben nicht einmal irgend ein Reptil, wäre es nur auch eine unschädliche Eidechse gesehen habe. Der Boden ist der Fels des Gebirges, aus dem auch die Wände der Höhle bestehen, ich würde vielleicht noch weiter haben gelangen können als die 2000 Schritt, welche ich gezählt habe, wenn der Boden ebener gewesen wäre, da derselbe aber sich im Allgemeinen senkte, so war dieselbe dem Regenwasser nicht verschlossen und dieses sammelte sich an günstigen Punkten zu Dümpeln, welche ich zwar umging oder durchwatete, welche mich aber schließlich hinderten weiter zu gehen, noch ehe meine erste Fackel ausgebrannt war, ich stand vor einem Sumpf, den der fühlende Stock mir tiefer zeigte als die früher gesehenen, den ohne Kahn zu befahren unmöglich war, der mich also zur Rückkehr zwang.

Im Ganzen war die Höhle nicht weiter merkwürdig als irgend eine andere von den vielen, die ich gesehen, sie war es sogar weniger als die gewöhnlichen Tropfsteinhöhlen, denn sie enthielt nicht einmal seltsame Formen von Stalaktiten und die Felsen zeigten keine Versteinerungen, keine abschreckenden Gebilde, so daß ich mir den ungeheuren Respect, in welchem sie steht, gar nicht erklären kann. Die Eingebornen trauten ihren Augen nicht als sie mich lebend wieder sahen, und da ich sie von dem unterrichten wollte, was ich gesehen, von dem wenigen Bemerkenswerthen, was ich wahrgenommen, verstanden sie mich gar nicht und meine Versicherungen, daß nichts Merkwürdiges zu sehen sei, nahmen sie mit dem stillen Mißvergnügen auf, welches ihre Zweifel in meine Ehrlichkeit deutlich genug bekundete, sie wußten — und selbst in Manilla wußte man das — sie wußten, diese Höhle durchsetze den Berg, durchsetze die ganze Insel und gehe unter dem Meere hinweg nach China. Der berüchtigte Räuberhäuptling Limahon war mit seinen verderbenbringenden Schaaren auf diesem Wege gekommen und er hatte sich auch auf diesem Wege geflüchtet, nachdem er der Tapferkeit der Spanier und Malayen hatte weichen müssen.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Eine große Procession, worin die geistlichen Herren zeigen, mit welcher Umsicht sie das ungünstige Wetter für sich und für Adam und Eva zu benutzen wissen. Verschiedene Abhackereien des Goliathkopfes. Die Procession ging durch die Hauptstraßen der Stadt und durch die Vorstädte, hiebei benahm sich der Supercargo ein klein wenig unverschämt.

Ich kehrte noch zeitig genug nach Manilla zurück, um mich der Freundlichkeit des gastlichen Hauses, in dem ich Aufnahme gefunden, zu erfreuen, doch war ich ermüdet und nicht geneigt die langweilige Promenade zu besuchen, sondern verfügte mich bald in mein Schlafkämmerlein.

Noch lange vor Tage weckte mich das Bimmeln unzähliger kleiner Glöckchen und das Summen und Brummen der größeren. Es wurde eine Fjesta-royal eingeläutet, ein Fest zu Ehren irgend eines Mitgliedes des königlichen Hauses; wessen konnte ich nicht erfahren, denn auf meine Fragen erwiderte man mir stets, es sei ein königliches Fest.

Ich sah wohl daß etwas Großes im Werke sein müsse, denn aus allen Kirchen strömten die Geistlichen mit ihren kostbarsten Gewändern angethan nach der Festung, von Ministranten und von Fahnenträgern und von solchen, die am hellen Tage brennende Kerzen trugen, gefolgt. Ich erhob mich daher, warf mich schnell in die besten Kleider, und da ich muthmaßte, ich würde sehr ins Gedränge kommen, ich auch ferner wußte, daß man bei allen Prozessionen den Hut in der Hand behalten mußte, so wählte ich nicht das leicht zerbrechliche Ding von Stroh, sondern setzte eine Filzkappe auf, welche allenfalls einen Puff vertragen kann. Ich begab mich nunmehr nach der Festung, und auf der Plazza major war denn auch schon versammelt, was an hoher und höchster Geistlichkeit Manilla durch seine Anwesenheit beglückt.

Es sind hier, wie ich bereits oben erzählt, nur vier Mönchsorden vertreten, dies hindert aber nicht, daß die allerbunteste Mannigfaltigkeit in den Kleidungen der Geistlichkeit gefunden wird, um nämlich die Erhabenheit und Herrlichkeit der katholischen Kirche in das gehörige Licht zu stellen, befinden sich hier Delegirte von hundert verschiedenen Orden Spaniens und Italiens und diese haben, wie bekannt, sehr mannigfaltige Trachten.

Auf dem großen Platze standen bereits geordnet die Mönche, welche Luçon und sein schuldloses Volk beglücken, es waren aus allen Klöstern der Inseln Repräsentanten gekommen und die Zahl derer, die ich hier versammelt sah, mochte leicht die Tausend übersteigen. Mehrere hundert fremde Geistliche kamen dazu, diese standen in Gruppen durcheinander, das Volk hatte sich bereits in ungeheurer Masse versammelt und es strömte noch immer mehr heran, sodaß der Platz bald dicht gefüllt war.

Nunmehr öffnete sich die Kathedrale und heraus trat eine lange Prozession von Heiligen und sie geleitenden Engeln, braune, zum Theil sehr hübsche Mädchen in den allerdrolligsten, in wirklich komischen Verkleidungen. Sie hatten natürlich alle Flügel auf den Schultern, aber diese waren von Pappe und Papier und sie waren mit Sternchen von Goldschaum beklebt, wie man unsere Weihnachtsbäume damit verziert, auch Adam und Eva und alle Patriarchen des alten Testaments kamen mit zum Vorschein. Die ersten Beiden natürlich vor dem Sündenfalle, also ganz nackend, die spanische Grandezza aber verlangt jedoch die Bedeckung gewisser Theile, das war weder durch ein Feigenblatt noch durch einen Kranz von solchen Blättern möglich, denn es war, wie eben gesagt, das erhabene Paar als völlig unschuldig aufgefaßt, die Feigenblätter, traten ja erst auf nach dem Sündenfall, das war auch nicht möglich durch eine seidene oder kattunene Schürze, welche etwa zur Vermehrung der Rührung mit unächten Tressen besetzt gewesen wäre, denn damals gab es weder Spinnräder noch Webstühle, gab es weder Drathziehereien noch Tressenfabriken, was also thun?

Die würdigen Herren hatten sich sehr glücklich aus diesem ernsten Falle gezogen, Adam und Eva gingen dicht neben einander wirklich wie sie Gott erschaffen hatte, Adam aber hielt seine linke Hand vor die verrätherische Stelle der Eva und diese hielt ihre rechte Hand dem Adam an der Stelle vor, welche sonst das Feigenblatt ziert.

Ich bin beim Himmel kein Religionsspötter und lasse gern einem Jeden seinen guten Glauben, aber warum der Glauben sich in Thorheiten und Possenreißereien ergehen müsse, bin — einzusehen, ich nicht im Stande. Ist bei uns, nackend zu gehen, unerlaubt und unsittlich, kann man also deshalb Adam und Eva nicht nackend zeigen, nun so lasse man sie überhaupt weg und gebe nicht gewissermaßen absichtlich dem Spötter Gelegenheit, seine schlechten Witze zu machen. Ich verstand nicht unmenschlich viel Spanisch und verstand doch reichlich genug, um die schnöden und höchst frivolen Bemerkungen zu hören, welche die Leute sich über dieses Paar und über die Thätigkeit ihrer Hände erlaubten.

Die alttestamentarischen Heiligen, welche alle dem gelobten Lande, dem heißen Asien und Arabien angehören, waren durch Leute dargestellt, die in Pelze eingehüllt, mit ungeheuren aus Pferdehaaren tressirten Bärten, einhergingen. Wo die Geistlichen ihre Begriffe von Abraham, Isaak und Jakob herhatten, ist mir ebenso wenig bekannt als woher sie die Nachrichten über das Costüm von Melchisedech, von Saul, von David und Goliath herhatten, welche alle in mittelalterlichen Ritter- und Knappenrüstungen erschienen. Die des Saul war ganz mit Goldpapier und jene des Melchisedech ganz mit Silberpapier beklebt. Goliath bestand aus zweien Männern, wovon der eine auf den Schultern des andern saß, David führte fortwährend den Kampf mit Goliath auf, er schleuderte mit einer ungewöhnlichen Geschicklichkeit alle zehn Minuten etwa einen „Backkiesel" dem Goliath an den Kopf, der Backkiesel war von Pappe

gemacht, schwarz angestrichen und hatte etwas mehr als die Größe des Goliathkopfes, der aus einem ungeheuren Kürbis bestand. Allemal wurde der Goliath getroffen, stürzte dann so lang er war nieder, David sprang herzu, zog ihm sein eigenes hölzernes Sarazenenschwert aus der Scheide und hieb ihm den Kürbis ab, den er dann an den langen Pferdehaaren, die um ihn tressirt waren schwenkte, darauf mit seiner Lanze spießte und sich denselben vortragen ließ.

Nach dieser höchst effectreichen Darstellung trennte sich Ober- und Unterleib des Goliath, beide standen auf, der Oberleib kletterte seinem Unterleib auf die Schultern, ihm wurde ein neuer Kürbis gereicht, er setzte denselben auf und die Prozessiou zog weiter. Alsbald war zwischen Saul und Jonathan, David und Samuel irgend eine Verhandlung vor sich gegangen, David drehte sich um, warf seine Bombe Goliath abermals an den Kopf und der ganze Spaß ging noch einmal los — man trug nunmehr zwei Goliathköpfe vor dem kleinen David her. Goliath war aber nicht in Verlegenheit, er setzte einen dritten Kopf auf und so ging das fort, bis schließlich vor dem kleinen David wenigstens 50 Goliathköpfe hergetragen wurden.

Woher die hohe Geistlichkeit zu Manilla die vielen Pelze bekommen hat, weiß ich mir nicht zu erklären, es sei denn, daß sie eigends zu diesem Zwecke in Canton auf dem Trödel gekauft worden wären, sie hatten der Pelze viele, denn auch der weise Salomo und eine große Menge anderer Helden des alten Testaments, die Maccabäer, Daniel in der Löwengrube (die Löwen waren ziemlich erwachsene Bengel, welche auf allen Vieren umherliefen und überall gelb angestrichen, über Kopf und Schultern aber mit Hanf behangen waren und aus demselben Material gemacht, auch einen schönen langen Schweif um die Hüften geschnallt, trugen), ferner auch die Pharisäer und Schriftgelehrten des neuen Testaments gingen in solchen Pelzen. Daß dieselben total von Motten zerfressen waren, machte die Sache nur um so natürlicher, in den heißen Ländern kann man noch weniger gegen Mottenschaden aufkommen wie die Pfandleiher in den kalten Ländern.

Nachdem manches zu diesem Punkte gekommen war, erschien auch Christus und alle Apostel, erschien auch Christi Vater und Mutter, erschienen seine Ankläger und Richter und die ganze Prozession wurde bildlich dargestellt, nur nicht so oft als die Enthauptung des unsterblichen Goliath, sondern nur vor jeder Kirche in der Stadt. Christus trug sein Kreuz geduldig, obwohl es von einer Größe war, welche einen jeden Anderen als diesen Riesen zermalmt haben würde. Ich hatte übrigens Gelegenheit zu bemerken, daß dieses Kreuz aus Fourniren zusammengesetzt war, denn so oft es zum Kreuzigen kam, wurde dasselbe immer behutsam niedergelegt und ein anderes, bei weitem nicht so dickes, aber handfesteres in Anwendung gebracht. Bei Gelegenheit der Wiederaufnahme des Kreuzes waren gewöhnlich kleine Jungen behilflich, die sich durch bloße

Berührung desselben eine Stufe im Himmel zu erwerben hofften, und sie gingen damit ziemlich leichtsinnig um.

So zog die Prozession durch alle Hauptstraßen von Manilla und hierauf über die große steinerne Brücke nach Bidonda, wo gleichfalls sämmtliche Straßen begangen, vor sämmtlichen Kirchen die historischen Darstellungen wiederholt wurden. Mir kam das Ganze wie ein heilloses Gespötte mit den Symbolen der christlichen Religion vor, es war aber nichts weiter als die etwas grelle Auffassungsweise des Mittelalters, in welchem diese Darstellungen als zur christlichen Religion gehörend, ganz allgemein waren, mit Gespräch und Gesang begleitet wurden, wie wir ja wissen, daß unsere Opern eigentlich von diesen Darstellungen herrühren. Daß ich dieses Wesen jetzt noch hier sah, beweist lediglich, daß die Spanier auf der Stufe geblieben sind, auf welcher sie vor 400 Jahren gestanden.

Dem Schauspiel Platz zu machen, die Prozession in ihrem Gange nicht zu behindern, hatte das Gouvernement die erforderlichen Veranstaltungen getroffen. Die anwesende Garnison, sowohl Spanier als Tagalen, im Ganzen vielleicht 6000 Mann, waren auf den Beinen und bildeten Spalier, aber nicht in der Art wie dieses bei uns geschieht, wo die Soldaten in einer Reihe, rechts und links vom Wege Mann an Mann geschlossen stehen, sondern so, daß ein jeder von dem anderen etwa zwei Schritt entfernt war und die Gewehre horizontal getragen, immer von einem Manne zum anderen reichten, wodurch eine Barriere entstand, welche Niemand hinderte die Herrlichkeiten der Prozession zu sehen. In dieser Weise konnte man durch 6000 Soldaten einen Weg von ungefähr drei Viertheilen einer deutschen Meile besetzen, und diese schwache Schranke war vollkommen genug um die gutmüthigen Tagalen im Zaum zu halten, es fand nicht das Geringste statt, was einer Störung hätte ähnlich genannt werden können. Nur Herr Meyer, der Supercargo, brachte an einem Punkte eine solche hervor; mit dem Zuge wandelnd hatte ich keine Ahnung davon daß ich so nahe bei dem würdigen Manne sei, als ich plötzlich ganz in meiner Nähe einiges Geräusch und Geschelte wahrnahm. Ich sah einen Mann in europäischer Kleidung eine Hausthür forciren — mit Gewalt eindringen, obschon ihm dieses verwehrt werden sollte, die Bedienten sich ihm widersetzten. Er war eingedrungen, die Prozession rückte weiter, da öffnete sich plötzlich dieselbe Thür und von vier betreßten Bedienten hinausgeworfen, stand der Supercargo mit angetriebenem Hut dicht bei mir, als ich ihn an seiner Kleidung erkannte (sein Gesicht sah ich natürlich nicht), wollte ich mich seiner annehmen, er war aber zu sehr umringt als daß ich ihn hätte erreichen können, ich hörte nur die Worte — mit Gewalt in das Haus einer Dame eindringen, wenn der Herr nicht zu Hause ist — und mußte mich mit diesem Aufschluß begnügen, da ich vor dem Menschenknäuel, welcher ihn umgab, nicht zu ihm dringen konnte. Unaufhaltsam schob mich auch die Prozession weiter, bei der nächsten

Straßenecke aber suchte ich mich so weit seitwärts zu schieben, daß ich dort hineingelangte, ich verließ die Prozession und suchte auf allerlei Umwegen wieder zurückzugelangen in die Nähe des Hafens und das war sehr gut, denn der Herr Supercargo war in Todesangst und wollte alsbald die Anker lichten, fort — weit fort von dem unheilvollen Orte, an welchem man mit dem Schwiegersohn des reichen van der Kapellen so wenig Umstände machte.

Von dem tragikomischen Ereignisse hatte ich nur die Schlußscene gesehen. Der Supercargo hatte bei jeder Gelegenheit irgend eine weibliche Bekanntschaft gemacht und hatte stets versucht, hin und wieder auch mit Glück solchen Bekanntschaften die Richtung zu geben, welche ihm allein die bedeutungsvolle war. In wiefern ihm auch dieses in dem Hause gelungen, aus welchem er hinausgeworfen, weiß ich nicht — habe ich natürlich niemals erfahren können, da ich nur seinen Mund zur Gewähr hatte und dieser war so lügenreich als der des viel erfahrenen Odysseus. Nach seiner Erzählung hatte nichts der Erfüllung aller seiner Wünsche entgegengestanden; und er war an diesem Tage wie an vielen anderen in das Haus der Donna gekommen, um derselben seine Aufwartung zu machen. Warum das gerade an dem heutigen Tage so übel vermerkt worden, war ihm unbegreiflich, mir aber, wenn alles bis hierhin Vorgegebene richtig war, keineswegs, denn es war ein hoher kirchlicher Feiertag, an solchem sind die spanischen Damen sehr streng, einen solchen nicht heiligen charakterisirt den Ketzer, den Sohn der Hölle, mit dem zu befassen, alles Uebrige bei Seite gesetzt, schon ein Vergehen ist, und wollte man etwa annehmen, die Dame würde nachsichtig gewesen sein, so konnte man es keineswegs von Seiten der Bedienten, und falls man zwischen unmöglich und ganz unmöglich einen Unterschied machen wollte, so würde für den Fall mit dem Supercargo die ganz unmögliche gewesen sein, denn ebenso reich der Schuft war, so knickerig war er auch und also kein Freund von Trinkgelder geben, aber die süße Gewohnheit Trinkgelder zu nehmen ist den spanischen Bedienten zur anderen Natur geworden. Die Sache ist nicht neu, denn schon der römische Satyriker Persius, welcher vor 1800 Jahren lebte, kennt die Worte consuetudo est altera natura als eine sprichwörtliche Redensart, sie muß folglich damals schon alt gewesen sein.

Die spanischen Bedienten im Hause der Donna so und so hatten in Folge der schlechten Gewohnheiten des Supercargo von diesem nie irgend einen Nutzen gezogen. War er, wie er behauptet, zu wiederholten Malen in derselben Zeit in diesem Hause gewesen, so kam es daher, daß es die Zeit der größten Tageshitze, oder was dasselbe ist, der Siesta war, in dieser, zwischen Eilfe und Drei oder Vier Nachmittags, schläft jeder Mann und jede Frau und da zu dieser Zeit selbst die Diebe schlafen, so ist gar nicht einzusehen weshalb eine Hausthür verschlossen sein soll. Wenn nun Jemand um diese Zeit nicht schläft, so hindert ihn nichts ein Haus zu besuchen, in dem Alles schläft, eine Annehmlichkeit, welche dem Supercargo sehr einleuchtete und vermöge deren er ein und das

andere Haus wenn auch nicht zu nachtschlafender, so doch zu tagschlafender Zeit mit seinen Besuchen beehrt haben mochte.

In dieser Voraussetzung auch dieses Mal in gleicher Weise durchzukommen, hatte er das Haus betreten wollen, da aber die Bedienten nicht schliefen, sondern der Prozession zusahen, so sahen sie natürlich auch den edelen Supercargo und wenn sie schon ihn wirklich eindringen ließen, so hatten sie doch zwei gewichtige Gründe nichts Weiteres zu gestatten; vor allen Dingen hatte er ihnen keine Trinkgelder gegeben, das war schon ganz unverzeihlich, erhöht wurde aber die Abscheulichkeit dadurch, daß er an einem Feiertage in das Haus des würdigen Don so und so, eindrang. Unter Verabreichung der nöthigen Trinkgelder hätte man darüber hinwegsehen können, jetzt aber war der Besuch des Hauses während der Zeit der Siesta sowohl entehrend für den Herrn des Hauses, als ketzerisch während des Feiertags, sabbathschänderisch würde ein Engländer gesagt haben und so mußte der Herr Supercargo denn mit seinem Rücken und vielen anderen Theilen seines Körpers entgelten, was seine Finger gesündigt, nämlich zur rechten Zeit in die Börse zu greifen.

Die vielen blauen Flecke in seinem Gesicht zeigten, daß die gegen ihn unternommenen Demonstrationen ungemein kräftig gewesen waren, seine Eile hinsichtlich der Abreise zeigte, daß er noch ganz andere Besorgnisse hatte als diejenigen um seinen mehr oder minder dunkel gefärbten Buckel; aus seinen flüchtig hingeworfenen Worten wollte es beinahe scheinen, als besorge er einen Angriff auf sein kostbares Leben, ihm war vielleicht gedroht worden der Inquisition Anzeige wegen seines frevelhaften Beginnens an einem heiligen Feiertage zu machen und kein furchtbareres Schreckbild konnte es geben als dieses, denn zu allem was es Schreckliches in der That gegeben hat, kam noch hinzu, was er sich einbildete und was man ihm eingebildet haben mochte. So hieß es denn fort aus dem gräßlichen Lande, obschon er sich in demselben bis zu diesem Augenblick ganz gut unterhalten. Die Leute wurden zusammengerufen, in die Schaluppe gepackt und ich wiederhole, daß ich zu meinem Glück den Seitenweg eingeschlagen, denn ich wäre der Letzte gewesen, auf welchen der Herr Supercargo gewartet.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Der Supercargo in Todesangst vor der Staatsinquisition und nicht ohne Grund, denn es ward dem fliehenden Supercargo eine Staatsbarke nachgesendet. Ein Offizier stand hoch aufgerichtet in derselben und machte allerlei bedeutungsvolle Gesticulationen. Bericht des Engländers Rowley über die schändliche Race, welche diesen Archipel bewohnt.

Seinen Abschied bezeichnete der Supercargo noch durch einen Act besondrer Feinheit oder Schlauheit, wie man dies nennen will. In dem Hause, welches

derselbe am Hafen gemiethet hatte, waren zwei von seinen schönen Damen gewesen, um die Stunden auszufüllen, welche ihm ohne besondere Beschäftigung in demselben Fache verfließen sollten. Zu seiner und ihrer Bequemlichkeit war die Wohnung vom Schiffe her ziemlich gut möblirt worden, an Dienerschaft hatte er eine hübsche Anzahl von Tagalen und den unvermeidlichen chinesischen Factor, den Geschäftsmann angenommen. Bei seiner eiligen Flucht hatte er keinen derselben bezahlt und als die Matrosen mit der Jolle dahinkamen, um die Damen und die sonstigen Sachen des Supercargo abzuholen, wurde ihnen die Abgabe dieser Gegenstände verweigert, bis die Bezahlung erfolgt wäre. Da die Matrosen eine solche nicht zu leisten vermochten, wurde das Pfandrecht geübt und sie mußten unverrichteter Sache zum Schiffe zurückkehren, welches indessen die Anker bereits gelichtet.

Obschon der Steuermann kein Wort von Inquisition vernommen oder wiedererzählt hatte, stak dem Supercargo das Schreckbild derselben doch so fest im Sinne, daß er sich nicht zu längerem Aufenthalt entschließen konnte, sondern zwei seiner Mädchen und sogar seine Toilette und sonstiges Reisegeräth dem Feinde preisgab. Ich habe nie erfahren was aus den Mädchen geworden ist, wahrscheinlich sind sie als Sclavinnen von Hand zu Hand gegangen und mögen wohl ein jämmerliches Ende genommen haben. Ein fühlendes Herz hatte der Supercargo doch, denn ich hörte ihn wiederholt seufzen über den Verlust seiner schönen — Zahnbürsten.

Mit einer unbeschreiblichen Eile und mit Zurücklassung der wichtigsten Papiere entfloh der Würdige dem gefährlichen Orte. Als wir bereits auf dem Wege waren, kam uns eiligst ein Boot nach, der Supercargo sah es mit solchem Schrecken, daß ich wahrnehmen konnte, wie sogar die blauen Flecke in seinem Gesicht schwärzer wurden, indem sie als blutunterlaufen auf dem völlig blutleeren Gesichte mit doppelter Stärke hervortraten. Es waren die Boten der Inquisition, es war um sein junges Leben geschehen, o die Angst macht scharfsichtig. Es sollte alsbald aus den beiden größten Stücken in der Kapitainscajüte auf die Nahenden geschossen werden und es gab abermals einen starken Zwist, indem der Kapitain dem gegebenen Befehle durchaus nicht Folge leistete, da er zuerst die Nothwendigkeit gar nicht einsah, zweitens aber versicherte, man würde die paar spanischen Kriegsschiffe ihm auf den Hals schicken und er würde auch der befestigten Hafenmündung wegen die Bai gar nicht verlassen können.

Während sich der Supercargo verzweifelt in seine Gemächer zurückzog, um sich hinter irgend welcher Tapetenthür zu verbergen, langte das Boot der Staatsinquisition an, brachte uns einen Piloten, um uns aus der Bai zu führen und die zurückgelassenen Papiere, für deren Ausfertigung der Pilot eine mäßige Summe zurückbringen sollte. Die plötzliche Entfernung des Schiffes war nämlich von der Schildwacht gesehen und berichtet worden. Der Vorfall während der Prozession war Niemanden in der Festung bekannt, keiner der

hohen Würdenträger war anwesend, der sich über die schnelle Abreise ohne Abschied hätte wundern können, der im Bureau des Gouverneurs anwesende Schreiber glaubte, das Zurücklassen der Papiere sei eine bloße Vergeßlichkeit und um seiner Gebühren nicht verlustig zu gehen, schickte er dieselben uns nach.

Auf solche Art löste sich der entsetzliche Vorfall, welcher den Supercargo beinahe an den Rand des Grabes gebracht, aus Furcht nämlich, denn etwas Anderes als seine Phantasie bedrohte ihn nicht. Damit aber auch in der Zukunft nichts Schlimmeres ihm nahe, wurde der Pilot, nachdem er uns zum Hafen hinausgeführt, mit der Nachricht entlassen, wir segelten nach den Carolinen. Als wir aber nach zweien Tagen um den Süden der Insel herum in das offene Meer gelangten, wurde der scheinbare Weg verlassen und das Schiff nordwärts gewendet, wir steuerten auf die Mariannen zu, etwas was der Supercargo sich selbst nicht einmal zu gestehen wagte, damit es Niemand anders erfahre und es nicht etwa durch den Wind nach Luçon getragen würde.

Als nach zweien Tagen kein Schiff uns nachkam, begann erst der Supercargo frei aufzuathmen, er zeigte sich wieder auf dem Verdeck und er versuchte zu lächeln, was indessen bei seiner gegenwärtigen Schäbigkeit ziemlich unglücklich ausfiel.

Auf offnem Meer hat man wenig Zeitvertreib, ich nahm daher denjenigen Gegenstand vor, welchen ich gewöhnlich auf den eigentlichen Seereisen hervorsuchte, ich studirte Geographie und Geschichte der Inseln, die wir besuchen sollten.

Ach diese Geschichte ist traurig genug.

Die Inseln wurden von Maghellan im März des Jahres 1521 entdeckt und sie wurden nach der Eigenthümlichkeit ihrer kleinen Segelboote benannt, diese nämlich führten ein dreieckiges, ein sogenanntes lateinisches Segel und Maghellan hieß daher seine neue Entdeckung „die Inseln der lateinischen Segel." Als späterhin die Brutalität der Matrosen Zwistigkeiten veranlaßte und die Spanier flüchtig die Insel verließen, nannte man sie Diebs-Inseln (Islas de los Ladrones). Eine größere Anzahl wurde von dem Schiffe ans Land geschickt, aber nicht mit besserem Erfolg, denn die Insulaner waren ein herrliches, kräftiges, wohlgebautes und sehr tapferes Volk. Man nannte die Inseln unnahbar, verrätherisch, man nannte ihre Bewohner barbarisch, bösartig und treulos und da die Inseln überhaupt klein waren, bekümmerte man sich wenig um dieselben, sie wären vielleicht auch ganz in Vergessenheit gerathen, wenn sie nicht auf der großen Straße zwischen Amerika und Japan gelegen gewesen, so kam dann und wann ein Schiff daran vorbei, versah sich mit den überreichlichen Lebensmitteln, die dort so gut wie gar keinen Preis hatten, und es wurde dann viel erzählt von der Herrlichkeit der Inseln, von der Schönheit ihrer Bewohner, von der Größe, Kraft und Tapferkeit der Männer, bis allmälig die Spanier, damals noch im Besitz des Welthandels, wieder auf diese Inseln aufmerksam wurden und von neuem Schiffe dahin absendeten. Das geschah im Jahr 1565, von

da fängt auch die Bekehrung zum Christenthume an, welche mit der gänzlichen Ausrottung der gesammten Bevölkerung endete, pacifica, beruhigend, nannten dies die Spanier.

Wollen wir etwas von den Bewohnern der Mariannen wissen, so müssen wir auf frühere Zeiten zurückkehren, denn die Inseln sind die einzigen im ganzen Australocean, welche gar keine Urbewohner mehr übrig haben, die jetzigen Einwohner sind sowohl von den Philippinen als von den Sandwichs-Inseln herübergebracht.

Die Alten werden als groß, schön und äußerst proportionirt geschildert, stark, muthig, sehr behende und von äußerst einnehmenden Gesichtszügen, wird es beinahe zweifelhaft, ob sie wirklich, wie man muthmaßt, von den Malayen der indischen Inseln herstammen, man schließt dieses aus ihrer Gesichtsfarbe, ihrer Geschicklichkeit in der Schifffahrt; der triftigste Grund dürfte wohl noch sein die Sprache, welche man für einen Dialekt der malayischen Sprache hält, die übrigen Beschreibungen aber passen keineswegs, so z. B. kann man eigentlich nicht sagen, daß die Malayen schöne Gesichtszüge hätten und geben wir auch zu, daß die Ureinwohner der Mariannen die abscheuliche Sitte der Malayen, den neugebornen Kindern den Nasenknochen einzudrücken, nicht gehabt, so würde dies nur die Anmuth des Gesichtsausdruckes, nicht aber die Schönheit der übrigen Form erklären, denn die Malayen sind schlank und zierlich gewachsen, nicht hoch und auch nicht stark, während die alten Einwohner der Gruppe der Mariannen sich mehr als durch gewöhnliche Größe, durch breiten und starken Körperbau, demnächst auch noch durch eine mehr als gewöhnliche Kraft auszeichneten.

Von dieser werden in den alten Berichten mancherlei Mittheilungen gemacht. Ein Spanier schoß mit einer Armbrust einen Bolzen nach einem Eingebornen. Rasch zog derselbe den Pfeil aus der tiefen Wunde und warf ihn zurück auf den Spanier, der davon getroffen, den Bolzen nicht mehr aus der Wunde zog, sondern vielmehr rasch genug verendete — Ein Spanier rang mit einem vierzehnjährigen Knaben, um ihn zu fangen und aufs Schiff zu nehmen, plötzlich ergriff der junge Bursche den bewehrten Mann mit beiden Händen, hob ihn in die Luft und trug den wehrlos Zappelnden lachend davon.

Ein Jeder wird einsehen, daß dieses zwar Beweise von Stärke, aber auch von einer solchen Brutalität sind, daß ihr — will man überhaupt mit den Leuten Verkehr haben — die Strafe unmittelbar folgen muß; es wurden daher in beiden Fällen wohlbemannte und bewehrte Schaluppen ans Land geschickt, um die Verwegenen zu züchtigen. Die nächsten Häuser und Dörfer wurden in Brand gesteckt, Hunderte von Eingebornen wurden getödtet, und daß die Matrosen auch nicht unverletzt davon kamen, hatte zur natürlichen Folge, daß man die Insulaner für ganz teuflische Geschöpfe hielt, mit denen kein Auskommen sei und welche man ausrotten müsse. Ein engländischer Schiffskapitain Cowley

erzählt gleichfalls einen Colonisations- und Bekehrungsversuch. Es hatten sich auf der Insel Rota einige Walfischfänger niedergelassen, um dieselbe als Zwischenstation zu benutzen. Sie hatten sich, wie englische Matrosen immer, jede mögliche Rohheit erlaubt und standen daher auf dem Kriegsfuße mit den Insulanern. Der Kapitain Cowley wollte die Station verstärken, er landete, allein die bereits vielfältig gemißhandelten Eingebornen widersetzten sich der Landung noch mehrerer Weißen, weil sie ganz genug hatten an den Pröbchen, welche ihnen bis dahin gegeben waren. Da natürlich den Engländern die ganze Welt, nicht blos die ganze Erde gehört, so konnte eine solche Widersetzlichkeit nur eine derbe Züchtigung zur Folge haben, es wurden ein Paar Boote ans Land gesendet und sie brachten nach einem blutigen Gefecht vier Männer mit an Bord, denen man das berühmte Bildungsmittel der Engländer, die neunschwänzige Katze, zugedacht hatte, um sie in Stand zu setzen, ihren Landsleuten die nöthigen Aufschlüsse über die Segnungen der Civilisation zu geben.

Cowley erzählt hierüber selbst: „Wir führten viere von diesen Ungläubigen mit auf den Rücken gebundenen Händen an Bord, aber kaum waren sie auf dem Verdeck als drei derselben, so gebunden, in das Meer sprangen und sich schwimmend entfernten, obwohl sie ihre Hände, die fest zusammengeschnürt waren, durchaus nicht brauchen konnten. Die noch mit Matrosen besetzte Schaluppe verfolgte sie augenblicklich und man konnte sich überzeugen, daß ihre Haut so fest und so stark war, daß sie durch einen Säbel beim ersten Hiebe nicht einmal getrennt wurde, einer von den Schurken erhielt 40 Flintenschüsse. Der Dritte wurde erst getödtet, nachdem er mit gebundenen Händen und den noch mit Ketten belasteten Armen eine gute Meile geschwommen war.

„Nachdem wir die Insulaner als so abscheuliche Menschen kennen gelernt, beschlossen wir ihnen ernstlich den Krieg zu machen, jeden Tag wurde gelandet und es wurde ohne Weiteres auf alle diejenigen geschossen, welche man zu sehen bekam, sodaß allmälig der größte Theil der Insulaner ausgerottet wurde.

„Nach einiger Zeit sandten sie uns zwei ihrer Häuptlinge, um über einen Frieden oder Waffenstillstand zu unterhandeln, aber wir verschmähten natürlich alle Annäherung zu solchen Wichten und wir hatten auch vollkommen Recht, denn kurze Zeit nachher landeten wir wieder, wir erblickten einige Frauen und Mädchen, welche uns verdächtig schienen und welche wir niederschossen, alsbald kamen von allen Seiten die Insulaner herbei, unter dem schändlichen Vorgeben, die Ihrigen rächen zu wollen, aber sie wurden, da wir auf dergleichen Nichtswürdigkeiten vorbereitet waren, mit gehacktem Blei und Kettenkugeln empfangen, worauf sie sich beruhigten."

Eine eigenthümliche Art die Colonisation zu versuchen, aber keineswegs eine seltene, denn die Europäer haben ganz besondere Begriffe von ihrem Werthe und dem anderer Völker, und nach Maßgabe dieser pflegen sie zu handeln und in solcher Weise pflegten sie auch ihre Religionsansichten den fremden

Völkern aufzudrängen. Daß die Bestialität, mit welcher gegen sie verfahren wurde, den armen Unglücklichen keine große Neigung zu der Religion beibringen konnte, unter deren Deckmantel diese Barbareien verübt wurden, hinderte durchaus nicht, sie durch den rohesten Druck zur Annahme derselben zu bringen. Und die Spanier waren es vorzüglich, welche das erhabene Werk der Bekehrung zum Ziele führten. Auf allen Inseln landeten spanische Mönche, predigten das Heil durch den Erlöser und ließen sofort niedermetzeln einen Jeden, der dieses Heil zu ertragen nicht geneigt war. Die daraus hervorgehenden steten Kriege verringerten die Bevölkerung mit jedem Tage und im Jahr 1699 konnte Quiroga sagen, daß es auf sämmtlichen Inseln keinen einzigen Götzendiener, keinen einzigen Rebellen mehr gäbe, er konnte es mit vollem Rechte sagen, denn es war überhaupt kein Eingeborner mehr vorhanden. Dies nennen die Spanier Pacifica.

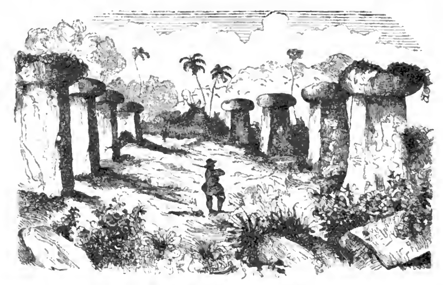
Ein Mönch dieser Nation, der Fra Juan de la Concepcion, hat eine Geschichte der Philippinen geschrieben und in derselben auch der Eroberungen gedacht, welche von diesen aus auf den Mariannen gemacht worden. Er sagt darüber: „Diese so sehr beträchtliche Verminderung und das darauf folgende allmälige, gänzliche Verschwinden der Urbevölkerung rührt von der Unterwerfung her, zu der sie unsere Waffen zwangen, sie konnten, die Freiheit liebend, kein fremdes Joch erdulden und es war ihnen so drückend, daß, unvermögend es abzuschütteln, sie sich lieber ertränkten oder den Haifischen entgegengingen, um sich von ihnen fressen zu lassen, oder sich auf irgend eine Weise von ihren Freunden selbst das Leben nehmen ließen. Die Weiber machten sich unfruchtbar oder sie ersäuften ihre armen Kinder in der vollen Ueberzeugung, daß sie durch solchen Tod dieselben von unendlichen Mühseligkeiten und von großem Elend befreiten. So hielten sie die Abhängigkeit für das äußerste und erbärmlichste Leben und starben lieber des qualvollsten Todes als daß sie sich unterworfen hätten."

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Die Bewohner der Mariannen-Inseln, welche man Diebsinseln nennt, weil sie dem Maghellan ein Dutzend Nägel gestohlen hatten. Bauten, welche sie ausgeführt und von denen man nur noch die gewaltigen Unterlagen erkennt. Ein liebenswürdiges, fröhliches Völkchen, zu fern von den Spaniern und den Wegen, welche die Engländer hier eingeschlagen haben, hat dieses seine Liebenswürdigkeit noch nicht ganz verloren.

Und welch ein edles, welch ein liebenswürdiges Volk war es, das man auf solche Weise beruhigt hatte! Schon 'zu Maghellan's Zeiten standen sie nicht mehr auf einer unteren Stufe der Kultur, sie hatten feste Wohnsitze, sie hatten öffentliche, von Stein gebaute Tempel, Häuser für ihre Häuptlinge und für ihre Priester. Noch jetzt, nach drei Jahrhunderten staunt man die Ruinen

an, welche aus jener Zeit übrig geblieben sind und welche auf Tinian und auf der Insel Rota gefunden werden. Das Merkwürdigste vielleicht ist an diesen Ruinen das Material, aus welchem sie bestehen, sie sind nämlich aus gebranntem Kalk und aus grobem Sande, d. h. also aus Mörtel geformt und dieser



Substruction zu großen Steinbauten.

Mörtel ist so vortrefflich und so außerordentlich fest, daß er bis jetzt der Verwitterung Widerstand geleistet hat. Die auf unsrem Bilde gezeichneten Säulen, obeliskenartig abgeschrägt und mit einem Abakus versehen, welcher einen Kugelabschnitt bildet, haben eine Höhe von 14 Fuß und eine Stärke von 6 oben und von 7 unten, sie sind wahrscheinlich die Unterbauten eines Tempels gewesen, welchen man nicht, gleich den Wohnhäusern, auf Pfähle setzen wollte.

Ihr Häuserbau war zwar sehr einfach, doch zeigte auch er eine schon fortgeschrittene Kunst und den Wunsch sich eine größere Bequemlichkeit zu verschaffen als auf gewöhnliche Art möglich war, die Häuser nämlich bildeten nicht mehr einen Allen gemeinsamen Raum, sondern sie hatten vier Abtheilungen, deren eine das Wohn- und Empfangzimmer war, die zweite zur Schlafstätte für das Ehepaar und die dritte zum Aufenthalt für die Kinder diente, die vierte Abtheilung war eine Vorrathskammer und gekocht wurde unter dem Hause. Einen großen Fortschritt in der Kultur zeigten sie darin, daß sie eine Münze hatten, vermöge deren alle verkäuflichen Gegenstände einen gewissen Preis erhielten, taxirt werden konnten, auf ein gewisses Maß zurückgeführt. Diese Münzen waren runde Scheiben von schön polirtem Schildpat, in der Mitte mit einem Loch versehen und auf eine Schnur gereiht, wodurch sich eine beliebig lange Walze bildete

und nach welcher man sagen konnte, dieser Gegenstand ist so viel und jener so viel Scheiben werth, ein dritter hat den Werth zweier oder dreier Schnüre.

Es gab auch noch größere Münzen derselben Art, welche zu prägen die Häuptlinge das Recht hatten. Ganze Schildkrötenfelder wurden mit einem oder mit mehreren Löchern versehen und hatten einen um so größeren Werth, je weniger Oeffnungen darin waren. Wenn ein sehr tapfrer Krieger eine Schildkröte schwimmend besiegt hatte (das mochte wohl ein nicht geringes Wagestück sein), so löste er ihr die Felder von Schildpat ab und brachte sie dem Häuptling, welcher einige derselben behielt, die anderen aber, je nachdem er dem Darbringer wohl wollte, einmal oder öfter durchbohrte. Der Besitz dieser so bezeichneten Schildkrötschaalen gab nicht nur ein hohes Ansehen (es war eine Art Orden, eine Auszeichnung), sondern auch einen gewissen Reichthum, denn diese Stücke hatten einen wirklichen Werth und wurden als Tauschmittel überall angenommen.

Was aber die Bewohner der Mariannen als ganz besonders hoch stehend vor allen übrigen Insulanern des Stillen Meeres bezeichnet, ist die große Achtung, in welcher bei ihnen das weibliche Geschlecht stand. Dasselbe war nicht das Last- und Arbeitsthier des Mannes, sondern es hatte Rang und Würde des Mannes, wenn schon nicht seinen Titel, wie dieses komisch genug bei uns der Fall ist.

Das Weib war geachtet und angesehen, es stand nur dem Haushalte vor, indessen alle Arbeiten vom männlichen Geschlechte besorgt wurden. Nach dem allgemeinen und einstimmigen Urtheil der Schriftsteller jener Zeit waren die Bewohner der Ladronen überhaupt nicht nur schön und von schönstem Ebenmaß, sondern die Frauen waren es ganz vorzugsweise und sie haben manche begeisterte Schilderung hervorgerufen, welche es uns doppelt empfindlich macht, daß jenes schöne und edele Geschlecht auf eine so rohe, abscheuliche Weise von der Erde vertilgt worden ist.

Das liebenswürdige, edle Volk hatte eine gebildete Sprache und hatte Dichter, welche in dieser Sprache die anmuthigsten Lieder dichteten und es hatte sogar nicht ganz oberflächliche Begriffe von den Gesetzen der Musik, denn eben diese Lieder von den schönen Frauen, ein- oder mehrstimmig gesungen, sind uns durch die Geschichtsschreiber aus dem Stande der Mönche aufbewahrt worden und diese, deren Gottesdienst immer mit Musik verbunden ist, mußten den Werth solcher Leistungen zu schätzen wissen, sie erzählen von dem Frohsinn, von der Gutmüthigkeit, von der Liebenswürdigkeit dieser Menschen, von ihren Abendversammlungen zu heiteren Tänzen oder pantomimischen Darstellungen, zu Gesang und Spiel und zu den unschuldigsten Freuden eines reinen und gesitteten Volkes, so daß man immer weniger begreifen kann, was die verruchten Spanier bewog, gerade diese edlen Menschen bis auf den letzten zu vertilgen.

Auf den Mariannen war die Vielweiberei zwar gestattet, aber nicht häufig

und wohl nur von solchen die großen Grundbesitz hatten, geübt, weil die Frau gewissermaßen ein kostbarer Artikel war, sie mußte den Eltern abgekauft werden. Das Band der Ehe war ein rein bürgerliches, das Contraktverhältniß konnte durch beiderseitiges Einverständniß gelöst werden. Untreue der Frau berechtigte den Mann zwar den Verführer zu tödten, aber keineswegs zur übelen Behandlung der Frau, er konnte sich von ihr trennen, mußte sie den Eltern zurückschicken, sich von ihrem Eigenthum trennen und hatte nicht die Berechtigung den Kaufpreis zurückzuverlangen.

Vor der Verheirathung waren beide Geschlechter ganz unabhängig, die Verpflichtung zur Treue trat erst ein, wenn man sich ehelich verbunden hatte. In jedem großen, zahlreich bewohnten Orte gab es ein Haus, Goma olitaos (Haus der Unverheiratheten), in welchem sich diejenigen versammelten, die noch nicht Neigung oder noch nicht Wohlstand genug hatten, um sich ehelich zu verbinden. Junge Leute, welche sich liebten, bestimmten sich gegenseitig eine Zeit der Zusammenkunft. So sehr dieses eine Schande gewesen wäre für eine Frau oder einen verheiratheten Mann, so vollkommen vorwurfsfrei blieb aber doch der oder die Unverheirathete. Der Besuch dieses Hauses warf nicht den leisesten Schatten auf den Charakter und die Eltern selbst hatten nicht das Geringste dagegen, daß ihre Töchter das Haus der Unverheiratheten besuchten; und die jungen Mädchen, welche solches Haus oft genug besucht hatten, wurden die tadelfreiesten Gattinnen und behandelten Mann und Kinder mit einer Hingebung, von welcher die spanischen Schriftsteller mit Bewunderung sprechen, auch wollen sie nirgends einen ähnlichen Grad von zwanglosem Gehorsam bei Kindern gefunden haben, als gerade bei diesen Insulanern. Daß diese Sitte nicht störend auf das Familienglück wirkte, geht schon daraus hervor, daß die verwandtschaftlichen Bande sich außerordentlich weit erstreckten, und daß irgend welche Verbindung zwischen zwei Personen sofort die beiden ganzen Familien zu Verwandten machte.

Die Urbewohner hatten ein gesundes Urtheil und ein lebhaftes Auffassungsvermögen. Ihre Sprache war bildsam und sie vermochten sich sehr beredt auszudrücken, ihre Einbildungskraft war sehr feurig, was aus den uns aufbewahrten Liebesliedern und aus den märchenhaften Erzählungen hervorgeht. Häufig wurde ihnen ein unbeständiger, schwankender Charakter zugeschrieben, es war aber nichts weiter, als der schnelle Wechsel von Empfindungen, welcher sich bei allen weniger kultivirten Völkern zeigt, die Verstellung ist dem Naturkinde fremd, und daß diese Verstellungskunst sich mit einem gewissen Kulturgrade vereinigt, wurde gerade von diesen Insulanern bewiesen. Maghellan nannte den Archipel höchst unehrenhaft den der Ladrones, der Diebe, weil ihm einige Nägel, Knöpfe und dergleichen entwendet wurden, und gerade diese Leute hatten viel mehr Achtung vor fremdem Eigenthum als die Spanier, und die paar Nägel, welche gestohlen worden, waren vielmehr aus Neugierde, und da sie den

Gebrauch derselben nicht kannten, sogar gänzlich ohne eigennützige Absicht genommen worden, was ja erst den Diebstahl charakterisirt, aber freilich, solche Unterschiede vermochten die Spanier und vermochten die civilisirten Völker überhaupt, insofern sie uncivilisirten gegenüberstanden, nicht zu machen.

Die Eingebornen theilten sich in verschiedene Rangklassen, in Stände; es gab einen hohen Adel, einen Mittelstand und einen niedrigsten Stand, das Volk in größter Ausdehnung. Der Adel wurde mit dem Namen Chamori bezeichnet und genoß einer hohen Achtung. Ein Adeliger aß nie mit Leuten, welche nicht von gleichem Stande waren und verheirathete sich in gleicher Weise ebenbürtig. In Polen und Rußland fällt der Bauer vor dem Herrn auf die Knie und küßt seine Füße, auf den Mariannen geschah dasselbe, doch nur mit Redensarten. Der Mann aus dem Volke neigte sein Haupt vor dem Adeligen möglichst tief und sagte: ich küsse deine Füße; nur die Frauen nahmen sich von dieser Sitte aus, sie verneigten sich nur vor dem Höhergebornen.

Diese Sitte war nichts weniger als sclavisch, denn so hoch die Häuptlinge im Ansehen standen — wie reiche Banquiers, welche einen guten Tisch führen und viele Gäste laden, wie reiche Rentiers, welche ihre Salons mit Gemälden schmücken und Schauspieler und Sänger zur Unterhaltung ihrer Gäste in ihr Haus ziehen, von diesen Künstlern auch hoch geachtet werden, so war es mit den Chamori's gleichfalls. Aber wenn in einer Volksversammlung etwas berathen wurde, so hatten diese Banquiers und Rentiers nicht mehr Gewicht als ein Anderer, es sei denn, daß große Beredtsamkeit, daß durchdringender Verstand ihnen zur Seite gewesen wäre. *Ihre Meinung* war gleichgültig, Niemand richtete sich nach derselben, wenn sie aber Jemanden von der Richtigkeit ihrer Meinung überzeugen konnten, so folgte man ihnen gern, der Adel machte es also nicht, sondern die Verstandeskraft.

Wenn irgend etwas Bedeutendes ausgeführt werden sollte, so wurde das Volk zusammenberufen, in anderen, minder wichtigen Fällen aber nur der Stamm, nur die Bewohner eines Ortes, das Erste geschah bei voraussichtlichen Kriegen, das Letztere bei einer Tempelbaute oder bei Errichtung eines Vergnügungshauses, eines Casinos. In solchem Falle hatte sich dort ein Gebrauch eingebürgert, welcher auffallend an das Schnüren der Maurer erinnert. Wenn z. B. ein solcher Bau unternommen war und es ging ein wohlhabender Bewohner eines benachbarten Dorfes vorbei, so liefen die Frauen zusammen, drehten schnell aus Palmen oder Bambusblättern ein Band und hielten es dem Fremdling vor, ihm den Weg dadurch versperrend. Hiermit war er gefangen und als Zeichen der Gefangenschaft legte man ihm das Band aus Palmenblättern um den Arm und führte ihn nach dem Orte des Baues selbst, hier mußte er sich durch eine Gabe irgend welcher Art auslösen, die dann sofort zum Besten der gesammten, beim Bau beschäftigten Leute verbraucht ward. Genau so wie wir gewohnt sind, es bei unseren Hausbauten von Seiten der

Maurer durchführen zu sehen, nur sind die Leutchen dort etwas bescheidener, denn sobald der Vorbeigehende erklärt, er habe Eile oder es sei Jemand krank in seinem Hause, so wird er unweigerlich entlassen, verweilt er aber lachend in seiner anmuthigen Gefangenschaft, so beeilt seine Familie sich ihn auszulösen, was dadurch geschieht, daß sie dem Erbauer des Hauses, dem Haupt bei der ganzen Arbeit, ein Geschenk macht, dafür diesem die Verpflichtung obliegt, die sämmtlichen Arbeiter sehr reichlich und den Gefangenen ganz besonders splendid zu tractiren.

Ist diese fröhliche und lustige Gefangenschaft vorüber, so führt man den bis dahin als Gefangenen Betrachteten unter lustigen Liedern seinem Ziele entgegen und läßt ihn dann unter den herzlichsten Freundschaftsbezeigungen gehen.

Die alten Bewohner dieses Archipels hatten eine eigene ausgebildete Religion, sie glaubten an eine Unsterblichkeit der Seele, an ein Paradies und an eine Hölle, wenn wir so sagen wollen. Alle diejenigen, welche ruhig in ihrer Häuslichkeit starben, galten für begünstigt von den Göttern und genossen eines Lebens nach dem Tode, welches dem gleich war, was sie des Besten auf dieser Erde kannten. Diejenigen aber, welche eines gewaltsamen Todes starben, kamen in eine andere Welt, sie galten für solche, welche nicht in der Gunst der Götter standen, sie wohnten nunmehr bei den Anitis, den bösen Geistern, denen die Antis, die guten Geister, die Seelen der ruhig Verstorbenen gegenüberstanden. Diese letzteren bewachten die Ihrigen und schützten sie gegen Gefahren. Sie lebten unsichtbar unter ihren Familien, ebenso wie die bösen Geister und sie waren immerfort damit beschäftigt, das zu verhindern, was diese letzteren Uebeles zu stiften versuchten.

Die Liebenswürdigkeit dieses Volkes, die Gutmüthigkeit und Reinheit desselben geht z. B. daraus hervor, daß eines der schwersten Verbrechen, was sie kannten, die Umstürzung eines Eckpfeilers von einem Hause war. Auch ihre Zauberer zeichneten sich dadurch von denen aller Anderen aus, daß sie nur Gutes thaten.

Die Hochzeitsgebräuche waren sonderbar genug, sie waren beinahe alttestamentarisch. Von dem jungen Mann, der sich zu verheirathen begehrte, wurde ein Bewerber abgeschickt, welcher die Erklärung überbrachte, daß der und der die Tochter des Hauses zu besitzen wünschte. Eine Bedenkzeit von mehreren Tagen wurde nun erbeten, man berieth sich mit den Verwandten über die projektirte Verbindung. Wenn nun der Freiwerber wieder kam, wurde ihm die bejahende oder verneinende Antwort gegeben; fiel dieselbe bejahend aus, so mußte der Bräutigam in das Haus der Braut kommen und daselbst dienen im eigentlichsten Sinne des Wortes, wenn auch nicht sieben Jahr, wie Jakob um die häßliche Lea und nochmals sieben Jahr um die schöne Rahel, so doch wenigstens so lange, bis man sich genau davon überzeugt hatte, was der Bräutigam denn eigentlich könne, ob er ein guter Ackerbauer, oder Fischer oder Schiffer und

Schiffsbauer sei und erst, wenn die Prüfungszeit ganz vorüber, wurde die Hochzeit ausgerichtet. Der Wohlstand des Bräutigams machte übrigens, falls er sonst nur genehm erschien keinen Unterschied, hatte er nicht Haus und Hof, so traten alsbald nach seiner Annahme als Bräutigam die künftigen Verwandten desselben zusammen, um ihm ein Haus zu erbauen auf irgend einer Stelle, welche noch keinen Herrn hatte, und Jeder gab ein Stück zu der häuslichen Einrichtung her und die neue Haushaltung war begründet.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Ein kleines Paradies, die Insel Guam. Klagen der Eingebornen über die liebenswürdigen Europäer, phantastische Träume der armen unschuldigen gegenüber den colonisirenden Europäern.

Alle Gegenstände für den Gebrauch waren ungemein zierlich gearbeitet, so wie sie gleichzeitig sehr dauerhaft waren. Noch jetzt bezahlen reiche Bewohner der Philippinen Flechtwerke, Matten und Schnüre, Becher oder sonstige Trinkgeschirre der Mariannen mit ungeheueren Preisen und die Zierlichkeit daran ist so groß, daß sie nachzuahmen selbst für unsre vervollkommneten Werkzeuge schwierig wäre. Die Männer bauten Kähne, bauten Häuser und versahen überhaupt, wie bereits oben bemerkt, jede irgend schwierige, Kräfte fordernde Arbeit.

Es war kein Wunder, daß diese glücklichen Menschen die abscheuliche, die barbarische Behandlung mehr fürchteten als den Tod, es war natürlich, daß sie sich vor ihnen und vor den pestartigen Krankheiten, die sie mitgebracht, so weit flüchteten als möglich, und sollte es bis in den Tod sein. Ein spanischer Geschichtsschreiber vom Ende des 17. Jahrhunderts hat uns die Klage eines Bewohners von Guam aufbewahrt, sie ist das Rührendste, was je aus dem Munde eines unglücklichen Unterdrückten gekommen und sie ist zugleich in jedem einzelnen Worte vollkommen wahr:

„Diese Fremdlinge haben gesagt, sie wollten uns glücklich machen, und unter diesem heuchlerischen Vorgeben haben sie uns die Freiheit geraubt. Sie haben unsren gewandten, kräftigen Körper mit allerhand fesselnden Gegenständen, die sie Kleider nennen, belastet und haben uns am Gebrauche unsrer körperlichen Kräfte und Geschicklichkeit gehindert. Sie haben uns allerlei Gewürm gebracht, welches auf unseren Leibern umherkriecht und von dem wir uns nicht zu befreien verstehen und von denen sie selbst wie eine Leiche von der Fäulniß verzehrt werden. Wir lebten ruhig, unschuldig, zufrieden, sie haben uns verderbliche Laster überbracht; bevor diese verhungerten Gäste zu uns kamen, haben wir einen Theil des Tages gearbeitet, einen andern Theil uns vergnügt

und in einem dritten Theil, in dem Schlaf neue Stärkung zur Arbeit und zum Vergnügen gesammelt; sie haben uns zwar einzelne Bequemlichkeiten und Genüsse verschafft, aber sie haben uns nicht die Mittel gegeben, diese Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten uns selbst zu bereiten, sondern sie haben nur unsre wohlschmeckenden Früchte und unsere feinste Arbeit begehrt und uns dafür das brennende Wasser gegeben, was unsere Sinne umnebelt und unsere Kräfte aufzehrt. Sie haben vorgegeben, unsere schönen Töchter zu lieben und haben ihnen Krankheiten eingeimpft, welche sie, die von uns sonst Geliebten, uns zum Ekel und Abscheu gemacht haben und welche diese Uebel, bevor sie noch erkannt werden konnten an der zerstörten Schönheit, über das Land verbreiteten und mehr Opfer forderten als der blutigste Krieg. — Wägen wir gegeneinander ab, was sie uns gaben und was sie uns nahmen, so finden wir, daß das Erstere nur verabscheuenswerth und das Andere unersetzlich ist. — Bei den Seelen meiner Vorfahren, wir sind Euch keinen Dank schuldig."

Und diese armen, edlen und vortrefflichen Menschen wurden mitleidslos, erbarmungslos gewürgt und als ihre Zahl geringer und geringer wurde, trieb man sie wie Wild zu einer großen Jagd zusammen und verpflanzte sie nach Guam und Saypan; in den ersten Jahren des 18. Jahrhunderts aber versammelte man sie alle auf der Insel Guam und dort vergingen sie allmälig, so daß Adalbert von Chamisso im Jahr 1817 nur noch ein einziges, alterndes und nicht mehr fortpflanzungsfähiges Menschenpaar darauf fand.

Wir nahten uns der schönen Insel Guam; als wir unter Wind der schönen Insel kamen, überfloß uns eine Fülle von Wohlgerüchen, welche ich vergeblich mit irgend etwas zu vergleichen suchte. Die Blüthen der verwilderten Fruchtbäume, der Orangen, der Pandanus, welche nicht mehr gepflegt werden, schütteten dieselben aus. Ich war ganz berauscht von den gewürzreichen köstlichen Früchteu und ich dachte mir darin schwelgend, ein glückliches, reiches Naturvolk. Ach, wie enttäuschte mich der erste Schritt, den ich an's Ufer setzte, ich war nicht auf den Mariannen, ich war in Spanien. Wir landeten im Hafen der Stadt Agagna als gerade die Abendglocken ertönten, überall hörte ich sie von den Thürmen herabklingen, überall sah ich das Kreuz errichtet, nicht allein vor den Kirchen oder auf den Plätzen, sondern so weit das Auge trug, auf isolirten Felsen und auf in das Meer springenden Vorgebirgen. Ich glaubte nicht auf den Mariannen, ich glaubte in einer Vorstadt von Manilla zu sein.

Ich hoffte auf die Beendigung des Abendläutens, aber es war nicht dieses, was ich hörte, es war das Einläuten eines Festes, an dessen Vorabend wir anlangten, die Bevölkerung eilte nach den Kirchen und da sie nicht groß genug waren, um die ganze Menschenmasse zu bergen, zogen wenigstens Frauen und Mädchen in langen Linien schweigsam und gesenkten Blickes zu den heiligen Orten, was übrigens keine derselben hinderte eine lange, brennende Cigarre im

Munde zu haben und mit der ganzen Gravität und Grandezza einer Spanierin zu rauchen.

Was mich vorhin im Allgemeinen bewog zu sagen, daß es mir vorkam, ich befände mich in einer Vorstadt von Manilla, das wurde mir hier noch ins-



Tagalinnen aus der Stadt Agagna nach der Kirche gehend.

besondere klar, als ich die einzelnen Gestalten erblickte. Es waren ganz die nämlichen Trachten, ein leichter Shwal, wie ein Unterrock um den Leib gewickelt und eine Jacke mit langen oder kurzen Aermeln von jenem schleierartigen Zeuge, welches die Tagalinnen so schön zu verfertigen wissen, und welches von ihren reizenden Körpern die obere Hälfte nicht verbirgt, sondern nur lockender zeigt als wenn sie ganz entblößt wären, das wunderschöne Haar sorgfältig geordnet, hatte denselben Glanz, und auch der freundliche Ausdruck der runden Gesichter war der nämliche; eine Frau mit einem Kinde auf den Armen erinnerte an die Italienerinnen, denn sie hatte ein Tuch so über den Kopf gebreitet, wie es jene Bäuerinnen tragen. Die Cigarre fehlte keiner Einzigen. Ihre entblößten Füße waren staubig, aber sie zeigten unzweifelhaft, daß sie das Wasser nicht scheuten.

Die ganze Bevölkerung, welche gegenwärtig auf den Mariannen wohnt, ist tagalischen Ursprungs. Nachdem man auf die angegebene Weise den Archipel beruhigt hatte, sah man, daß den geistlichen Hirten die Schafe fehlten und so wurden denn zu verschiedenen Malen von den Philippinen Leute herübergeführt, welche die ausgerottete Bevölkerung ersetzen sollten. Man lud die Einwohner

einiger Dörfer auf jene Gallione, welche alljährlich zwischen Manilla und Akapulko einherfuhr und brachte die Leute so an den Ort ihrer neuen Bestimmung; in ähnlicher Weise geschah es auch auf dem Rückwege nach Akapulko, man bewog einige Leute von den Sandwichs-Inseln, oder man nahm dieselben ohne Weiteres mit, man raubte sie und so entstanden denn allgemach Vermischungen und Vermehrungen mannigfacher Art, so daß man ganz deutlich unterscheiden kann: eigentliche Spanier etwa 600 (wiewohl mir der Alkalde von Tinian die Versicherung gab, er und der Gouverneur seien die einzigen Spanier auf der Insel). Ferner Mestizen vielleicht 1200, Nachkommen der Philippiner, sowohl Malayen als Tagalen ungefähr 1500, Eingeborne aus Mittelamerika nahezu eben so viel. Von den Sandwichs-Inseln etwa 800, von den Carolinen ungefähr 200. Auch Mischlinge von Europäern, also eigentliche Mulatten findet man hier, ihre Zahl mag sich auf 40 belaufen.

Ich muß bemerken, daß alle diese Angaben, obwohl mir von Beamten gemacht, doch durchaus zweifelhaft sind. Die Spanier geben zwar an, daß die Inseln eine Volkszahl von 150,000 hatten, aber selbst zur Zeit ihrer Entdeckung hatten sie wahrscheinlich nicht halb so viel, und obwohl man die Menschen im Osten und Westen zusammenstahl, um sie nach den Mariannen zu bringen und die Mission recht zahlreich zu machen, so hat die künstliche Bevölkerung doch niemals den vierten Theil der Höhe erreicht, welche die Spanier hier vorfanden. Nun ist zwar wahr, daß an den verruchten Heiden gar nichts gelegen ist, sogar die Jesuiten, welche die herrliche Bekehrung der Inseln bewerkstelligten, sagten mit Recht: 100,000 gemordete Heiden seien nur ein geringer Preis für eine der christlichen Religion gewonnene Seele. Ich wage nicht, die Richtigkeit dessen zu bezweifeln, was so erhabene und würdige Männer gesagt, allein demjenigen, der zu der Religion unnöthigerweise noch etwas Menschlichkeit fügt, thut es doch leid, so viel Blut vergossen zu sehen, und Blut von unschuldigen Menschen — ja so, unschuldig sind sie ja nicht, es sind ja verdammte Heiden.

Die richtigen Zahlen für die Entvölkerung und Bevölkerung hätten wir sehr wohl durch die würdigen Patres der Gesellschaft Jesu erhalten können, denn sie hatten in richtiger Würdigung ihrer Thätigkeit sehr genaue Listen geführt über Alles, was auf den Mariannen durch sie geschehen war, wie viel Heiden geschlachtet, wie viel Ketzer und Rückfällige verbrannt, wie viel Menschen von anderen Inseln herübergeführt worden waren, um die verlorenen zu ersetzen. Als der Orden jedoch im vorigen Jahrhundert aufgehoben wurde und man den Augustinern den Auftrag gab sie abzulösen, vernichteten sie, verbrannten sie ihre sämmtlichen Papiere und das ganze, überhaupt für die Geschichte der Religion und für die Menschlichkeit höchst merkwürdige Archiv, und man hat allen Anhalt verloren, ihre Thaten richtig zu würdigen.

Was die oben angegebene Summe der Gesammtbevölkerung betrifft, so

darf man nur auf die vorhergehenden einzelnen Angaben zurückkehren, um zu sehen, daß sie so gut wie unmöglich ist, denn andere Völkerschaften als die gedachten, leben auf den Inseln nicht, und eine höchst geringe Anzahl Yankees, welche sich auf einer der nördlichen Inseln angesiedelt haben, fallen nicht in's Gewicht.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Die Abgaben der Tagalen sind äußerst gering, darum suchen der Gouverneur und die Geistlichkeit sie in billiger Weise zu erhöhen. Große Festlichkeiten und wunderbare Aufzüge, welche man uns zu Ehren losläßt, und die von der Erhabenheit und von der Größe der spanischen Monarchie zeugen.

Die Insel Guham ist auf das Entsetzlichste geplagt mit dem Aussatz, welcher zwar den tropischen Gegenden überhaupt anzukleben scheint, aber doch nirgends auf Erden in einer so gräßlichen Weise zum Vorschein kommt als hier.

Es ist eine bekannte Thatsache, daß die Lepra aus der alten Welt verschwunden ist seit dem Eintritt der Syphilis, aber es scheint mir eine ebenso ausgemachte Thatsache, daß die letzt genannte Krankheit in den Aussatz übergeht, wenn sie so vernachlässigt wird, wie dies in den heißen Ländern immer geschieht. Die Entdecker dieser Inseln haben nirgends die eine oder die andere von diesen schauerlichen Krankheiten gefunden, der erste Schritt aber, den sie ans Land thaten, ward überall bezeichnet durch Infection der unglücklichen Eingebornen, welche sich den Liebkosungen der verruchten Menschen hingaben und zum Lohne dafür die scheußlichste aller Krankheiten erhielten. So wie dieselbe in Europa furchtbare Verheerungen anrichtete und selbst Männer wie Franz I. daran starben, bei denen eine Vernachlässigung des Uebels gewiß nicht angenommen werden kann, weil man noch kein Mittel gegen die Krankheit kannte, so auch hier auf diesen glücklichen Inseln, zu denen noch kein Arzt den Weg gefunden hat.

Die Folge dieser vollständigen Vernachlässigung war natürlich eine von Generation zu Generation fortschreitende vermehrte Verderbniß der Säfte, bis endlich dieselbe so weit ging, daß scheinbar gesund geborne Kinder mit dem Beginn der Reife auch ohne alle Ansteckung die ersten Spuren des Aussatzes zeigten, der sich immer weiter verbreitete, bis er den Körper unter der gräßlichsten Entstellung desselben gänzlich zerstört hatte. Daß das Zusammenleben mit Aussätzigen die Krankheit verbreitete, hat schon Moses gewußt und daher die Absonderung der Aussätzigen von den Anderen befohlen. Soll man daher von dieser Pest befreit bleiben, so muß man zeitig genug einen solchen Unglücksort verlassen.

Berühmt und berüchtigt war das Dorf Tupugan, wo die Lepra sich in jedem Hause befand und wo man die Leute, ich möchte fast sagen, eingeschlossen hielt, um auch die Gesunden an der Auswanderung zu hindern. Der Ort ist in Folge dessen vom Tode in Besitz genommen, er ist ausgestorben und nach ein paar Jahren, nachdem die letzten Leichen dort vermodert waren, hat man die Hütten angezündet, damit Niemand sie beziehe und von den Wänden oder den Matten, auf denen er einhergehe, die furchtbare Krankheit aufnehme. Es hat sich gezeigt, daß die Flucht aus der verderblichen Atmosphäre die Menschen schütze, aber der thörichte Glaube, daß Nichts schütze, wirkt gewaltiger als ein Dutzend oder ein Hundert gegebener Thatsachen.

Ein junges Mädchen, in Tupugan geboren, entfloh in ihrem zwölften Jahre aus dem verpesteten Orte und hielt sich beinahe drei Jahr in einem Walde im Innern der Insel auf, wo sie von den Früchten, welche der Zufall sie finden ließ, lebte. Endlich war ihr die beständige Einsamkeit unerträglich geworden, sie suchte das Freie zu erreichen und es gelang ihr nach Agagna zu kommen. Hier trat sie als Dienerin bei einer Wittwe in Dienst, deren Haus sie als Bettlerin betreten, sie war überaus lieblich und so glücklich, wieder unter Menschen zu sein, daß sie jede, auch die unbilligste Forderung ihrer Herrin erfüllt haben würde. Diese nahm daher Theil an der Unglücklichen und da auf diesen glücklichen Inseln ein Nothleidender etwas Unerhörtes ist, so frug ihre Herrin einst nach ihrem Schicksal, ihrer Verbannung, nach dem Orte, woher sie komme und diese antwortete einfach, daß der Wald bisher ihr Aufenthalt gewesen.

„Der Wald?" frug die Frau erstaunt — „weshalb warst Du im Walde, warum nicht bei den Deinigen, im Schooße Deiner Familie?"

„Weil ich die Krankheit des heiligen Lazarus fürchtete", erwiderte Dolores, die arme Flüchtige.

Es kam von Wort zu Wort und das Mädchen sagte endlich aus, daß Tupugan ihr eigentlicher Aufenthaltsort sei und daß dort Vater, Mutter, und Bruder an dieser Krankheit gestorben, daß aber nunmehr, nachdem sie Niemanden in dem Orte gehabt, an den sie durch irgend eine Pflicht gebunden, sie es nicht mehr habe länger mit ansehen können und in Todesangst geflohen sei.

Schon bei Nennung des Ortes Tupugan war die Wittwe von der Unglücklichen zurückgewichen und sobald sie geendet, befahl sie ihr, sofort das Haus zu verlassen, oder sie würde ihr das Messer in die Brust stoßen. „Tödte mich"! rief Dolores, „tödte mich, nur schick mich nicht wieder nach dem verpesteten Dorfe zurück."

Ach die Unglückliche kam an einen noch viel schrecklicheren Ort. Die Wittwe eilte nach dem Gouvernementshause und erklärte, daß sich bei ihr ein Flüchtling aus dem verpesteten Dorfe befinde. Bei Agagna befindet sich ein

Hospital für solche, die an dem Aussatz, oder wie man hier sagt, an der Krankheit des heiligen Lazarus leiden, dort hinein wurde das arme, unglückliche und ganz gesunde Mädchen gebracht, dort mußte es unter lauter Aussätzigen, (denn auch die Krankenwärter und Aufseher sind aussätzig, da kein Gesunder sich dazu hergiebt) mehrere Jahre leben, bis ein Offizier von der französischen Expedition unter d'Urville sie daselbst sah und sich für sie verwandte. Ihr Körper hatte Widerstand geleistet, ihr Geist nicht, sie war, oder schien wahnsinnig; da sie aber sonst ganz gesund war, so unterließ der Offizier nicht, den damaligen Gouverneur Medinilla um ihre Befreiung zu bitten. Diese Verwendung hatte Erfolg, die Unglückliche wurde aus der Höhle der Fäulniß hervorgeholt und auf dem Lande eine Meile von Agagna untergebracht. Hier besuchte der Schiffsarzt sie und da er sie völlig unberührt von der Lazaruspest fand, ihr Geist sich aber sehr bald aufrichtete, seitdem sie nicht mehr in dem gräßlichen Aufenthalt, von der Pest bedroht, zu leben brauchte, so kaufte der junge Mann, dem sie ihre Befreiung verdankte, ihr eine kleine Besitzung (dergleichen, eine Holzhütte und einige Morgen Garten, kann man dort sehr billig haben) und genoß dort, während die Astrolabe ihre Messungen anstellte, eines seltenen idyllischen Glückes, später hat die schöne Dolores sich mit einem Eingeborenen verheirathet und hat eine ziemlich zahlreiche Familie, der Liebling ist jedoch ein hellfarbiger Jüngling, welcher das gemischte Blut sehr unzweideutig verräth.

Es ist merkwürdig, in welchem Grade das pfäffische Regiment hier eingewirkt hat. Der allertiefste Aberglaube beherrscht die Gemüther und sie lassen sich zu jeder Leistung hinreißen, wenn man ihnen mit irgend einer Glaubenssatzung an die Hand geht; der Aberglaube ist so tief gewurzelt, daß sie durchaus nichts für nöthig halten, als die Gebete am Rosenkranz und die Anrufung der bunten Heiligenbilder, welche ballenweise aus Deutschland über Holland und Spanien dahin gesendet werden. Besonders wirksam ist der Rosenkranz mit dem daran hängenden Christuskreuz, wenn des Papstes Hand dasselbe mit irgend einer Reliquie in Berührung gebracht hat. In diesem Falle wird der Rosenkranz zwanzigmal so hoch bezahlt, als ein anderer, aber er ist auch von ganz unfehlbarer Wirkung und sollte er wider Erwarten dieselbe nicht leisten, so ist der Unglaube des Besitzers oder die Vernachlässigung einer religiösen Pflicht daran Schuld. Und wenn dann das Unglück über den Besitzer eines solchen heiligen, zehnfach heiligen Rosenkranzes kommt — wer wird, wer kann ihm helfen?

Während meiner Anwesenheit in Agagna brannte in einer Vorstadt ein Haus ab. Es war heller Tag; um zu helfen, brauchte sich Niemand besonders zu incommodiren, es brauchte Keiner sein bequemes Lager zu verlassen, aber gleichgültig sahen sie dem Brande zu. Der Wind wehte die lockern Blätter des Daches hinweg und sie verbreiteten natürlich Feuer.

Ich war auf einem Spaziergange begriffen und der sogenannte Gouverneur

begleitete mich. Erstaunt fragte ich, warum denn hier Niemand helfe, warum denn alle Leute müssig zusähen, keiner Hand anlege?

„Wozu denn"? fragte der Gouverneur, „es würde doch ganz vergeblich sein, da kann kein Mensch helfen, das ist eine Strafe vom Himmel, der Hausbesitzer ist heute sicher vor einer offenen Kirche vorübergegangen, ohne das Knie zu beugen und das Kreuz zu schlagen. Der Andere, dessen Haus gleichfalls brennt, hat vielleicht gestern sein Marienbild zu küssen vergessen; wer kann da helfen!"

Dies ist ein entsetzlicher, ein finsterer Wahnglaube, das ist nicht Religion, das ist eine unglückliche Heraufbeschwörung, eine Irrlehre. Ich versuchte ihr einen Stoß beizubringen, indem ich vier unsrer Matrosen heranwinkte, welche mit Aexten versehen nach dem Walde geschickt waren, um einiges Holz zu fällen, ich ließ sie ihre Werkzeuge brauchen, um die hochauflodernden Häuser flach zu legen, umzustürzen; ein paar Dutzend Schaufeln Erde darauf geworfen, machten der Gefahr ein Ende, indem sie die leichtbrennenden Wedel fortzufliegen hinderten, und ein großer Theil der Vorstadt war dadurch gerettet.

Ich sagte nunmehr zum Gouverneur, es scheine, daß doch einige Courage und etwas Arbeit hier viel Unglück abgewendet habe.

„O Himmel", erwiderte er: „wie eitel seid Ihr, könnt Ihr wirklich Euch einbilden, daß die wenigen Axtschläge und die paar Schaufeln Erde dieses Feuer gedämpft und jene Häuser geschützt haben? — Nein, ich habe diese Matrosen gestern in der Kirche gesehen, wie sie eifrig betend die Gnade der heiligen Jungfrau anflehten, in Rücksicht auf diese Demüthigung hat die heilige Jungfrau das Feuer gelöscht, als ihre Verehrer hinzutraten, die Männer hätten es nicht gekonnt."

Ich hätte ihm sagen können, daß wohl Niemand weniger geneigt sei zu beten, am wenigsten zur heiligen Jungfrau, als diese holländischen Matrosen, welche nicht nur Protestanten sind, sondern überhaupt nur beten, wenn das Messer ihnen, wie man zu sagen pflegt, an der Kehle sitzt — wenn das Schiff im Sinken begriffen ist, oder wenn es auf offenem Meere in Brand geräth, oder wenn sie durch das Kriegsgericht zum Tode verurtheilt, den Strick um den Hals bekommen; allein ich hätte leeres Stroh gedroschen und so schwieg ich.

Der Aberglaube ist zu weit verbreitet und wird zu gründlich gelehrt, und glaubt irgend ein halbaufgeklärter Mann wirklich nicht alles, was die Priester lehren, so muß er doch wenigstens so thun, als glaubte er. Der Gouverneur gab mir hiervon die unzweideutigsten Proben. Bekanntlich ist der heilige Victor der Schutzpatron dieser Inseln, wie er ihr Apostel ist, er wurde zum Märtyrer auf dieser Insel Guham, deren Einwohner damals noch nicht alle durch Kartätschen vertilgt waren. Die Ureingebornen hatten sich in die Wälder geflüchtet und lebten dort verborgen, bis der heilige Victor, ein spanischer Missionär, selbst in die Wälder drang. Die Kirche will herrschen, nicht nur über den cultivirten Boden und seine Bewohner, sondern auch über die Wildniß, aus welcher

man Sclaven holt. Der heilige Victor hatte das Kreuz als Waffe in seinen Händen und wagte sich unter die Tschamorren, und da dieselben edel, gastfreundlich und gutmüthig waren, so ließen sie den einsamen Wanderer ungestört unter sich leben, bis derselbe nach einigen Jahren sich theils ihre Sprache angeeignet, theils in die Eigenheiten ihres Glaubens eingeweiht war und denselben zu bekämpfen begann. Er predigte den Frieden, fing aber an, die alten Gebräuche zu zerstören, noch mehr aber, die Spanier drangen ihm nach in die Wälder, vertilgten sie mit Feuer und Schwert oder trieben die Bewohner nach dem Strande, wo sie die Unglücklichen besser durch Kanonenkugeln als im Walde durch das Schwert bekehren konnten.

Gewiß war der heilige Victor daran unschuldig, aber ein junger Tschamorre hielt ihn für einen Verräther, glaubte, er habe die Spanier herbeigerufen, nachdem er die Neubekehrten sicher und unthätig gemacht, und er spaltete ihm das Haupt. Der Heilige fiel auf den Rasen nieder, aber die Heiden erhoben ihn und warfen ihn ins Meer, der Himmel indessen nahm die Seele des Märtyrers auf und sein Geist endete durch ein Wunder, das er im Leben nicht zu thun vermochte und das Wunder erneuert sich alle Tage, denn es sind zwei Jahrhunderte verflossen seit dem Märtyrerthum des heiligen Victor und noch ist die Erde unfruchtbar, auf welcher der Körper des Erschlagenen gelegen — und noch zeigt sich zweimal alle Tage das Meer geröthet, blutig an der Stelle, an welcher man den Leichnam in das Meer geworfen hat.

Der Gouverneur machte mich aufmerksam auf die Thatsache und fragte, ob dergleichen Zeichen einen Menschen nicht gläubig machen könnten, er sendete auch einen jungen Mann mit mir ab nach dem Orte, an welchem das Wunder zu sehen — in der That, da war mitten in dem Grasfleck eine Stelle ganz leer, welche ungefähr die Figur eines liegenden Menschen hatte und da dieses seit Jahrhunderten so gewesen, so konnte ich vernünftigerweise an dem Wunder gar nicht mehr zweifeln; da aber ein Protestant wirklich kein vernünftiger Mensch, sondern nur ein unvernünftiger Ketzer ist, so beging ich die Abscheulichkeit, weiter zu forschen, als in solchen Fällen eigentlich erlaubt. In Glaubenssachen soll man nicht forschen, jede Forschung schon allein, abgesehen von ihren Resultaten, ist schon eine Verruchtheit, man soll glauben und nicht forschen. Aber ich, eben weil ich ein verruchter Ketzer bin, dem nun doch einmal die Hölle sicher ist, ich forschte vorläufig mit den Augen, dann aber auch durch andere Mittel.

Ich sah auf dem sterilen Fleck ein kleines Grasbüschlein, ich sah in der Entfernung eine Hütte, welche ziemlich versteckt lag, aber doch mir nicht ganz ohne Beziehung zu diesem leeren Flecke zu sein schien.

Während mein Begleiter bei dem wunderthätigen Leibesabdruck des Heiligen knieend sein Gebet verrichtete, eilte ich zu der Hütte, und eines alten Mannes gewahrend, frug ich, ob er nicht der Aufseher jenes geheiligten Platzes

sei, er gestand dieses zu — nein, er bejahte dies mit Stolz, daß man ihm solch ein Heiligthum anvertraut habe.

Nun denn, sagte ich, so wahret Eures Amtes besser in Zukunft, denn es befindet sich ein ganz hübscher Bambusschößling auf dem Platze. Mit diesen Worten gab ich ihm ein Paar kleine Münzen und empfahl ihm, ferner nicht so nachlässig zu sei.

Der alte Mann fiel vor mir auf die Knie und bat mich mit emporgehobenen Händen, ihn dem Gouverneur nicht zu verrathen, die verfluchten Schößlinge müßten auf dem verfluchten Platze über Nacht emporgeschossen sein, heute sei er allerdings noch nicht dagewesen, aber wenn der Gouverneur zufällig davon erführe, käme er um sein Brot.

Ich wußte nun genug und begab mich an die Stelle, wo das Blut des Heiligen täglich zweimal zu sehen ist, es das Meerwasser täglich zweimal färben solle — ja zur Zeit der Ebbe — denn der Boden besteht aus sogenanntem Bolus, sehr dunkelrothem Thon, welcher die darauf brandenden und schäumenden Wellen roth färbt, sobald das Wasser einen Fuß darüber steht. Wenn es höher ist und die Wellen den Boden nicht abwaschen, hat das Wasser dort auch keine andere Farbe als an anderen Orten.

Was mir gegenwärtig vollkommen klar, war es doch keineswegs den Tagalen. Da ich mich durchaus nicht zum Apostel berufen fühlte, ließ ich natürlich die Sache auf sich beruhen, ich hatte auch noch andere Gründe. Es soll Fälle geben, in denen so verruchte Ketzer wie ich, plötzlich verschwunden sind, von der Hand Gottes ereilt. Auch dies wird auf höchst einfache Weise bewerkstelligt; es gibt in Manilla eine Gesellschaft Industrieller, welche sich die Knieabschneider nennen, die Procedur besteht darin, daß man dem ihnen Uebergebenen die Sehnen in den Kniekehlen durchhaut. Sie müssen nothwendiger Weise hinfallen, alsdann macht ein kurzes Messer ihrer abscheulichen Existenz ein schnelles Ende, an der Spitze dieser Schurken steht der Kammerdiener des Gouverneurs, welcher ganz gewiß der Einzige ist, der Nichts davon weiß, der keine Ahnung davon hat, daß derjenige, der ihn täglich rasirt, die Hand der Vorsehung repräsentirt. Die Bande dieses Hallunken ist über alle Inseln zerstreut, ein Beleidigter wendet sich nicht an das Tribunal, sondern an den Kammerdiener und dieser verschafft ihm Recht, der Beleidiger hat aufgehört zu sein. Ein Ketzer wird nicht mehr vor das Inquisitionsgericht geladen, aber eine mit zehn oder zwanzig Dublonen beschwerte Anzeige des Ketzers nebst Namen und Wohnung desselben genügt, ihn unschädlich zu machen.

Da ich weder wußte, was ein Ketzer hier werth ist, noch ob ich würde das Doppelte von dem bezahlen können, welches der Gläubige für mich verausgabt (in welchem Falle natürlich er der Verruchte und Ketzer gewesen wäre), so begab ich mich aller möglichen Aufklärungsversuche und stellte lediglich Forschungen über die Natur der Dinge an.

Es wurde nunmehr ein Gallabesuch bei dem Gouverneur beschlossen. — Wie gewöhnlich, war der Supercargo voran, wenn es keine Gefahr zu bestehen gab, dagegen ließ er mir die Ehre das Land zu betreten, wenn er nicht mit europäischen Behörden zu thun hatte, er ging an Land und machte dem Gouverneur seine Aufwartung; bei einem solchen Besuche bedurfte er immer einer gewaltigen Cortege, alle seine eigentlichen Bedienten kamen gallonirt und in Escarpins hinter ihm her marschirt, und in solchem Falle sah er gerne, wenn man seine Suite vergrößerte, es durfte jedoch nicht anders geschehen, als im schwarzen Frack und in weißer Halsbinde, wie die Hausbedienten der mecklenburgischen Grafen, nachdem sie ihnen den gehorsamst unterthänigsten guten Morgen gewünscht hatten. In dieser beschwerlichen Tracht und noch dazu in Reih und Glied hinter dem Herrn Supercargo hermarschirend, gerade als wäre man wirklich sein Bedienter, mochte allerdings Niemand von uns, und deshalb blieb seine Begleitung auf die in seinem Sold befindlichen Diener und Chinesen beschränkt. Was der Supercargo bei dem Gouverneur wollte, wenn nicht etwa viel essen und trinken, ist mir nicht bekannt; er hatte keine Empfehlungen an ihn und die Schiffspapiere, welche ihm allenfalls einen Vorwand hätten gewähren können, gab der Kapitain nicht aus den Händen. Mit diesen aber ging dieser selbst an das Land und ich natürlich mit ihm, nachdem wie immer die nöthigen Vorsichtsmaßregeln getroffen worden waren, daß der rückkehrende Supercargo keine Thorheiten ausführen konnte.

Wir wurden von dem Gouverneur mit all den Höflichkeitsbezeugungen empfangen, welche dem Spanier überhaupt eigen sind und es fehlte ihm nicht an Mitteln, um seinen höflichen Worten auch sonstige äußerliche Höflichkeiten beizuthun. Alle die Spanier, welche aus dem Mutterlande nach den Colonien geschickt werden, erklären, sie gingen dahin, lediglich um andere Luft zu schöpfen. Dieses Geständniß schließt stillschweigend ein anderes ein, daß sie ihre Anstellung als eine Pfründe betrachten, von der sie den größtmöglichsten Nutzen zu ziehen haben. Nach dem schönen christlichen Grundsatz, daß ein Jeder sich selbst der Nächste ist, werden sie auch dahin unterrichtet, daß sie es sich selbst schuldig seien, von solcher Gelegenheit den möglichst größten Vortheil zu ziehen, und dieses befolgen sie auf das Strengste. Dem Gouverneur wird von Spanien aus die ganze Summe Geldes geschickt, welche für ihn und seine Beamten als Gehalt dienen soll. Nun wird er doch kein solcher Thor sein, die jährlich ihm zufließenden 25,000 Piaster an Leute zu verausgaben, welche ohnedies reich genug werden. Er gestattet ihnen so gute Geschäfte zu machen, als sie irgend können, sie dagegen gestatten ihm, das schöne Geld zu verwahren und sich dessen zu erfreuen, wenn er nach einer Reihe von Jahren in das Vaterland zurückkehrt.

Indessen würde er ein großer Thor sein, wollte er das Geld so ruhig liegen lassen, er bedient sich desselben mithin, um Handel zu treiben. Die Ein-

wohner haben eine gewisse geringfügige Abgabe von ihren Produkten zu zahlen, diese Produkte sind der Gegenstand des Handels für viele Kaufleute, die nach den Mariannen kommen und hierin besteht der hauptsächlichste Theil der Ernte des Gouverneurs. Er hat an die Krone eine gewisse Summe abzuführen, er rechnet derselben die Waaren so an, wie er sie von den Kaufleuten bezahlt bekommt, denjenigen aber, welche die Abgaben leisten, macht er einen etwas andern Preis, der indessen keinesweges unmäßig genannt werden kann, sondern höchstens den zehnten Theil dessen betrifft, den er für die Gegenstände bekommt. Er hat das Recht so und so viele Piaster einzufordern, und da die guten Leute keine Piaster haben, so ist er so gütig, dieselben in Hanf, in Tabak, in Matten und Seilen, überhaupt in Kunst- oder Naturprodukten zu nehmen. Da es auf den Inseln keinen Handelsmann als ihn giebt, so danken Alle ihm von Herzen dafür, daß er sie ihres Ueberflusses entladet, und wir sehen die Dienste, die man sich leistet, sind vollkommen gegenseitig; was kann man zur Zufriedenheit mehr wünschen! Auf jeder Insel ist ein Alkalde, der die Abgaben einsammelt, für diese Mühe und da er noch obenein die Polizei zu verwalten und Recht zu sprechen hat, ohne irgend welche Geldentschädigung, so kann man ihm es gar nicht übel nehmen, daß er in der Zerstreuung mehr Abgaben nimmt, als der Staat eigentlich verlangt, so werden denn auch die Alkalden ziemlich wohlhabend. Von ihnen hängen wieder die Dorfvorsteher ab, welche sich auch Alkalden nennen, dem Vorsteher der Insel aber zur Rangunterscheidung den Titel Gouverneurchen (Goubernadino) geben, auch sie haben eine ähnliche Weise, die Abgaben zu erheben und so schreitet Alles in friedlichster Weise seinen geregelten Gang fort.

Diese glückliche Einrichtung führt sichtlich zur allgemeinen Zufriedenheit. Ich habe noch nie ein fröhlicheres Völkchen gesehen, als das auf die Mariannen verpflanzte, welches bis auf die Amerikaner hin, die sonst sehr ernsthaft sind, doch die Miene der äußersten Glückseligkeit trägt. Was nicht die Fruchtbarkeit der Erde macht! Da an jeder Hand etwas kleben bleibt, und der Hände viele sind, die beklebt sein wollen, so erreicht die Abgabenlast zum Mindesten die Hälfte des Einkommens eines Jeden, d. h. der Ernte, die er macht. Aber was will das sagen, da die Natur doch Alles selbst giebt ohne gebeten, ohne gezwungen zu sein. Der arme Einwohner soll einen Centner von dem Faserstoff, welchen man hier Hanf nennt, abliefern, nun denn, so schneidet er dreißig Bananenstämme an der Wurzel ab, sobald sie ihre volle Höhe erreicht haben, aber noch nicht in Blüthe getreten sind, er läßt sie ein wenig abtrocknen, er läßt sie eine Art Gährung durchmachen, dann legt er sie in einen Bach, der die markige Substanz fortführt und die faserige zurückläßt, und so ist das Doppelte von dem gewonnen, was er als Abgabe zahlen muß, und der genügsame Mensch freut sich, daß man ihm noch so reichlich für seinen eigenen Gebrauch läßt.

Er hat ein gewisses Maß an Reis zu liefern, an Tabak oder was es sonst sei. Von dem, was ihm die Natur giebt, freiwillig giebt, bringt er einen Theil dem Alkalden, welcher wieder einen Theil dem Gouverneurchen giebt, der davon wieder einen Theil dem Gouverneur zukommen läßt. Ach, der glückliche Tagale, er behält ja so viel, wie alle die hohen Beamten bekommen, die ja noch das Ihrige der Krone geben müssen, während er das Seinige für sich behält, und sich Cigarren machen kann, viel über eine Viertelelle lang und daumendick.

Sieh, lieber Leser, das ist ein glückliches, das ist ein loyales Volk, daran nimm Dir ein Beispiel und klage nicht über Schlacht- und Mahlsteuer, über Malzsteuer, Maischsteuer, Miethsteuer, Einkommensteuer u. s. w. Alle die herrlichen Erfindungen unsrer Zeit erreichen noch bei Weitem nicht die höchst geringfügige Abgabe der wackern Leute in den spanischen Colonien.

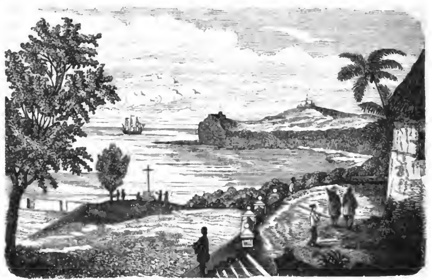
Bei der ersten Unterredung mit dem Gouverneur nahm er Notiz von den Papieren des Kapitains und ließ sich alsdann den Zweck unserer Reise mittheilen. Als er erfuhr, daß ich gesonnen — daß ich beauftragt sei, so viel als möglich die Naturmerkwürdigkeiten, die Sitten und Gebräuche der Völker kennen zu lernen, deren Länder ich berührte, erklärte er sich mit außerordentlicher Liebenswürdigkeit bereit, jedem meiner Wünsche entgegenzukommen, ich mußte nur versprechen, daß ich die holländische Regierung nicht unterrichten wolle, wo die besten Ankerplätze zu finden seien. Nicht daß er Eroberungsplane befürchtete, aber doch, weil es mir schien, er hege eine gewisse Besorgniß, daß man seinem Handel in die Quere kommen könne, etwas für die Welt jedenfalls sehr Nachtheiliges, um so mehr, als es ihn persönlich beschädigte.

Ich gab ihm die Versicherung, daß der „van der Kapellen" überhaupt kein Handelsschiff sei, daß ein reicher Mann denselben ausgerüstet, um sich den Ruhm zu erringen, Großes für die Wissenschaften gethan zu haben und daß der Herr Supercargo den erhabenen Plan, überall holländische Colonien anzulegen, derzeit noch nicht zum Schaden irgend einer andern Macht gemißbraucht habe. Ein Weiteres verlangte der Gouvernenr ja nicht und ich hatte nun freie Hand mich unter dem Schutze des würdigen Don auf den Inseln so weit und so lange herumtreiben zu können, als es mir (eventualiter dem Supercargo) gefiele.

Das Erste, was ich sah, war die Hafenbefestigung, wovon das umstehende Bild eine Ansicht giebt, ein paar elende Mauern mit Schießscharten und ein paar einzelne Forts von höchst geringem Umfange, auf denen die weithin sichtbaren Kreuze das Hauptvertheidigungsmittel bilden, das war Alles. Fünf Forts hatten acht Kanonen (d. h. alle zusammen), auch hatten sie wenig Pulver und ich glaube, man hörte das Knallen eines Schusses nicht so weit, als das Brüllen eines Seelöwen. Dennoch war der stolze Spanier sehr vergnügt über die prächtige Artillerie.

Die Besichtigung hatte ihn sehr angegriffen, er führte mich daher in das Gouvernementshaus zurück, um ein Frühstück einzunehmen, bestehend in glühender Chokolade und prächtigen Orangen, die er mich mit Messer und Gabel zu essen lehrte. Diese werden auf dem Teller geviertelt, mit der Gabel an einer Ecke festgehalten, dann mit dem Messer das saftige Innere herausgenommen und im Munde zerdrückt; immer sehr theuer, jedoch nicht kostspielig in einem Lande, wo diese Früchte nichts kosten.

Als der junge Mann seine von dem beschwerlichen Marsche ermüdeten Füße etwas ausgeruht hatte, zeigte er mir die Pracht seines Palastes; derselbe hatte die Größe eines Hauses von acht Fenstern Front, das Parterre enthielt nur Stallungen und Remisen, das bewohnte Geschoß umfaßte einen Saal von vier Fenstern, rechts und links davon ein Zimmer von zwei Fenstern, dahinter



Haupthafen und Hauptbefestigung der spanischen Niederlassung auf den Philippinen und Marianen.

ein solches von gleicher Größe, womit das Ganze sein Ende hatte. Der Palaciogoubernal hatte also vier Zimmer und einen Empfangssaal, vor der ganzen Front aber lief noch eine offene Veranda vorbei. Nicht wenig bildete sich der Gouverneur ein auf die prächtigen Möbeln welche im Jahre 1710 ganz neu aus Europa dahin gebracht worden waren und jetzt durchaus nicht mehr von Würmern zerfressen waren als für einen Zeitraum von 150 Jahren wohl erlaubt. Die Sophas und Stühle waren gepolstert und mit blauem Seidenzeug überzogen. Das Holz war weiß und blau lackirt, vielleicht wäre es zweckmäßig gewesen Gleiches mit den Sitzen vorzunehmen, vielleicht wären dadurch die

Motten in ihrem eigenen Bett erstickt, während jetzt bei der ungebundenen Freiheit die man ihnen gestattete, sie sich wolkenweise daraus erhoben, sobald man sich darauf setzte.

An den mit schlechtem Putz beworfenen Wänden hingen außerordentlich schöne Holzschnitte in den prächtigsten Saft- und Erdfarben illuminirt, sowie man zu Anfang unsres Jahrhunderts die Fibeln in den durch Johann Ballhorn's Bemühungen verbesserten Auflagen sehen konnte. Es befanden sich darunter die Bildnisse aller Beherrscher Spaniens und ihrer schönen Frauen, viele derselben in dublo, indem sie zuerst als Infanten, als Prinzen von Asturien, später als Könige dargestellt waren. Nürnberg und Neu-Ruppin haben sich den großen Ruhm erworben, für alle Staaten Europas mit gleicher Unpartheilichkeit Sorge zu tragen.

Der Gouverneur war nach dem strapaziösen Marsch von einer Stunde trotz der darauf folgenden Ruhe von zweien sichtlich abgeneigt sich auf weitere Strapazen einzulassen, allein er versprach mir einen reichlichen Ersatz darin daß er mir ein anschauliches Bild von den Sitten der Eingebornen vorführte, hiezu waren die Befehle bereits gegeben und ich mußte mich in Geduld fassen. Das Nächste war ein mehrere Stunden lang dauernder Hahnenkampf, wobei ungefähr zehn oder zwölf arme Thiere ihr Leben unter gräßlichen Verwundungen ließen; indessen hatte sich der Tag gesenkt, es war sechs Uhr vorbei; auf dem Platze vor dem Hause begann ein buntes Leben sich zu regen, Fackeln wurden in einem großen Kreise aufgestellt und in der Mitte desselben versammelten sich Schüler des Augustiner-Collegiums zur Darstellung einer Nationalpantomime der Mariannen Inseln. Diese Nationalpantomime stellte dar — Wer hätte das geglaubt, die Schicksale des Montezuma, des Beherrschers von Mexiko.

Wie mir der Gouverneur erklärte, hing diese Sache folgendermaßen zusammen. Von Akapulko kamen mit der bekannten spanischen Gallione alljährlich Jesuiten nach den Mariannen. Gleich die ersten derselben hatten die prachtvollen Gewänder aus den Tempeln von Mexiko mitgebracht und sie hatten auch sofort dieselben zu feierlichen Aufzügen verwendet, hatten dem Volk durch Glanz und Pracht ihrer Spiele zu imponiren gesucht, und diese Spiele dadurch so eingebürgert, daß man sie an allen Orten, wenn auch mit geringerem Glanze, als in der Hauptstadt Agagna, nachzuahmen suchte.

Was ich von der unnennbaren Pracht, deren Wunder zu zeigen mir versprochen, hier wahrnehmen konnte, war unbeschreiblich erbärmlich und ich glaube, daß nicht ein Stück von allen vorhandenen Kleidern jemals einem Mexikaner angehört. Da jedoch eine unglaubliche Menge von Rauschgold oder Knistergold daran verschwendet war, die Eingebornen aber Alles, was gelb ist und glänzt, für Gold halten, so war der Effect ganz der erwartete.

König Montezuma marschirte mit einer riesigen Krone auf dem Haupte, einem vermessingten Rohr als Scepter in der einen und einen sogenannten Fächer

von Federn, wie ihn die Gürtler zum Anfachen des Kohlenfeuers brauchen, als Fächer in der anderen Hand, zweien Pagen und zwölf Tänzern voran. Alle waren in der oben gedachten Art übermäßig reich gekleidet, und sie ließen ihr Knistergold im Scheine der vielen Harzfackeln mit großer Befriedigung leuchten. Ein jeder derselben trug ein Diadem von gleichem Werthe mit grünen, rothen, gelben, blauen Glassteinen besetzt, nur nicht ganz so reich, wie die riesige Krone des Königs selbst.

Dem letzteren wurde uns gegenüber ein Thron erbaut, auf dem er gravitätisch Platz nahm, indeß seine beiden Pagen ihm mit Fächern Luft zuwedelten. Die Tänzer knieten jetzt vor ihm nieder, er schlug einem jeden mit seinem Stecken den Segen auf den Kopf und hierauf befahl er den Anfang des Ballets.

Jetzt kam die Geschichte des Montezuma. Die zwölf Tänzer gingen in einem Kreise umher, vorwärts, rückwärts, dann machten sie den Kreis größer indem sie zwischen sich Blumenguirlanden hielten (ich sagte zu dem Kapitain daß dieses Größerwerden des Kreises gewiß die zunehmende Macht des Montezuma andeuten sollte). Dann schwankten die Tänzer in einem Halbkreise hin und her (gewiß sind das die Schiffe des Ferdinand Cortez), dann bildeten die Tänzer einen Stern (welchen ich für den der Weisen im Morgenlande erkannte), hierauf rangirten sie sich in ein Kreuz (das war die durch den Stern verkündete christliche Religion), dann war das Ballet zu Ende und mit ihr die Geschichte des Montezuma. Sollten meine hier gegebenen archäologischen Andeutungen nicht für die richtigen gehalten werden, so würde ich leider gestehen müssen, daß ich keine besseren aufzutreiben wisse.

Wir waren stumm vor Erstaunen; dies schmeichelte dem Gouverneur so sehr, daß er befahl zu unsrem Ergötzen die ganze Vorstellung von dem Schicksal des Monteznma zu wiederholen, welches auch mit großem Ernst geschah.

Jetzt folgte aber etwas allenfalls Nationales, ein anmuthiges Pfänderspiel, wie ich es übrigens in dem spanischen Amerika häufig gesehen habe, woselbst es in einer Weise aufgeführt wird, welche den ungeheuer lasciven Charakter der spanischen Bevölkerung lebhaft charakterisirt.

Hier in Agagna wurde der Tanz folgendermaßen ausgeführt. An der Spitze eines etwa 20 Fuß hohen, schlanken Rohres waren zwölf breite seidene Bänder befestigt, viel länger als der Mast. Der Baum wurde in der Mitte des Platzes aufgestellt, dann kamen sechs allerliebste Tagalenmädchen und ebenso viele Jünglinge aus den vordersten Reihen der Zuschauer, jeder ergriff eines der Bänder, sie stellten sich im Kreise einander gegenüber, paarweise, dann begann eine rauschende Castagnettenmusik und nun marschirten die Leutchen in der sogenannten Chaine im Kreise um den Baum her. Ein Jeder ging zunächst rechts an seinem vis à vis vorbei, dann ging er links an dem nunmehr kommenden, und dann wieder rechts an dem darauf folgenden vorüber, genau so wie

man es in einem Contretanz oder in der Quadrille bei der Chaine macht, nur daß man sich dabei nicht die rechte und linke Hand bot, sondern still vorüberging.

Da man hiebei immer die Bänder regelmäßig um das dicke Bambusrohr schlang, so wurde dieses bald mit einem zierlichen Flechtwerk umgeben, dessen regelmäßige Umwickelung den Zuschauern den größten Beifall entlockte. Nachdem der Mast in gleicher Weise von oben bis unten umflochten war, wendeten sich alle Mitspielenden gleichzeitig um, begannen das nämliche Spiel oder Ballet rückwärts und es war beendet, als die sämmtlichen Bänder vom Mast gewickelt waren und die Theilhaber einander in einem großen Kreise gegenüber standen.

Die Spanier, welche, wenigstens in den Colonien, dieses Spiel leidenschaftlich lieben, hängen die Bänder nicht an einen Baum, sondern an die Decke des Zimmers; hier flechten sie durch ihr Chainengehen eine Schnur und kommen sich bei dem letzten Drittel der Verwickelung so nahe, daß die leicht bekleideten Körper, besonders die schreitenten Theile sich immerfort an einander reiben, was ihnen ein unendliches Vergnügen zu machen scheint, so zeigen wenigstens ihre Mienen, ihre verhimmlenden Augen, ihre Zuckungen und ihre ganze, bis an's völlig Unanständige gehende Aufregung. Bis so weit hatten es die Tänzer hier noch nicht gebracht, ich glaube wohl, daß sie gleichviel Vergnügen mit den Spaniern empfinden, aber sie geben es wenigstens nicht in dieser Weise kund, sie haben zu viel natürliches Schicklichkeitsgefühl.

Ich sah noch einige andere sogenannte Tänze, alle aber von einem gleich ruhigen, nicht bewegten Charakter; es will mir scheinen, als hätten die Tagalen keine andere Leidenschaft, als die für die süße Ruhe, ich glaube, selbst diese Tänze waren nicht nach ihrem Geschmack, sondern wurden nur gezwungen gehalten. Wenn sie nicht müssen, so rühren sie sich nicht. Mir erzählte der Kapitain späterhin, er habe von einem der Eingebornen ein Schwein gekauft für einen Piaster, der Handel sei vor der Hütte des Tagalen, etwa 200 Schritt von dem Gestade, an welchem die Schaluppe lag, abgemacht worden, während der Verkäufer im Schatten seiner Hütte unbeweglich liegen blieb. Der Kapitain wollte nun, daß der Verkäufer das Thier nach dem Meeresufer triebe. Befremdet sah der Tagale den Kapitain an, drehte dann den Kopf etwas seitwärts, um nach dem Strande hinzusehen und dann sagte er, ihm den empfangnen Piaster wieder hinhaltend: „das Thier kostet einen, das Hintreiben kostet auch einen,“ und er gab lieber das Geld zurück, als daß er sich erhoben hätte. Und der Kapitain mußte einen Matrosen rufen und das große Werk mit diesem vollbringen, indessen der Verkäufer die Hand mit dem Piaster träge sinken ließ und seine Cigarre weiter rauchte.

Dreißigstes Kapitel.

Reigen der Tagalen zum Spielen und Tanzen, vor allen Dingen zur Musik. Der Supercargo sucht sein Serail wieder vollzählig zu machen, und bedient sich dabei der nobelsten Mittel: er belauscht die Damen im Bade. Ein glückliches Völkchen. Schade, daß es bald genug der Branntweinpest erliegen wird.

Sind sie Feinde aller Bewegung, so haben sie doch eine große Neigung für Musik und Gesang, dies sprach sich alsbald aus, denn kaum waren die Tänzer in ihre Reihen zurückgekehrt, als sie Lieder zu singen und auf höchst einfachen Saiteninstrumenten sie zu begleiten begannen und jedes Pärchen seine Musik für sich machte, was ungefähr einen Effekt hervorbrachte, wie der Gesang vieler Vögel in einer Volière. So leise, um sich zu stören, hörte man die Disharmonien nicht, man vernahm nur ein Flüstern und Zwitschern.

Plötzlich eröffnete sich mir ein anderes Schauspiel.

Von den Carolinen her kommen beinahe allmonatlich 20, auch wohl mehr Boote, welche unter alleiniger Hilfe der Sterne ihre leichten offnen Fahrzeuge der See anvertrauen und eine Reise von 200 Meilen nicht scheuen, lediglich, um einen ziemlich unbedeutenden, für sie aber doch wohl hinlänglich vortheilhaften Handel zu treiben.

Von diesen Carolinern waren auch jetzt viele anwesend, ich hatte schon im Hafen ihre Schiffe bemerkt, welche sich durch ihre elegante Form und durch die Leichtigkeit, mit der sie segeln, auszeichnen, sie haben wie natürlich alle Balanciers, sind also vor dem Umschlagen gesichert und ihre Bauart gestattet hart beim Winde zu segeln, so daß nur directer Wind sie verhindern kann, ihr Ziel zu erreichen.

Diese Gäste, gern gesehen, da sie dem Gouverneur Gelegenheit geben für viele seiner Waaren einen höheren Preis zu erzielen, hatten sich in größerer Anzahl hier versammelt, und nachdem sie die ziemlich schläfrigen Tänze der Eingebornen beobachtet und diese jetzt von ihren Strapazen ausruheten, sprangen sie plötzlich, etwa 30 an der Zahl, auf und vereinigten sich zu einem Tanze ihrer Art. Sie hatten dabei ihre Wurfspeere in der Hand und machten mit diesen mancherlei gefährliche Manöver, so daß es schien, als verlören die Tagalen schon durch das bloße Zusehen den Athem. Sie führten auch eine große Chaine auf, aber im Laufen und dann im Springen, und dann indem sie ihre Lanzen als Springstöcke benutzten und sich so in einer Länge von 15 und mehr Fuß an einander vorbeischwenkten, und zwar genau in den Regeln, welche die eigentliche Chaine vorschreibt. Dann sprang einer über den Rücken des anderen hinweg, und dann that es der zweite und so ging es im Kreise umher, bis 15 gebückt standen nnd andere über sich hinweg springen ließen, die wieder zu Stützpunkten der Springenden wurden, die vorher still gestanden hatten; dann

liefen sie auf allen Vieren davon, dann warfen sie sich auf den Rücken und bewegten durch Fortschleudern ihrer Beine den Körper, dann benutzten sie ihre Lanzen, um sie in beiden Händen zu halten und dann mit gleichen Füßen hindurchzuspringen, und so ging es in einer Art Raserei fort und man sah deutlich, welch ein Vergnügen es ihnen und welch eine Angst es den Tagalen bereitete, welche offenbar zu fürchten schienen, daß einer der Tanzenden gelegentlich auseinander brechen würde, wie ja auch wir hin und wieder Besorgniß haben, daß irgend eine etwas zu stark geschnürte, ältere junge Damen auseinander bricht, gleichfalls eine überflüssige Besorgniß, denn die Natur ist eine so gütige Mutter, daß sie selbst die wahnsinnigsten Unternehmungen gegen das eigene Wohl gut zu machen versteht.

Der Abend beschloß mit einer mich überraschenden musikalischen Vorstellung. Zwölf junge Mädchen stellten sich in einem Kreise uns gegenüber auf, eine Dreizehnte — das war der Musikdirector — trat in die Mitte des Kreises und gab durch einige mir unverständliche Zeichen zu erkennen, was sie wollte; nun begann ein Gesang wahrhaft harmonisch, der auch in unsren Kreisen Beifall gefunden hätte, entschieden mehrstimmig. Ich will zugeben, daß unsere Gesetze der Harmonie und Compositionslehre, daß unsre Tonleiter und Intervalle nicht beobachtet wurde, allein das Ganze machte einen so überraschenden und lieblichen Eindruck, daß man das Fremde darin gern und leicht übersah. Es war mir völlig unbegreiflich, wie diese einfachen Menschen zu einer so schönen Musik kamen. Es wäre sehr einfach dieses dadurch zu erklären, daß sie seit zwei Jahrhunderten mit den Spaniern in innigster Verbindung leben, allein dann hätte ihre Musik die unsere, die europäische, sein müssen, welche dieselben Gesetze kennt, ob der Componist in England oder in Spanien, in Schweden oder Italien lebt; hier war nicht spanische Musik, hier wich Alles von unseren darauf bezüglichen Gesetzen ab und doch war es schön. Man sieht also, daß es für die Musik keinen Canon, kein allgemein gültiges Gesetz giebt*), sondern daß selbst ein in unseren Vorurtheilen befangenes Ohr entzückt werden kann von einem solchen Gesange.

Bei dieser Darstellung hörte ich einige der Lieder welche noch von den Poeten der Urbewohner der Mariannen herstammen sollen. Sie sangen dieselben bald einzeln, bald im Chor, begleiteten dieselben mit lebhaften, ausdrucksvollen Geberden und wenn der Chor einfiel, so klapperten sie taktmäßig mit Muscheln, welche nach Art der Castagnetten abgeschliffen und wie es mir scheinen wollte, auch gestimmt waren, denn es war mir, als hörte ich ganz deutlich einen Accord daraus hervor.

Den Abend, welcher für mich viel des Neuen hatte, beschloß eine Mahlzeit ganz nach spanischer Weise aus mehr Pfeffer als Fleisch oder Reis zusammen-

*) Histoire des isles mariannes par P. Gobien.

gesetzt, worauf ich mich schlafen legte, nachdem ich meinen Mund durch zweihundertmaliges Ausspülen mit Wasser, wenigstens einigermaßen beruhigt, halb und halb abgekühlt hatte.

Der Supercargo hatte sein Serail zum Theil verloren, wie wir wissen, es war nur noch eine Dame darin für sein weitläuftiges Herz, das mir vorkam wie eine alte Postkalesche, in welcher auf jeder Station die Passagiere wechseln, — offenbar nicht genug. Da er nun am Abend sehr viel schöne Mädchen gesehen, der Abend aber gewisse Täuschungen sehr erleichtern soll, so beschloß er zu untersuchen, ob die mariannischen Schönheiten die Prüfung bei Tageslicht aushielten. Da er nun etwas von Badestellen in dem benachbarten Flusse gehört hatte, so ließ er sich diese zeigen, wobei man ihn darauf aufmerksam machte, daß jene lediglich für die Mädchen und Frauen, eine andere aber allein für die Männer bestimmt sei. Weiter wollte er nichts wissen, er beschloß seine Beobachtungen zu machen. Ich indessen sah mich nicht nach den Badestellen, sondern nach Pflanzen und Thieren um und fand, was die ersten betrifft, eine reiche Ausbeute. Die Insel Guaham hat eine überaus üppige Vegetation, die Ufer zeigen sich so schön bebaut, wie die Höhen bewaldet, der Pflanzenwuchs steigt bis zu den Gipfeln hinauf und zeigt sich im höchsten Grade mannigfaltig. Man kann mit Gewißheit annehmen, daß die von den Spaniern herüber gebrachte Bevölkerung hier nicht fleißiger ist, als in ihren Stammsitzen, da indessen der Pflanzenwuchs so rasch und so prächtig ist, so verdeckt derselbe die Nachlässigkeit der Menschen.

Die Leute sind sehr genügsam, ihr Bedarf ist ein äußerst geringer und noch einmal so viel zu pflanzen, als sie brauchen, ist immer noch keine Arbeit, daher sieht man bei jedem Hause einen Fleck mit Reis, einen anderen mit türkischem Waizen, einen dritten mit Taro bepflanzt. Um die Häuser her stehen Bananen in vielen Varietäten, Cocosbäume fehlen nirgends, sie bilden einen wesentlichen Theil dessen was diese Leute zur Nahrung brauchen, sie liefern außer der Nuß als Speise auch noch den Saft und man ist hier bereits so weit gekommen, um ihn in Branntwein zu verwandeln, gewiß ein schöner Fortschritt in der Civilisation.

Man sieht ferner in der Nähe der anmuthig gelegenen und höchst idyllisch aussehenden Wohnungen immer noch ein Paar Dutzend Cycas, niedrige Palmen, welche in ihrem tonnenförmig gestalteten Stamme ein mehlreiches Mark verbergen, welches man allerdings nur erhalten kann, indem man den Stamm spaltet, ihn also dem Tode widmet, was jedoch bei der überaus großen Vegetationskraft dieser Gegenden kein großer Schaden ist. Cycas unsrer Treibhäuser wachsen allerdings so langsam, daß es wohl nicht sehr rathsam wäre sie als Nahrungsmittel in Cultur zu nehmen, auf den Mariannen und Philippinen geht dies schon eher.

Auch der Indigo gehört zu den Gegenständen, welche man hier cultivirt,

alles vom Ersten bis zum Letzten bedarf nichts weiter als der alleroberflächlichsten Aussaat und der Entfernung des Unkrauts, es kostet mithin keine Arbeit und das ist die Hauptsache für Spanier und deren Schützlinge.

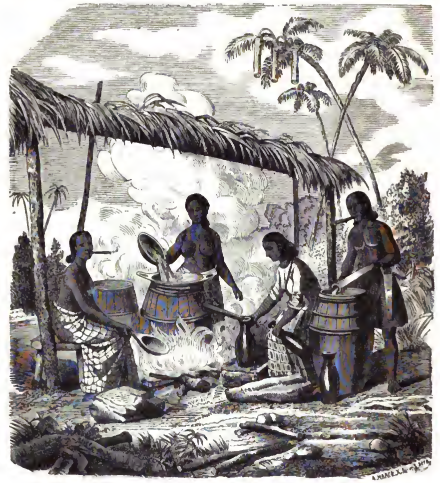
Noch ein Baum wird hier nicht sowohl gepflegt als benutzt, die Eingebornen nennen ihn Dog Dog, und die Spanier Rima, er gehört dem Geschlechte der Ficus an und giebt einen harzreichen Saft, welcher im frischen Zustande von den Eingebornen als ein Bindemittel für ihre Farben benutzt wird, im trocknen Zustande aber ein unvergleichliches Harz zum Kalfatern giebt. Der Saft, der aus jedem Einschnitt in die Rinde hervorquillt, ist milchig und wird sofort zum Anstreichen benutzt, die Arbeit muß übrigens sehr schnell vollzogen werden, denn der Saft trocknet sehr rasch. In diesem Zustande zwischen zwei Bretter, die man aneinander heften will, gebracht und im Schatten getrocknet, zeigt er eine Bindekraft, die selbst unsrem Leime unbedingt nichts nachgiebt, abgesehen davon, daß die Benetzung diesem Harze nichts schadet, im Gegentheil, sobald die Erhärtung einmal eingetreten ist, die Widerstandsfähigkeit zu befördern scheint.

Sieht man von irgend einer Erhöhung — und nach einer solchen braucht man bei der bergigen Beschaffenheit der Insel nicht lange zu suchen — auf die Umgebung herab, so erstaunt man über das wunderschöne Bild, welches sich entfaltet, es ist die reichste und vollendetste Cultur, welche man überblickt, um jedes Haus sieht man eine Menge Gärten (nicht einen Garten), da die Pflanzen alle gesondert cultivirt werden, so giebt jede einzelne für sich die Ansicht eines bestellten Gartens und man glaubt mitten in einem Volke zu leben, welches sein Glück und seine Freude in der größt möglichsten Thätigkeit findet, während es Thatsache ist, daß es diese gerade in der möglichsten Unthätigkeit sucht. Vor den Hütten überall sieht man Kinder spielen, sieht man Frauen und Mädchen Matten flechten und Cigarren rauchen, sieht man Männer im Schatten schlafen oder in der Sonne braten, aber doch schlafen. Ich kann mich durchaus nicht erinnern, daß ich während meines Aufenthalts auf der Insel einen Menschen bei der Arbeit gesehen hätte, selbst das, was unser Bild darstellt, eine Branntweinbrennerei, scheint den Menschen keine Arbeit zu machen, denn sie unterhalten sich dabei, sie rauchen Cigarren, sie sitzen oder liegen und darin finden sie ihr unbeschreiblichstes und größtes Glück.

Tobaria nennen sie eine solche Destilliranstalt, bei welcher mehrentheils Frauen und Mädchen und der Männer nur so viel beschäftigt sind als man zum Klettern auf die Palmen braucht. Gerade diejenigen welche die Cocosfrüchte liefern sind die vorzüglich zur Branntweinbereitung angewendeten. Sobald der Blumenschaft sich entwickelt und in drei oder vier Zweige sich gespalten hat, an deren jedem eine Traube von tausenden kleiner Blüthen entstehen würde von denen doch wohl die zehnte oder zwölfte sich zu einer Frucht entwickelt, schneidet

man die Spitzen jener Blüthenstengel ab und steckt sie in ein Ellen langes Bambusrohr das man an diesem Blüthenschafte befestigt.

Aus dem abgeschnittenen Ende läuft in einem feinen Faden ununterbrochen der Saft in den untergehängten Eimer, nach höchstens zwei Stunden ist das sechszöllige Rohr gefüllt (welches bei einer Elle Länge, etwa den dritten Theil



Eine von den Tagalen angelegte Branntweinbrennerei.

eines Kubikfußes faßt, also nach unserm Maßen etwa 10 Quart oder 20 Pfund enthält), sobald man nicht die Stunde abgepaßt — denn diesen glücklichen Menschen schlägt keine Stunde — sondern wahrgenommen hat, daß von dem äußern Rande des Rohres der Saft überträufelt, es also bereits überfüllt ist, klettert ein

junger Mann hinauf, nimmt das Rohr ab, hängt ein andres Rohr an dessen Stelle und gießt das volle in den Bottich, in welchem die Gährung vor sich gehen soll.

Am folgenden Tage ist diese eingetreten und man sorgt dafür, daß bei solcher Brennerei es an dem fertig gegornen, aber nicht sauer gewordenen Stoff niemals fehle.

Der ganze Destillationsapparat ist unbeschreiblich einfach, er besteht in einem großen irdenen Topfe, im glücklichsten Falle statt dessen in einem Kessel von Eisen, in einem durchgeschnittenen Weinfaß, welches über den Kessel gestülpt und welches durch Thon daran lutirt ist, ferner in einem ganz flachen Abkühler, einer großen Schüssel etwa, die man auf den Boden des Fasses setzt und auf welche man immerfort frisches Wasser gießt, um dieselbe kühl und dadurch fähig zu erhalten, die Dämpfe des sich entwickelnden Weingeistes nieder zu schlagen.

Ganz ähnlich sind auch die Gefäße, in denen man den Saft gähren läßt. Ist dieser reif geworden, so stellt man den Topf auf drei Steine, so daß er etwa eine Viertelelle über dem Boden stehe. Darunter wird Feuer gemacht und die Dämpfe, welche sich an der mit Wasser gefüllten Metallschüssel niederschlagen und an den Holzwänden des durchschnittenen Fasses herauflaufen, werden nunmehr durch eine inwendig angebrachte Röhre von Thon nach der tiefsten Stelle hin geleitet, wo eine Oeffnung befindlich, in die, oder an die ein Rohr gesetzt worden, worin die niedergeschlagenen Dämpfe in eine vorgesetzte Flasche fließen. Nur sehr selten sieht man einen Apparat, welcher sich entfernt demjenigen nähert, der vor 100 Jahren in Europa gebräuchlich war, Kessel, Helm und Kühlrohr. Es soll doch auf der ganzen Gruppe zwei solcher geben, von Amerikanern betrieben, weil deren Landsleute nicht zufrieden sind mit der geringen Ausbeute der Tagalen. Ein rechtschaffner Amerikaner trinkt in einem Tage und ohne Schaden so viel Brandy, als vier Eingeborne in derselben Zeit zu bereiten vermögen.

Der erhaltene Branntwein ist außerordentlich schwach, er enthält gewiß nicht mehr als 5% reinen Weingeist, er wird aber sofort zum zweiten Mal destillirt und hat dann 10%, mehr wollen diese Leute gar nicht, die Europäer aber wollen mehr und so wird er denn zum dritten und vierten Male in derselben Weise behandelt, und endlich erhält man bei fernerer Destillation den allerstärksten Arac, wie ihn nur die Chinesen trinken, denen er aber allerdings selbst bei einem Gehalt von 80% noch nicht brennend genug ist, die ihn daher kochend heiß trinken.

Einunddreißigstes Kapitel.

Fernere Entwickelung ihrer Industrie; sie bereiten Farben, Harze, Curcuma, Indigo, Lack, Zucker und sind in ihrer Weise sehr thätig; sie bereiten vortreffliches Töpfergeschirr und sind sehr geschickt in Anfertigung von Silber- und Goldschmuck; es giebt sieben Goldschmiede in der kleinen Stadt Agagna. Während der Supercargo sich bemüht, sein Serail zu vergrößern, besuche ich die benachbarte Insel Rota.

Die Leute machen auch Zucker, indem sie das Mark aus den Rohren stoßen, den Saft auspressen und einkochen, sie bereiten ferner Cocosöl, bereiten einige Pflanzenfarben z. B. Curcuma, Indigo und rothen Lack, sie brennen auch die Schaalen der Cocosnüsse, um daraus eine schwarze Farbe zu erhalten, sie bedienen sich ferner der Rucu-Pflanze, um eine rothe Farbe zu erhalten, sie verstehen ferner Leder zu gerben, Seife zu bereiten, Salz aus dem Meerwasser zu gewinnen und sie verstehen das Töpfergeschirr sogar besser zu fertigen, als man es in Europa macht, indem sie ohne Drehscheibe sehr geschickt recht schöne Formen und diese in einer außerordentlichen Festigkeit zu erzielen wissen, dennoch sind alle diese industrieellen Fortschritte sehr dürftige Anfänge zu einem dereinstigen zu nennen, die ganze Industrie steckt noch in den Kinderschuhen und das Unterhaltende oder Schmückende geht ihnen immer nur dem Nützlichen vor. In der Stadt Agagna existirt ein einziger Schmied, dagegen hat man sieben Goldarbeiter, welche einen unglaublichen Umsatz in Ringen, Ohrgehängen, Hemdenknöpfen, Halsbändern, am allermehrsten aber in Medaillons auf die unbefleckte Empfängniß der heiligen Jungfrau haben, welche die Schutzpatronin der Inseln ist, deren Bildniß in Silber oder Gold jedes einzelne Individuum haben muß.

Dieser niedrige Culturzustand läßt die Inseln arm und dürftig bleiben, sie haben einen höchst geringen Handel, indem sie ihre Rohproduckte gegen Flinten Pulver und Blei, Eisen, theils unverarbeitet, theils in mannigfachen nützlichen Formen und endlich gegen bunte Seidenstoffe vertauschen. Das Einkommen der Regierung im allgemeinen ist so gering, daß Spanien alljährlich beträchtliche Zuschüsse zu leisten hat.

Während der Supercargo seine Beobachtungspromenaden fleißig fortsetzte, besuchte ich ein paar von den benachbarten Inseln, ich wollte sehen, ob auf diesen nicht mehr Thiere zu haben wären, als auf der Insel Guaham, denn hier habe ich nichts weiter wahrgenommen, als die Ratte, welche die europäischen Schiffe hier verbreitet haben, verwilderte Katzen, unzweifelhaft auch auf diese Weise hierhergekommen, und als einheimisches Säugethier, die Fledermaus, und diese letztere in verschiedenen Species, deren ein Paar wahre Ungeheuer sind und nicht den ganzen Tag hindurch schlafen, sondern wohl bei geringer Störung umherflattern und dann, wiewohl mehr aus Angst als aus böser Absicht einem

Menschen gefährlich werden können. Ihre gewaltig langen Zehen zwischen denen die Flughaut ausgespannt ist, haben, tüchtige Krallen, mittelst deren sie sich an den Bäumen aufhängen, um zu schlafen, mittelst deren sie sich im Wachen anklammern und wenn diese etwa einen Menschen treffen, so kann es unangenehm genug werden, denn diese Krallen verursachen Risse und Schnitte. Ich sah einen Mann, der einen solchen Schnitt von der Höhe der Stirn bis auf die Mitte der Wange hatte, und der durch denselben das linke Auge eingebüßt.

Durch den freundlichen Rath des Gouverneurs, dem die reichlichste reelle Hülfe folgte, vermochte ich, die Insel Rota und das einst so berühmte Tinian zu besuchen. Auf der ersteren fand ich mehrere Ruinen sehr bedeutender Bauwerke. In einem großen Kreise von 400 Schritten Umfang standen die untersten Theile von Säulen, sämmtlich von gleichem Umfange, durchschnittlich 3 Fuß Durchmesser, ihre Höhe aber war sehr verschieden, denn sie waren sämmtlich Stücke und ihre Trümmer lagen zwischen je zweien oder zwischen den Trümmern hingestreckt und ließen auf eine Länge von 40 Fuß schließen. Eine solche Colonnade, deren einzelne Säulen dreizehn- bis vierzehnmal so viel Länge als Querdurchmesser hatten, mußte den Eindruck des äußerst Schlanken und Eleganten machen, so daß man wohl sagen kann, die Erbauer hatten Geschmack. Wozu diese Gebäude dienten, wußte mir Keiner zu sagen, man nannte sie die Häuser der Alten, hatte aber von diesen so wie von Allem, was sie anging, nicht die allergeringste Kenntniß.

Der Alkalde der Insel war von dem Gouverneur angewiesen worden, dem Fremden jede mögliche Unterstützung angedeihen zu lassen, und das that der wackere Mann redlich, indem er das beliebte Requisitionssystem in Anwendung brachte. Wassermelonen und Ananas, Cocos und junge Hühner, gute Früchte und frisch geschlachtete Tauben, alles durcheinander wurde mir geliefert in bei weitem größerer Menge, als ich glaubte gebrauchen zu können, aber zu meinem nicht geringen Schrecken in jeder Wassermelone ein paar Ratten, in jedem Bündel junger Bambusschößlinge (die hiesigen Spargel) ein paar Ratten. Es soll entsetzlich sein, wie sich diese Thiere vermehren und ich glaube behaupten zu dürfen, daß sie die Insel unbewohnbar machen werden, wie die Frösche der Latona das Land der Abderiten, wenn man nicht etwas entschieden Durchgreifendes gegen sie unternimmt. Die Phosphorlatwerge dürfte da sehr wohl am Platze sein, die würdigen spanischen Mönche haben wohl dafür gesorgt, an jeder Ecke einer Straße ein paar Kreuze aufzustellen und auf jedes Haus eines aufzupflanzen, keinesweges jedoch dafür, daß etwas gegen diese Landplage geschähe. Die paar verwilderten Katzen können durchaus nicht fertig werden mit den Thieren, welche sich in solcher fabelhafter Art vermehren. Man müßte einige hundert Rattenfänger beider Geschlechter hier landen und sie ganz und gar sich selbst überlassen, das könnte auch helfen. Befände sich nur ein halbes Dutzend Geistliche auf der Insel, nur für jedes hundertste der von ihnen errichteten

Kreuze nur einer, so würde wohl auch gesorgt werden, allein das findet nicht statt und es ist daher fast unbegreiflich, wie dieses Völkchen nur noch so viel christlichen Sinn Sinn hat, als es wirklich zeigt. Um irgend eine geistliche Handlung, eine Trauung oder Taufe verrichten zu lassen, müssen die hiesigen Einwohner nach Agagno; überdies kommt der Geistliche von dort im Jahre einmal herüber, um die Gräber der Verstorbenen nachträglich noch mit Weihwasser zu besprengen und die noch heidnischen Kinder zu taufen. Da der würdige Herr sich nicht lange von den Fleischtöpfen Aegyptens entfernt, so geschieht das in Pausch und Bogen und in ziemlicher Geschwindigkeit. Die Mütter mit den Kindern auf dem Arm und die Zeugen und die Pathen stehen in einem großen Haufen dicht aneinander gedrängt vor dem Geistlichen; er hält die übliche Anrede, verwendet das Salz das Oel an einem Administranten, der es für die sämmtlichen hinter ihm befindlichen Täuflinge in Empfang nimmt, taucht hierauf einen großen Besen in den Weihkessel und bespritzt männiglich Alt und Jung, Männlein und Weiblein kräftig mit Weihwasser, wonach die Taufhandlung vorbei und der Täufling ein so guter und rechtlicher Christ ist wie seine Eltern.

Sonderbar genug sind trotz der Hindernisse, welche sie in Folge ihrer Gesetze in den Weg legen, die Geistlichen doch äußerst strenge gegen diejenigen, welche sich der sogenannten fleischlichen Sünden schuldig machen, verfahren, diese als die läßlichsten zu betrachten. Es scheint, als ob sie das berüchtigte jus primae noctis noch aufrecht erhalten wollten, denn ein Mädchen, welches sich mit Bewilligung beiderseitiger Eltern verheirathen und sich erst trauen lassen, wenn der Pfarrer von Agagno herüberkommt, wird zur Kirchenbuße, zur Züchtigung vor der Kirchenthür im Beisein der Gemeinde verurtheilt. Die Folgen davon sind höchst traurig und aus Furcht vor der Strafe und vor der noch schlimmeren Entehrung (die Natur läßt sich nun einmal nicht mit dem Besen austreiben, sie kehrt immer wieder in ihre Rechte zurück) entfernen die armen Mädchen die Erstlinge ihrer Liebe auf eine unerlaubte und ihnen selbst sehr schädliche Weise. Nicht die Moralität, sondern die Demoralisation wird auf eine schreckliche Weise befördert.

Was die Schönheit dieser Menschen betrifft, so will ich einmal nicht meine eigenen Beobachtungen, sondern die des berühmten französischen Reisenden Jacques Arago anführen:

„Ihre Formen sind von der größten Schönheit, ihre Schultern sind so weich gerundet, daß man sie anbeißen möchte, der Busen ist hoch und wohl von einander gesondert, die Brüste stehen weit von einander. Die Schenkel und Waden sind prächtig gerundet, die Arme sehr voll, die Hände und Füße sehr klein, der Gang leicht und schwebend. Ihre Haare bewundernswürdig lang und fein, sind schwarz und rollen in natürlichen Locken über den Nacken und die Schultern. Bei aller ihrer Schönheit sind sie bescheiden und zurückhaltend.

Sie entwichen vor uns mit einer Beharrlichkeit, welche unsere jungen Männer in Verzweiflung setzte."

Was die Eleganz der Formen betrifft, so muß ich dem enthusiastischen Franzosen allerdings beipflichten, auch tragen ihre Gesichter nicht den unangenehmen breiten, malayischen Stempel, was aber ihre Scheu betrifft, so ist sie mir wenigstens nicht übermäßig groß vorgekommen und kann ich nicht sagen, daß sie bei dem Anblick irgend Eines von uns geflohen sind, obwohl sie so gut wie ganz nackend waren, sie hatten nämlich nur eine Schnur von Cocosbast leicht und locker um die Hüften geschlungen und über diese ein kleines Tüchelchen von dem durchsichtigen Stoffe gehängt, aus welchem die Tagalinnen aus Luçon ihr Hemdchen machen, dies kleine Fähnchen hatte die Ausdehnung eines Quartblattes Papier vom gewöhnlichem Format und dieses Schürzchen zogen und schoben sie mit wirklicher Geschicklichkeit und Grazie so hin und her, daß es bald hinten, bald vorne, bald auf der Seite und zwar immer zwischen dem Mädchen und demjenigen war, der mit ihr sprach.

Ich gelangte nicht dazu, eine Erfahrung darüber zu machen, wie sie sich wohl benehmen mochten, wenn zwei Männer, auf verschiedenen Seiten stehend, sich mit ihnen unterhalten wollten. Recht Schade. Mir allein gegenüber sah das ganze Manöver so leicht, so anmuthig und doch so bewußt aus, daß man gar nicht zweifelhaft sein konnte, warum sie sich so benahmen und daß die allergeschickteste Kokette es nicht schöner hätte machen können. Wenn der Supercargo hier gewesen wäre, so hätte er mit weniger Gefahr und mit weniger Unbescheidenheit seine Untersuchungen anstellen können.

Am Sonntage gehen Männer und Frauen genau in demselben Costüm, wie die Tagalen um Manilla her, an Werktagen aber gehen die Männer ebenso nackend wie die Mädchen und Frauen, nur die Schwangeren haben von da an, wo ihr Zustand bemerklich wird, ein dünnes Baumwollengewand um den Leib geschlungen, welches die Entstellung verbirgt, die von der Natur nun einmal mit der Befruchtung verbunden ist.

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Ein Abstecher nach Tinian. — Gefräßigkeit einer Mannschaft Ansons. — Beschreibung von der reizenden Insel und wie ich sie gefunden. — Abreise im Jalankin unter Begleitung des ochsenberittenen Alkaden.

Ich zog weiter nach dem schönen Tinian, welches ich indessen nicht reizender finden konnte, als Rota, und ich glaube, daß, wenn die letzte Insel reicher an

Wasser wäre, dürfte sie eine stärkere Bevölkerung haben, ihre Fruchtbarkeit wird von keiner andern erreicht, aber allerdings fehlt es gänzlich an gutem Trinkwasser. Man hat nur zwei Cisternen auf den beiden entgegengesetzten Enden der Insel, natürliche Felsenkessel, in denen sich das Regenwasser sammelt. Damit dessen so viel als möglich werde, beugen die Eingebornen die umherstehenden Palmen so viel als thunlich nach Innen in der Richtung der Cisterne und sie vereinigen auch mehrere Blätter zu einer Art von künstlichem Gerinne, so daß der darauf fallende Regen nach der Mitte der Felsenvertiefung geleitet wird, dadurch führen sie auch die kleineren, sich häufig wiederholenden Gewitterschauer dem Kessel zu und schützen sich auf diese Weise vor eigentlichem Wassermangel, aber beschwerlich ist es dennoch, daß die mehrsten Bewohner der Insel ihren ganzen Wasserbedarf eine halbe Stunde weit tragen müssen. Aus diesem Grunde würde auch Viehzucht in einem etwas ausgedehnteren Maßstabe kaum möglich sein.

Von Guaham waren wir mit einem mäßigen Proviant abgereist, weil das Ziel in einem Tage zu erreichen war, von Rota nach Tinian war doppelt so weit und der Alkade hatte uns daher reichlichen Proviant mitgegeben. Ein ganzes gebratenes Schwein, hundert getrocknete oder vielmehr gebackene Bananenfrüchte, fünfzig Tarowurzeln, einen ganzen Korb voll saftreicher, milchreicher, d. h. also unreifer Maiskolben und zwei riesige Kürbishälften mit gekochtem Reis angefüllt. Holländische Matrosen gehören durchaus nicht zu den mäßigsten, doch glaube ich, sie würden an dem uns mitgegebenen Proviant volle acht Tage genug gehabt haben, nicht so die eingeborenen Caroliner, die ich von Guaham aus gedungen hatte. Nachdem sich ein günstiger Wind in unser Segel gelegt, begannen sie die Vorräthe zu untersuchen und stellten diese Untersuchung mit einer solchen Gründlichkeit an, daß zuerst der Reis, dann das gebratene Schwein verschwand, dann die Tarowurzeln an Zahl beträchtlich geringer wurden, hierauf der Mais sich zu vermindern begann und endlich die Menschen so vollgestopft waren, daß sie sich nicht mehr rühren konnten, sondern sich träge lang ausstreckten.

Eine halbe Stunde nach dieser furchtbaren Arbeit raffte sich Einer und der Andere auf und knetete seinen Nachbarn, worauf er sich niederlegte und wieder von ihm kneten ließ, es schien mir, als hätten sie die Absicht, die ungeheure Masse von eingestopften Nahrungsmitteln allmälig aus dem Magen in die übrigen Eingeweide fortzudrücken, und es wird die ganze Arbeit auch keinen andern Zweck gehabt haben, und nun erhoben sich die Gekneteten und verschlangen was noch übrig war an Bananen und Maiskolben, so daß unser Schifflein nichts weiter enthielt an Proviant, als ein paar Dutzend Cocosnüsse, die aber mit gründlicher Verachtung bei Seite geschoben wurden.

Gegen Abend änderte sich der Wind so bedeutend, daß wir, um nicht zurückgetrieben zu werden, das Segel ganz einnehmen mußten, und während der Nacht verloren wir so viel Terrain, daß wir die Insel Rota übersehen konnten.

Dies war kein großer Trost für mich, denn da wir keine Lebensmittel hatten, so konnte der Fall leicht eintreten, daß ich meine Reise ganz aufgeben mußte, was mir allerdings sehr unangenehm gewesen wäre, die Leute verstanden sich auf dergleichen, es ist ihnen durchaus nichts Ungewöhnliches, daß sie Nahrungsmittel, welche für acht Tage ausreichen, zu sich nehmen, also auch acht Tage fasten, ohne zu hungern, Meuterei hatte ich nicht zu befürchten, wie dies bei europäischen Matrosen gewiß der Fall gewesen wäre, aber ich selbst befand mich nicht in der Lage, acht Tage hungern zu können, noch auch hatte ich Neigung, es zu thun, wenn ich es gekonnt hätte. Der Wind aber frischte sich von Neuem auf und führte mich dem Ziele näher, wir verloren Rota aus dem Gesicht und am Abend sahen wir die kleine Insel Aguignam, hinter welcher sich Tinian, oder wie die Spanier es nennen, Buenavista, verbirgt.

Als es dunkel wurde, machten sich die Leute zur Nachtruhe bereit. Ich hoffte, sie würden den nicht günstigen Wind durch ihre Ruder überwinden, dies geschah jedoch nicht, ein Jeder holte sich eine Cocosnuß aus dem Vorrath, das Erste, was sie genossen von dem schwelgerischen Mahl von Vorgestern, dann streckten sie sich aus und überließen mich meinen Träumen und am Morgen hatten wir das kleine Inselchen vollständig verloren, ein Umstand, der mich sehr verstimmte, da er schweren Zeitverlust herbeiführte. Ich kann mir nicht denken, daß die Leute bei größeren Reisen ebenso thöricht handeln, denn falls es der Fall wäre, so müßten sie nothwendig in große Verlegenheiten gerathen, ihre oft 200 Meilen betragenden Reisen müßten sehr viel länger dauern. Was ich später von anderen Carolinern erfuhr, bestätigt auch meine Meinung, sie handeln durchaus anders, wenn sie in ihrem eigenen Interesse fahren. An diesem Tage erreichte ich doch Tinian, wiewohl erst spät Abends, aber auch jetzt begnügten sie sich Jeder mit einer Cocosnuß und überließen es mir, ein Gleiches zu thun.

Wie sonderbar hatte ich mich getäuscht oder war getäuscht worden durch die Beschreibung, welche der Reisende Anson von dieser Insel macht, die ein irdisches Paradies sein sollte, geschmückt mit allen Schätzen der Erde, bewohnt von den heitersten, glückseligsten, fröhlichsten Menschen, in fortwährendem Spielen und Singen sein und die nichts weiter thun sollten, als sich vergnügen, da die glückliche Natur und der überaus fruchtbare Boden sie jeder anderen Arbeit, als die dargebotenen Früchte zum Munde zu führen, überhöbe.

Jetzt sah ich vor allen Dingen nichts, was sich ausgezeichnet hätte. Das Grün war nicht schöner, war nicht frischer als anderwärts und die Vegetation überhaupt zeichnete sich nicht aus, aber was auffallen mußte, war die äußerst geringe Anzahl von Hütten und die Dürftigkeit der Gaben, welche die Eingeborenen uns zum Tausch brachten. Ueberall ist das Erste, was sie dem Nahenden entgegenbringen, die Fülle der Früchte ihres Bodens, hier war es nicht so. Treuherzig und ohne alle Aengstlichkeit näherten sie sich uns, brachten sie uns zierlich abgeschliffene Muscheln, schöne Schneckenhäuser, Schildkrötschalen,

oder schon gelöste Felder von denselben, aber nicht Bananen, nicht Reis oder Cocosnüsse oder Pandanusfrüchte, obwohl wir Bäume derselben sahen, aber wie wenig waren deren im Vergleich, was man sonst auf den Inseln des glücklichsten Klimas findet.

Ich ging zum Alkaden und zeigte ihm die Ordre des Gouverneurs vor, er war auch sofort bereit, die ganze Insel zu plündern, um mich mit dem Nöthigen zu versehen, aber ich fühlte wohl, wie grausam ich gewesen wäre, wenn ich mehr, als das Allernothdürftigste angenommen hätte und ich konnte bemerken, daß ich dem Alkaden eine große Last von Sorgen abnähme. Was mochte die Ursache dieser sonderbaren Verwandlung sein. Unmöglich konnte Anson die Welt haben täuschen wollen, unmöglich konnte die Absicht vorgelegen haben, Unwahrheiten zu sagen, Tinian muß zu seiner Zeit so schön gewesen sein — was hat nun diese Umwandlung verschuldet? Ich will zugeben, daß die Bekehrungswuth die Einwohner von Tinian ebenso vertilgt hat, wie von den andern Inseln, warum sind denn aber die anderen Inseln davon nicht unfruchtbar geworden, warum sieht man dort die tropischen Fruchtbäume in ihrer ganzen Pracht und Herrlichkeit, indessen die von Tinian völlig verschwunden sind? Selbst wenn die trefflichen und edlen Bekehrer, welche die höchst göttliche Absicht hatten, die Menschen nicht auf ihre Weise selig werden zu lassen, sondern nach Art der Christen selig zu machen — selbst wenn sie die am liebsten angewendeten Bekehrungsmittel, Feuer und Schwert, nicht bloß an die Menschen der Insel, sondern auch an die Pflanzen derselben gelegt hätten, würde dadurch noch Nichts erklärt werden, denn in anderthalb Jahrhunderten kommt das Alles wieder zum Vorschein, was christliche Frömmigkeit verbrannt hat. Ich würde keinen Augenblick daran zweifeln, daß die Insel, welche ich hier sah, gar nicht dieses Tinian sei, welches Anson beschreibt. Er reiste im Jahr 1740 von seiner Heimath ab und machte einen Seezug um die ganze Erde, welchen er im Jahr 1744 vollendete, damals verstand man noch nicht so genau zu bestimmen, daß man nach 120 Jahren ein kleines Inselchen aus einer ganzen Reihe ähnlich gelegener mit Sicherheit herausfinden konnte. Aber auf den Tinians Anson's befanden sich jene Tempelruinen, von denen wir oben eine Ansicht gegeben haben, und diese Ruinen sah ich sich erheben, als ich nach der Mitte der Insel zuging, gerade so, wie sie Anson beschreibt und wie ich sie hier gezeichnet habe, es ist die Insel also doch, und die traurige Verwandlung ist so wenig zu erklären wie zu leugnen.

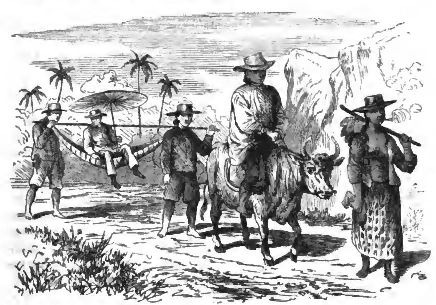
Mich setzten diese Trümmer in sprachloses Erstaunen, welches Volk und welcher Fürst hat sie errichtet, zu welchem Behuf haben diese Säulengänge gedient? Leider weiß Niemand darauf zu antworten, der Alkade von Tinian, ein gesprächiger alter Mann, der nicht ganz ohne Interesse zu sein schien für die Sache, sagte mir:

„Der größte Häuptling dieser Insel war Tumulu Tega, er regierte friedlich

und gerecht und Niemand dachte daran, ihm seine Herrschaft streitig zu machen, bis einer seiner nächsten Verwandten, Tjokananai, sich gegen ihn empörte und um den Besitz der Insel zu streiten begann."

„Der König wohnte in einem solchen Hause, wo dort die Trümmer sind. Die erste Handlung des Ungehorsams war, daß der Empörer sich ein ähnliches Haus baute, nun bildeten sich zwei Parteien, welche mit einander blutig kämpften, das Haus des Empörers wurde geplündert und niedergestürzt, aber der Kampf wurde damit nicht beendet, er dauerte fort mit entsetzlicher Verbitterung, bis auch das Haus des Königs gestürzt war und die Insel sich nach und nach entvölkerte. Die hier übrig stehenden Pfeiler sind diejenigen, welche zum Hause des Königs gehörten, die anderen befinden sich ferne von hier in der Nähe einer Quelle, sie sind aber ganz in Schutt und Staub zerfallen."

Es ist möglich, aber nicht wahrscheinlich, daß ein solcher Vorgang stattgehabt, denn was wir aus den Erzählungen der Spanier von der Zeit der Entdeckung derselben über diese liebenswürdigen Menschen wissen, giebt uns keine Berechtigung, so übel von ihnen zu denken.



Reisegelegenheit auf den freundlichen Inseln.

Was die Reste des Baues selbst betrifft, so will es mir scheinen, als verträten sie lediglich die hölzernen Pfeiler, auf denen die Häuser der Eingeborenen stehen, der Häuptling mochte sich dadurch wohl bequemer betten wollen, daß er seinem Hause einen nicht so leicht zerstörbaren Unterbau gab. Auf diesen Säu-

len mit den ganz flachen Abakus konnten sehr leicht Balken gestreckt und Holzwände errichtet werden und es läßt sich dann wohl denken, daß der untere Raum entweder zu Volksversammlungen benutzt oder sonst auch nur zur Bewahrung der Vorräthe gebraucht wurde.

Sehr enttäuscht verließ ich die Insel, aber nicht ohne von dem Alkaden mit den größten Ehren überhäuft worden zu sein. Zwei Insulaner in ihrer Festtagskleidung und zum Zeichen, daß sie freie Männer seien, mit Hüten bedeckt, luden mich in eine Hängematte und trugen mich vom Hause des Alkaden an den Strand, er selbst, der Würdige, ritt einen stattlichen Ochsen und zog auf demselben mir voran, vor ihm her ging eine ganze Heerde sonntäglich geschmückter Frauen und Mädchen, deren jede auf einem Stecken ein halbes Dutzend Früchte trug, welche zur Verproviantirung unseres Schiffleins dienen sollten. Natürlich nahm ich nur so viel, als mir unumgänglich nöthig schien, beschenkte die Leute reichlich und trat meine Rückreise an, noch an demselben Abende bis nach dem kleinen Inselchen Aguignan gelangend, welches südlich von Tinian liegt. Der Name selbst wird sehr häufig der Insel Tinian gegeben, es liegt aber südlich davon und zwar so, daß sie gesehen werden kann, eine kleine, zwar auch nur wenig bewohnte, aber doch viel besser ausgestattete Insel, welche ich nicht anders zu bezeichnen weiß.

Hier verweilte ich während der Nacht, hier wurde ich reichlicher mit Früchten versehen und hier fraßen sich meine Caroliner wieder zur Genüge voll.

Dreiunddreißigstes Kapitel.

Eine kühne Unternehmung des Supercargo. — Daun Sheitun, das Teufelsblatt. — Dem edlen Manne vergeht jeder Wunsch nach Vergrößerung seines Harems.

Ohne irgend welche Beschwerde gelangte ich am folgenden Tage nach Rota und noch einen Tag später nach Guaham, und das war gut, denn eben hatte der Herr Supercargo wieder eins von den Kunststücken ausgeführt, an denen er so reich war, er hatte, wie schon so unzählige Male, es vermocht, sich lästig und widerwärtig zu machen.

Ich habe oben schon angedeutet, daß er seinen Harem wieder rekrutiren wollte und da er ein Kenner des weiblichen Geschlechts, es keinem Anderen überließ, sondern, wie ein ächter Paladin des Mittelalters, es selbst unternahm, die schönen Frauen und Mädchen aufzusuchen, und da es schwer wird, die Wahl dem Geschmack eines Fremden zu überlassen, so konnte Niemand dem Supercargo die Selbstwahl übel nehmen, wenn er nur der Mann gewesen wäre, sich dabei in gewissen Schranken der Bescheidenheit zu halten, nun wäre es aber

Thorheit, dergleichen von einem schwäbischen Hausknecht zu verlangen. Herr Meyer also „machte voran", wie man sich in seinem schönen Vaterlande auszudrücken pflegt und da er ein Freund des Practischen war, so that er dies in folgender Weise.

Wir haben bereits erfahren, daß er die Badestellen im Flusse erkundet und er begab sich nunmehr der Scheu vor einsamen Spaziergängen in sofern vollständig, als er schon früh am Morgen, bevor noch ein Mensch seine Hütte verließ, das Gebüsch besetzte, welches in einer Ausdehnung von ungefähr 500 Schritten das Männerbad von dem Frauenbade trennt. Das letztere war das nach dem Innern der Insel zu gelegene und hier verbarg er sich im Gesträuch und er that dies lange Zeit, ohne zur Wahl kommen zu können, muthmaßlich, weil des Schönen so viel zu sehen war, daß er vergeblich sich um die Frage abmühete, wo das Schönste zu finden sei.

Kein Mensch hatte eine Ahnung von seinem Beginnen. Mädchen und Frauen im Bade waren also vollkommen ungenirt, da fiel es dem Unglücklichen ein, sich selbst als badende Nymphe unter sie zu mischen, er legte seine Kleider im dichtesten Gebüsch ab, begab sich dann immer tiefer und tiefer in den Fluß und kam schwimmend oder watend den schönen Mädchen immer näher.

Ein solches Attentat mochte wohl dem schönen Achilleus hingehen, als er von seiner Mutter in das Haus des Diomedes gebracht wurde, aber Herr Meyer war weder 14jährig, wie der Pelide, noch war er so schön, wie der Göttersohn, und so war es kein Wunder, daß man den Faun erkannte, sobald sein Struwelkopf über dem Wasser auftauchte.

Ein allgemeiner Schrei des Entsetzens ertönte und die Mädchen liefen davon, so rasch sie vermochten, so schnell es ihnen das tiefe Wasser irgend gestattete, die Frauen aber waren nicht so zaghaft, sie wollten sich das Ungethier, welches sich unter sie gewagt, näher besehen und schnitten ihn vom Lande ab.

Vorläufig hatte der Herr Supercargo aus diesem Manöver noch kein Arg, als aber die Reihen sich dichter schlossen und einige der Frauen sich in die Gebüsche zurückzogen, besorgte er, daß sie Männer herbeirufen möchten, und da ihm niemals viel daran gelegen war, sich mit diesen mehr als nöthig einzulassen, so dachte auch er an den Rückzug, allein etwas zu spät, die Frauen hatten sich unterdessen mit hübschen Rippen von Palmenblättern versehen. Mit einer gewissen Geschwindigkeit auf den entblößten Rücken fallend, sollen diese eine wunderbare Wirkung hervorbringen, sehr nahe verwandt mit dem was man früher Spießruthenlaufen nannte. Der Stengel, den man beliebig dick haben konnte, von der Dicke eines tüchtigen Knotenstocks bis zu der eines schwankenden Röhrchens, Badine, ist von einem Ende bis zum andern mit nervigen Erhabenheiten versehen, welche die Stelle bezeichnen, wo die Blätter gesessen haben. Ein geradefallender Hieb giebt also gerade so viel blau unterlaufene Stellen, als Knoten oder Blattansätze den Körper getroffen haben, ein vorbeistreichender Hieb aber

macht die Stelle zur langen, offenen Kratzwunde, und mit solchen Streichen wurde nun Herr Meyer überdeckt. Er floh eiligst und erhielt wohl nicht mehr, als er gerade reichlich verdiente, aber unter den Schlägen war einer, der ihm viel zu schaffen machte.

An einem der interessantesten Streichinstrumente mußte ein Blatt von einer Urtica urentissima gesessen haben und der Hieb damit war von der linken Brust über den ganzen Leib nach dem rechten Schenkel gegangen und hatte einen Theil berührt, welcher sich in der Mitte des Körpers zwischen diesen beiden Regionen befindet.

Als ich mich in Agagno einfand, wurde ich eiligst zum Supercargo geschickt, indem der Capitain mit wahrhaft diabolischem Lachen sagte: „Sie werden keinen stillen Mann an ihm finden.“

Armer Mercutio, der hier zum Vergleiche dienen muße, wie weit bist Du von dem Scheusal entfernt, zu welchem ich geschickt war. Brüllend wie ein angeschossener Stier lag Meyer auf dem Lager und warf sich ächzend und händeringend hin und her.

„Wo hat Sie der Teufel gehabt! Was sind das für Niederträchtigkeiten!? Goldener Doctor, helfen Sie mir, um Gottes Barmherzigkeit willen helfen Sie mir! Hängen lasse ich Sie, wenn ich auf das Schiff komme, wozu sind Sie erbärmlicher Wicht denn da, wenn ich Sie niemals finden kann, wenn ich Sie brauche! — Einziger Doctor, helfen Sie mir! Mein ganzes Vermögen will ich Ihnen geben, wenn Sie mir die Schmerzen stillen! O hätte Sie doch der Teufel geholt, ehe ich Sie zu sehen bekommen, Sie verfluchter Pflasterkasten! Helfen Sie mir, mein goldener Doctor, fordern Sie, was Sie wollen, Sie sollen es haben, nur helfen Sie mir!“

So ging es in sinnverwirrendem Geschwätz und Geschrei fort. Natürlich konnte mich das, was dieser Mensch in seinem Wahnsinn schrie und ausstieß, nicht im geringsten berühren, ich that daher, als ob ich nichts davon hörte und suchte mir im übrigen die dienlichsten Mittel, um seinen Schmerz zu lindern. Ein Hand breiter, hoch aufgelaufener, bis zur violetten Röthe entzündeter Streifen zeigte sich in einer Länge von fünf Viertelellen; hier hatte ihn das Satansblatt gestreift und da es beinahe die feinsten Theile des menschlichen Körpers berührt hatte, so mochte seine Wirkung eine furchtbare sein. Kaltes Wasser hätte wohl zuerst die beste Wirkung gethan, allein dies ist unter dem Aequator nicht zu haben, es blieb also nichts übrig, als die wunden Stellen zu benetzen und mit einem Fächer die Verdunstung hervorzubringen, welche Wirkung durch das Wasser allein nicht geschehen konnte. Eine Linderung trat auch ein und als der Supercargo diese bemerkte, rief er: „da! ach, nur da! Alles Andere will ich schon aushalten, ach nur da!“ — So ward er an dem Theile bestraft, mit dem er am mehrsten gesündigt hatte, ganz wie es die Gesetzgebung Moses will: daß er kein Jude war, machte hier keinen Unterschied, der Schmerz war derselbe.

Ich gab ihm nun eine tüchtige Portion Opium, theils um die Reizbarkeit seiner Nerven überhaupt herabzustimmen, theils um ihn die Schmerzen vergessen zu machen im Schlafe und dann eilte ich auf das Schiff, um etwas mir dienlich Scheinendes zu holen.

Mir war bekannt, daß das Gift der Nessel im Allgemeinen ein alkalinisches sei, wenn also überhaupt dasselbe neutralisirt werden konnte, so mußte es durch eine Säure geschehen, und daher versah ich mich alsbald mit verdünnter Schwefelsäure, Salzsäure und Essigsäure, welche letztere als die mildeste ich zuerst, doch ganz erfolglos anwandte. Sehr viel besser wirkte die Salzsäure und ich hatte die Freude bald wahrzunehmen, wie die furchtbare Spannung der Haut nachließ und die Entzündung sich immer mehr und mehr verminderte, wie die Säure in die Haut eindrang und sich mit dem alkalischen Gifte verband.

Der Supercargo hatte ungefähr dreißig Hiebe mit den Palmblattstielen erhalten, und sie waren in der That nachdrücklich, da sie von allen Seiten kamen, auch gegen die feinsten Theile der Haut, gegen die Seiten, gegen das Innere der Arme und Beine geführt worden, denn die sechs oder sieben Frauen hatten ihn ganz umringt und hatten erbarmungslos zugeschlagen, aber alle diese furchtbaren Streiche schmerzten ihn nicht, der eine Streich durch das Nesselblatt übertönte Alles.

Es dauerte zwei volle Tage, bevor er im Stande war, sich zu erheben und erst jetzt schien er Notiz von den übrigen Verletzungen zu nehmen, welche übrigens durch Bleiessig bald geheilt waren. Sobald er sich soweit fühlte, verließ er auch die Insel mit tausend Flüchen, nicht gegen sich und seine furchtbare Gemeinheit, sondern gegen das arme Land und dessen Einwohner, welche in der That ihm nichts gethan hätten, wenn er sie nicht durch seine Schamlosigkeit und durch die Verletzung aller Sitte und alles Anstandes gereizt hätte.

Wohin nunmehr, Du armer Supercargo, wohin mit Dir, um neue Colonien anzulegen, um den Ruhm der holländischen Nation über den Erdball zu verbreiten?

Nun, er hatte doch noch so viel Sinn für seine eigene Herrlichkeit, um sich zu entschließen, den Weg nach Süden, den Weg nach den Carolinen einzuschlagen. Dahin also wurde unser Kiel gerichtet, er hatte aber wahrscheinlich seinen Appetit verloren, sein Serail zu vergrößern, gewiß war ihm vorläufig das eine Mädchen, welches denselben zierte, gänzlich überflüssig.

Der Kapitain hatte, da auch die Carolinen gewissermaßen unter spanischer Botmäßigkeit stehen, sich seine Papiere dorthin ausfertigen lassen und ich war begierig, die Inseln kennen zu lernen, denn sie waren ja von der Natur so reich ausgestattet, sie waren ja von einem so liebenswürdigen Volke bewohnt, sie lagen ja unter einem so schönen Himmel und ich war ja so jung, was hätte ich mehr und Schöneres wünschen können, als die Peliu-Inseln und die Nachkommen des Königs Abba Thulle und seines eben so trefflichen Sohnes Li Bu kennen zu

lernen. Voll Entzücken sprach ich davon zum Kapitain, aber dieser sagte, indem er halb spöttisch lächelte: „Doctor, Doctor, seid Ihr immer noch nicht kurirt, seid Ihr immer noch ein solcher Enthusiast, wie bei Eurer Abreise aus Europa, habt Ihr immer noch nicht genug Erfahrungen gemacht, um einzusehen, daß Kapitain Willson Euch vielerlei dummes Zeug vorerzählt hat?"

An dem trocknen Ton des Kapitains konnte ich wohl merken, daß er mehr von den Inseln wußte, als ich, und er erzählte mir, daß es in jener Zeit Mode gewesen sei, Wilde derselben aus Orangeblüthen und die Töchter derselben aus Rosenblüthen zusammenzusetzen und daß selbst die Menschenfresser unter der Feder des Publicisten zu höchst vortrefflichen und edelen Menschen geworden wären. Es war so Mode, die Secte der Philantropen trat der der Pessimisten gegenüber, so wie die einen Alles schwarz, so malten die anderen Alles rosig und da es gemüthlichen und namentlich jungen Menschen leichter wird, an das Gute und Schöne, als an das Böse zu glauben, so ist manches Muttersöhnlein verführt worden, jene herrlichen Inseln aufzusuchen und, Europamüde, dort auszuruhen, aber ach! wenn sie zurückkehrten, wie sehr enttäuscht kamen sie. Der Lieutenant Mac Luer wurde auch durch Willsons, oder vielmehr durch des Ritter Keate Bearbeitung von Willson's Journalen bewogen, auf den Peliu-Inseln Menschen zu suchen — hätte er sie gefunden, so wäre er wohl nicht nach einem halben Jahre schon zurückgekehrt und wäre er nicht auf seiner Rückreise im Jahre 1794 gestorben, so würden wir aus seinem Munde wahrscheinlich genauere und glaubwürdigere Angaben erhalten haben, als durch Willson. Wie wenig jene Insulaner noch jetzt das große Vertrauen verdienen, welches Willson in sie setzte, geht aus der Erzählung eines Kapitains Anderson hervor, welchen ich in Agagno sprach.

Vor Peliu ankernd, hatte er sich mit den Eingeborenen in einen Tauschhandel eingelassen, welcher anfangs mit der Bescheidenheit und Liebenswürdigkeit geführt wurde, welche allen Wilden eigen ist, so lange sie Lust haben, die Angenehmen zu spielen. Sicher gemacht, hatte der Kapitain mehrere hundert derselben auf sein Schiff steigen lassen und urplötzlich war dasselbe in ihren Händen, sie schlugen ein Dutzend Matrosen nieder, warfen ein paar andere über Bord und sperrten den Rest in die Kajüte des Kapitains.

Natürlich kannten sie weder die Verbindung der Kajüte mit den unteren Räumen des Schiffes, noch ahnten sie, daß gerade dort sich die Vertheidigungsmittel der Mannschaft befanden, die Gewehre nämlich und die Munition.

Die Wilden begaben sich nun an's Plündern und rafften zusammen, was sie irgend Werthvolles finden konnten, da wurde durch die Geistesgegenwart eines Negers das Schiff gerettet. Der Schwarze war Koch und er hatte eben einen Kessel voll Schweineschmalz auf dem Feuer, um darin, ich weiß nicht welche Mehlspeise (Pfannkuchen wollen wir sagen) zu backen. Ein heller Haufen der nackten Wilden drang in die Kambüse und wollte zu essen haben, der Neger

schöpfte in einer Kelle eine Portion des kochenden Fettes und goß es den Wilden über die nackten Leiber, welche, von Brandblasen bedeckt, schreiend heraussprangen.

Andere sehen wollend, was die Ursache des Geschreies sei, eilten herzu und wurden in gleich verbindlicher Weise empfangen von dem tapferen Schwarzen.

Einige dreißig so Getroffene sprangen über Bord und suchten schwimmend ihre Kähne zu erreichen, indessen waren die Matrosen auch zu den Waffen gekommen und schossen aus den Lücken nach den auf dem Verdecke Befindlichen, die denn auch so schnell als möglich davon eilten, so daß das Schiff plötzlich von seinen Eroberern befreit wurde.

Was hier so glücklich ablief, konnte ein andermal übel genug endigen und da dieses Ereigniß in die neueste Zeit fällt, so ist es besser, wir geben uns keiner Täuschung hin über die bodenlose Liebenswürdigkeit der Peliu-Insulaner.

Vierunddreißigstes Kapitel.

Die Peliu-Inseln. Bericht des Kapitains Wilson über den Schiffbruch der Antilope und über die Einwohner der Inseln.

Diese ernste Mahnung zerstörte allerdings meine schönen Träume. Durch den Aufenthalt auf den Philippinen und Mariannen war ich verführt worden zu glauben, die Regionen, die ich nun zu besuchen hatte, seien von ähnlichen Menschen bewohnt, von Menschen, liebenswürdig, gastfrei und wenig oder gar nicht gefährlich. Es mußte dem doch nicht so sein, der Kapitain war kein Mensch, der schwärzer malte, als nöthig. Um indessen mich selbst noch ein wenig zu trösten, vergegenwärtigte ich mir nochmals das, was ich wußte über den Schiffbruch der Antilope, einem Packetboot von 300 Tons, welches unter den Befehlen von Heinrich Wilson und mit 34 Engländern und 16 Chinesen bemannt am 21. Juli 1783 Makao verlassen hatte.

Am 10. August in der Nacht erfaßte ein furchtbarer Sturm das Schiff, zerbrach seine Masten, schwemmte seine Verdecke fort, dazu wurde es auf ein Riff geworfen, es erlitt einen vollkommenen Schiffbruch, die Matrosen retteten sich auf den Booten und am nächsten Morgen sah man in Entfernung mehrerer Meilen einige Inseln, wohin die Schaluppen abgesendet wurden, während die übrige Mannschaft aus den Trümmern der Antilope ein Floß zusammenzusetzen versuchte, um mittelst desselben die Vorräthe zu bergen.

Die Boote landeten in einem kleinen Hafen, welcher für sie vollkommen sicher war, luden die Gegenstände aus, womit sie beladen worden, ließen sie

unter der Bedeckung von fünf Matrosen auf der Insel zurück, um das indessen fertig gewordene Floß beladen zu helfen.

Mit dem nächsten Morgengrauen richtete nunmehr die Equipage ihr gebrechliches Fahrzeug dem Lande zu, die Fahrt bot jedoch solche Hindernisse, daß man es aufgeben mußte, das breitgebaute Floß an Land zu bringen und es blieb nichts übrig, als Boot um Boot mit der Belastung des Flosses an das Land zu senden.

Hier erklärten die zur Bewachung zurückgebliebenen Matrosen, daß die Insel, welche man für unbewohnt gehalten, wohl bevölkert sein müsse, da sie während der Nacht das Tönen der sich anrufenden Stimmen gehört hätten. Noch war indessen Niemand gesehen worden und man begnügte sich, ohne weiter das Innere der Insel zu erforschen, mit der allmäligen Bergung der Gegenstände, welche man auf dem Floß hatte zurücklassen müssen.

Erst am dritten Tage nahten sich der Stelle zwei Boote mit einigen Eingeborenen, als die Matrosen gerade damit beschäftigt waren, Pfähle in die Erde zu graben, um aus mitgebrachten Segeln Zelte zu errichten.

Die Insulaner nahten, stiegen an's Land und fragten, ob die Fremdlinge Feinde oder Freunde seien. Zum Glück verstand einer der Matrosen ein Wenig von der Sprache der Eingeborenen, mit denen er bei seinen wiederholten Reisen in verschiedentliche Berührung gekommen war, er erwiderte ihnen daher, sie seien Schiffbrüchige, welche nur ihr Leben gerettet hätten und welche um ihre Hilfe und Freundschaft bäten. Dies genügte, um die Eingeborenen zu Aeußerungen herzlichster Theilnahme und Freundschaft zu bewegen. Unter den Angekommenen war ein Malaye, Kapitain eines chinesischen Schiffes, welches zwischen dem indischen und dem chinesischen Meere Schmuggelhandel trieb. Dieser Mann, welcher der englischen sowohl als der Sprache der Insulaner mächtig war, diente als Dollmetsch und es fand sofort ein sehr gutes Verständniß zwischen den Insulanern und den Engländern statt.

Bei Allem, was die Leute sahen, zeigten sie ihre Ueberraschung, ihre äußerste Verwunderung. Tausende von den vorhandenen Gegenständen waren vorher nie unter ihre Augen gekommen und es war daher begreiflich, daß vieles davon ihnen den Ausruf des äußersten Erstaunens abnöthigte, mehr als Alles schien aber die weiße Hautfarbe der Europäer ihre Aufmerksamkeit zu erregen, wenn nicht der Umstand, daß sie nach Belieben Stücke ihres Körpers ab- und anlegten.

Ich für mein Theil muß gestehen, daß es mir nicht einleuchten will, wie solche Leute eine Jacke für ein Stück des menschlichen Körpers nehmen können, da sie doch einmal selbst, wenigstens in gewisser Art, Kleidungsstücke tragen, sie hingen einen Regenmantel um, sie setzten einen grünen Schirm über die Augen, um sich gegen die Sonnenstrahlen zu schützen, gerade wie bei uns die alten Leute es machen, wenn sie zu grelles Licht von den Augen abhalten wollen,

sie binden auch ein Stück Zeug um ihre Lenden, und sollen doch höchst verwundert sei, wenn Jemand seinen Hut abnimmt oder seine Jacke auszieht. Indessen der Kapitain Wilson erzählt es, so werden wir uns wohl zufrieden geben müssen. Eher kann man begreiflich finden, daß sie die behaarte Brust der Matrosen mit einer Art Ekel ansahen und sie für ein Zeichen großer Unreinlichkeit hielten. Bartwuchs und überhaupt aller Haarwuchs auf dem Körper ist bei den Bewohnern der heißen Zone nur sehr schwach und wird daher mit so viel Sorgfalt entfernt, als hinwiederum der Haarwuchs des Kopfes als eine Schönheit betrachtet und gepflegt wird. Dieses verbunden mit einer gewissen Abneigung der engländischen Matrosen, übermäßig viel Wasser auf ihren Körper zu verwenden, mag es wohl begreiflich machen, daß der Anblick diesen Menschen, welche wahre Muster von Reinlichkeit sind, Widerwillen einflößt.

Es wurde in den nächsten Tagen die Zahl der sich nähernden Eingebornen immer größer, ein paar Brüder des Beherrschers dieser Inseln und ein Sohn desselben kamen zum Besuch herüber, um mit den Engländern bekannt zu werden.

Diese letzteren beschlossen, eine Art Gesandtschaft an den König zu schicken, welcher ihnen hatte sagen lassen, sie dürften sich in seinem Lande so viele Schiffe bauen, als sie wollten, und Holz dazu nehmen, wo sie es fänden. Abgesendet wurde der Bruder des Kapitains mit einigen Matrosen, welche, geleitet von einer Menge Insulaner, den Weg hin und zurück machten. Der rückkehrende Bruder machte über seine Mission folgende Mittheilung:

„Als das Boot, welches mich und meine Begleiter trug, auf der Insel landete, wo sich der König befand, kam das Volk in großen Massen herbei, um uns, die Fremden, zu sehen. Der Bruder des Königs führte mich zu dem Hause des Herrschers, woselbst er mich auf einer Matte niedersitzen ließ und seinen Bruder von unserer Ankunft benachrichtigte. Dieser begrüßte mich sehr freundlich, nahm die ihm dargebrachten Geschenke mit vieler Zufriedenheit an und versuchte auch sogleich den Gebrauch eines und des anderen Gegenstandes, so schien ihm der Zuckerkant sehr brauchbar, denn er kostete mit Vergnügen davon und gab auch den übrigen Häuptlingen davon zu schmecken.

„Alsbald ließ er auch für uns Gegengeschenke herbeibringen, indessen wir mit Getränken und Speisen von ihm regalirt wurden.

„Ich war umgeben von einer großen Menge der Insulaner beider Geschlechter, deren Aufmerksamkeit nichts entging, was ich that. Ein großes Erstaunen erregte die Abnahme meines Hutes, als ich dies bemerkte, knöpfte ich meine Kleider auf, legte sie und auch meine Schuhe ab, um ihnen zu zeigen, daß sie nicht zu meinem Körper gehörten. In der That erregte dies auch noch mehr Verwunderung, als die Abnahme meines Hutes, selbst der König näherte sich mir und betastete meine Haut, um sich zu unterrichten, was denn eigentlich ich und was denn meine Bedeckung sei.

„Als es Abend wurde, führte man uns in eines der Häuser, in welchem

man uns ein Abendessen vorsetzte, woran der König selbst Theil nahm, es bestand aus einem Gericht gekochter Kartoffeln, wie ich glaubte, es sich aber später erwies, daß es Ignamewurzeln waren, als Zuspeise dienten sehr wohlschmeckende Muscheln. Nach dem Abendessen nahm mich eine Frau oder ein Mädchen an der Hand und führte mich in ein anderes großes Haus, in welchem ein halb Hundert Insulaner beider Geschlechter versammelt war. Man legte mir eine Matte zurecht und deutete mir an, daß ich darauf schlafen solle. Da neben der Matte noch eine zweite lag, so bediente ich mich derselben als Decke und eines tüchtigen Klotzes als Kopfkissen und verhielt mich still, um wenigstens so zu thun, als ob ich schlafe, was mir vorläufig noch nicht möglich war, da ich eine lebhafte Besorgniß für meine Sicherheit nicht unterdrücken konnte; bald auch, nachdem die Mehrsten ihre Neugier an meiner Betrachtung gestillt hatten, machten einige Männer sich unter einander Zeichen, welche mir höchst verdächtig schienen. Die schwachen Feuer, welche an beiden Enden der Hütte standen, wurden von ihnen mit reichlichem Brennmaterial versehen, so daß sie hoch aufloderten und ich nicht anders dachte, als sie würden mich schlachten und braten. Es wollte mir vorkommen, als hätten sie nur, um mich sicher zu machen, zum Schlafen eingeladen und wollten nun ihren Plan ausführen. Mein Schicksal schien mir entschieden, denn was wollte ich einzelner Mann gegen so Viele. Ich empfahl meine Seele Gott und schlief in der That auch ein und war am Morgen, als ich erwachte, überrascht, mich noch am Leben zu finden. Alle hatten sich bereits erhoben und begrüßten mich freundschaftlich, ich wurde auch sofort mit einem guten Frühstück gelabet und dann kam der Bruder des Königs, Arra Kukar, um mich zu dem König zu führen. Auf meinen Wunsch, jetzt zu meinen Gefährten zurückzukehren, deutete er mir durch sehr verständliche Zeichen an, daß der Wind dazu viel zu stark sei, das Meer hohe Wellen schlage und ich schon warten müsse, bis sich günstigere Winde zeigten. Den übrigen Theil des Tages brachte ich zu, um ihre Insel näher zu untersuchen und zu sehen, was für Lebensmittel sie hätten und ich war nicht wenig erstaunt zu sehen, daß sie viele Pflanzen mit großer Sorgfalt anbauten."

Am nächsten Tage schickte der König nicht nur Wilson's Bruder zurück, sondern er folgte ihm sogar in einem besonderen großen Boot, machte dem Kapitain Wilson gewissermaßen einen Gegenbesuch und erklärte ihm, daß es besser sei, wenn er diese Insel verließe und sich auf derjenigen niederlasse, auf der er selbst wohne, deren Boden und deren Luft gesunder sei und welche gleichzeitig geeigneter liege, um sich gegen feindliche Ueberfälle zu schützen.

Bei dieser Gelegenheit ließ Wilson einige Uebungen mit Feuerwaffen vornehmen, deren Knall die Insulaner nicht wenig entsetzte, aber ihnen auch eine um so viel höhere Meinung von ihren Gästen beibrachte, welche ihnen von da ab wie recht eigentlich höhere Wesen erschienen. Auch einen Unterschied zwischen den Chinesen und Engländern begannen sie zu machen, die ersteren als Wesen viel nie-

derer Art betrachtend (worin sie gewiß nur mit den Engländern übereinstimmten, von denen Lord Castlereagh gesagt hat, daß das niedrigste, verworfenste Subjekt unter denselben höher stehe, als das erhabenste und edelste aller anderen Nationen).

Gegen Abend trennten sich die Insulaner von den Europäern und bezogen eine Art Feldlager, während die Matrosen in ihre Zelte gegangen waren. Nach kurzer Zeit begannen die Insulaner einen Gesang, den die Matrosen für ein Kriegsgeschrei nahmen, daher sie in größter Besorgniß um ihr Leben aufsprangen, zu den Waffen griffen und sich so gut zu vertheidigen beschlossen, als unter solchen Umständen möglich. Die Besorgniß war unnöthig, die Insulaner hatten, um ihre Feuer gereiht, einen Gesang angestimmt, um sich zu unterhalten, weil die zwölf Stunden lange Tropennacht doch zu viel Zeit bietet, um ganz verschlafen werden zu können. Die Engländer sahen zwar, daß sie sich für den Augenblick getäuscht hatten, sie waren jedoch so voll von Verdacht, daß sie nicht ruhig schlafen konnten, sondern im Wachen abwechselten.

Am nächsten Tage ward eine Uebersiedelung nach der Peliu-Insel, auf welcher der König wohnte, ausgeführt. Jetzt rückte er mit einer Bitte heraus, auf die man einging, um sich ihm gefällig zu erweisen für die vielen empfangenen Freundschaftsdienste. Er befand sich im Kriege mit einer benachbarten Insel und da er die Wirkung der Feuerwaffen kennen gelernt, so ging er den Kapitain Wilson an, ihm Hilfstruppen zu geben. Der Wunsch wurde erfüllt und fünf junge, rüstige und wohlbewaffnete Leute gingen mit dem Könige, der seine ganze Macht vereinigte, um die benachbarte Insel zu überfallen. Die Flotte bestand aus 150 Kähnen, welche weit über 1000 Krieger führten. Die Engländer waren vereinzelt, in fünf verschiedenen Kähnen befand sich in jedem einer derselben.

Der eine Bruder des Königs, welcher Raa Kuk hieß, näherte sich dem Feinde auf Schußweite und fing an, mit dem Haupte derselben zu unterhandeln. Der ihn begleitende Engländer verstand zwar nichts von dem, was vorging, bemerkte jedoch, daß die Gegner sehr wenig Gewicht auf die Aeußerungen des Redners legten, da gab er dem Engländer ein Zeichen, auf den Feind zu schießen, und alsbald fiel einer derselben. Dies verursachte solchen Schreck, daß die Feinde alsbald davon liefen, die in den Kähnen Befindlichen sich in das Wasser stürzten und zwei weitere Flintenschüsse den Sieg vollständig machten.

Dieser Sieg hatte nichts weiter zur Folge, als daß die Landenden eine Portion Wurzeln und Cocosnüsse in ihre Kähne nahmen und darauf die Insel verließen.

Fünfunddreißigstes Kapitel.

Herrliches Leben der Engländer auf den Inseln. Das Schiff wird wieder in Stand gesetzt. Wilson bekommt einen Orden. Der Sohn des Königs reiset mit nach Europa.

Der König war sehr erfreut über die Nachricht von dem Siege, bei der Rückkehr wurden die Engländer auf das Freundlichste empfangen, Mädchen und Frauen brachten ihnen die besten Lebensmittel und Getränke und stritten sich beinahe um die jungen Leute, welche während der wenigen Tage, die sie in der Nähe des Königs verweilten, alles Glückes genossen, dessen ein Mensch fähig ist. Dieses zog die Bande der Freundschaft, welche sich zwischen den Engländern und Insulanern geknüpft hatte, noch fester und inniger zusammen, und man glaubte immer noch, nicht genug gethan zu haben, man suchte immer neue Beweise von freundschaftlicher Gesinnung hervor und die Matrosen fanden dieses Leben so überaus angenehm, daß sie geneigt schienen, der neunschwänzigen Katze und den zärtlichen Aeußerungen derselben mit mehr als gewöhnlichem Stoicismus entgegenzugehen, doch kam es nicht dazu, denn der König erklärte, daß er die wackeren Matrosen nicht früher habe zurückbefördern können, daher auf sie auch keine Schuld und auf ihren Rücken keine Schramme zu bringen war.

Aus Dankbarkeit ließ der König durch seinen Bruder Raa Kuk dem Kapitain sagen, daß er zum Dank für seinen Dienst ihm die ganze Insel, auf welcher er



Die Hauptstadt des Königs der Pelin-Inseln.

gelandet, als Eigenthum überlasse, was den Kapitain alsbald bewog, die englische Flagge aufzuziehen, aber das Anerbieten ihm, dem Kapitain, Rang und Würde eines Königs zu verleihen, lehnte derselbe bescheiden ab. Dennoch sandte Wilson nach Pelin, zwei Engländer und einen Chinesen, die ersteren, um dem König sowohl in seinem Namen zu danken für die angetragene Ehrenbezeugung, als ihn wegen des schnell beendeten Krieges zu beglückwünschen, den Chinesen aber zu erkunden, welche werthvolle Handelsprodukte die Insel habe. Die Antwort auf diese Frage lautete traurig genug. Die Insel enthalte nichts Nennenswerthes, die Leute hätten kaum irgend etwas zu leben außer ein paar Wurzeln und den Cocosnüssen, sie hätten weder Kaffee noch Gewürze, weder Rum noch Arak und Wilson vergleicht diesen Chinesen mit den Holländern, welche nur das als werthvoll anerkennen, wobei sie etwas profitiren (als ob die Engländer etwas Anderes als nützlich anerkennten).

Der Kapitain wurde von dem Fürsten Abba Thulle nach seiner Hauptstadt beschieden, von welcher wir in der Zeichnung eine Ansicht geben, allerdings ist dieses Bild nicht ganz conform mit dem, was wir gewohnt sind, uns unter dem Namen Hauptstadt vorzustellen, trotz dessen mag es etwas sehr Wohlthuendes haben, in einer Hauptstadt zu wohnen, in welcher auch der Geringste reichlich dasjenige besitzt, was ihm zu seiner Existenz nöthig und in welcher es nichts von dem giebt, was wir Arme, Dürftige, Proletarier nennen. Um jedes Haus her sieht man so viel Cocosbäume, als für die Existenz der Einwohner erforderlich, jedes Haus besitzt Pflanzungen, welche seinen Bedarf decken, und fehlt es auch an Schlachtvieh, so fehlt es keineswegs an thierischer Nahrung, denn Muscheln, Fische und mannigfaltiges Gefieder bieten genügende Abwechselung und man muß schon ein Engländer sein, um sich zu erhängen, wenn man nicht alle Tage Rinderbraten, Porter und Thee mit Rum auf seinem Tische hat.

Die Engländer wurden mit jeder möglichen Aufmerksamkeit empfangen, man wies ihnen ein Haus an, stellte ihnen jedoch frei, sich jeden beliebigen Aufenthalt zu wählen. Man bot ihnen das Beste, was die Insel hatte, und das Angenehmste für die Engländer war, daß sie von hübschen Mädchen bedient wurden; es versäumte auch keiner die Gelegenheit, erwachende Triebe zu befriedigen, nach Kräften zu benutzen. Wenn auch die Mädchen hier wie auf den übrigen Südsee-Inseln, vollkommen frei in ihren Wünschen, sehr zufrieden mit dieser Einrichtung waren, so zeigten sich aber die Frauen sehr entfernt von solcher Zuvorkommenheit, und als einmal ein Matrose einen Versuch machte, der dem Manne nicht anstand, wurde er in so ernster Weise von ihm an die Schicklichkeit erinnert, daß ein zweiter Fall nicht vorkam, was sich vielleicht daraus eher erklärt, daß es viel mehr Mädchen gab, welche den Engländern entgegen kamen, als es Männer gab, die solcher Bereitwilligkeit entgegen gewesen wären, ohne diesen Umstand würde man jeden einzelnen Engländer haben überzeugen müssen von

der Thorheit seines Unternehmens, in keinem Falle würde einer sich das Schicksal des Andern zur Lehre genommen haben.

Einer der Anwesenden verstand sich ziemlich gut auf das Zeichnen, entwarf daher mit seinem Crayon das Bild der einen — der hübschesten Frau des Königs (er hatte deren fünf); anfangs schien sie wenig davon zu bemerken, als der Maler sie jedoch immer von neuem mit wachsender Aufmerksamkeit fixirte, wurde sie ernst, dann finster, und darauf verließ sie plötzlich das Haus. Auch Abba Thulle hatte die Aufmerksamkeit, welche ihr der Engländer schenkte, offenbar nicht gerne gesehen, als er jetzt aber das Resultat der emsigen Forschungen erblickte, war er so außerordentlich zufrieden, daß er alsbald zwei andere von seinen Frauen kommen ließ, die jetzt nicht entfliehen durften, sondern dem Maler stille halten mußten.

Auch die erste der Frauen des Königs wollte die Engländer sehen und ließ sie zu sich entbieten, allein sie hatten nicht das Glück, dieselbe in größerer Nähe, als durch ein vergittertes Fenster zu sehen. Sclaven brachten den Gästen derselben allerlei wohlbereitete Speisen, unter denen sich auch gebratene Tauben befanden, das Köstlichste, was man auf den Inseln bieten konnte, was auch ganz besonders den Engländern an's Herz gelegt wurde. Am nächsten Tage wurden die Engländer abermals zum Könige entboten und jetzt in dem Hause bewirthet, in dem sie Tags zuvor die Königin gesehen — nein, nicht gesehen hatten. Sie befanden sich in einem großen leeren Raum, dessen einer Theil durch eine Matte abgeschieden war, indessen am entgegengesetzten Ende sich ein paar Köchinnen gar emsig in Bereitung eines Mahles zeigten.

Nach wenigen Minuten fiel der Vorhang, welcher bisher einen Theil des großen Gemaches vor ihren Blicken verborgen hatte, und sie sahen die Königin vom vorigen Tage neben dem König Abba Thulle, ihrem Gatten, sitzen. Sie wurden freundlich bewirthet und alsbald liefen auch die verschiedenen Köchinnen herbei, um das von ihnen bereitete Gericht aufzutragen, wovon der König jedem einzelnen Engländer seinen besonderen Theil in einer Kürbisschale reichen ließ, weil, wie er erklärte, er bemerkt habe, daß sie sich gegenseitig die besten Bissen wegzuschnappen suchten.

Es wurde nunmehr noch ein Krieg beschlossen gegen die Bewohner der Insel Artingal, welche vor längerer Zeit den Bruder des Königs Abba Thulle getödtet haben sollten; auch zu diesem Kriege wurde die Hilfe der Engländer nachgesucht, welche man bereitwillig fand, sie zu leisten. Auch hier wurde wieder durch die Feuerwaffen ein vollkommner Sieg errungen und es wurden in Folge dessen den Engländern immer neue Ehrenbezeugungen zu Theil; sie wurden mit Freundschaftsbeweisen überhäuft und es wurde ihnen zum Bau des Schiffes, mit welchem sie die Insel verlassen wollten, jeder erdenkliche Vorschub gewährt.

Indessen sah man auch die Folgen der so glücklichen Kriege sich allgemach verbreiten. Von jeder der Inseln schickte man dem König Abba Thulle die

schönsten Mädchen entweder als Tribut oder als Geißeln. Der König schien damit besonders zufrieden, weil er seinen Freunden, den Engländern, mit denselben gewissermaßen aushelfen konnte.

Unter lauter Wohlleben verging ein Monat nach dem anderen und das Schiff, welches von den Matrosen unter Leitung des Schiffszimmermanns erbaut worden war, nahte sich seiner Vollendung; jetzt beeilte sich Abba Thulle, eine so große Menge von Lebensmitteln aufzutreiben, als nur irgend herbeizubringen war, allerdings fehlte es an Fleisch. Von den Ratten waren die Engländer keine Freunde, weil sie keine genügend große Bissen gaben. Aus dem Schiffbruch hatten sich zwei Hunde gerettet; dieses waren die größten Thiere, welche man bisher auf den Pelin-Inseln gesehen, und sie bereiteten ihnen größeren Schrecken und erregten größeres Erstaunen, als die zweibeinigen Thiere, welche auf der Insel gelandet waren.

Aber trotz dieses Mangels ward doch das Schiff mit Nahrungsmitteln gefüllt und die Engländer befanden sich am Vorabend der Abreise.

Da beschloß der König, seinem Freunde, dem Kapitain Wilson, die größte Ehrenbezeigung angedeihen zu lassen, welche zu ertheilen in seiner Macht stand.

Wilson hatte schon verschiedene Male bemerkt, daß die vornehmsten Personen einen knöchernen Ring an dem Gelenk einer oder der andern Hand trugen und er hatte erfahren, daß dieser Ring die größte Auszeichnung sei, welche man erhalten könne, jetzt erklärte ihm der König, daß dieselbe Ehre auch seiner warte. Rupaks wurden die so Ausgezeichneten genannt und der König wollte auch Wilson zum Rupak machen.

Eine große Versammlung wurde anberaumt, alle Helden des Landes hatten sich beeilt, den Neuaufzunehmenden durch ihre Gegenwart zu ehren. Der König ertheilte den ihm zu übergebenden Ring seinem Bruder Raa Kuk und dieser brachte ihn zu Wilson, welcher gegenüber, umgeben von Rupaks, Platz genommen hatte. Der Bruder erschien vor Wilson erst, um demselben Maß zu nehmen. Als dies geschehen, erweiterte er durch Schaben mit einem Feuerstein den Ring so viel, als nöthig, um ihn für das Handgelenk passend zu machen. Nun übergab er dem Kapitain einen Stein, damit er denselben so weit als möglich werfen möge. Dies geschah nur, um sich zu überzeugen, welche Hand der Kapitain zu brauchen pflege. Als er gesehen, daß dieses die rechte sei, band er an jeden Finger derselben eine Schnur von Cocosbast, befestigte sie gut und zog dann alle fünf Schnüre durch den Ring, den er sowie die Hand, stark mit Oel einrieb. Hierauf wurde der Ring mit großer Gewalt über die Hand geschoben, indessen mehrere Leute Wilsons Körper festhielten und andere die Schnüre und die dadurch gefesselten Finger so stark anzogen, wie möglich, um die Hand zu strecken und dünner zu machen.

Als die Arbeit endlich gelungen, wandte sich Abba Thulle an den Kapitain und erklärte ihm, daß er diesen Knochen täglich zu reinigen und zu poliren habe,

damit er sich stets fleckenlos erhalte; er sei ein Zeichen des Ranges, welchen der Kapitain jetzt einnehme, und es dürfe keine Verunglimpfung desselben geduldet werden, auch dürfe Niemand, weder im Guten noch im Bösen, den Ring von dem Arme entfernen, er müsse den Ring vertheidigen und nur mit seinem Leben die Vertheidigung aufgeben.

Als die Ceremonie und die Rede, welche ihr gefolgt, beendet war, umringten die übrigen Rupaks den Kapitain und nannten ihn voll Freude den engländischen Rupak, was der Volkswitz im Munde der Matrosen sehr bald in Ruppsack verwandelte, weil die Matrosen behaupteten, der Kapitain sei knauserig (ruppig) gegen sie.

Dies war nicht die einzige Probe von Freundschaft und Vertrauen, welche der König Wilson bezeigte, er übergab ihm sogar seinen zweiten Sohn Libu, damit derselbe unter seiner Leitung das Land besuche, in welchem Wilson wohnte, und damit er sich die Vortheile der Civilisation aneigne, in welchen die Engländer ihnen so sehr überlegen; auch Raa Kuk wollte mit den Engländern gehen, aber der König gestattete es ihm nicht, indem er ihm in Erinnerung brachte, daß er sein nächster Bruder, der Erbe des Reiches sei, und daß demselben möglicherweise Unordnungen bevorständen, wenn er etwa sterben sollte, bevor Raa Kuk zurückgekehrt.

Auf den Peliu-Inseln geht die Erbfolge von einem Bruder auf den anderen und erst wenn der letzte Bruder kinderlos sterben sollte, fällt das Reich wieder zurück an den Sohn des ältesten Bruders.

Im Austausch für den Sohn des Königs blieb ein Engländer zurück, dem das ungebundene Leben auf der Insel gefiel und welchen Wilson vergeblich von seinem Vorhaben abzubringen suchte. Der Kapitain ging endlich auf den Wunsch des Mannes ein, übergab ihm so viel von nützlichen Gegenständen, als er selbst entbehren konnte, und ließ ihn so in einem Anschein von Glückseligkeit zurück, doch hat man niemals wieder etwas von diesem Manne vernommen, obschon man nach einigen Jahren dahin zurückkehrte und die Verbindungen mit den Engländern niemals vollständig unterbrochen sind.

Nachdem der König auf das Rührendste Abschied von seinem Sohne genommen und dem Kapitain alle seine Wünsche bezüglich auf dasjenige, was er lernen sollte, mitgetheilt, ging das neuerbaute Schiff, welches der Droulong geheißen ward, unter Segel. Der König begleitete mit seiner ganzen Flotte dasselbe aus den Riffen, gab seinem Sohne noch seinen letzten Segen, richtete an die Besatzung noch die freundlichsten Worte und wünschte derselben glückliche Reise; hierauf stieg er in sein Boot und Alle, die ihn begleitet hatten, thaten dasselbe, der König aber hielt sein thränenschweres Auge ununterbrochen auf das Schiff gerichtet, bis dasselbe seinen Blicken entschwand.

Sechsunddreißigstes Kapitel.

Prinz Libu in England und sein Tod. Die Peliu-Insulaner sind Feinde des Bartes. Seehunde. Der Delphin in drei Varietäten. Seine Jagd. Schalthiere.

Das Schiff, welches seinen Namen von der Insel entlehnt hatte, auf der es so viele Beweise einer seltenen Freundschaft genossen, hatte eine vollkommen glückliche Ueberfahrt nach Makao und es gelangte ebenso wohlbehalten von dort nach England und landete am 14. Juli 1784 zu Portsmouth, während welcher Zeit Prinz Libu nicht nur die Liebe, ja man könnte fast sagen die wirkliche Verehrung aller Derjenigen gewonnen hatte, welche gleichzeitig mit ihm auf dem Schiffe waren, sondern hinsichtlich seines anfänglich so unbedeutenden Wissens so auffallenden Fortschritte gemacht hatte, daß er die Bewunderung aller Der erregte, welche die Aufmerksamkeit auf den jungen Mann gerichtet hatten.

Ich muß sagen, daß in Allem, was Kapitain Wilson hier erzählt, nur das bestätigt wird, was man aus eigener Erfahrung über alle diejenigen, welche noch nicht von den Segnungen der Civilisation berührt worden sind, entnimmt und was ich selbst von diesen Leuten erfuhr, schien meine gute Meinung über sie vollkommen zu bestätigen und den wackeren Kapitain Waaterhocker zu widerlegen. Bevor ich jedoch auf dasjenige zurückgehe, will ich noch die kleine Geschichte von Libu zu Ende bringen.

Derselbe wurde von Kapitain Wilson in England mit Allem bekannt gemacht, was in kurzer Zeit irgend Bemerkenswerthes zu zeigen war, und der junge Mann that eine Lebhaftigkeit der Auffassung dar, wie man sie bei den allerbegabtesten Europäern nur selten findet; leider erreichte ihn die furchtbare Geißel, welche nicht allein außerhalb Europa, wo kein Arzt ihr entgegen tritt, sondern auch mitten in den bevölkertsten Städten tödtlich wirkt, er starb im Jahre 1784, nachdem er kaum ein halbes Jahr lang in England gewesen, an den Pocken. Die Regierung hatte so viel Rücksicht, um ein Schiff mit der Nachricht von dem tödtlichen Hinfall an seinen Vater abzusenden; dieses aber fand den König Abba Thulle nicht mehr am Leben, eine gütige Vorsehung hatte ihm, dem alten Manne, den Schmerz erspart, zu erfahren, daß sein Sohn 3000 Meilen von ihm das Opfer einer tödtlichen Krankheit geworden, von der die Eingebornen in früherer Zeit keine Ahnung gehabt und deren Gift sich auch bald in gleicher Weise über die Carolinen, wie über die anderen, von Europäern besetzten Inseln verbreiten sollte.

Nach allem diesem war ich neugierig genug, die Inseln selbst kennen zu lernen, und da der Supercargo und sein mächtiger Wille uns dahin führten, so war mir der Wunsch nicht unerreichbar. Der Anblick, den sie vom Meere

aus boten, war ein überaus lieblicher, alle die schönen hochwachsenden Pflanzen zeigten sich uns schon von fern. Viele der prächtigen Palmen waren zu erkennen, ebenso zeigten sich Pandanus und Pisang und Bambusrohr sehr bald, denn diese Pflanzen sind so charakteristisch, daß man sie auf den ersten Blick erkennt, aber auch das Zuckerrohr, der Betelpfeffer, die Orange und die Brodfrucht fanden sich überall.

Als wir das Land betraten, sahen wir auch die süße Batate von den Philippinen, mehrere Arum-Arten und die Curcuma angebaut, die ersteren zur Nahrung, die letzteren als Färbematerial, womit die Frauen und Mädchen entweder sich selbst oder ihre feinen, aus Pisangfasern bereiteten Zeuge verschönern.

Was ich von den Eingebornen sah, schien mir dem Malayenstamme vorzugsweise angehörig, wiewohl nicht zu leugnen ist, daß gerade dasjenige, was die Malayen auszeichnet, die hervorstehenden Backenknochen und die flache Nase nicht gefunden wird, es mag demnach wohl keine Original-, sondern eine Mischlingsrace hier wohnen. Wie viel der Leute hier ansässig sind, mag sich wohl nicht sagen lassen, die Zahl von 80,000 ist so gut wie die von 50,000 oder die von 200,000, es läßt sich durchaus nichts darüber angeben; es giebt nämlich auch nicht eine Spur eines Anhaltmittels zu solch einer Schätzung, von Zählung natürlich gar nicht zu reden. Die Bewohner der Peliu-Inseln sind von brauner Farbe, welche nicht das Geringste von jenem unschönen Gelb hat, welches die ächte Malayenrace charakterisirt. Die Farbe ist die der Andalusier, der Bewohner des südlichen Theiles von Spanien überhaupt. Und wie hier das Braun in sehr verschiedenen Schattirungen vorkommt, so ist es auch mit den Bewohnern der Carolinen, bei denen man so dunkel gebräunte Gesichter sehen kann, wie nur dunkel gealtertes Mahagoniholz es liefert, bei denen man aber auch wieder eine so helle, bräunliche und warme Hautfarbe sieht, wie sie nur ein noch unverbranntes Bauernmädchen zeigt.

Die Insulaner haben alle ein vollkommen schwarzes, groß gelocktes und sehr weiches Haar, auf dessen Fülle sie großen Werth legen und das Mädchen und Frauen so natürlich tragen, wie die Natur es ihnen gegeben hat. Sind sie stolz auf ihr schönes Haupthaar, so sind sie es dagegen durchaus nicht auf den Bart und alles übrige Haar, welches sonst den menschlichen Körper ziert oder, wie sie meinen, verunstaltet; sie rupfen dasselbe mit ängstlicher Sorgfalt aus und an keiner Stelle bemerkt man auch nur den leisesten Anflug davon. Rechtzeitig sorgen Vater und Mutter dafür, daß alles derartig Störende zur rechten Zeit entfernt werde. Theils von diesem Umstand, theils von der großen Sorgfalt, mit der sie ihren Körper täglich zweimal einölen, sowie sie ihn täglich zweimal auf das Sauberste waschen, rührt eine Weichheit, eine sammetartige Zartheit der Haut her, welche um so reizender ist, als sie niemals mit einer übelriechenden Transpiration verbunden erscheint, ein Fehler, welcher der dunkelfarbigen Race überall anhaftet, wo nicht eine ganz außerordentliche Reinlichkeit der Natur ent-

gegen arbeitet. Beim Spanier und Italiener, wo diese Reinlichkeit nicht gerade zu finden ist, müssen sogenannte Wohlgerüche die übeln Gerüche verbergen, was denn freilich nur sehr ungenügend geschehen kann.

Die Leute pflegen sich hier mit großer Liebe für die Sache dem Betelkauen zu ergeben, auf den weiter nach Osten gelegenen Carolinen ist dieses nicht der Fall; die natürliche Folge davon ist, daß die Peliu-Insulaner schwarze Zähne haben, während die weiter nach Osten Wohnenden schöne weiße Zähne und, wie es scheint, sie mit Lust zeigen, denn sie lachen so viel, daß man gezwungen ist, darauf aufmerksam zu werden.

Die Männer auf den Carolinen haben die Tättowirung angenommen, jedoch nur in sehr mäßiger Weise, bei den Mädchen und Frauen findet man nur einen Anflug und es scheint, als ob die Sitte weder eine religiöse, noch eine sonstige, auf die Tapferkeit bezügliche Bedeutung hätte. Dagegen wird allgemein das Ohrläppchen und der Nasenknorpel durchbohrt, in dem letzteren pflegt man immer wohlriechende Blumen zu tragen, in den Ohren aber zusammengerollte glänzende Blätter irgend einer Pflanze oder wohl sehr feine zusammengerollte Schildkrötschalen. Auf diese letzteren legen sie einen viel höheren Werth, denn sie sind kostbar.

Eigentliche nackte Menschen, wie Wilson dieselben beschrieben hat, sah ich weder auf den Peliu-Inseln, noch auf irgend einer andern der Carolinen. Alle trugen einen rund um den Körper laufenden Schurz von Grashalmen oder Cocosfasern, oder eine Matte, die sie eigenhändig aus mehr oder minder feinen Fasern flochten, oder endlich ein Stück Zeuch von der Form eines Handtuches, welches zwar den ganzen Oberkörper völlig unbedeckt läßt, aber doch von den Hüften bis auf die Mitte der Lende reichend, wenigstens diese Theile verbirgt.

Außer diesem Kleidungsstück, wenn man es so nennen will, pflegen die Eingebornen gewöhnlich noch eine größere Matte gleich einem Mantel um die Schultern zu werfen, womit sie so gut umzugehen wissen, wie der alte Römer mit seiner Toga. Dasselbe scheint ihnen überall nothwendig und nirgend im Wege, sie handhaben es mit einer an's Wunderbare grenzenden Geschicklichkeit.

Ihre Wohnungen sind zwar an sich selbst einfach genug, doch bei weitem bequemer, als man sie sonst unter den Wilden findet, die Häuser bestehen nämlich aus einem viereckigen, auf Steinfundamenten ruhenden großen Raum, welcher in vier bis fünf Abtheilungen zerfällt. Der Fußboden ist aus Bambusrohren gemacht und meistens mit Thon beschlagen; er hat also eine feste Unterlage, auf dieser werden die Matten ausgebreitet, welche in keinem Hause auf den Südsee-Inseln fehlen und welche so unerläßlich zu sein scheinen, daß der König sich nicht mehr daran erfreut, als der ärmste seiner Unterthanen. Der geschlagene Fußboden zieht aber eine andere Bequemlichkeit oder Annehmlichkeit in sein Gefolge. Jeden Abend und jeden Morgen werden die Matten davon entfernt,

vor der Hütte ausgeklopft und der trockene ebene Lehmboden wird mittelst eines Besens aus Cocosfasern abgefegt.

Sie bauen auch größere Häuser zu öffentlichen Versammlungen, diese haben immer schöngeschnitzte Pfosten und Balken und zeichnen sich durch große Sauberkeit aus, welches überhaupt eine Tugend der Südsee-Insulaner zu sein scheint. Ich wurde auf den Peliu-Inseln niemals von dem abscheulichen kriechenden Ungeziefer belästigt, welches in den heißen Climaten heimisch ist, denn da dasselbe immerfort zum Hause hinausgeworfen wird, da es in's Wasser oder in's Feuer kommt, so kann es sich nicht so in's Unendliche vermehren, wie es bei den Spaniern geschieht, deren Reinlichkeit bis jetzt noch nicht sprichwörtlich geworden ist.

Die Haushaltungsgegenstände der Eingebornen sind jetzt viel mannigfaltiger, als zur Zeit ihrer Entdeckung, denn sie haben, wenn auch nicht einen regelmäßigen, so doch immer einen häufigen Verkehr mit Europäern und haben daher eiserne Werkzeuge, Beile, Messer, Aexte, Sägen, Angeln, haben auch Kochgefäße von demselben Metall und bedienen sich der von ihnen gefertigten thönernen Gefäße nicht mehr zum Kochen, sondern nur noch als Schüsseln zum Auftragen der Speisen oder als Eimer zur Aufbewahrung des Wassers. Es wurde mir daher sehr leicht gemacht, eine große Menge von Gegenstanden ihrer Industrie zu sammeln, Aexte von scharf geschliffenen Muscheln, Kämme und Messer von demselben Material, Waffen, mit Fischzähnen schneidend gemacht, Fischangeln aus Schildpat und dergleichen mehr, denn da sie jetzt bessere Werkzeuge haben oder für einige Früchte kaufen können, sind jene ihnen ziemlich werthlos geworden.

Meine nächsten Streifereien gingen in die Felder und Wälder, um Thiere und Pflanzen seltener Art aufzusuchen. Meine Ausbeute war nicht groß, denn es scheint, als sei der Vampyr das einzige hier heimische Säugethier. Ratten und Katzen giebt es hier in erträglicher, nicht in unerträglicher Menge, denn die Eingebornen sind so klug, wie die Chinesen und die Turkos in Algier, sie essen die Ratten als eine delicate Speise, worin ihnen die Katzen getreulich helfen. Beide Thiere sind wie das einheimische Schwein von Europäern hierher gebracht, doch will es mir vorkommen, als hätten die Eingebornen noch nicht den Versuch gemacht, das sehr nützliche Thier durch Zucht an das Haus zu gewöhnen, es wird sich selbst überlassen und dann als Wild gejagt.

Einzelne sehr schöne Schmetterlinge fand ich hier, welche mir als besondere Species erschienen, unter dem Waldgeflügel aber nur einen einzigen Singvogel, dem Drosselgeschlechte angehörig, die übrigen Vögel sind der ganzen tropischen Inselkette gemeinsam, aber auch ebenso zahlreich. Hühner und Tauben von außerordentlich schönen Varietäten und viele Papageien haben sie hier als Hausthiere gezähmt und sie bilden, mit Ausnahme der letzteren, ihre hauptsächlichste Fleischnahrung; an thierischer Nahrung fehlt es ihnen nicht, das Meer liefert eine Unzahl von Fischen und von Schildkröten. Ein Fisch von der Form der Seezungen, ungefähr drei Fuß lang und ein Fuß breit, mit Schuppen von der

Größe eines Doppelthalers, wird sehr gesucht und gilt für den größten Leckerbissen; er schmeckt nun allerdings ungefähr wie alle Fische und nur die Zubereitung macht den eigentlichen Unterschied, aber eine Annehmlichkeit hat er doch, nämlich keine sich von dem Gerippe trennende Gräten; dieses selbst ist sehr hart, daß aber die Kopfknochen beim Durchschneiden mit dem Messer Funken geben sollen wie Stein und Stahl, ist eine der Fabeln, welche ein Narr erfunden und welche nun von Mund zu Mund und von Lehrbuch zu Lehrbuch gehen und immer weiter verbreitet werden; ich mag mich nicht desselben Fehlers schuldig machen.

Eine ziemlich große Seehundart kommt an die Küsten, die Brustflossen derselben sind so sehr den Armen ähnlich, daß gerade solche Thiere die Veranlassung zu den Fabeln der Sirenen gegeben haben können, was um so leichter ist, als sie wirkliche Brüste haben, wie die Affenweibchen und ihre Kinder daran nähren, ferner auch ihr Fell keine auffallende Behaarung hat; bei alledem sollte es einem Menschen wohl schwer werden, sich in ein solches Meerweibchen zu verlieben, und mir hätte Odysseus die Ohren nicht verstopfen dürfen, denn auch ihr Gesang ist nicht reizender, ist nicht rührender, als das Plärren eines Esels.

Sehr häufig werden die Carolinen von einem Delphin besucht, der in drei Varietäten die Insel umschwärmt. Diese Delphine haben entweder schwarze oder bräunlich rothe, oder weiße Bäuche und werden nach denselben von den Einwohnern unterschieden, wie sie sich denn auch immer heerdenweise von einer Farbe zusammenhalten. Sobald man dieselben wahrnimmt — da sie sich viel auf der Oberfläche des Wassers tummeln und in lustigen Sprüngen daraus hervorsetzen, ist dies sehr leicht — wird auf sie Jagd gemacht. So viel Canots man auftreiben kann, stechen mit Steinen und Muscheln beladen nach zwei verschiedenen Richtungen in die See, um einen Halbkreis jenseits der Heerde zu schließen, welcher ihnen den Weg nach der offenen See abschneidet und ihnen nur die Flucht nach dem Strande offen läßt. Immer näher ziehen sie sich vor den nahenden Booten zurück und man scheucht sie nicht auf, aber sobald man unter den Rudern den Meeresgrund sieht, erheben die Leute ein großes Geschrei, schlagen in das Wasser, werfen mit Muscheln nach den gescheuchten Thieren und man jagt sie immer weiter dem Strande zu, wohin sie sich ganz willig treiben lassen, weil sie von dorther nicht bedroht scheinen, nun aber in der Flucht weit auf den Strand schießen. Hier kaum noch einen halben Fuß Wasser habend, sind sie machtlos, schlagen um sich, werden aber doch mit Knüppeln todtgeschlagen, eine Arbeit, an welcher Jung und Alt Theil nimmt und welche großen Jubel veranlaßt, da die ganze Masse der gefangenen Thiere so weit vertheilt wird, als irgend Jemand Theil daran haben will. Eine allgemeine Schlemmerei folgt, welches wiederum nicht die eigentliche Unmäßigkeit beweist, sondern darin seinen Grund hat, daß Wärme und Feuchtigkeit des Klima's die Aufbewahrung thierischer Nahrung unmöglich macht. Auch von den Schalthieren

werden viele gegessen, selbst jenes mächtige Geschöpf, welches man die Riesenauster nennt, nicht ausgenommen. Wie man dasselbe fängt, war mir durchaus räthselhaft, denn dieser gewaltige lebende Stein wohnt auf dem Meeresgrund, schwimmt nicht umher wie ein Delphin oder ein Seehund. Wie ich erfuhr, ist der Fang, obwohl beabsichtigt, doch immer nur ein zufälliger. Die Eingebornen drehen nämlich von Cocos oder Pisangfasern ein armdickes Seil und lassen es an einem Ende mit einem Steine beschwert in das Meer nieder, wo sie eine Riesenauster vermuthen. Sie wechseln die Stelle oftmals und hundert Male vergeblich, bis es der Zufall so fügt, daß das Seil die geöffnete Muschel trifft, die sich alsbald schließt. Nunmehr wird das Seil nach dem Lande zu geschleppt und die Riesenauster muß demselben folgen. Auf das Land gezogen, setzt man Keile zwischen die beiden Schalen, oder wenn das Seil so gefaßt ist, daß zwischen demselben und dem Schloße einiger Raum befindlich, so wird mit einem Messer der Muskel durchschnitten, welcher die beiden Schalen zusammenhält, da sie dann alsbald aufklappen.

Dieser Muskel von dem Umfange einer mäßigen Tonne ist das Eßbare und er liefert ein außerordentlich wohlschmeckendes Gericht. Woher die ungeheure Kraft desselben kommt, ist schwer zu sagen, da sich keine Fasern darin entdecken lassen, und dennoch ist das Riesenthier im Stande, ein armdickes Seil von unserem Hanf und von der Construction der Schiffsseile, nämlich sehr derb und fest, zu durchbeißen. Die Seile der Eingebornen leisten aber darum Widerstand, weil sie weich und nachgiebig sind.

Siebenunddreißigstes Kapitel.

Stellung der Frauen auf den Carolinen. Ihre Ehen. Die Vielweiberei. Ein Stückchen ihrer Götterlehre.

Ich hatte Gelegenheit, mit vielen der Eingebornen bekannt zu werden, welche durchaus nicht scheu gegen die Europäer sind, wohl aber, wie ich zu meinem großen Kummer fand, viele von den Lastern und Abscheulichkeiten von den Matrosen der sie besuchenden Schiffe angenommen haben; sie kauen Tabak und verbreiten dadurch, obschon sie äußerst reinlich sind, einen äußerst übeln Geruch um sich, welcher denjenigen, welcher ihnen gegenüber steht, mit Ekel erfüllt, da sie nicht, wie die Matrosen auf den Schiffen es dem Offizier gegenüber thun, den Mund fest schließen und nur durch die Nase athmen. Auch die Frauen nehmen Theil an dieser abscheulichen Sitte, die Mädchen indessen nicht, wiewohl ich durchaus nicht finden kann, daß es ihnen verboten wäre; es scheint beinahe, als

würden sie dadurch dazu veranlaßt, daß sie einen Mann nehmen, indem der Umgang mit demselben nach unseren Begriffen unerträglich sein dürfte, wenn das Weib nicht derselben Abscheulichkeit huldigt. Im Uebrigen haben, so weit es irgend möglich war, ihr Loos zu beobachten, die Frauen nichts zu erdulden, wie es sich bei den größeren wilden Völkerschaften gewöhnlich vorfindet. Es scheint mir, als besorgten sie nur die Häuslichkeit, denn niemals habe ich eine Frau beim Rudern der Boote oder bei der Bebauung des Gartens, beim Heranschaffen des Brennmaterials ꝛc. beschäftigt gesehen; dafür sind sie bei ihren leichten, anmuthigen Arbeiten, Flechten, Weben, Netzestricken, Schmuck verfertigen ꝛc. auch immer fröhlich und guter Dinge, immer voll Heiterkeit, der Mund immer voll von Gesang und ich habe bei ihnen so wenig als bei den Männern etwas gefunden, das mich berechtigte, mit dem Urtheile des Pater Cantova mich einverstanden zu erklären. Er nennt die Bewohner der Pelių-Inseln unmenschlich und barbarisch, sich nährend von Menschenfleisch und von den Bewohnern der übrigen Carolinen nur mit Grausen betrachtet, als Feinde des menschlichen Geschlechtes, mit denen umzugehen oder nur die geringste Gemeinschaft zu haben höchst gefährlich sei. Mir wollte es scheinen, als kämen sie demjenigen, der ihnen mit Vertrauen naht, mit gleichem Vertrauen entgegen, von Cannibalismus habe ich nirgends auch nur die geringste Spur gesehen, und die ihnen nachgerühmte Schamlosigkeit muß unserem Schiffe gegenüber ganz nachgelassen haben, kein einziges der Mädchen ist, so lange der „van der Kapellen" hier lag oder von Insel zu Insel kreuzte, jemals auf das Schiff gekommen, ebenso wenig, wie eine derselben sich je öffentlich Preis gegeben hat, welche Abscheulichkeit ihnen nacherzählt wird, zum Theil mit der Bemerkung, daß sie es machten wie Krates und Hyparchia — wenn der Erzähler ein feiner, ein gebildeter Mann war, oder daß sie so ungenirt wären wie die Hunde, wenn der Erzähler selbst einer war.

Gewöhnlich pflegt man zu finden, daß die Ehen um so glücklicher sind, mit je weniger Feierlichkeit sie geschlossen, mit je geringeren Schwierigkeiten sie gelöst werden, jede Fessel wird drückend und wenn sie mit Rosen umwunden wäre. Das Mädchen, welches in jedem Augenblick befürchten muß, von dem Geliebten verlassen zu werden, muß mit Emsigkeit suchen, ihn daran zu verhindern. Nicht durch Jammern und Schreien, denn dieses könnte allerdings den entgegengesetzten Erfolg haben, sondern dadurch, daß sie sich dem Geliebten so angenehm, so unentbehrlich macht wie möglich. Gewiß sie hat es in ihrer Gewalt, sie braucht nichts weiter, als sich bitten zu lassen — sich immer bitten zu lassen. Alles, was sie dem Manne gewährt, muß eine G u n s t sein, dringend erbeten, nie freiwillig entgegengebracht. Die G e l i e b t e ist klug genug, so zu handeln, die F r a u ist d u m m genug, nicht so zu handeln, die Folge ist in einem Falle stets wachsende Begierde, im anderen Falle ein leidiger, ein unglücklich machender Ueberdruß. Die Geliebte will den Mann, den sie glücklich macht und der sie zum Lohne wieder glücklich macht, nicht verlieren, sie giebt sich Mühe, ihn zu

16 *

fesseln. Die Frau kann den Mann nicht verlieren, weshalb sollte sie sich noch Mühe geben?

So sehen wir denn bei den civilisirten Völkern unzählig viele unglückliche Ehen, bei den uncivilisirten umgekehrt unzählige glückliche auf eine unglückliche, aber überhaupt ist der Begriff einer unglücklichen Ehe gar nicht vorhanden, und um so weniger, je lockerer das Band der Ehe ist, denn die Frau, welche ihren Eltern zurückgeschickt ist, trägt doch immer eine Art Schmach davon und sie will sich einer solchen nicht gerne aussetzen und thut deshalb Alles, was sie vermag, um ihrem Ehetyrannen keinen Grund zu einer solchen Beschimpfung zu geben.

Ich habe der Schließung zweier Verheirathungen beigewohnt, die Personen waren verschiedenen Standes, denn es giebt hier einen wirklichen Adel, einen wohlhabenden oder reichen Stand, wenn man so sagen will, und einen Stand der wenig oder nichts besitzenden, der arbeitenden Klasse; aber die Verbindungen wurden unter ganz gleichen, nämlich unter gar keinen Ceremonien geschlossen. Der Bräutigam war vorher mit der Tochter des Hauses einig geworden über die Verbindung, nunmehr bewarb er sich bei den Eltern um die Hand der Tochter und dieses geschah durch Darbringung von Geschenken, deren Größe sich nach dem Wohlstande des Bewerbers richtete; nun wurde ein Tag angesetzt, an welchem die Vermählung stattfinden sollte, dazu wurden nicht Gäste eingeladen, sondern ein Jeder, der kam, war willkommen, und ein Jeder hatte so viel zu essen, als er wollte, und eines Weiteren bedurfte es nicht. Nun wurde geplaudert, es wurden auch Spiele mancherlei Art aufgeführt, dann wurde gegessen und wieder gespielt, bis Jeder müde war und seine Wohnung aufsuchte. Und so geschah es, wie ein Häuptling sich mit einer Häuptlingstochter verheirathete und wie ein am Strande wohnender Fischer sich gleichfalls mit einer Häuptlingstochter verheirathet. Es liegt hierin nichts Unerlaubtes, da aber die Häuptlingstochter nicht aus ihrer erhabenen Stellung herabsteigen kann und man ihren Kindern denselben Rang bewahren will, so ist der Unterschied zwischen dieser Heirath und der der Gleichberechtigten, daß die Kinder dem höheren Stande der Mutter folgen und später als Erwachsene auch an den Berathungen der Vornehmen Theil haben.

Vielweiberei ist erlaubt, wird aber nur von den Häuptlingen und von den Reichen geübt, wahrscheinlich doch, weil die Sache nicht ganz ohne Kosten abläuft. Wie unbedeutend der Kaufpreis auch sei, er mag doch nach den Begriffen der Leute dort immer etwas haben, was sie hindert, sich ihres Rechtes allzuoft zu bedienen. Untreue der Männer ist vielleicht nicht verboten, die Erlaubniß liegt gewissermaßen schon in den mehrfachen Verheirathungen, welche ja ohne dieselbe gar nicht möglich ist; Untreue der Frau aber ist ganz unerhört, was wohl um so mehr verwundern möge, als die Mädchen ein ganz ungenirtes Leben führen. Ein jeder Ort hat ein Gesellschaftshaus, in welchem junge Männer und junge Mädchen, die letzteren häufig in Gesellschaft ihrer Mütter, sich behufs

Unterhaltung versammeln, es ist auch jene, deren junge Leute sich gerne ergeben, keineswegs ausgeschlossen, es kommt ein junges Paar unter sich überein und dagegen hat Niemand etwas einzuwenden. Für den Fall, daß die Mutter dabei zu Rathe gezogen, redet sie zu oder ab, was denn mit dem Wohlstand des Bräutigams in Verbindung steht. Für den Fall, daß sie nicht zu Rathe gezogen wird, entscheidet die Tochter allein, und dann zwar weniger nach Gründen des Wohlstandes, als nach denen des Wohlgefallens.

Da es in allen Fällen des freundlichen Uebereinkommens keinen Nachtheil für das Mädchen hat, wenn Folgen daraus erwachsen, und da ein Mädchen nach ein- oder mehrmaliger Niederkunft noch ein ebenso begehrter Artikel ist, als vor derselben, so ist auch das Verbrechen des Kindermordes hier gar nicht bekannt, welches bei den civilisirten Personen um so furchtbarer einreißt, je strenger ihre Moralgesetze sind, und trotzdem findet man nichts weniger als Schamlosigkeit bei diesen Mädchen, die bei uns mit einem Fluch belegt sind, mit dem Fluch der Schande, welcher sich in dem schrecklichen Worte, eine Gefallene, ausspricht, und eben deshalb giebt es auf diesen Inseln auch noch keine öffentlichen Dirnen, eine jede derselben muß erobert werden und Alles was sie gewährt, ist eine Gunstbezeigung, welche man nicht erkauft, wenn man auch allenfalls Geschenke macht, welche dem Grade des Glückes angemessen sind, das man gefunden.

Man muß nicht glauben, daß diese Leute ohne Religion sind, wenn sie auch die christliche noch nicht angenommen haben. Sie erkennen ein höchstes, die Welt beherrschendes Wesen an, welches auf den verschiedenen Inseln auch verschiedene Namen trägt, wie sich daraus schließen läßt, daß sie eine Strecke von 30 Längengraden einnehmen, die westlichsten also von den östlichsten 450 Meilen weit entfernt sind. Der am allgemeinsten verbreitete Name dieses höchsten Wesens ist Engalap (auch Galap, Rongalap und Lagap; man sieht, daß diese Namen einander alle verwandt sind). Dieses höchste Wesen hat noch nie ein Mensch geschaut, unsichtbar aber besucht es die Menschen, von denen es verehrt wird. Priester scheinen sie nicht zu haben. Auf einigen Inseln werden dem unsichtbaren Geiste Opfer von Früchten dargebracht, dabei verrichtet der Häuptling den Gottesdienst. Auch die Weiber nehmen an dem Gottesdienste Theil, doch immer für sich und nie mit den Männern in Verbindung. Auf vielen Inseln hat dieser Geist ein besonderes Haus, in demselben werden die ihm dargebrachten Früchte aufgeschüttet, und da die Verwesung immer die unten Liegenden ergreift, der Haufen also, wenn er einmal eine gewisse Ausdehnung erlangt hat, nicht zu wachsen scheint, so glaubt man, daß der Gott selbst die ihm dargebrachten Nahrungsmittel verzehre.

Eine Mythe wurde mir mitgetheilt über die Götterschaft des einen oder mehrerer höchsten Wesen, welche ich hier mittheilen will, für deren Ursprünglich-

keit ich jedoch nicht zu bürgen wage, obschon sie mir von einem Eingebornen erzählt wurde, denn sie hat etwas an die griechische Mythologie Erinnerndes.

Ueber den Sternen giebt es drei höchste Wesen, welche von einem göttlichen Weibe abstammen, deren Ursprung Niemand kennt. Das Weib hieß Ligopuk und es war die Schöpferin der Erde und die Mutter des ersten göttlichen Wesens, des Alulap, des Herrn alles Wissens und des Vaters des zweiten göttlichen Wesens Luguleng, dessen Mutter aber den Bewohnern der Erde unbekannt geblieben ist.

Dieser Luguleng konnte nach Gefallen sowohl im Himmel als auf der Erde wohnen und für jeden Wohnort hatte er eine Frau, Hamulul für den Himmel und Tarisso für die Erde, welche beide von unendlicher Schönheit waren.

Von der himmlischen Gattin sagt die Fabel nichts, die irdische aber gebar den Olifat, nachdem sie vier Tage schreckliche Schmerzen auf der Hirnschale gehabt hatte; man öffnete ihr diese und daraus sprang Olifat hervor, welcher ihr auch alsbald entlief.

Es war vergeblich, ihm nachzusetzen, er wollte sich nicht einmal vom Blute reinigen lassen, er rieb sich an einem Pandanus ab, daher auch die rothe Farbe dieses Baumes, auch sollte überhaupt keines Menschen Hand ihn berühren, darum biß er sich die Nabelschnur selbst ab.

Ganz bedürfnißlos war er jedoch nicht, darum kam er zu seiner Mutter zurück und forderte von dieser Nahrung. Sie gab ihm eine Cocosnuß, aus der er das süßliche Wasser trank, aber indem er dabei seine Augen nach oben richtete, auch seinen Vater im Himmel erblickte, der ihn in den Himmel rief; hier hatte er mancherlei Prüfungen zu bestehen, am Schlusse derselben aber wurde er zu Alulap und Luguleng zu einem dritten und höchsten Gotte erhoben. Die beiden Erstgenannten führen mit einander die Waage der Gerechtigkeit.

Dies sind die Hauptzüge der Mythe, wobei einem doch Jupiter und Minerva einfallen muß, wenn schon die Geschlechter der Gebärenden und Geborenen verändert sind.

Daß zwei ihrer Götter die Waage der Gerechtigkeit führen, deutet auf Glauben an ein künftiges Leben und sie haben auch hierüber bestimmte Sagen. Derjenige, der sich stets friedlich und gut benommen, seinen Nachbarn nie Unrecht gethan, seine Frauen nie gemißhandelt hat, kommt zu den Göttern in den Himmel und genießt jenseits der Wolken in einem Himmel von ununterbrochener Klarheit einer nie endenden Glückseligkeit mit so viel Frauen, als er zu ernähren vermag (also auch im Himmel nicht ohne Nahrungssorgen). Wer aber Unrecht gethan hat und besonders derjenige, der Eisen gestohlen hat, wird nach dem Tode entweder in einen gefährlichen Fisch, Namens Tiburiu, verwandelt, welcher mit den übrigen Fischen im steten Kriege lebt, oder er wird selbst ein Krieger, ein Mann der Waffen, welcher unaufhörlich um seine Weiber, um den Besitz seiner Hütte, um seine Nahrung sorgen und kämpfen muß.

Daß der Krieg bei ihnen als Strafe für ein ungerechtes Leben auf der Erde betrachtet wird, ist jedenfalls ein ehrendes Zeugniß für die friedlichen Gesinnungen der Bewohner des Carolinen Archipels. Etwas Weiteres aber habe ich über ihre Religion nicht ermitteln können.

Achtunddreißigstes Kapitel.

Hohes Ansehen des Königs. Adel und Volk. Die kleinen benachbarten Inseln. Rettung aus der Gefahr, von den Korallen zerrissen zu werden.

Es scheint, als ob der Boden den Häuptlingen gehöre, als ob diese aber unter der Oberhoheit eines Herrschers stünden, deren es geben mag, auf jeder Insel einen; ich müßte mich aber sehr irren, wenn nicht sogar einzelne Herrscher über mehrere Gebiete zu befehlen hätten, auch scheint mir der Krieg, in welchen Kapitain Wilson zu verschiedenen Malen verwickelt wurde, Aehnliches anzudeuten. Der König genießt eines gewaltigen Ansehens, einer großen Autorität, man beugt sich vor ihm bis zur Erde, man kniet vor ihm nieder, und will man sich ihm nahen, so geschieht dies nur, indem man sich auf den Knieen zu ihm bewegt. Er verwaltet allein die bestrafende und die belohnende Gerechtigkeit, die erstere, wie es scheint, ganz nach dem Gesetz der Wiedervergeltung, nach dem mosaischen „Auge um Auge, Zahn um Zahn", die andere dagegen wohl nur nach seinem persönlichen Ermessen. Die Belohnungen bestehen in Versetzung aus einem niederen Stande in einen höheren, aus Ertheilung des knöchernen Ringes, welcher zum Rupak macht, ferner aus der Gnade, eine Tochter dem Begnadeten zur Ehe zu geben, aus der Erlaubniß, sich in dem Hauptsitz des Herrschers niederzulassen, und endlich in der Ertheilung von Land, welches dadurch aus Gemeingut in Privateigenthum übergeht.

Der Adel steht offenbar auf einer viel höheren Stufe in der Achtung des Volkes, als dieses selbst, dies hindert aber nicht, daß sowohl Ehebündnisse als auch Freundschaftsbündnisse zwischen Personen verschiedenen Ranges geschlossen werden, die eine ebenso große Gültigkeit und Rechtmäßigkeit haben, als Bündnisse unter ganz gleichgestellten, was wahrscheinlich daher kommt, daß das Volk keineswegs leibeigen ist, obwohl wiederum unzweifelhaft der gesammte Boden der herrschenden Klasse oder Kaste angehört, aber der Landbebauer ist nicht an die Scholle gebunden, er ist ein freier Mann und kann seine Stelle beliebig wechseln und verlassen, kann von einer Insel auf die andere gehen, so gut wie er denjenigen aufgeben kann, der ihm bisher Land verlieh, und sich an einen Anderen auf derselben, bisher von ihm bewohnten Insel wenden darf. Der

Landbau ist übrigens nicht eigentlich die Sache der Insulaner, vielmehr betreiben sie den Fischfang als ihr eigentliches Geschäft; sie sind vortreffliche Seefahrer, Fischer und Schwimmer, und von Kindheit an üben sie das letztere, so daß, wenn irgendwo die Fabel von Colas dem Fisch (Colas Pesce), welcher Schiller die Idee zu der Ballade „der Taucher" gegeben hat, wahr werden könnte — es hier möglich wäre: Ich habe die Leute in der wildesten Brandung sich tummeln gesehen, als wären es Thunfische, sie sind völlig furchtlos und unerschrocken, und zwar nicht allein sind es die Männer, sondern auch Frauen und Mädchen schwimmen mit gleicher Lust und mit gleicher Verwegenheit. Von einem Mädchen wurde mir das Leben gerettet, indem dasselbe in die Brandung eilte und mir, der ich am Untergehen war, zu Hilfe kam.

Die Sache war einfach diese: nachdem ich schon vierzehn Tage auf den Inseln gewesen, bald da, bald dorthin ziehend, überall umherstreifend und das Schiff vor der Insel Yapa lag, hatte ich, mich allein einem Boote der Eingebornen anvertrauend, eine Spazierfahrt nach der Insel Ngolog unternommen. Die Insel steht nicht unter einem besonderen Herrscher, sie ist klein und flach und hat nur für 50 — 60 Familien hinreichende Nahrung, ist aber wohl kaum von halb so vielen bewohnt, als sie ernähren könnte.

Wenige der Inseln haben einen so vollkommen flachen Strand, daher ich die Insel öfter aufsuchte, weil ich gerade dort die schönen Muscheln, welche die Insel zu ihrem Wohnsitze gewählt haben, besonders häufig fand.

Viel weniger, als irgend eine von den Carolinen mochte diese Insel durch Europäer besucht worden sein, die Leute hatten noch wenig oder gar keine Kenntniß von unseren europäischen Hilfsmitteln, von unsern Werkzeugen, was ich also dorthin brachte, war ein wirklicher Schatz. Und da ich gerade an diesen besonders einfachen Menschen meine Freude hatte, so brachte ich manches von meinen kleinen Schätzen dahin, wohl wissend, daß ich nirgend größere Freude damit bereiten konnte, als eben hier.

Mehrmals war ich schon bei den guten Leuten gewesen, welche mir jederzeit mit Rath und That an die Hand gingen und von Allem, was sie besaßen, mir immer das Beste gaben, als ich eines Morgens von der jüngeren Tochter allein empfangen wurde, die ganze übrige Familie war auf den Fischfang ausgegangen, und da ich mit der Fluth herangekommen, war in diesem Augenblick nichts für mich zu thun, als mich von der kleinen Anstrengung auszuruhen, und dazu half mir das freundliche Kind, indem es mehrere Matten auf einander legte und auch einen großen Haufen Cocosbast, der zu Seilen gedreht werden sollte, unter meinen Kopf schob.

Als ich so ruhig da lag und dem Mädchen in seiner Geschäftigkeit zusah, fiel mir zum ersten Male auf, daß sie sehr hell von Farbe sei. Ich ging die übrigen von meinen Bekannten auf den Carolinen durch und fand, daß zwar die größte Verschiedenheit im Teint ganz allgemein sei, daß selbst bei der nämlichen

Familie dunkele, kupferrothe, hell kupferrothe, malayisch gelbe, kastanienbraune und hellbraune Individuen vorkamen, daß aber dennoch der warme bräunliche und doch helle Teint, welcher Rataki, die Tochter des Fischers, auszeichnete, ziemlich selten sei.

Als sie mich eingeschlafen glaubte, begann sie ihre überaus langen, blauschwarzen Haare zu kämmen und zu ordnen, dann sprang sie aus der Hütte in den dicht dabei fließenden Bach und wusch sich vom Kopf bis zu den Füßen und salbte sich nicht, eine Unterlassungssünde, wovon ich den Grund im ersten Augenblicke nicht fand. Er wurde mir alsbald klar.

Nachdem Rataki durch die Sonne getrocknet worden war, kam sie zurück und setzte sich neben meine Jagdtasche, deren Inhalt sie jetzt untersuchte. Es waren darin dieses Mal ganz besondere Schätze, baumwollene Tücher von den allerschreiendsten Farben, theils mäßig groß und bereits aus einander geschnitten, theils kleiner, aber zu sechs Stücken noch an einander haftend, also einen Streifen bunten Zeuges bildend. Ueberdies waren auch Glaskorallen nicht vergessen und einige schöne Nürnberger Spiegel, diese machten nun das vollständigste Entzücken des Mädchens aus. Sie sah hinein, sah hinter den Spiegel, schnitt Grimassen wie ein kleiner Affe, wodurch sie endlich begriff, daß sie selbst es sei, deren Bild sie erblicke.

Nun begann sie erst, mit rechter Aufmerksamkeit das kostbare Instrument zu handhaben, sie besah sich, sie musterte sich von oben bis unten, sie untersuchte ihre Augen, ihren Mund, ihre Zähne, sie betrachtete ihre schönen Haare und ließ sie durch die Hände laufen, sie besah ihre jugendlich frische, schön geformte Brust, dann stand sie auf, suchte dem Spiegel eine Stellung zu geben, geeignet, sich wo möglich in ganzer Gestalt zu sehen (was allerdings bei einem Spiegel von der Größe eines Quartblattes nicht gut möglich war) und nun begann sie sich vor demselben zu schmücken und das war es, weshalb sie sich nicht eingeölt hatte, sie wollte die Zeuge, mit denen sie sich jetzt auf das Graciöseste drapirte, nicht befetten, nicht beschmutzen. Sie band ein rothes Tuch um den Kopf, ein gelbes um den Hals, sie legte ein blaues zusammen zu einem dünnen Streifen und band es um ihr Gesicht, als ob sie Zahnschmerzen habe, immer aber besah sie sich von neuem im Spiegel und immer wechselte sie mit der Farbe der Tücher sowohl als mit der Anwendung, was mich so sehr ergötzte, daß ich ihr wohl eine Stunde zusah, nicht an das Schlafen denkend, und sie endlich anredete.

Hastig nahm sie den geborgten Schmuck ab und wollte ihn wieder zusammenpacken, ich aber frug, weshalb sie dieses thue, da ich ihr die sämmtlichen Sachen mitgebracht.

Vor Schrecken ließ sie die Gegenstände fallen, welche sie noch in Händen hatte. „Mir mitgebracht?“ frug sie in unbeschreiblichem Erstaunen. „Alle diese Sachen mir mitgebracht? Unmöglich — Was könnte ich armes Kind Dir dafür geben, keine Königin auf unseren Inseln kann dies bezahlen.“

Ich erwiderte, ich wolle auch nicht bezahlt sein, Geschenke nehme man nicht bezahlt. Sie solle mir dafür einen Kuß geben, so würde ich ganz zufrieden sein.

„O! sagte sie, einen Kuß? Viele, viele Küsse, mehr als ich zählen kann", und mit diesen Worten flog sie auf mich zu und küßte mich mit unbeschreiblicher Zartheit und Innigkeit. Da aber die knieende Stellung, in der sie sich neben mir befand, ihr unbequem sein möchte, um auszuführen, was sie mir versprochen, legte sie sich neben mich und gab mir nun wirklich viele, viele Küsse, wodurch ich so völlig berauscht wurde, daß ich selbst nicht recht wußte, was ich that, wohl aber empfand, daß „der Brautnacht heilige Freuden", welche Schiller in Hero und Leander so schön beschreibt, wirklich etwas der Begeisterung würdiges seien.

Da die Fischerfamilie nicht zurückkehrte, so blieb ich bei dem süßen Mädchen lediglich, damit sie sich während der zwölf Stunden langen Nacht nicht fürchte. Am Morgen eilte ich aber doch wieder nach Yapa zurück, weil ich dem Kapitain gar nicht gesagt hatte, daß ich die Nacht fortbleiben würde. Wer malt mein Erstaunen, als am Mittag desselben Tages das arme Mädchen mit sehr rothgeweinten Augen vor mir erschien und mir meine Geschenke zurückbrachte, weil der bald nach meiner Abfahrt heimkehrende Vater erklärt hatte, er und sie seien außer Stande, mir etwas auch nur annäherungsweise gleich Werthes zu geben (der Ehrenpunkt bei den Eingebornen).

Ich tröstete sie nach besten Kräften und gab ihr die Versicherung, daß ich mich auf das Ueberreichlichste belohnt fühle und daß ich das, was gerade sie mir als Gegengeschenk geboten, unendlich höher erachte wie die Kleinigkeiten, welche ihren Vater in Sorgen gesetzt.

Ich bewirthete sie mit dem Besten, was ich auftreiben konnte und was allerdings nur in den Vorräthen meiner Jagdtasche bestand, da ich mich wohl gehütet hatte, das liebliche Kind auf das Schiff zu bringen, dann gab ich zu den zur Rückgabe bestimmten Geschenken ihr auch noch mehrere Kleinigkeiten für Mutter und Geschwister und ein Beil, sowie große und kleine Angeln für den Vater mit und versprach, sie am folgenden Tage wieder zu besuchen, was ich um so mehr zu halten gedachte, als ich am vorigen Tage im Aufsuchen von Muscheln und Meerschnecken nicht gerade sehr fleißig gewesen.

Der Morgen kam und ich segelte mit frischem Winde ab und hatte auch bald die kleine Insel in Sicht, aber von weitem schon bemerkte ich, daß dieselbe ganz von einem Zauberkreise weißen, hochaufspritzenden Schaumes umgeben sei. Bei ruhigem Wetter kann man landen, wo man will, denn überall sind zwischen den Korallenbauten kleine Kanäle, welche einem Boote reichlich Platz gewähren, sobald aber der Wind in einiger Stärke erwacht, so wirft er die Wellen des Meeres mit unwiderstehlicher Gewalt auf die Korallenfelsen und sie sind um so furchtbarer, je niedriger der Stand der Ebbe ist. Bei Hochwasser führt wohl hin und wieder eine kompakte Welle den Verwegenen über das Riff an den Strand,

zur Zeit der Ebbe aber muß er auf dem Riff zerschellt werden, und dieses Schicksal stand mir unfraglich bevor. Unbekannt mit den breiteren Pforten im Riff war ich, so lange es ohne dringende Gefahr geschehen konnte, drauf losgesegelt in der Hoffnung, bei meiner Annäherung irgendwo den Eingang zu entdecken. Dies aber war nicht gelungen, ich hatte nun allerdings das Segel gekürzt und dann ganz niedergelassen, aber ich war bereits in der Gewalt der brandenden Wellen und es war keine Rettung, denn von allen Seiten umtoste mich der Schaum und die Wogen führten mich mit unwiderstehlicher Gewalt der Insel entgegen, ich glaube kaum, daß der geschickteste und erfahrenste Segler hätte ankämpfen können gegen die gewaltigen breiten Wellen, welche auf die krausigen und zarkigen Felsen anstürzten. Da sah ich vom Ufer herab einen Menschen mit weiten Sätzen dem Strande zueilen. Derselbe hatte ein langes Bambusrohr in Händen und als er einmal im Wasser war, benutzte er dasselbe als Springstange, setzte es in das seichte Wasser und schwang sich daran so weit dasselbe reichte empor, es zurückziehend beinahe noch ehe er mit den Füßen die Wasserfläche erreichte. Und schon schwebte es hoch geschwungen wieder in der Luft, suchte einen neuen Angriffspunkt und wieder schwebte der nackte Indianer empor in die immer tiefer werdenden Gewässer. Trotzdem ich sehen konnte, die Bemühungen des Nahenden gälten mir, so war meine Hoffnung doch nur sehr gering, denn der Insulaner konnte mein Boot nicht hindern, auf die Felsen zu stoßen, eine gewaltige Welle hatte dasselbe erhoben, sie zerschellte mitten auf dem Riff und mit ihr das kleine Boot, dem ich mich anvertraut.

Noch einmal so gehoben und weiter geworfen, mußte ich nothwendigerweise gespießt oder zerrissen werden, denn jetzt hatte zwar das Boot noch die Beschädigung aufgehalten, der nächste Wurf aber brachte meinen ganz unbeschützten Körper mit den zackigen Korallen in Berührung.

Da fühlte ich wie ein schnellerer Tod mir bereitet wurde. Der Springstock des vermeinten Retters faßte zwischen mir und dem Meere Boden und drückte mich auf die Korallen nieder, so daß die rückkehrende Brandung über mich hinwegstürmte und ich vielleicht 10 Fuß unter Wasser lag und ertrinken mußte. Ich fühlte, daß ich demjenigen nicht böse sein könne, der mich so behandelt, denn offenbar entwand er mich namenlosen Qualen, unzähligen Verwundungen, welche meinem Tode vorangehen mußten. Aber siehe, obschon es mir eine Ewigkeit schien, so hatte mich doch der Springstock keine halbe Minute festgehalten, das Wasser verlief sich, ich konnte sehen, ich konnte Athem holen und ich hörte die flüchtigen Worte „Fasse an! eile, eile!“

Angst begreift schnell, ich ergriff das Bambusrohr, welches mich an die Korallen gedrückt hatte und ich lief dem Zuge folgend so schnell als möglich dem Lande zu, nicht schneller natürlich als die nächste brandende Welle, welche herankam, mich und meinen Retter, einen wahren Knirps, emporhob und uns weit gegen das Land trug. Wir klatschten nieder mit der ganzen Wucht der fallenden



Wassermasse, welche den Strand hinauflief. Ich wollte mich erheben, aber schon lag der verfluchte Bambusstock auf meinen Schultern und hielt mich fest.

Verdammter Wicht, was thust du! wollte ich ausrufen, aber schon hatte die rückkehrende Welle mir den Mund von neuem verstopft und als sie sich verlaufen, ertönte abermals die rettende Stimme — komm, komm! und flog abermals mit der Stange in der Hand gegen das Ufer, zwar noch einmal von der brandenden Welle eingeholt, aber von ihr auch so weit auf den Sand gesetzt, daß sie mich nicht mehr zurückreißen konnte.

Ich war gerettet! wenige Schritte nur noch und ich stand auf trockenem Muschelsande und neben mir Rataki, mein holdes Mädchen, sie war es gewesen, die vom Strande aus mein Schifflein erkannt hatte und mir entgegen geeilt war, und dasjenige, was mich dabei so sehr geängstigt, das Festhalten unter dem Wasser war nur ein Beweis der ganz unbedingten Kenntniß der Capricen des Oceans. Sie verhinderte, daß die rückkehrende Welle mich wieder in's Meer führe und eine neue mich abermals auf die Korallen werfe und eine andere wieder fort und bis hin und her geworfen schließlich nichts mehr als ein zerrissener Leichnam übrig gewesen wäre. Das Mädchen hatte sich an der Springstange schwebend immer über Wasser gehalten, so daß die rückkehrende Brandung sie nicht fassen konnte, mich aber hatte sie am Boden festgehalten, so daß die Wellen über mich hinwegstürmten.

Jetzt aber lag sie in meinen Armen und weinte vor Freuden und führte mich in die Hütte, wo Vater und Mutter mich mit Dank überhäuften und gar nicht wußten, was sie zu meiner Generosität sagen sollten.

Neununddreißigstes Kapitel.

Liebenswürdigkeit der Eingebornen. Geschenke geben und nehmen. Geschicklichkeit in der Schifffahrt und im Schiffbau.

Rataki wollte aus der ganzen Affaire gar nichts gemacht wissen, auch hätte sie vielleicht eine verunglückte Taube mit ebenso viel Umsicht und mit gleicher Aufopferung gerettet, allein dies könnte mich des heißesten Dankes immer nicht entbinden, denn nicht was die Rettung ihr gekostet, sondern die Wohlthat, welche sie mir gewährt, mußte ich als den richtigen Maßstab betrachten. Aber mit solchen Leuten ist schwer fertig werden, bei ihnen hat ein Tuch, ein Messer, ein Beil einen viel höheren, ein lumpiges Menschenleben aber einen viel geringeren Werth als in unseren Augen, und so glaubten die guten Leute denn immer, ich

hätte für die mir geleistete Kleinigkeit noch viel herauszubekommen, und auch das süße Mädchen, dem ich anzudeuten versuchte, was sie sonst noch für Verdienste um mich habe, frug mich ganz naiv, ob ihre Empfindung, mich glücklich gemacht zu haben, von geringerem Belang sei, als meine Empfindung des empfangenen Glückes, von dem was sie selbst in meinen Armen genossen, gar nicht zu reden.

Was ich hier in ziemlich dürren, trockenen Worten sage, wußte sie nicht so geläufig auszudrücken, um so entzückender war aber jedes hervorgestammelte Wort, was bald zu viel, bald zu wenig sagte und wohl auch mehr rathen ließ, als es sagte, aber gerade darum unter Küssen und Scherzen das Rührendste war, was ich je empfunden.

Bei diesen lieben einfachen Menschen lernte ich recht einsehen, welche einfachen, welche heiligen Sitten sie haben, welch ein feines Ehrgefühl sie beseelt.

Sie Alle besitzen wenig, Besitz aber oder nicht Besitz ist bei ihnen Reichthum und Armuth, ist bei ihnen Glück und Mangel an Glück und doch ist Jeder bereit zu geben, was er irgend auftreiben kann. Tritt Jemand in eine Hütte, so wird ihm dargeboten, was irgend im Vermögen der Bewohner ist. Nichts verpflichtet den Empfänger zu einer Gegengabe, er ist arm, er hat nichts, er kann also nichts geben, und er wird mit so vieler Freundlichkeit entlassen, als hätte er die reichsten Geschenke gemacht. Hat er aber etwas zu geben, so ist es seine Pflicht, zu thun, was in seinen Kräften steht, wozu hätte er denn, wenn er nicht mittheilen sollte? Wozu wäre er denn reich, wenn er nicht reichlich schenken wollte? Und so giebt er denn, selbst fühlend wie nothwendig dies ist, zehnmal soviel als er empfangen hat, aber es ist keine Bezahlung, es ist ein freiwillig gebotenes Geschenk; der Reiche fängt auch nicht damit an, sich Dienste leisten zu lassen, sondern damit, Geschenke zu geben, alsdann kann er ohne Gewissensbisse gleichfalls etwas empfangen und zwar wiederum nicht als Bezahlung, sondern als eine freiwillig gebotene Gabe.

Alles was ich über die Verhältnisse der Inseln erfahren konnte, reducirte sich darauf, daß ihre Besitznahme der Mühe nicht verlohnte, dies mag der Grund sein, warum noch keine europäische Macht sich ihrer weiter als nominell bemächtigt hat. Die Spanier gelten als die Oberherren, aber in der That zeigt nichts die Herrschaft derselben an, auch ist keinesweges die katholische Religion oder nur ein Anflug derselben unter den Einwohnern verbreitet. Sie singen und erheben die Hände weder zu ihren Göttern noch kennen sie Kreuze und Skapulire, worin bekanntlich die Religion, welche spanische Mönche verbreitet haben, zu suchen ist. Der Verstand und der Fleiß der Eingebornen sind wohl ihre einzigen Schätze und auf diese haben die Spanier niemals großen Werth gelegt, noch abgesehen davon, daß man sagt, sie ließen sich durch die Macht des Weihwedels und des Kreuzes von einem Volke auf das andere übertragen.

Die Carolinen haben weder mineralische noch vegetabilische Schätze, sie konnten also nicht des Goldes oder des Sandelholzes oder der Gewürze wegen aufgesucht werden; die Eingebornen aber hatten Bedürfnisse und suchten Leute auf, welche diese befriedigen konnten und brachten zum Tausch ihre schönen Muscheln und die Schalen ihrer Schildkröten dar, dadurch sind sie zu geschickten Seefahrern geworden, so daß sie jährlich mehrmals bedeutende Reisen unternehmen, in der Regel nur nach den Mariannen, außerdem aber auch bis zu den Philippinen.

Ihre Proahs haben eine äußerst elegante Bauart, können vor und rückwärts segeln, daher beide Theile auch ganz gleich gestaltet sind, haben keinen



Wohnungen und Boote der Eingebornen der Carolinen.

Kiel, wohl aber eine, wie ich bereits früher gezeigt habe, ganz gerade Seite, welche den Kiel vertritt; hierdurch wird zwar der Querschnitt des Schiffleins unsymmetrisch, allein es segelt mit unbeschreiblicher Sicherheit dicht am Winde, denn nicht ein kleiner Theil desselben, sondern das Ganze hindert das Abfallen vom Cours, hindert das Nachgeben, so daß es auf das Strengste dem Segel folgt, die Wellen scharf schneidet und durchaus nicht in der Richtung des Windes nachgiebt. Man kann einem Schiffe nichts Besseres nachsagen, als gerade dieses.

Wenn sie nur von Insel zu Insel führen, so würde ich darin nichts Besonderes finden, aber sie durchschneiden Strecken von 8—10 Graden ohne Kompaß, ohne Log, ohne Sextanten oder irgend ein Meßinstrument, was ihnen zur Bestimmung der Reiseroute dienen könnte.

Ich habe mit mehreren der Eingebornen darüber gesprochen, hauptsächlich weil ich glaubte, es müßte sie ein gewisser Instinkt führen und nichts weiter, sie würden eben so oft fehl gehen auf ihren Reisen, wie sie wiederum das Ziel treffen möchten von ungefähr. Ich war im Irrthum, man gab mir verschiedene Proben davon, daß sie ihr Ziel zu treffen wissen; sie erklärten mir, daß sie sich nach dem Sterne richteten, der sich nicht bewegt. Dies will allerdings schon viel sagen, es ist eine ziemlich feine Erfindung, die Auffindung des Polarsternes, wenn derselbe so nahe am Horizont steht wie hier, acht Grad — neun Grad über demselben. Bei einem Standpunkt, wie er bei uns ist, ist das schon viel leichter. Die alten Griechen waren mit den Sternbildern bekannt, die sich um den Pol her bewegen ohne unterzugehen, ohne sich im Meere zu baden, wie man sich damals sehr poetisch ausdrückte. Der große und der kleine Bär, der Kassiopeja, kreisten am nördlichen Himmel, waren in jeder heiteren Nacht sichtbar und nahmen in jeder Nacht so verschiedene Stellung ein, daß sie bald oben nahe am Zenith, bald nahe am Horizont standen. Dieser Begriff von den Pol umkreisenden und nicht in's Meer tauchenden Sternbildern ist aber den Bewohnern der Aequatorialzone vollkommen fremd, weil diese Sternbilder zwar denselben Kreis zurücklegen, wo man sie auch sehen, von wo aus man sie betrachten möge, allein nur die Hälfte ihrer Bahn sichtbar ist, da ist es denn wohl viel schwerer, mit dem Polarstern bekannt zu werden, und doch haben die Bewohner der Carolinen es dahin gebracht. Bei meinem näheren Eingehen auf die Sache entwarf ein Häuptling mir eine ganze schöne Sternkarte des nördlichen Himmels, indem er die Sternbilder natürlich nur von den Sternen von erster bis dritter Größe mit kleineren und größeren Muscheln so bezeichnete, daß mir gar kein Zweifel übrig bleiben konnte, was er meine. Er erklärte mir, daß die Stellung dieser Sterne nach der Jahreszeit und nach der Zeit der Nacht eine zwar immerfort, aber doch ganz regelmäßig wechselnde und ebenso regelmäßig wiederkehrende sei, und daß nach diesen verschiedenen Stellungen, welche jeder Schiffer sich auf das Genaueste einpräge, die Richtung genommen würde, so daß sie, wenn nicht Stürme einträten, ihr Ziel immer ganz sicher erreichten. Sie sind demnach weiter, als die Phönicier es waren, obwohl dieselben sehr berühmte Seefahrer gewesen; diese letzteren haben doch niemals die Küsten verlassen, obschon ihre Fahrzeuge viel größer und kunstgerecht erbaut waren und obwohl sie nicht nöthig hatten, sich ganz auf den Wind zu verlassen, da ihre zahlreichen Ruder sie sogar in Stand setzten, gegen denselben zu kämpfen. Die ehemals so berüchtigten Galeeren mit ihren weit ausgreifenden, von drei Mann regierten Ramen und die Tartanen des Mittelmeers sind noch die Ueberreste jener Fahrzeuge.

Ich frug ein andermal, woher sie denn jene Inselgruppe kennen gelernt hätten, welche wir mit dem Namen Mariannen oder Ladronen bezeichnen.

Der Tamore antwortete mir: „Eine Gewißheit kann ich Dir darüber nicht geben, aber eine Sage geht unter uns, nach welcher die Ursache der Entdeckung ein Wettkampf zwischen zwei Schiffern war, die beide ein und dasselbe Mädchen liebten, welches nun Demjenigen zu Theil werden sollte, der die größte Reise machen, der die größte Entfernung erreichen würde. Sie kamen beide auf der Insel Rotta an und entdeckten also ziemlich gleichzeitig diese Inseln."

Ich frug, wem nun das Mädchen gehört habe, da sie doch beide gleiche — im Grunde aber beide keine Ansprüche auf dasselbe hatten, indem sie zwar weit genug, indessen Keiner weiter als der andere gekommen. „Beiden", erwiderte er, „sie heirathete beide und man sagt, daß von ihr die glücklichsten unter unseren Schiffern abstammen sollen. Im Uebrigen will dies nicht viel sagen, denn man findet nur sehr wenig unglückliche Schiffer unter uns, kaum daß alle zehn Jahre ein Boot, ein Proh verloren geht."

Dies setzte mich abermals in Erstaunen, allein der Mann mäßigte dasselbe indem er sagte: „Du weißt, daß wir Alle guter Schwimmer sind, und Du weißt, wie leicht es uns wird, ein vom Sturme umgeworfenes Boot wieder aufzurichten." Dies war allerdings der Fall, ich wußte das, hatte das oft bewundert und ich erstaunte nicht mehr über die geringen Verluste bei diesen kühnen Seefahrern.

Ich bemerkte schon oben, daß die Inseln keine Kostbarkeiten vegetabilischer Natur hervorbringen, doch sind sie in einem hohen Grade fruchtbar; um so mehr ist es zu verwundern, daß die Leute sich beinahe gar nicht mit Erbauung von Nahrungspflanzen abgeben. Der Mais scheint das Einzige zu sein, was an Feld- oder Gartenfrüchten gepflanzt wird. Da ich wußte, daß der Mais nicht hier einheimisch ist, so frug ich, woher sie diese Frucht hätten; dabei erfuhr ich, daß sie hin und wieder von Malayen und auch von Papuas besucht worden seien. Die mächtige Strömung, welche von den asiatischen Inseln herkommt und vom April bis zum Oktober dauert, führt mitunter diese räuberischen Horden nach den glücklichen Inseln. Der Sprecher hatte einen solchen Unglücksfall allerdings nicht erlebt, erzählte aber Schreckliches davon, indem die Seeräuber die einzelnen Niederlassungen überfielen, die älteren Personen ermordeten, die jüngeren Personen, namentlich die Mädchen mit sich nähmen und verschwänden, zum Ersatz nichts zurücklassend als ein paar zufällig zur Erde gefallene Körner von gelber Farbe, welche in Kurzem Wurzeln schlügen, emporwüchsen und die ihnen das Nahrungsmittel biete, welches sie in verschiedenen Stadien der Reife und auf verschiedene Art zubereitet genössen. Wehren konnten sich die Armen nicht, denn sie hatten nur zugespitzte Stöcke, welche sie als Lanzen werfen, und Schleudern, mit denen sie zwar ungemein geschickt umzugehen wissen, welche indessen nicht geeignet sind, sich mit den Feuerwaffen der Malayen oder mit Pfeil und Bogen

gen der Papuas zu messen, daher sie auch, wenn ein solcher Unglücksfall über sie kommt, eilig ihre Boote besteigen und entfliehen so lange bis sie wahrnehmen, daß die Feinde ihre friedliche Küste wieder verlassen haben.

Es leuchtete mir ein, daß diese wenig beschäftigten Leute einige Langeweile haben müßten, ich fragte, ob sie nicht durch fleißigere Bebauung ihres höchst fruchtbaren Landes sich einigen Zeitvertreib machen möchten, sie würden dann auch nicht lediglich auf den Zufall, auf das Glück beim Fischfang angewiesen sein. Er antwortete: das letztere betreffend, so wüßten sie nicht, was Unglück sei, denn das Meer wimmle so sehr von Fischen und Schildkröten, von Muscheln und Krebsen, daß es niemals an reichlicher Beute fehle, was aber das Uebrige betreffe, so hörten sie doch lieber die Erzählungen ihrer erfahrnen Männer an und ließen sich durch dieselben unterrichten, als daß sie sich bücken und hacken und graben sollten.

So war es; allabendlich nachdem um die Zeit des Sonnenunterganges die letzte Mahlzeit eingenommen worden war, so versammelten sich die Bewohner einer Dorfschaft irgendwo unter einem Baume oder zur Regenzeit in einer großen, zu diesem Behuf erbauten Hütte und hörten den Erzählungen der älteren Leute zu, welche diese Erzählungen immer mit Erklärungen begleiteten, wie man die Sterne, nach denen das Schiff gelenkt werde, aufzufinden habe, was für Strömungen da oder dort vorzugsweise walteten, welche Windrichtungen vorherrschten, wie man ein Proah baue, wie man ein solches lenke, welches Holz man zu seiner Konstruktion anwende, welche Fasern die besten seien, um daraus Schnüre und Seile zu verfertigen, welche die besten seien, um daraus Segel zu machen u. s. w. Dann fuhr er fort: Alle diejenigen, welche Männer geworden sind, haben Reisen gemacht und sie erzählen davon, sie theilen ihre Erfahrungen, sie theilen ihre Abenteuer mit. Glaubt Ihr noch, daß wir Langeweile haben?

Vierzigstes Kapitel.

Eine Vorstellung bei zweien Königinnen. Unsere und ihre Kleidertracht. Geschenke. Spiegel und Bild und Spiegelbild. Ein Versuch, die eine der Königinnen zu malen. Entzücken, worein die Dame dadurch versetzt wird. Große Ungeschicklichkeit des Malers.

Ein so glückliches, so zufriedenes und so wenig Bedürfnisse habendes Volk bedarf allerdings keiner Oper und keines Ballets, um sich die Zeit zu vertreiben und ich fing nachgerade an, diese glückseligen Menschen gründlich zu beneiden, dennoch kann ich nicht leugnen, daß es mancherlei gab, was ihr Gefallen, was ihre Theilnahme erregte, und es schien mir, als hätten sie eine gewisse Neigung,

sich ein und die andere Fertigkeit anzueignen, welche sie bei uns wahrnahmen und deren Ausführung ihnen offenbar viel Vergnügen zu machen schien. Hieher gehörte die Musik, welche unsere Matrosen zu machen verstanden, und der mehr als abscheuliche Tanz derselben, in einem furchtbaren Trampeln und in wildestem Gebrauch der Fersen dazu bestehend, wobei nicht allein das ganze Verdeck dröhnte und zitterte, sondern die Erbebung sich auch noch bis zu den tiefer liegenden Kajüten fortpflanzte. Die Männer nahmen jene vortrefflichen musikalischen Instrumente, die man mit dem Namen Querpfeifen bezeichnet, den Matrosen weg und wollten durchaus ebenso schön und ebenso vortrefflich spielen wie diese, weshalb sie die Pfeifen an die Nasen setzten und nach besten Kräften drauflos bliesen, aber allerdings vergeblich, denn es kommt bekanntlich bei diesem Instrumente nicht darauf an, daß Luft in das Mundloch hineingeblasen, sondern daß dieselbe daran vorbeigeblasen werde und dadurch die Luftsäule im Innern der Flöte in Vibration gerathe.

Wir können uns wohl vorstellen, daß die erzeugte Musik nichts besonders Rares war, und es kostete viel Mühe, bevor ich den Leuten begreiflich machte, was sie zu thun hätten, um einen Ton hervorzubringen; da aber lachten sie mich sehr aus und versicherten, wir seien fürchterlich dumm, weil wir uns so viel Mühe gäben, da doch das Gewünschte äußerst leicht zu erlangen sei. Und in der That, die guten Leute hatten Recht, denn dasjenige, was wir auf dem mühevollen Wege erreichten, hatten sie auf dem viel einfacheren erlangt, nämlich auf demjenigen, den unsere liebe Dorfjugend einschlägt, wenn sie sich aus abgelöster Weidenrinde Schalmeien macht, und sie bliesen dergleichen Instrumente, wenn auch nicht mit der Fertigkeit unserer Virtuosen, des Schulzensohnes oder des Schulmeistersohnes, so doch hübsch genug für Leute, welche nicht gar zu viel von der diatonischen Tonleiter verstehen.

Eines schönen Abends befand ich mich am Lande in der Hütte, oder wenn meine Leser lieber wollen in dem Palast des Häuptlings der Yapa-Inseln, als derselbe uns erklärte, er werde seine schönsten Frauen uns vorstellen. Wir waren am Lande so viele als sich irgend zu den Chargirten zählen durften, oder zu denjenigen, die durch ihre sonstige Stellung, d. h. durch den Reichthum der Ihrigen ausgezeichnet genug waren, um auf eine solche Berücksichtigung Anspruch machen zu können; es waren unser acht Personen und der Herr Supercargo, wiewohl sonst nicht immer der Theilnehmer an unseren kleinen Excursionen, gehörte mit dazu. Der Häuptling trat ein, vollkommen nackend wie wir gewohnt waren ihn zu sehen, und seine beiden wirklich schönen Frauen, jung wie Hebe, von eben solcher Wohlgestalt, aber auch ebenso unbekleidet, folgten ihm.

Ich sah hier wieder einmal, was zu beobachten ich schon öfter Gelegenheit hatte, daß es lediglich die Gewohnheit ist, welche es möglich macht, daß man so sich unter den Leuten zeigt. Die Bewohner der Carolinen kennen keine andere Bekleidung als einen feinen Streifen von Bast, welcher quer über den

Rücken hinwegläuft, über die Hüften geschlungen sich vorne vereinigt und zwischen den Beinen hindurchgezogen weniger verbirgt als verschattet, was Adam und Eva erst nach dem Sündenfalle zu verbergen nöthig fanden. Wo man noch so vollkommen auf dem glücklichen natürlichen Standpunkte steht, auf welchem es keine Schande ist, denjenigen Empfindungen nachzugeben, welche von der gütigen Mutter Natur jedem lebenden Wesen eingepflanzt sind, da ist alles Heimlichthun und Verbergen vielmehr ein Vehiculum der Sünde als ein Schutzmittel gegen dieselbe.

Der König und die beiden Königinnen waren ferne davon, zu glauben, daß sie irgend eine Unschicklichkeit begingen, indem sie sich uns unbekleidet zeigten; sie hielten ja auch unsere Kleidung nicht für etwas durch die Schamhaftigkeit Hervorgerufenes, sondern für etwas Komisches, für eine drollige, für eine närrische Sitte, wie sie nun einmal bei uns Fremdlingen üblich und wie sie deren bereits viele bei uns kennen gelernt. Sie glaubten nicht, daß unsere Kleidung den Anstand wahren solle, sie glaubten vielmehr, das sei eine Mode, die wir mitmachten, sowie auch sie manchmal große Rollen von Schildpat in den durchlöcherten und ausgedehnten Ohrläppchen trugen, welche ein andermal von einem Blumenbouquet verdrängt wurden, das nun wieder eine Zeitlang getragen wurde, bis wieder einmal die Gattin oder die Tochter eines Häuptlings kleine Muscheln zu Schnüren verbunden in Gebrauch nehmen oder vielleicht die Blumenbüschel durch den Nasenknorpel gesteckt würden, und was man der Variationen sonst noch mochte ersinnen wollen.

Lachten sie doch nicht darüber, daß der Supercargo einen steifen schwarzen Cylinder von Pappe mit einem Ueberzug von Plüsch auf dem Kopfe trug, der ihm jederzeit einen tief eingeschnittenen Strich von violettrother Farbe auf der Stirne zurückließ, als ob er die pommersche Mütze, ein bekanntes Folterinstrument, getragen hätte — lachten sie doch nicht, daß er seine Hände mit hellgelbem blanken Leder überzog, welches, da er immer schweißnasse Hände hatte, sich stets in der Handfläche schwärzlich zeigte — eine Sitte, welche er seinerseits äußerst strenge aufrecht erhielt, vorgebend, es sei ihm unmöglich, ohne Handschuhe auszugehen — wahrscheinlich um seine Hausknechtsnatur so viel als möglich vergessen zu machen, vermöge deren er gewiß gerade dieses närrische Kleidungsstück am leichtesten entbehren konnte.

Sie lachten nicht über diese unzweckmäßigen und gewiß höchst lästigen Kleidungsstücke, weil sie einmal bei uns Sitte waren, warum hätten wir denn über sie lachen sollen, die sie sich unbeschreiblich viel zweckmäßiger trugen, als wir.

Die beiden Frauen erschienen in der That Königinnen, wenn auch ohne Krone, sie waren so durchweg vornehm, daß man sie für Königinnen gehalten haben würde, auch wenn sie nicht an der Seite des Königs erschienen wären, auch wenn sie uns nicht als Königinnen angekündigt worden wären. Jede ihrer Bewegungen war völlig frei. Wohlverstanden durchaus entfernt von Allem,

was herausfordern konnte, aber auch durchaus ungenirt, so daß man nicht einen Augenblick zweifelhaft war, sie fühlten sich vollkommen berechtigt so zu erscheinen, sie hielten sich für vollkommen anständig gekleidet. Sie setzten sich ohne Ziererei, sie standen auf ohne eine solche, sie ließen sich bedienen, wie es vornehmen Leuten zukömmt, und sie dankten auf die Weise vornehmer Leute ohne Komplimente zu machen, ohne Ziererei und ohne in der ihnen erwiesenen Aufmerksamkeit irgend etwas zu finden, was einer mehr als gewöhnlichen Anerkennung bedürfe. Und dies Alles verrieth sehr unzweifelhaft die wirkliche Vornehmheit, verrieth die Gewohnheit hochgeachtet zu werden, es war nichts Gemachtes dabei.

Durchaus natürlich war auch die Unterhaltung, sie fragten und antworteten auf Fragen so einfach und so anmuthig, wie es Leute zu thun pflegen, die über Andere sich erhaben fühlen und die etwa nur Kenntniß nehmen wollen von dem, was ihnen fremd gewesen. Hievon war allerdings genug vorhanden, trotz dessen sprach sich in ihrem Benehmen weder kindische Neugier, noch irgendwelche Zudringlichkeit aus, das sind lauter Beweise von wirklicher Feinheit, möge nun derjenige, welcher sie übt, ein Wilder oder ein Zahmer sein.

Die Königinnen waren noch nicht so glücklich, wie der reizende Schelm, mit dem ich auf der benachbarten Insel bekannt geworden war, sie hatten noch keinen Spiegel gesehen und daher machte der erste, den sie sahen, einen wunderbaren Eindruck auf sie. Der Spiegel war allerdings größer als derjenige, den ich der freundlichen Rataki geschenkt hatte, er mochte das sogenannte Judenmaß um das vierfache übersteigen, der Kapitain hatte denselben nebst mehreren erträglichen Oelgemälden von dem holländischen Königspaar dem obersten Häuptling geschenkt und sie waren nun eben erst aufgestellt worden, als die beiden schönen Frauen eintraten, und darum fiel ihr Blick auch bald genug auf diese Wunder; aber merkwürdig genug, sie wußten sich so zu beherrschen, daß man durchaus nicht wahrnahm, in welchem Grade sie überrascht waren, sie fragten ganz einfach um Erklärung mancher Erscheinung. Die jüngere der beiden Gattinnen des Herrschers stellte sich vor den einen Spiegel und sah mit Bewunderung, wie ihre Bewegungen nachgeahmt wurden, sie stellte sich nun vor den andern Spiegel (vor das in gleicher Weise eingerahmte Bild der Königin von Holland) und fragte dann, wie es komme, daß dieser zweite Spiegel ihre Bewegungen nicht auch nachahme, und dann erst entdeckte sie, daß die beiden Bilder vollständig von einander verschieden seien.

Die Mädchen oder Frauen hatten etwas ungemein Liebliches und zugleich Schwermüthiges, welches ihnen einen unendlichen Zauber verlieh, sie sprachen wenig, aber was sie sagten, zeigte Nachdenken, zeigte Verstand. Sie hatten den Unterschied zwischen einem gemalten Bild und einem Spiegelbild gefaßt, aber der Unterschied zwischen dem Bild und seinem Gegenstand war ihr noch nicht klar. Die schöne Königin gefiel und sie ging darauf zu, ihr einen Kuß zu bieten, darauf trat sie sehr befremdet zurück, und als ich mich verständlich machen

wollte, mit der Frage, warum sie so betreten sei, sagte sie — sie hat mich nicht wiedergeküßt — ist sie stolz auf ihre schönen Kleider?

Ich suchte nun ihr auch den Unterschied zwischen einem Gemälde und dem Gegenstande, den es vorstellt, begreiflich zu machen und in der That, sie faßte es, denn sie fragte, ob ich nicht ein solches Bild von ihr machen könne.

Dies wäre nun allerdings möglich gewesen, denn ich konnte so viel zeichnen, als hiezu nöthig, und ich hatte häufig genug versucht, farbige Skizzen zu entwerfen und so that ich denn was sie wünschte, nur in einer anderen Weise, ich malte nicht sie, sondern die andere von den beiden Königinnen und nach einer Stunde war so viel zu sehen, daß man allenfalls erkennen konnte, wen das Bild vorstellen sollte, und nun zeigte ich ihr die Frau Mitregentin und deren Bild neben einander und sofort ward ihr klar, was ich ihr hatte beweisen wollen, welch ein Unterschied zwischen einem lebenden Körper und seinem Nachbilde stattfinde, was denn am folgenden Tage, als ich das Bild erträglich vollendete, noch deutlicher wurde.

Es versteht sich, daß in Folge des Versuches die eine der Damen zu malen, nun auch die andere gemalt sein wollte, sie äußerte dieses wieder wie eine Königin, sie bat nicht darum, sie zeigte, daß sie es erwarte, als eine Artigkeit, welche man ihr so gut schulde, wie der älteren. Da ich nun einmal gut im Zuge war, ließ ich mich nicht lange bitten, ich legte ihr Bild sogleich an und brachte es in der ersten Sitzung so weit, um es für mich auf dem Schiffe vollenden zu können. Als ich dasselbe nun am nächsten Tage dem Häuptling überbrachte und er überaus erfreut, sogleich seine junge Gattin herbeirief, da zeigte sie sich dergestalt entzückt, daß sie mir um den Hals fiel, mich küßte und herzte, sich auf meinen Schooß setzte und mir so unzweideutige Beweise des lebhaften Wunsches mir ihren Dank zu erzeigen gab, daß mir bei der Anwesenheit des Herrn Gemahls Angst und Bange wurde. Ich hatte mich in zweierlei Beziehungen ganz getäuscht, der Herr Gemahl schien weder eifersüchtig, noch schien sie am allergeringsten darauf zu rechnen, daß ich ihr gleiche Zeichen meiner Zärtlichkeit gäbe. Sie wollte mir danken, das that sie auf die lebhafteste und unzweideutige Weise. Ich dagegen hatte ihr nichts zu danken und als ich sie, die auf meinem Schooße saß und ihren warmen schönen Körper mit großer Innigkeit an meine Brust lehnte nunmehr sie mit beiden Händen umfaßte, um ihr einige ihrer Liebkosungen zurückzugeben, da stand sie plötzlich mit solchem Ernst und solcher Hoheit auf, und da warf sie mir einen so überaus verwunderten, mit sichtlicher Indignation gemischten Blick zu, daß ich ganz aus der Fassung gerieth, um so mehr, da ich nicht verkennen konnte, daß der Herr Gemahl mich mit einer zwar feinen, aber so durchaus erkennbaren Ironie ansah, daß ich nothwendig begreifen mußte, „ich wäre auf einem dicken, dicken Irrthume geritten." Freude und Dank hatten sich in dem schönen Weibe ausgesprochen, nicht Zärtlichkeit, der Herr Gemahl hatte das wohl verstanden und war

deshalb nicht eifersüchtig gewesen, ich armer Teufel, der ich doch wußte, wie keusch und rein die Frauen hier sind, hatte das nicht verstanden und war deshalb ein Gegenstand des Spottes des Herrn Gemahls geworden, er war jedoch viel zu gutmüthig, mir etwas nachzutragen und so änderte die ganze Sache in unserem Vernehmen gar nichts, außer in so fern, daß ich die schöne junge Frau nicht mehr sah und die andere von mir gemalte ihre Freude nicht auf eine so lebhafte Weise ausdrückte, wie die jüngere.

Einundvierzigstes Kapitel.

Die Insel Ualan. Untersuchungen, welche man über meine Hautfarbe anstellt. Ein Marsch nach dem Inneren der Insel zur königlichen Residenz. Anfängliche Ungnade des Königs verwandelt sich in große Freundlichkeit. Gelegenheit zu götheschen Elegien.

Die Inselgruppe dehnt sich über eine große Strecke des Meeres aus, sie reicht vom 150° östlich von Ferro bis zum 180°, erstreckt sich also durch volle 30 Grade und kaum kann man diesen Abschnitt anders nennen als einen willkürlichen, denn es reihen sich andere Inselgruppen beinahe ganz ununterbrochen daran. In ganz östlicher Richtung die Radak und Ralik Inseln, ein wenig nach Norden die Marschalls Inseln, südöstlich der Gilberts Archipel u. s. w., wie denn überhaupt das Stille Meer bis zum 250° östlich von Ferro gezählt mit großen und kleinen Inselgruppen bedeckt ist. Ich will indessen die Eintheilung, wie sie bisher gebräuchlich, festhalten, um nicht mit mir selbst und Anderen in Widerspruch zu gerathen und daher annehmen, daß mit dem 180° der Archipel der Carolinen Inseln, d. h. in der Insel Ualan ein Ende habe. Bis dahin setzten wir unsere Reise fort, auf sehr vielen verschiedenen Inseln landend, wobei der Herr Supercargo stets in sein Tagebuch eintrug, wie viel Handelsverbindungen er geknüpft, wie viel Colonien er gegründet, welche Erfolge seine Bemühungen gehabt. Es geht doch nichts über ein gutes Bewußtsein.

Da sich meine Beobachtungen über den ganzen Archipel ziemlich gleich blieben, so will ich hier die Einzelnheiten übergehen und nur von der letzten Insel Ualan sprechen, welche gleichzeitig eine der größesten und am besten bevölkertsten ist; von hier aus segelten wir nach den Radak und Ralik Inseln, welche theils unter dem Namen der Marschalls Inseln zusammengefaßt werden, dies ist nämlich der ältere Name, theils aber als gesondert angesehen werden, in welchem man den nördlichsten von Ost nach West verlaufenden Kranz von Inseln mit dem älteren Namen bezeichnet, die Radak und die Ralik Gruppe, welche von Chamisso näher beschrieben worden ist, von Norden nach Süden

verlaufend, findet in zweien ziemlich parallel laufenden Linien, deren östliche die Radak und deren südliche die Ralik Gruppe heißt.

Wir hatten uns durch die ganze große Reihe von Inseln hindurchgeschlängelt und lagen nun Angesichts von Ualan. Sie bot uns einen nur wenig verschiedenen Anblick dar, die Inseln alle gehören nicht zu den eigentlichen Korallengebilden, obwohl sie sämmtlich von Riffen umgeben sind, die Inseln nämlich sind nicht flach, sondern haben eine hügelige Beschaffenheit, es fehlt ihnen daher auch nicht an kleinen Bächen süßen Wassers, wovon auf Koralleninseln gar keine Rede ist. Vom Strande erhebt sich der Boden allmälig bis auf 50, bis auf 80 Fuß bei den niedrigen, bis auf 500 und 600 Fuß bei den hohen Inseln, zu diesen letzteren gehört Ualan und es bietet dem Nahenden ein mehr als gewöhnlich großartiges Bild und die Berge trennen sich von einander, es ist nicht blos ein flacher Kegel, den man übersieht, sondern es scheint eine Kette das Land zu durchziehen, welche in acht deutlich erkennbaren Spitzen sehr malerisch hervortritt.

Es wurde sehr schwer zu landen; das die Insel umgebende Riff hat Eingänge genug, aber nur wenig sind in solcher Weise gelegen und nur wenig sind tief genug, um sie mit einem so großen Schiffe wie der „van der Kapellen" ohne Gefahr durchziehen zu können. Der Kapitain hätte auch gewiß auf das Vergnügen, die Insel zu besuchen, verzichtet, wenn der Herr Supercargo in seinem eselmäßigen Eigensinn nicht gerade deshalb auf der Landung bestanden, weil der Kapitain gegen dieselbe war. Endlich gelang es doch einen Eingang zu entdecken, welcher gefahrlos zu passiren war. Da wir bisher auf den Carolinen so gute Aufnahme gefunden und so angenehme Erfahrungen gemacht, trotz der Befürchtungen, welche der Kapitain ausgesprochen hatte, so wurde auch hier ohne Besorgniß gelandet.

Noch waren wir weit genug von dem trocknen Boden entfernt, als unser mehrere Fuß tief gehendes Boot auch schon auf dem Grund stieß. Da war nun weiter nichts zu machen, als in's Wasser zu springen und bis an die Hüften benetzt, zum Ufer zu wandeln. In solchen Fällen ist der rascheste Entschluß immer der beste, je weniger man sich besinnt, desto weniger schwer wird die Sache und da standen wir denn auf einmal in dem salzigen Naß und wunderten uns, daß es nicht kälter und unangenehmer erschien.

Das Nahen des Schiffes und des Bootes hatte doch einiges Aufsehen erregt. Der „van der Kapellen" war schon ein paar Tage lang in allen Windrichtungen um die Insel gestrichen und hatte sich also bemerklich genug machen können. Für die armen Eingebornen ist das Erscheinen eines solchen Colosses immer ein großes Ereigniß. Die Insel war allerdings schon durch den Amerikaner Crozier besucht worden, er nannte sie Strong, dies geschah im Jahre 1804, drei Jahre später besuchte sie ein andrer Seefahrer und gab ihr den Namen Teyoa. Der englische Kapitain Max Askill besuchte sie im Jahre 1809,

Lesson im Jahre 1824, Duperrey ein Jahr später, d'Urville im Jahre 1839. Wir sehen also, daß immer erträglich lange Zwischenräume da liegen, von dem Besuche des einen Schiffes bis zum Besuche des nächsten. Der „van der Kapellen" nun gar kam 20 Jahre später als das letzte der Schiffe und so hatten wohl die wenigsten Eingebornen einen so gewaltigen Dreimaster gesehen, und wir fanden viele Menschen versammelt, welche ihren Verwunderungsruf U Ai! Ai! ertönen ließen. Der Spectakel war sehr groß, er hatte aber nicht das geringste Wilde an sich, es war kein Kriegsgeschrei. Die Leute umringten uns, besahen uns mit großer Aufmerksamkeit, befühlten und betasteten uns und besonders ein paar junge Mädchen nahmen sich mein Gesicht und meine Hände zur Zielscheibe ihrer Untersuchungen, das eine derselben zog meinen Kopf zu sich nieder, so daß mein Mund mit dem ihren parallel war, dann leckte sie mir die eine Wange recht naß und nun während ich so gebeugt vor ihr stand, nahm sie das Stück Zeug, welches sie um die Hüften geschlungen hatte, ganz ungenirt auf, rieb mir damit die Wange, und benetzte sie noch einmal und setzte die Wäsche fort, während sie mir Zeit ließ, ihren schönen Körperbau zu bewundern, und das Alles, um sich zu überzeugen, ob meine helle Farbe von einem Anstrich herkomme, wie sie glaubte und was sie gefunden zu haben glaubte, wie sie meinte, denn obschon sie keine weiße Farbe auf ihrer Schürze fand, was sie gewiß in Verwunderung setzte, so war die geriebene Wange doch roth geworden, ich hatte mithin wirklich eine andere Hautfarbe als diejenige, welche ich auf den ersten Anblick zeigte.

Dies demonstrirte sie einer Freundin, die nun auch an mir zu waschen begann, eine Scene, welche sich unter gegenseitigen Verwundern, Lachen und Spaßen mehrmals wiederholte.

Es zeigte sich, daß wir das Mittagsmahl der Eingebornen unterbrochen hatten, sie luden uns ein, in ihre Häuser zu kommen, welche ganz in der Nähe des Ufers standen und die Eigenheit der sämmtlichen, von uns bisher gesehenen Häuser theilte, ein doppelseitiges Dach, in der Mitte eingebogen und von beiden Seiten viel höher emporsteigend, im übrigen aber von Holz und auf Pfählen stehend, wie es gebräuchlich zu sein scheint, auf dem ganzen ungeheuren Raum von Borneo bis zu den Sandwichsinseln.

Ein jeder von uns folgte einer solchen fröhlichen Schaar von Mädchen, die ihn umringten, indessen die Männer und Jünglinge sich in einer etwas größern Entfernung hielten. Bei unserm Eintritt sahen wir in der Mitte des großen, sehr reinlich gehaltenen Raumes eine gewaltige thönerne Schüssel stehen, in der Reis mit Schweinefleisch gekocht, lag, daneben stand eine kleinere ähnliche Schüssel mit gerösteten Bananenschnitten, welche das Brod bildeten. Meine Gefährten hatten überall dasselbe Gericht gefunden, nur war es nicht immer mit Schweinefleisch, sondern auch mit dem von Hühnern und Pfauen

gekocht und es wäre ganz wohlschmeckent gewesen, wenn man nur Salz daran gehabt, dies kennen die Insulaner aber nicht.

Ich setzte mich zur Tafel auf meine eignen Fersen und langte zu, aber immer noch war ich der Gegenstand der Untersuchung bei den Mädchen, die jetzt, da ich vor ihnen niedrig genug saß, ihre Forschungen mit großer Bequemlichkeit anstellen konnten, dabei nicht unterließen, weiter zu gehen, als vielleicht nach unsern Begriffen erlaubt sein dürfte, denn sie entkleideten mich ganz und gar, sie zogen mir die leichte Jacke ab, sie öffneten mir den Hemdkragen, entblößten Brust, Schultern und Nacken, da sie fanden, daß dieses leichte Kleidungsstück sich aus dem Gürtel emporziehen ließ, so war ich bald gänzlich davon befreit und nun standen sie in namenlosem Erstaunen um mich her, oder knieten vor mir nieder, befühlten mich, prüften die Zartheit meiner Haut, nicht blos mit den Händen, sondern auch mit den frischen warmen Lippen, blieben aber immer in der größten Verwunderung über die Farbe, was ich um so weniger begreifen konnte, da sie selbst, wie alle Bewohner dieses Striches von verschiedener Farbe und mitunter kaum weniger weiß waren als ich.

Es war ersichtlich, daß die guten Damen ihre Untersuchungen noch weiter treiben wollten, denn sie suchten nach Bändern, mit welchen mein letztes Kleidungsstück in ähnlicher Weise befestigt war, wie mein Hemde. Die herrliche Erfindung der bleiernen Knöpfe deren man 144 für 2 Groschen kauft, war noch nicht zu ihnen gedrungen und so blieb es denn an dieser Grenze stehen, obwohl sie mir ganz deutlich sagten, ich sei ein rechter Esel, daß ich meinen Körper durch solche daran herumhängende Lappen entstellte. Ueber die Mode läßt sich nicht streiten, schön und geschmackvoll ist immer dasjenige, was gerade Mode ist und lächerlich wird eben dasselbe, sobald es nicht mehr Mode ist, so wie jetzt bei uns die Reifröcke das Schönste sind, was man sich denken kann, es seien denn welche von 20 Ellen Umfang, statt nur von lumpigen Ellen 10, so waren im Früheren Kleider ohne alle Reifen schön und geschmackvoll und waren es um so mehr, je mehr man von den Formen des Körpers sah, wie umgekehrt geschmackvoller sie jetzt sind, je weniger man davon sieht, vielleicht kommt die schöne Mode auch bei den Männern auf (quod deus vertat).

Bei alledem habe ich nie ein so fröhliches Mahl genossen, als das gegenwärtige. Ich verstand wenig von dem Geplauder der drolligen Mädchen, aber ich erinnerte mich eines überaus glücklich verlebten Jahres in Wien, wo ich anfänglich auch nur wenig von dem drolligen Dialekt verstand und nur wenig von dem überaus drolligen Wesen der Wienerinnen begriff, auch wenn ich in den vorstädtischen Theatern war, in denen der Volksdialekt vorwaltet, über welchen ich lachte, obschon ich gar nichts verstand, aber doch in das Homerische Gelächter, in welches das ganze Publikum ausbrach, mit einstimmte, und lachte bis mir die Genickmuskeln wehe thaten und ich mich dieserhalb gezwungen fühlte, das

Theater zu verlassen, weil der wirklich physische Schmerz den geistigen Genuß überbot.

Ein halb Jahr später, als ich im Stande war zu begreifen, was die Leute im Theater sagten, lachte ich bei weitem nicht mehr so herzlich und es kam niemals mehr zu eintretenden Genickschmerzen. Es wäre mir vielleicht auch hier so gegangen, wenn ich lange genug unter diesen fröhlichen, heiteren Menschen gewohnt hätte, um so weit ihre Sprache zu verstehen, daß ich dem Witz, den sie preisgaben, hätte folgen können. Jetzt lachte ich nur, weil die Anderen lachten, aber deshalb nicht mit weniger Herzlichkeit. Was giebts auf der Erde schöneres und glücklicheres, als schöne Menschen im ungetrübten Genusse ihres Glückes, um sich versammelt zu sehen und dieses Glückes genoß ich, was hätte ich schöneres wünschen können?

Nachdem das Mittagsmahl beendet war, suchte ich mich halb in malayischer Sprache, halb in den vielen Worten, welche ich auf den Marianuen und auf den Carolinen aufgeschnappt hatte, insoweit verständlich zu machen, um den Leuten anzudeuten, daß das Vergnügen, sie zu sehen, obwohl sehr groß, doch nicht das Einzige sei, welches ich hier aufsuchte, daß ich vielmehr noch sonst eins und das Andere von der Insel zu sehen wünschte. Man hatte mich sofort verstanden und es boten sich mehrere, sowohl mir als uns, zu Führern auf der Insel an, auch bemächtigten sie sich in wahrhaft rührender Dienstfertigkeit meiner Effecten. Der Eine hing meine Jacke, der Andere mein Hemde über die Schulter, ein Dritter stach ein Loch durch meine Mütze, um dieselbe gleichfalls über die Schulter gehängt, tragen zu können, ein Vierter bemächtigte sich meiner blechernen Kapsel, welche ich zum Botanisiren brauchte und so ging es davon, dem Innern der Insel zugewendet, trotz meiner Bitten und Protestationen. Den Wunsch, mein Hemde und meine Jacke selbst zu tragen, in der bei uns üblichen Weise, nahm man lediglich für Höflichkeit und man wollte sich darin von mir nicht überbieten lassen, was ich ihnen höflicher Weise abnehmen wollte, konnten sie ja höflich*erer* Weise selbst tragen, um mir die nach ihren Begriffen entsetzliche Last abzunehmen, und so mußte ich mich denn wohl schließlich fügen, was hätten mir alle Versicherungen geholfen, Niemand hätte begriffen, daß diese leichte Bekleidung mir ein Bedürfniß sei, es blieb mir demnach nichts übrig, als die guten, liebenswürdigen Leute gewähren zu lassen, obschon mich meine Haut entsetzlich schmerzte, und obwohl der Sonnenbrand meine Epidermis von der Haut trennte, wie der Feuerbrand das Schildpat von der darunter liegenden empfindlichen Haut der Schildkröte löst. Ich hätte mich einfacher ausdrücken können, denn ein Blasenpflaster thut dasselbe, es löst die Hornhaut, welche den Körper äußerlich bedeckt, gleichfalls von der darunter liegenden, empfindlichen Haut, aber Sonnenbrand und Feuerbrand lagen mir bei dem Vergleiche näher.

Mit einer mehr als gewöhnlichen Ausdauer zog ich der Laune meiner Führer nachgebend weit hinein in das Innere der Insel. Der hoch- und wür-

dige Supercargo ließ mir dazu Zeit, denn bis er in der überhaupt langsamen Weise sein Tagebuch auf das Laufende gebracht, und die glückliche Gabe Handelsniederlassungen zu gründen, auch hier geübt hatte, konnte ich die Insel in die Länge und überzwerg manch schönes Mal durchreisen: warum hätte ich von diesem glücklichen Umstande nicht Gebrauch machen sollen?

Je weiter ich nach dem Innern der Insel vordrang, desto üppiger wurde die Vegetation, desto reichhaltiger das thierische Leben, was sich allerdings nur in den Zweigen der Bäume bemerkbar machte, denn an Säugethieren ist die Insel so arm, wie die übrigen Carolinen und es findet sich daselbst nur die Fledermaus als einheimisch, die Ratte und das Schwein von Europäern eingeführt, vor. Aber um so viel schöner waren hier die Orangen aller Art vertreten, um so schöner die Pandanus, die Cocos und die übrigen Pflanzen, welche wie immer in den allerschönsten Exemplaren gerade um diejenigen Häuser einherstanden, welche den Verstorbnen gewidmet waren, denn auch hier hatte man die Reste der Geliebten unter Häusern aufbewahrt, welche an sich Schatten boten, dann aber für die nächsten Bedürfnisse der Verstorbnen versehen waren, mit allem was es in den Tropenländern üppiges und fruchtbares gab, damit dieselben nicht Noth leiden sollten.

Als wir uns jetzt im Schatten der prächtigen Baumgruppen befanden, ließ auch der Schmerz nach, welcher bis dahin mich gepeinigt hatte, die Sonne brannte nicht mehr auf meinen armen, solcher Ergötzlichkeiten noch nicht gewohnten Körper, und ich konnte bald genug, weiter schreitend, zu meinem Ergötzen wahrnehmen, welchen Zweck die Beraubung meiner Kleidungsstücke, ausgenommen eines einzigen, gehabt.

Wir gelangten nach beinahe zweistündigem Marsch an ein mehr als gewöhnlich großes Dorf, d. h. an die Königliche Residenz. Sr. Majestät der König von Ualan logirten hier im Kreise seiner erbgesessenen Bürgerschaft! o, pfui! nicht Bürgerschaft, so sagt man wohl in Hamburg und Frankfurt, wo erbgesessene Patricier ein herrisches Regiment führen über eine hundsföttische Bürgerschaft, aber nicht auf Ualan, wo es nur König und Adel, aber keine Bürgerschaft giebt, welche ja doch zu gar nichts nütz ist, als um die Bevölkerungslisten zu füllen und das kann der Adel auch, wie die Karten jedes Landes unwiderleglich beweisen.

Wir befanden uns Angesichts des Königs, eines sehr alten Mannes, der aber sehr wohl wußte was Anstand, was seine Sitte fordert und der mich daher durch den Mund seines unverschämten Dollmetsch sehr anließ, daß ich so unbekleidet vor ihm erscheine, und der mir unumwunden erklären ließ, er wisse sehr wohl einen Unterschied zu machen zwischen Waerupn und Unsinnigen, denn er wisse, daß wir es für anständig hielten, allerlei Zeug auf den Leib zu hängen, er es also für eine grobe Unanständigkeit halten müsse, daß ich dieser bei uns allgemein eingeführten Sitte nicht nachgekommen.

Ich versicherte ihn, daß die Schuld nicht an mir liege, sondern daß seine eignen Diener, die verehrlichen Herrn Wilden, mir meine Kleider ausgezogen hätten und daß, falls ich mich nicht sehr irrte, ich dieselben dort zu Füßen Sr. Majestät liegen sähe.

„Ei," erwiderte er, „das sind die mir überbrachten Geschenke, aber nicht Deine Kleider, wenn Du diese Sachen hier meinen Dienern gabst, als einen mir schuldigen Beweis Deiner Hochachtung, so mußtest Du dafür sorgen, andere Kleider zu haben, welche Dich dem allerdings lächerlichen, doch bei Euch nun einmal gebräuchlichen Anstand gemäß bedeckten. Würde ich nicht sehr nachsichtig sein und nicht allein Mitleid vor Deiner Jugend und Achtung vor Deiner Farbe haben, welche sich der unsrer Häuptlinge einigermaßen nähert, so würde ich Dich nicht so freundlich und so gütig entlassen."

Eine sichtliche Ungnade lagerte sich auf der gefurchten Stirn des hohen Herrschers und es war mir unmöglich, diese Wolke zu zerstreuen, denn man hatte mir alles genommen, was ich besaß, in der reinen Freundschaft und Zärtlichkeit für mich und dem Herrn König abgegeben. Völlig uneigennützig, denn Alles, selbst meine Jagdtasche und meine Botanisirkapsel mit dem ganzen Inhalt waren bereits zu den Füßen des Königs niedergelegt, und ich bemühte mich vergeblich, irgend etwas davon, auch nur ein Schnupftuch oder die in der Kapsel enthaltenen Blüthen mir noch unbekannter Pflanzen, zurückzuerhalten. Das Erstere hatte Fräulein Königin sehr geschickt mittelst einer großen Perlmuschel in zwei dreieckige Stücke zerscheuert, deren eines sie höchst geschmackvoll um Stirn und Hinterhaupt geschlungen hatte, so daß der Zipfel bald vorn, bald hinten überfiel, was den Umstehenden offenbar großes Vergnügen machte, indeß die andere Hälfte um den Leib geknüpft wurde, wobei — da das Tuch nicht unmäßig groß war, die zwei längeren Enden zwar um die sehr wohl geformte Taille reichten, der mittlere rechtwinkelige Zipfel aber durch die Streckung der beiden anderen Zipfel verkürzt, bedeutend über der Stelle schweben blieb, welche er muthmaßlich bedecken sollte.

Als der greise Vater sah, wie angelegentlich seine Tochter sich mit den vorgefundenen Gegenständen (Geschenken) beschäftigte, kehrte seine gute Laune zurück, er begann auf die Entschuldigungen zu hören, welche ich vorbrachte, theils durch Radebrechen in irgend einer carolinischen Mundart, theils durch einen Dollmetsch, der meine Worte übersetzte, vielleicht ebenso genau als Tieck oder Schlegel den Shakespeare oder ein Paar Sanskritgedichte übersetzt hatten, aber keinesweges so, wie ich meine Worte verstanden wissen wollte.

Gleich viel, der alte Herr wurde nach und nach bezaubert von dem, was ich nicht sowohl sagte, als von dem, was ihm mitgetheilt wurde, wie wenn es von mir gesagt worden wäre, ich konnte mich hierbei der Erinnerung an einen Reisebericht nicht entschlagen, welcher dem Pascha von Aegypten durch Leute gemacht worden war, die unter seinem Schutz (d. h. dem Pascha zu Abgaben

verpflichtet) den Nil hinaufgereist und zu einem Volk gekommen waren, von welchem der Berichterstatter sagt:

„Es war unmöglich, auch nur eine Silbe von dem zu verstehen, was die schwarzen Hunde sprachen. Sie wünschten Dir hoher Herrscher alles erdenkliche Heil, legten ihre Häupter unter Deine Füße und baten, daß Du ihre Huldigungen gnädig annehmen mögest, wobei sie Dir die schönsten Jungfrauen, welche je unter den Schwarzen gesehen worden, für Deinen Harem anboten und versicherten, sich sämmtlich zu Eunuchen machen lassen zu wollen, um diese Jungfrauen zu bewachen, falls sie nur einen Feuerstrahl aus dem Gnadenblick Deiner Augen erlangen könnten." — Immerhin schon etwas für Leute, von deren Sprache man kein Wort versteht.

Der Sultan oder König, oder wie man den guten Herrn nennen will, (auf dieser Insel heißt er Urosse) wurde mir allmälig sehr geneigt und gnädig, er hieß seine Tochter mir eine Cocosnuß voll eines gegohrnen Getränkes (wie es schien, Saft des Zuckerrohres) reichen, trank selbst davon und gab mir das Uebrige, dann hieß er mich an seiner Seite niedersetzen und seine Tochter placirte sich auf der anderen Seite. Bald aber stand sie auf, um in derselben Art, wie man es früher that, mich zu besichtigen und bevor ich mich dessen versah, hatte sie die Knöpfe gefunden, welche mein einziges Kleidungsstück über den Hüften festhielt und zeigte höchst unbefangen ihrem Vater, daß ich nichts Apartes an mir habe, gerade so gestaltet sei wie die anderen Männer auf der Insel, was der würdige alte Herr gemuthmaßt zu haben schien, denn er machte davon wenig Aufhebens, desto lebhafter aber beschäftigte sich die Tochter mit mir, die eine brennende Wißbegier zu haben schien und emsig Studien in der vergleichenden Anatomie machte. Sie maß die Länge meiner Arme, meiner Finger mit den ihrigen und verglich sie mit der Länge derselben Glieder ihrer Landsleute und als bei den Beinen diese Art der Messung ihr nicht genau genug erschien, nahm sie ihre sehr langen und wunderschönen Haarzöpfe zu Hilfe, kniete bei mir nieder, legte die Spitzen eines Zopfes an meine Ferse, zog ihn über das Bein bis zu den Hüften und verglich dies Maaß mit dem ihres Vaters und ihres eigenen, nahm dann auch das Maaß der Beine an ihrer stärksten Stelle und lachte überlaut, als sie wahrnahm, daß ihr Umfang an demselben Ort ein größrer sei, was sie für einen großen Triumph zu halten schien und worüber sie mich, der ich doch im Ganzen beträchtlich größer war als sie, geradezu auslachte.

Die Sonne war indessen weit abwärts gegangen und es schien mir nöthig, den Besuch abzubrechen, der König aber ließ mir sagen, ich solle ihn nicht zum zweiten Male erzürnen, ich hätte ihn beschenkt und könnte folglich nicht ohne Gegengeschenke entlassen werden, demnächst sei es jetzt nicht mehr Zeit an die Rückkehr zu denken, ich möge daher bis zum folgenden Tage bei ihm bleiben, an Zeitvertreib werde es mir Zwei-

felsohne nicht fehlen, da ich mich ja mit seiner Tochter sehr gut zu unterhalten scheine.

Wenigstens sie mit mir, so schwebte es mir auf den Lippen, allein das Gewissen ist so ein eignes Ding, es läßt sich durchaus nicht nach Gefallen und Belieben beschwichtigen und mir sagte mein grobes Gewissen, daß der alte Herr ganz Recht habe und daß ich, obschon im Ganzen völlig unthätig, mich doch mit der sehr hübschen Prinzessin sehr wohl unterhielt und daß ihre wißbegierigen Forschungen mir zehnmal mehr Vergnügen gewährten, als ich hätte haben können, wenn die junge Dame so reich an Erfahrungen gewesen wäre, wie die schönste Römerin oder Pariserin.

Es lag auf der Hand, daß ich vor Nacht das Ufer nicht erreichen konnte, und daß um diese Zeit wohl auch das Boot mich nicht mehr erwarten mochte, so war ich denn die Nacht hindurch am offnen Strande campirend, sicherlich weniger gut daran, als wenn ich hier im Palaste des würdigen Königs von Ualan blieb. Ich nahm daher die Einladung dankbar an und als meine Worte verstanden worden waren, sagte die zwölfjährige Prinzessin: das sei sehr schön, sie habe bis jetzt immer auf der Matte neben ihrer Mutter gelegen, aber jetzt wolle sie einmal neben mir liegen! eine Aeußerung, die im Gesichte des Vaters nicht die geringste Veränderung hervorbrachte, was ich für eine stillschweigende Einwilligung in die Projekte der Tochter ansah.

Es wurde nun eine reichliche Mahlzeit aufgesetzt und der Urosse zog ein paar seiner höchsten Würdenträger und mehrere seiner Frauen und Kinder zur Tafel. Ich war selbstverständlich fortwährend Gegenstand der Unterhaltung dieser lustigen Leute und namentlich machten die Mädchen sich das Vorrecht, ihre Wißbegierde zu befriedigen, sehr zu Nutze; im Ganzen aber mit einem so guten Humor und mit so weniger Verletzung meiner persönlichen Bequemlichkeit, daß ich dadurch wenig oder gar nicht beschwert ward. Als die Abendschatten hereinbrachen und es kälter zu werden begann, sorgte auch die erste meiner Bekannten, welche Ulea hieß, dafür, daß ich mich bedecken konnte, denn ihre sanftstreichelnde Hand hatte wahrgenommen, daß meine Haut nicht mehr so glatt war als früher, daß sie diejenigen kleinen Erhöhungen erhielt, welche man mit dem bekannten und sehr bezeichnenden Namen Gänsehaut zu benennen pflegt.

Sie bemerkte dies, sprang auf in ein anderes Gemach laufend, woraus sie dann mit ein paar großen außerordentlich fein geflochtenen Matten zurückkam, welche sie mir so geschickt über die Schulter und den übrigen Körper hing, daß ich nicht allein vollkommen geschützt und erwärmt wurde, sondern mich auch frei und ungehindert bewegen konnte.

Es waren indessen im Innern der Hütte mehrere Feuer angezündet worden, welche bald hoch aufloderten und eine freundliche Helle verbreiteten, in deren wechselvollem Spiel die schönen Gestalten um mich her, sich doppelt anmuthig ausnahmen. Der Fürst zeigte mir nicht nur viel Theilnahme,

nicht nur ein wirklich freundliches, biederes Benehmen, sondern auch eine mehr als gewöhnliche Wißbegier, so daß er eine Menge ganz vernünftiger, für einen Wilden möchte ich sagen, ungewöhnlich gescheidter Fragen that, welche sich gerade auf das bezogen, was einen Fürsten wohl an einem anderen Volke interessiren kann und interessiren soll, er frug nach Staatsverfassung, nach Einrichtungen, wie sie in meinem Vaterlande heimisch, er hatte Begriffe von unserem Feudalwesen, von einem Geburts- und einem Verdienstadel, er wußte diese beiden Klassen sehr wohl zu unterscheiden, und was mich noch mehr wunderte, ihren Unterschied zu definiren. Er hatte Begriffe von Hörigkeit der Leute und von Pflichten derselben gegen ihre Herren, aber ebenso auch von den Pflichten der Herren gegen ihre Untergebenen, die er zu ernähren habe, für deren Wohlstand er sorgen mußte, kurz es war das Clanverhältniß vollständig ausgebildet. Dem Häuptling gehörten Land und Leute, aber er mußte das Land an diese Leute vertheilen, und es muße dessen genug sein, damit sie bequem davon leben konnter, ihre Verpflichtung hinwiederum war, von dem Ertrage ihrer Felder und ihrer Fischerei einen Antheil abzugeben, damit der Häuptling nicht zu arbeiten brauchte und dies fand ein Jeder sehr natürlich und so befand sich Alles in der vollkommensten Harmonie, ich glaube nicht, daß sie etwas anderes gewünscht haben würden, selbst wenn man ihnen eine Veränderung ihres Zustandes vorgeschlagen hätte.

Von Rechtsbegriffen hatten sie manches, was ich meinen lieben Landsleuten wohl wünschte, von Religionsbegriffen schien um so weniger die Rede, auch nahm ich weder Priester noch Zauberer wahr. Dieselben Traditionen, welche auf den anderen Inseln vorwalten, fand ich auch hier nur mit geringen Veränderungen wiederholt. Auch sie hatten drei Götter, aber nicht Vater, Sohn und Enkel, sondern einen Gott, eine Mutter dieses Gottes und einen Vater desselben, so daß ich beinahe glaube, diese Lehre stamme von Spaniern, welche ja auch viel weniger von der evangelischen Dreieinigkeit halten, als vielmehr einer solchen, bei welcher die Mutter Gottes eine große Rolle spielt.

Als es nahe um Mitternacht sein mochte, was ich nicht an meiner Uhr erkennen konnte, sondern am Stande der Sterne, denn eine Uhr hatte ich glücklicherweise nicht bei mir gehabt, sonst wäre sie gleichfalls zu einem Geschenk des Königs geworden, erhob sich die ganze Gesellschaft und vertheilte sich, so weit sie dem Hause angehörten, in die verschiedenen Abgrenzungen desselben und mir wies die allerliebste Tochter des Königs mein Gemach an, ohne daß Vater oder Mutter Gelegenheit genommen hätten, darüber zu sprechen. — Was hätte Goethe, wenn er zur selben Zeit, als er in Rom war, diese Inseln besucht hätte — was hätte Goethe für Elegien zu schreiben bekommen! Was ich hier erlebte, erinnerte mich auf das Lebhafteste an die poetischen Sagen, welche Geßner uns in so lieblicher und anmuthiger Weise erzählt.

Zweiundvierzigstes Kapitel.

Gebratene Austern mit Perlen, ein Frühstück, welches Cleopatra sich nicht theurer verschaffen konnte. Heimkehr zum Schiffe. Kleine Zwistigkeiten mit dem Supercargo. Derselbe geht gleichfalls an den Hof von Ualan. Was er daselbst ausrichtete.

Mit Tagesanbruch stand ich auf und alsbald wurde ein Frühmahl eingenommen, welches durch einen vornehmen pariser Koch kaum besser hätte bereitet werden können. Man hatte sehr schöne große Austern von jener Art, welche uns die Perle bringt, geröstet in den Schalen und hatte sie dann wiederholt mit frischem Seewasser versehen und verdampfen lassen. Durch Wiederholung dieser Procedur war das Salz des Seewassers in dieser Flüssigkeit so concentrirt, daß die großen, fetten Austern dieses für uns unentbehrlichen Gewürzes nicht ermangelten.

Ich weiß nicht, ob ich mit dem Folgenden mich vor einem Gourmand werde rechtfertigen können, welche, wenn ich nicht irre, die Auster ohne alle Zuthat haben wollen, sollte es der Fall sein, daß ich gegen den guten Geschmack gesündigt, so will ich denselben gerne um Verzeihung bitten, aber dem Herrn König und seiner Familie machte ich doch mit meiner Angabe einige Freude, ich lehrte ihn nämlich den Saft der Orangen, welche hier wild in großer Menge wachsen und also (unveredelt) sauer sind, zu den gerösteten und dann gekochten Austern träufeln und der würdige alte Herr fand diese Modifieation so vortrefflich, daß er mehr als sonst wohl zum Frühstück genommen haben mochte.

Jetzt wurden auch die für mich bestimmten Geschenke gebracht, und in der That sie waren königlich, sie bestanden aus einer großen Menge der feinsten Matten, sehr schön geschnitzter Cocosschalen, aus einigen Waffen, aus Schmuck und Zierrathen, aus vielen Schildkrötenschalen und aus einer Handvoll sehr schöner Perlen, welche den Einwohnern ganz werthlos scheinen und welche daher in viel größerer Menge zerstört als gesammelt werden, zerstört nämlich durch das Rösten der Auster, die in ihrer Schale auf das Feuer gelegt, begreiflich erst dann rösten kann, wenn die Schale bis zur Mitte hin durchgeheizt ist, was natürlich für die Perle nicht von großem Nutzen sein kann und diejenigen Perlen, die man beim Essen der ungerösteten Auster in den Mund bekommt, speit man aus, aber manche, namentlich die Kinder nehmen sie wie bei uns die weißen Kügelchen der Krystalllinse der Fische behutsam aus dem Munde, um damit zu spielen. Ich hatte beim Frühstück einige zerstörte Perlen gefunden und gefragt, weshalb man sie nicht sammle, da wir dieselben für werthvoll hielten und so hatte denn des Königs liebliches, freundliches Töchterlein gesammelt, was sich im Augenblick im Hause davon vorfand und hatte es den Geschenken zugefügt.

Sich selbst wollte sie auch dazu fügen und erklärte dem Vater, daß sie mit mir zu gehen beabsichtige, weil es bei mir viel schöner sei als bei der Mutter und dabei riß sie sich aus den Armen ihres Vaters und umschlang mich mit einer Innigkeit, welche mich auf das Wunderbarste und Tiefste rührte.

Der Vater erklärte, das ginge nicht an, Königstöchter verschenke man nicht wie geflochtene Matten und geschnitzte Cocosnüsse und die Autorität des Vaters war so entschieden anerkannt, daß nicht eine Silbe der Erwiderung die Sache verwickelte, was mir um so angenehmer war, als ich nun nicht nöthig hatte, mich gegen das Mitgehen zu sträuben, welches mir wie eine hochverrätherische Undankbarkeit vorgekommen und welches denn doch unumgänglich nothwendig gewesen wäre. Da ich muthmaßte, daß der Supercargo auch hier eine Colonie gründen würde, so konnte ich mit großer Wahrscheinlichkeit versprechen, daß ich sie noch öfter besuchen würde und so entließ mich das gute Kind ohne zu großen Schmerz.

Alle diejenigen, welche mich hieher an den Hof des Königs geführt, begleiteten mich als Träger meines Gepäckes zurück; ich erschien zwar nackend und ausgeplündert, doch bei weitem reicher als ich gekommen war, denn eine von den Perlen, welche ich natürlich nicht zeigte, da sie den Neid des Herrn Supercargo erweckt und wohl gar irgend eine Gewaltthätigkeit veranlaßt haben würde, ersetzte überreichlich, was ich in den paar Kleinigkeiten verloren hatte.

Es war sehr vernünftig, daß ich meine eigentlichen Schätze verborgen hielt, denn schon die feinen Zeuge und die Schildkrötenschalen erweckten den Neid des edlen Mannes in solchem Grade, daß er Beschlag darauf legen wollte und ziemlich unumwunden erklärte, ich hätte kein Privateigenthum und könne, so lange ich in seinem Solde wäre, kein solches erwerben. Ich machte ihm bemerklich, daß ich nicht in seinem Solde stände, und daß wenn Herr van der Kapellen eine Expedition behufs Erforschung fremder Länder ausrüste, der Naturforscher dabei so viel in die Wagschale lege, daß die gegenseitige Leistung kaum eine Compensation genannt werden könne, daß aber diese keinesweges von ihm ausgehe, noch auch ich sie von ihm annehmen würde.

Herr Meyer wollte auffahren, aber es lag in diesem Augenblicke ein so bodenloser Hohn und solch eine Schadenfreude in den Augen und dem ganzen Gesichtsausdruck des Kapitain Waaterhocker, daß die geistige Richtung des Herrn Supercargo einen Anprall erhielt, wie mitunter ein ungeschickter Reiter ihn körperlich erhält, er trat plötzlich ein paar Schritt zurück und antwortete auf meine Aeußerungen nichts, begann aber ein anderes Thema, indem er äußerte, diese Insel scheine ihm der Ort, wo man mit vielem Glück ein Handelscomptoir anlege, denn wo man eine solche Quantität Schildpat für ein paar Nichts werthe Lumpen erhalte — was müsse man da für brauchbare Sachen eintauschen können!

Nachdem er mir diesen furchtbaren Hieb beigebracht, befahl er sein Ghik niederzulassen und verlangte von dem Kapitain vier Matrosen, um dasselbe nach der Küste zu rudern. Als er bereits auf der Treppe war, wandte er sich gnädig zu mir und frug, ob ich — da ich den Weg zum Hofe des Königs wisse — ihn begleiten wolle.

Ich hatte diese Frage mit großer Gewißheit erwartet und da mir viel zu sehr daran lag, Ulea wieder zu sehen, so spielte ich gar nicht den Gekränkten

oder Beleidigten, wie es mir denn überhaupt vorkam, als ob ein solcher Wicht gar nicht das Zeug dazu habe, einen honetten Mann zu beleidigen, und ging dann mit einer neuen Botanisirkapsel versehen, mit ihm auf den Weg.

Als wir kaum das Ufer betreten hatten, sahen wir zwei sehr schöne Frauengestalten, deren eine ein Kind unter dem Arme trug, wie man einen Bündel



Zwei Frauen von Ualan.

Wäsche hält, indessen die andere ein großes Stück Fell durch einen Reifen gespannt, als eine Art Wassereimer in Händen hatte. Die Erstere von beiden schien unser Schiff mit Aufmerksamkeit zu betrachten, indessen die Andere ohne viel Wesens daraus zu machen — sie hatte uns wahrscheinlich gestern schon gesehen — nach dem Innern der Insel zurückkehrte.

Der Supercargo fand hier Gelegenheit, sofort seinen Witz zu üben. Er frug im schönsten Schwäbisch und dann im schlechtesten Holländisch, ob er ihnen gefalle und ob sie ihn heirathen wollten. Er erklärte aber beide für eselhaft dumm, als sich ergab, daß sie das Ehrenvolle des Antrages gar nicht zu schätzen wüßten.

Einige Männer gesellten sich zu uns und wir gingen nach dem Innern der Insel, indem ich abermals Ursache fand, über die wundervolle, über die üppige Vegetation zu erstaunen. Wo sich zwischen den niedrigen und allmälig mehr ansteigenden Hügelreihen feuchte Thäler ausbreiteten, stand das Zuckerrohr

in der schönsten Ueppigkeit und Fülle, an anderen Stellen sah man Reis ebenso herrlich und kräftig gedeihen; daß die Bananen nirgends fehlten, versteht sich von selbst, und alle tropischen Früchte, so weit sie nur von einigem Nutzen sind, waren reichlich vorhanden und dahinter verbargen sich in lieblicher Weise die Hütten der Eingebornen.

Ueberall, wo ich mich zeigte, wurde ich mit freundlichen Blicken als ein Bekannter begrüßt und das grobe, durchaus nicht einnehmende Gesicht des Supercargo erregte unter den sehr freundlichen und anmuthig um sich blickenden, offnen Menschen zwar einige Verwunderung aber keine Besorgniß und keinen Schrecken, man näherte sich ihm und mir ohne Scheu und er war so gütig, dies als etwas selbstverständliches und ihm, dem hohen Herrn durchaus gebührendes aufzunehmen, auf diese Weise war für beide gesorgt.

Die freundlichen, heitern Menschen, namentlich die Mädchen, stellten jetzt Vergleichungen zwischen ihm und mir an und es will mich bedünken, (falls ich mich nicht einer sträflichen Eitelkeit hingebe) es will mich bedünken, als ob die lieblichen Kinder fanden, daß der Vergleich sich zu Gunsten meiner neige, denn sie wandten sich von der schwarz behaarten Brust und von dem nicht eben schön getragnen Bart desselben immer ab mit einem lauten Ausruf, welcher zwar nicht das Wort Pfui enthielt, aber ganz gewiß die Bedeutung desselben, denn es zeigte sich eine entschieden unangenehme Ueberraschung.

Ein wohl gepflegter Bart ist gewiß eine Zierde des männlichen Gesichtes, aber er darf, wenn er dieses sein soll, niemals unter das Messer des Barbiers gekommen sein. Dies nur erhält den Bart schön und die Berührung desselben wohlgefällig, daß sein leichtgekräuseltes Haar weich und fein ist; hat man ihn zwanzig, oder auch nur zehn Jahr lang rasiren lassen, so sind die Haare zu Borsten geworden und kein Weib wird solch einen Bart schön finden.

So mochte es denn auch mit dem Borstwisch sein, welchen der Supercargo um Kinn und Wangen trug und der mich in Verbindung mit seinem schwarzen Strubbelkopf immer an das Instrument erinnert, welches zur Reinigung der Zimmerdecken, der Platefonds gebraucht wird und welches man Krausnickel nennt, ein um so passenderer Vergleich, als der schwarze Borstenkopf auf einer ziemlich hölzernen, knochigen Stange saß. In dem Gefühle seiner Erhabenheit kam dem Supercargo gar nicht bei, daß man sich über ihn belustige, er nahm jedes Zeichen des Erschreckens und des Abscheues wie eine Huldigung auf und wollte ein jedes Mädchen durch seine Umarmung beglücken, und wenn sie dann schrieen, ihn von sich stießen und davon liefen, sagte er lachend: — überall wie bei uns, die reine Coketterie, in die Arme würden sie mir mit Freuden stürzen, wenn Sie nicht dabei wären, so aber thun die Schlingel als ob sie sich fürchteten.

Ich versicherte ihn meiner Bereitwilligkeit, ihm das Feld zu räumen, er aber meinte, wenn ich dies nur gegen Abend thäte, so wäre das früh genug, er wäre kein Freund von Spielereien, er liebe das Reelle und ginge gern der

Sache auf den Grund. Ich wünschte nichts weiter, als daß der Schuft eine gründliche Bearbeitung erführe.

Wie wir so weiter nach dem Innern des Landes vorrückten, sahen wir allmälig sich vor den einzelnen Hütten auch die Industrie der Leute entwickeln. Unter fortwährendem Plaudern zeigten die Leute uns, in welcher Art sie ihre Schnüre drehen, ihre Matten flechten, ihre Zeuge weben, die Muschelschalen schleifen, kleine Schnecken poliren, um sie als Schmuck zu benutzen und ich unterhielt mich sehr gut, als wir an einen Bach kamen, in welchem ich mich schon am vorigen Tage, mehr gezwungen als freiwillig, gebadet, da wir ihn durchwaten mußten. Auch jetzt blieb uns nichts weiter übrig, als uns der Kleidungsstücke zu entledigen, was bei den Eingebornen sehr leicht und bei unsrer nicht übermäßig schweren Bekleidung auch keineswegs über alle Maßen schwierig war.

Welch ein Schreck ergriff jetzt die uns begleitenden Mädchen, als sie den behaarten Körper des Supercargo sahen, der wie die fabelhaften Satyre und Faunen der griechischen Mythologie mehr Thier als Mensch zu sein schien. Um ihren Schreck zu begreifen, muß man nicht vergessen, was ich oben gesagt, daß sie mit Sorgfalt alles entfernen, was nur Haar genannt wird, den Kopf ausgenommen, bei welchem das für eine Zierde gehalten wird, was man bei dem übrigen Körper für einen Verunstaltung ansieht.

Der brutale Mensch fand noch dazu in der Schamlosigkeit ein Vergnügen und verscheuchte alle Mädchen und Frauen, indeß er auch den Männern ein Gegenstand des Abscheues wurde.

Eine Stunde später gelangten wir an den Hof des Urosse und ich wurde mit so großer Freundlichkeit empfangen, als der Supercargo mit Ernst und zurückhaltender Würde. Wir brachten unsere Geschenke zum Vorschein, sie werden reichlich vergütet, aber sie müssen dargebracht werden, denn sie sind ein Beweis der Achtung und das Unterlassen eine Sünde gegen die vorausgesetzte Achtung.

Wie gewöhnlich fiel der Supercargo mit der Thür ins Haus und frug mit groben Worten, ob sie nichts zu schachern hätten, sie möchten ihm Schildkrötenschalen geben, Matten, auch kostbare Muscheln, er wolle dies Alles gut bezahlen und er wolle einen Contrakt schließen, wonach sie ihm Alles liefern müßten, was auf ihrer Insel an Schildkrötenschalen wachse, er wollte ganz gut bezahlen und besser als sie glaubten, aber er wolle Alles für sich haben und keinen Anderen zu einem ähnlichen Handel lassen.

Der Dollmetsch war sichtlich betreten über den ertheilten Auftrag, da er indessen viel mehr Takt hatte als der Grobian, welcher ihm den Auftrag gegeben, so kleidete er die unverschämten Worte in eine erträglich höfliche Form und trug die Forderungen als höfliche Bitten vor.

In dem primitiven Zustande, in welchem die Leute sich hier noch befanden, war Kauf und Verkauf etwas so wenig Bekanntes, daß der Supercargo wohl

eigentlich nicht einmal begriffen wurde, und mit dem Handelscomptoir war es demnach nichts, dieses leuchtete aber dem würdigen Mann so wenig ein, daß er immer wieder neue Vorschläge machte und auch einen jeden als vollständig acceptirt ansah.

Ich bat einen der älteren Männer, mir irgend etwas Besonderes auf der Insel zu zeigen, und da führte er mich auf einer anderen Seite nach dem Strand hinab, von dem das Haus des Königs nicht weit entfernt lag, und zeigte mir allerdings eine große Merkwürdigkeit, nämlich Mauern, welche mit den berühmten Murazzi auf den Lidi von Venedig wetteifern konnten, sie waren längs des Strandes aufgeführt und schienen genau den Zweck zu haben, wie die venetianischen, die Wellen zu brechen und zu verhüten, daß sie die flachen Küsten verwüstend überstürzten. Diese Mauern bestanden aus Korallenfels, welcher, so lange er in seinem Element befindlich, ganz leicht zu bearbeiten ist, außerhalb des Wassers aber sehr bald eine beträchtliche Härte und Dichtigkeit annimmt.

Es ist nun schon zu verwundern, daß diese rohen, wenig oder gar nicht an die Zukunft denkenden Leute so mächtige Bauwerke aufführen konnten, aber das noch viel Auffallendere ist, daß sie dieselben aus Blöcken von 15 Fuß Höhe und Breite und von 30 Fuß Länge aufbauten. Ich will zugeben, daß wenn der erforderliche Schutz gewährt werden sollte, eine solche Größe der Blöcke nothwendig war, um so mehr, da die Leute keinen Mörtel kennen, die Festigkeit der Mauern folglich allein in ihrer eigenen Schwere zu suchen ist. Wie sie indessen es möglich gemacht haben, solche Felsblöcke auf einander zu thürmen, ohne die allergeringste Kenntniß von der Mechanik zu haben, ist mir bis auf diese Stunde unbegreiflich. Die alten Aegypter haben bei den Pyramidenbauten zwar auch große Steine, aber doch niemals welche von solcher Ausdehnung gebraucht. Daß sie übrigens ihren Zweck vollkommen erfüllt haben, bezweifle ich keinen Augenblick, denn obwohl das Meer gegen so freistehende Inseln mit großer Mächtigkeit brandet, so sind sie doch stets von einem weiten Kranz schöner Korallen umschlossen, welche die erste Wuth des Sturmes brechen.

Dreiundvierzigstes Kapitel.

Merkwürdige Bauten auf der Insel. Rechtzeitige Rückkehr zum Hause des Königs, um den Erfolgen des Supercargo zuzusehen. Der holländische Großwürdenträger kehrt mit Mannschaft zurück, um die Insel zu erobern und den König zu züchtigen.

Noch mehrere ähnliche Bauwerke, jedoch zu ganz anderen Zwecken aufgeführt, fesselten meine Aufmerksamkeit. Von dem Strande zurückkehrend, sah ich eine quadratisch aufgeführte Mauer von nicht so ungeheuren Blöcken, doch nicht min-

der bewundernswürdig, da sie so weit auf's Land hatten geschleppt werden müssen. Da mein Führer wahrnahm, daß sie meine Aufmerksamkeit fesselten, zeigte er mir deren mehrere, bei jedem Dorf, durch welches wir auf unserem dreistündigen Spaziergang kamen, stand ein derartiges Gemäuer. Alle viereckig zusammengesetzt, ohne einen Eingang, so daß ich den Zweck derselben durchaus nicht errathen konnte, indessen leider mein Führer auch nichts davon wußte. Es will mir beinahe scheinen, als hätten diese gewaltigen Bauwerke, welche er Poturo nannte, irgend welchen religiösen Zweck gehabt, denn der Mann nahete sich denselben nicht, wünschte auch mich daran zu verhindern und verharrte so lange er in deren Nähe war in Schweigen, was die Weise dieser Insulaner durchaus nicht ist, die im Gegentheil sich sehr geneigt zu Plaudereien zeigen, so daß ihnen, wie man zu sagen pflegt, der Mund keinen Augenblick stille steht. Bei uns pflegt man diese Plauderhaftigkeit als eine Untugend des weiblichen Geschlechts anzusehen. Auf diesen Inseln kann man dies nicht sagen. Die Schweigsameren sind jedenfalls die Frauen und Mädchen.

Noch ein besonderes Bauwerk wurde mir bei meinen letzten Schritten gezeigt, es befand sich unmittelbar hinter dem Hause des Königs, zu welchem ich jetzt zurückgekehrt war, und es würde auch schon vorher von mir bemerkt worden sein, wenn es nicht durch ein dichtes Gebüsch verdeckt gewesen wäre. Dieses war ein Gemäuer äußerlich ganz von derselben Art wie die anderen, nur war es nicht hohl, es war keine Umgurtung, sondern es war ein riesiger kubischer, ganz angefüllter Bau, zu dem ich durch eine schöne an der Außenseite angebrachte Treppe gelangen konnte. Der Führer wollte mich daran hindern und suchte mir begreiflich zu machen, daß nur der König dort hinaufsteigen dürfe; ich kehrte mich jedoch daran nicht, sondern befriedigte meine Neugier, so weit dies möglich war. Der Block bestand ganz aus Korallenkalk, der in ungeheuren Quadern, wahrscheinlich noch unterhalb des Wassers losgeschnitten war und den man in kubische Form gebracht, hieher geschleppt hatte. Aber wie? Die ganze Bevölkerung der Insel ist nicht im Stande, einen einzigen Block zu bewegen, viel weniger eine Masse derselben auf eine andere zu häufen.

Als ich den wunderbaren Bau verließ, hörte ich aus dem Palast des Königs ein lebhaftes Geschrei erschallen. Ich kannte unter den vielen Stimmen auch die des Supercargo und eilte schnell hinzu in der Hoffnung, irgend eine Dummheit des würdigen Mannes ausgleichen zu können, allein leider zu spät, denn die Sache war schon abgemacht und er auf einer völlig unfreiwilligen Heimkehr begriffen, nämlich in eine Matte eingewickelt, so daß er weder Arme noch Beine rühren konnte, und von vier Männern mit einer unglaublichen Geschwindigkeit davongetragen; sie hatten sich den Patron auf die Köpfe geladen und liefen mit ihm davon, als ob er eine Feder wäre.

Als ich dieses sah, wollte ich ihm nach und wo möglich zu Hilfe eilen, allein Ulea sprang aus dem Hause mir nach, umfaßte mich und lag schluchzend

und weinend in meinen Armen, meine gute Absicht verhindernd, denn ich fürchtete, man wolle ihn in das Meer werfen.

Ulea erzählte mir unter vielen und lebhaften Bewegungen, welche allerdings mein Verständniß sehr erleichterten, daß der Fremde sie auf einmal habe küssen wollen und sich Unverschämtheiten gegen sie erlaubt habe, sie habe ihm in's Gesicht geschlagen, darauf habe er sie bei der Gurgel gefaßt und ihr den Hals zusammengedrückt und er hätte sie erwürgt, wenn die Anderen nicht dazu gekommen wären, und sie zeigte mir Stellen, an denen die Eindrücke der Finger und Nägel sehr deutlich zu sehen waren.

Ich erkannte hieran den brutalen schwäbischen Bauer, dessen erster Griff jederzeit nach dem Halse des Gegners geht. Ich suchte das liebliche Kind zu beruhigen, bat aber doch meinen Dollmetsch, sich die Sache etwas näher anzusehen und mir dann mitzutheilen, was er erfahren habe. Unterdessen ich das freundliche Kind auf meinem Schooß hatte und durch die zärtlichsten Liebkosungen über die erlittene Unbill zu trösten suchte, war alles Nöthige ermittelt worden und ich erfuhr nun Folgendes:

Der Herr Supercargo hatte in seiner flegelhaften Weise, statt dem Könige die ihm gebührende Achtung zu bezeigen, nur Grobheiten und Flüche ausgestoßen, welche natürlich nicht übersetzt wurden, also wenig Eindruck machten, welche indessen doch wegen der sie begleitenden groben Geberden so weit verstanden wurden, zu fassen, daß es keine Zärtlichkeiten, keine Höflichkeiten seien, welche der grobe Mensch von sich gab. Dabei hatte er immer von Handelsverbindungen und Kaufkontrakten gesprochen und Verlangen gestellt, welche aller Vernunft zuwider waren und vor allen Dingen den Sinn der Eingebornen für Ungebundenheit verletzten.

Es war ersichtlich, daß er auf diese Weise keine Traktate würde schließen können und deshalb wurde er in seinen Geberden immer drohender und gröber, bis nach mehrstündigen Debatten, wobei der hohe Herr der Insel Ualan eine grenzenlose Geduld bewiesen zu haben schien, es doch dahin kam, daß der Häuptling ihm bedeuten ließ, daß er sofort sein Haus zu verlassen habe. Die Häuptlinge sind einer so unbedingten Verehrung und Unterwürfigkeit gewohnt, daß ich nicht glaube zu viel zu sagen, wenn ich behaupte, dem Herrn Supercargo sei bei weitem mehr nachgesehen worden als nöthig, gewiß bei weitem mehr, als der ärmste deutsche Tagelöhner sich würde von ihm gefallen lassen wollen, wobei nicht zu vergessen ist, daß er einem Herrscher gegenüberstand, welcher dies in der That bei weitem mehr ist, als irgend ein europäischer Fürst, da hier der unbedingteste Absolutismus das allein Herrschende ist und der Wille des Herrn das allein Maßgebende, während bei den europäischen Fürsten doch immer Recht und Gesetz mitsprechen, wovon die Insulaner gar nichts wissen; nach Allem was ich hörte, mußte sich der Häuptling einer wunderbaren Mäßigung beflissen haben, es kam aber ein Punkt, bei welchem er nicht mehr Spaß verstand, das

war der Angriff auf seine Tochter. Ich habe bereits wiederholt angeführt, in welcher Ungebundenheit die Mädchen auf den Inseln des stillen Meeres leben, wie sie gleich den unverheiratheten Männer ganz über sich verfügen können und wie in dem Genuß dieser Rechte für die Mädchen so wenig etwas Unehrenhaftes liegt, wie für die Männer. Der Vater sagte demnach nicht das Geringste dazu, als die Tochter mir die unzweideutigsten Beweise ihrer freundlichen Gesinnung gab, aber er hätte mich zum Hause hinauswerfen lassen, wenn ich mir ohne Einwilligung des Mädchens irgend etwas erlaubt hätte, was dieser nicht angestanden.

In diesem Falle war' der Herr Supercargo gerathen. Nachdem er sich durch seine vielen Flegeleien bereits sehr mißliebig gemacht und in Folge derselben die Weisung erhalten hatte, das Haus zu verlassen, war er im Begriffe, dieses mit der charakteristischen Bewegung zu thun, mit welcher Götz von Berlichingen dem kaiserlichen Hauptmann seinen mangelnden Respekt vermelden läßt. Glücklicherweise sind die Eingebornen viel zu fein gesittet, um solchen schwäbischen Morgengruß zu verstehen, er stieß daher damit nicht an, wie es in unseren Breiten geschähen wäre, und er konnte das Haus ungefährdet verlassen, aber an der Thüre trat ihm Ulea, das Töchterlein des Königs, entgegen. Mit irgend welchen Worten, die mir der Dollmetsch nicht übersetzen konnte, da er sie nicht gehört und auch ganz gewiß nicht verstanden hätte, wenn er sie gehört, hatte er das Mädchen gefaßt, an sich gedrückt, einige ganz abscheuliche Angriffe gewagt, diejenigen Liebesbewegungen umfassend, mit welchen ein Bauernknecht einer Bauernmagd sein Gefallen an ihr kund giebt, und er hatte für diese Unverschämtheiten einen Schlag von ihr in's Gesicht bekommen. Da habe er plötzlich seine Hände nach dem Halse des Mädchens ausgestreckt und dasselbe zu würgen begonnen; natürlich seien im Augenblick zwanzig Hände bereit gewesen ihn zu fassen, er sei niedergeworfen und sehr zerbläut worden und dann habe man ihn aus der Hütte gestoßen, um ihn ohne weitere Gefährdung nach Hause gehen zu lassen, er aber sei aufgesprungen und habe einen erneuerten Angriff versucht (wohl nur, weil die Insulaner gänzlich unbewaffnet waren, denn Muth hatte er keineswegs, aber Prügeleien, wie sie in den Bauernschenken vorkommen, mag er in seiner Jugendzeit oft genug mitgemacht haben, Fäuste also fürchtete er nicht), nun sei er natürlich windelweich geschlagen worden und dann habe man ihn in eine Matte eingewickelt und davon getragen.

Ein Jeder wird mir gerne zugestehen, daß dergleichen Gemeinheiten auf Leute, welche eine so durchaus feine Gesittung haben, welche dem Fremden so freundlich und liebreich entgegenkommen, den übelsten Eindruck machen müssen, und es ist dann nicht zu verwundern, wenn später kommende Besucher nicht jene freundliche Aufnahme finden, welche ich erfahren, und sehr übele Berichte über diese armen Leute veröffentlichen, denen doch gerade wegen ihrer Liebenswürdigkeit das größte Lob gebührt; im Uebrigen muß ich sagen, daß der Urosse

sehr wohl zu unterscheiden wußte zwischen mir und dem Hinausgetragenen, und daß er in seiner Freundlichkeit gegen mich so wenig nachließ als Ulea.

Ich trennte mich mit schwerem Herzen von den braven Leuten, denn ich fürchtete nicht wieder kommen zu können, da mir der rachsüchtige böse Charakter des Supercargo sehr wohl bekannt war. Ich hatte mich auch nicht geirrt, wenigstens in dieser einen Hinsicht, denn als ich etwa nach einstündigem Marsche aus dem waldreichen Innern der Insel den Strand überblicken konnte, sah ich zwei große Boote sich nähern, welche hinlängliche Bayonnette blicken ließen, um mich zu überzeugen, daß der Herr Supercargo den armen Urosse züchtigen wolle.

Ich ging nicht aus dem Walde heraus und veranlaßte auch meine Begleiter im Schatten desselben zurückzubleiben, indem ich ihnen die Boote zeigte und dem Dolmetsch sagte, daß dort Leute kämen, welche mit Donner und Blitz in den Händen ihre Häuser zerstören würden, welche sie tödten würden und welche gewiß auch die Absicht hätten, das Beste von Allem was sie, die Einwohner, besäßen, wegzunehmen, ihre Frauen, ihre Mädchen zu rauben, ihnen Gewalt anzuthun u. s. w. Ich malte mit düsteren Farben, aber gewiß nicht zu düster, denn ich wußte zu gut, was gegen Handgeld angeworbene Matrosen und Soldaten der Holländer und der Engländer zu leisten vermochten.

Sie waren hinlänglich entsetzt darüber und nahmen daher meinen Rath gerne an, welcher darin bestand, sich sofort nach allen Richtungen zu zerstreuen die Dörfer der Eingebornen von der nahenden Gefahr zu benachrichtigen und sie zu veranlassen, sich mit ihren besten Habseligkeiten zu retten und nichts als die leeren Häuser den sich Nähernden preiszugeben.

Ich hatte die leise Hoffnung, daß so wenig der Supercargo als die Diener seines Grimmes in das Innere vordringen würden, namentlich gab es dasjenige, was wir Landstraßen oder Chausseen nennen, hier nur in sehr untergeordneter Weise da, wo nasser oder überschwemmter Boden es nöthig machte. An solchen Stellen waren Steindämme geschüttet und waren sie auch mit Kalkgerölle so wohl bedeckt und geebnet, daß man zu jeder Zeit dieselben begehen konnte, allerdings waren sie nur auf das Begehen, nicht auf das Befahren mit Frachtwagen oder auch nur mit Kutschen eingerichtet, allein sie leisteten das Erforderliche, das irgendwie Nöthige in bester Weise. Nun war aber der Weg aus dem Innern nach dem Strande in hundert verschiedenen Richtungen und nach den Dörfern, die am Strande lagen, keineswegs so begangen, daß es einem ungeübten Auge hätte gelingen können, diese Pfade zu entdecken, denn jeder schlug eine andere Richtung ein, wenn sie auch von der seines Vorgängers um zwei Schritte abwich, und überdies war der Verkehr zwischen den einzelnen Ortschaften durchaus nicht so lebhaft, daß daraus hätte ein Fußsteig, ein deutlich zu erkennender Pfad hätte entstehen können.

Dies Alles wohl erwägend, war mir nicht gerade gar zu sehr bange vor der Expedition und ich beobachtete dieselbe mit größter Gemächlichkeit aus meinem Versteck, in dem ich allein zurückgeblieben war, nachdem meine sämmtlichen Begleiter sich zerstreut hatten, um die Ihrigen den angedeuteten Thatsachen gemäß zu warnen.

Vierundvierzigstes Kapitel.

Die Heeresmacht des Supercargo. Pfeile, mit tollem Hundsgift und Milzbrandgift bestrichen. Große Depression des holländisch-schwäbischen Muthes. Nähere Bekanntschaft mit Land und Leuten.

Die Boote näherten sich und stießen endlich bei drei Fuß Tiefe auf den Grund, ich sah durch mein kleines Handfernrohr, wie sie sich nur schwer entschlossen, die Landung zu versuchen, denn ein Jeder mußte bis über die Hüften in's Wasser.

Als fünf oder sechs aus jedem Boote ausgestiegen waren, wurden dieselben so weit flott, daß sie wieder ein paar Zoll Wasser hatten, es stiegen die Anderen nicht aus, sondern die Matrosen ruderten dem Lande näher und als die Prozedur zum dritten Mal wiederholt, waren alle Soldaten ausgestiegen und die Boote lagen nun mit 20 Zoll Tiefgang am Strande. Während die Soldaten in ihren durchnäßten Kleidern an's Land rückten und dann in geschlossener Kolonne von einigen 20 Mann näher kamen, dachte ich — wie gut ist's, daß die Eingebornen solch ein sanftmüthiges und man könnte sagen waffenloses Volk sind. Was würde sie hindern, sich der Schaluppen zu bemächtigen, die wenigen Matrosen, welche darin sind, haben nichts als ihre Ruder, und die Karolinen-Indianer sind von Peliu bis Ualan sehr geschickt in der Führung der Schleuder. Längst von den Haifischen gefressen könnten die Matrosen sein, bevor einer der am Lande befindlichen Soldaten ihnen zu Hilfe zu eilen vermöchte, und daß diese Landungssoldaten alsdann auch dem Tode verfallen, unterlag wohl keinem Zweifel.

Die große Heeresmacht, die der Supercargo kommandirte, mit um so größerem Muthe, da Niemand da war, um ihm Widerstand zu leisten, rückte den Berg hinan. Zum Glück war ihres Führers Eifer so groß, daß er weder rechts noch links schaute, sondern nur das Centrum der Insel, also wahrscheinlich das Haus des Häuptlings im Sinne habend, herangezogen kam, denn sonst hätte er jedenfalls die nicht weit entfernten Häuser am Strande entdecken müssen, doch war er schlau genug gewesen, zu seinen Soldaten zu sagen:

„Um Eurer Courage Raum zu geben,
„Will ich mich hinter die Front begeben,"

wie der Heerführer in der geistreichen Posse „Herodes vor Bethlehem" thut. Zwei Glieder hinter einander gingen sie in Front mit gefälltem Gewehr vorwärts, bereit, Alles vor sich nieder zu werfen, was sich nicht zeigte. Wie es mit dem geworden wäre, was sich gezeigt hätte, will ich dahingestellt sein lassen da ich nicht Neigung habe, den Muth dieser Leute in Zweifel zu stellen.

Als das formidable Heer drei Viertheile der Höhe zurückgelegt hatte und der Zufall sie dergestalt geführt, daß sie gerade auf mich zukamen, wurde mir die Sache in einer Art ängstlich, es wollte mir vorkommen als sei es möglich, daß sie durch Zufall den Weg in den Wald ebenso gut fänden, wie sie jetzt gerade auf mich zukommend ihn gefunden hatten, und ich war in einigem Zweifel, wie ich dies verhindern sollte, da kam mir ein glücklicher Gedanke. Als sie sich bis auf ungefähr 500 Schritte genähert hatten, sprang ich aus demselben hervor um Hülfe schreiend den Soldaten entgegen, immerfort schreiend und mich umsehend und dann athemlos mich nahe vor ihnen hinstürzend. Man hob mich auf, aber ich schrie noch immer Hilfe! Hilfe! man bringt mich um, die Menschen haben lauter vergiftete Pfeile und Wurfspieße und die Steine, welche sie schleudern, sind auch vergiftet, so daß die geringste Verletzung damit tödtet, haltet mich nicht auf, laßt mich laufen, Gott sei Dank, da sind die Boote, ich werde noch mit heiler Haut davon kommen.

Der Herr Supercargo rief, indem er sich beträchtlich zurückzog: Muth! Muth! lieber Doktor, es wird ja wohl so schlimm nicht sein; allein ich gab ihm die Versicherung, daß es sehr schlimm sei und daß diese satanischen Menschen gar keine Raison annähmen, sondern immer darauflos schössen mit ihren verdammten Blaserohren und Bogen und daß ihre Pfeile alle mit dem Gift von tollen Hunden oder mit dem Blut am Milzbrand gestorbenen Viehes bestrichen seien.

Ich weiß nicht, woher mir diese verrückten Aeußerungen kamen, denn auf diesen Inseln giebt es weder Hunde noch Rinder (es müßten denn damals gerade einige zweibeinige darauf gewesen sein) und folglich konnte es auch keine tollen Hunde und keine milzbrandigen Thiere geben, aber der Herr Supercargo machte einen derartigen Schluß keineswegs, im Gegentheil verursachte die Nachricht von dem Milzbrande einen solchen Schrecken bei ihm, daß ich gewiß glaube, er fühlte sich in dem Augenblick vollständig in der Verfassung, selbst den Milzbrand zu bekommen, denn er retirirte mit solcher Lebhaftigkeit und mit einem so vollständigen Bewußtsein der Nothwendigkeit, daß ich mich trotz meiner Malice gegen ihn des inneren Lachens nicht erwehren konnte. Er, der gewiß gewünscht hätte, ich würde von beiden furchtbaren Krankheiten gleichzeitig befallen, er heuchelte doch das zärtlichste Mitleid für mich und begleitete mich heimwärts, weil er mich für sehr schwach und angegriffen hielt und ich seine ganze freundschaftliche Theilnahme erregte.

Die Soldaten waren jetzt ohne Führer, ohne Jemand, „der ihrer Courage Raum gegeben hätte", und nachdem sie eine kurze Zeit unschlüssig gestanden, kehrten sie um und gingen uns nach, so zog ein schweres Gewitter unschädlich an dem liebenswürdigen Völkchen vorüber, denn selbst der grimmige Supercargo hatte doch nicht den Muth, einige zwanzig Landungssoldaten mit Hundswuthgift verletzen zu lassen.

Ich erfuhr jetzt auch, auf welche Weise es dem Supercargo gelungen war, den Kapitain zur Veranstaltung des Rachezuges zu bewegen. Ich theilte dem Kapitain mit, auf welche schmachvolle Weise der Supercargo sich benommen und wie er in Folge dessen abgestraft worden sei.

Davon hat der Patron mir natürlich nichts erzählt, äußerte der Kapitain, sondern nur — Sie sollten der Gefährdete sein und nur um Sie zu retten, habe ich die Mannschaft abgegeben, denn er erzählte mir:

Als man in ganz freundschaftlichem Verhältniß mit den Leuten gewesen, hätten Sie sich mit einem Mädchen, es müsse wohl die Tochter des Königs gewesen sein, zu thun gemacht und da seien die Leute aufgesprungen, seien über euch Beide hergefallen, er sei nach vielen Mißhandlungen mit genauer Noth entkommen; Sie aber habe man zurückbehalten, natürlich nur in der Absicht, Sie zu schlachten und zu braten. Da ich nun wußte, daß es Ihnen nicht an Glück bei den Weibern mangelt und auch nicht an Neigung, dieses Glück zu benutzen, so hielt ich die Aussage für ziemlich wahr.

Sie scheinen mich doch noch nicht zu kennen, erwiderte ich, obwohl wir bereits manchen schönen Monat mit einander auf dem Meere herumschwimmen. Ich liebe allerdings das schöne Geschlecht und wem könnte man das verdenken, aber deshalb habe ich nie etwas, es mag einen Namen haben, welchen es wolle, durch unverschämte Angriffe zu erhalten gesucht, niemals das Gefühl eines Mädchens verletzt dadurch, daß ich meine Wünsche in Gegenwart Anderer kundgegeben. In vorliegendem Falle war ich allerdings schon vor der Ankunft des Supercargo im Besitz des Mädchens, aber weder durch Verführungs- noch Ueberredungskünste noch durch irgend eine Unverschämtheit, deren sich nur der Herr Supercargo schuldig machte, sondern auch durch die Ihnen hinlänglich bekannte Sitte dieser Insel, nach welcher jedem Mädchen die Wahl freisteht, nur die Frau zur Treue verpflichtet ist, zu welcher sich übrigens auch das Mädchen verpflichtet glaubt, so lange das eingegangene zärtliche Verhältniß dauert. Darüber ist so oft gesprochen worden, daß es der Herr Supercargo wohl hätte wissen können und wenn er es in seiner Brutalität nicht wissen wollte, so ist ihm mit der erfahrnen Mißhandlung nur ein ganz gelindes Recht gethan worden. Er hat sich wahrlich nicht darüber zu beschweren, daß ihm zu viel geschehen sei.

Ich habe hier dem Laufe der Erzählung um einige Stunden vorgegriffen, es handelt sich noch um die Bewerkstelligung des Rückzuges, welcher sehr komisch wurde. Die Matrosen waren klug genug, um mit der sinkenden Fluth

die Boote immer weiter zurückzuziehen, so daß sie nicht auf dem Strande sitzen blieben, als aber der Herr Supercargo in äußerster Flucht herabschoß, um seinen werthen Corpus in Sicherheit zu bringen und nun auch die Soldaten in die Boote stiegen, da saßen diese wieder fest. Niemand wollte heraus, um die Last derselben zu erleichtern, und so wie sie da gefüllt waren konnten sie durchaus nicht bewegt werden. Ich sprang natürlich selbst zuerst in's Wasser und ein paar Matrosen, welche nicht wasserscheu waren, thaten desgleichen, aber dies wollte noch immer nicht das Erforderliche thun; die Boote mußten bis auf die Ruderer geleert und so entlastet zurückgeschoben werden und dazu hatten namentlich die Soldaten um so weniger Lust, als sich jetzt einzelne Insulaner in der Ferne zeigten. Ich stellte doch endlich durch vernünftige Vorstellungen so viel Ordnung her, daß sie wirklich in solcher Anzahl die Boote verließen, um sie wieder flott zu machen. Indessen kaum hatten sie drei Zoll Wasser unter sich, als auch Alle wieder hineinsprangen und wir natürlich von neuem festsaßen; meine gesammten Ueberredungskünste mußten von neuem in Anwendung gesetzt werden, um ein abermaliges Erleichtern der Boote zu bewerkstelligen, und diese alberne Scene wiederholte sich noch ein paar Mal. Wären die Insulaner selbst nicht einmal so kriegerisch wie die Neu-Seeländer, sondern überhaupt nur böswillig gewesen, so hätten sie uns mit ihren leichten Schifflein den Rückzug abschneiden und uns mit geschleuderten Steinen todt werfen können, indem unsere Waffen durch das drei- und viermalige Aus- und Einsteigen ganz unbrauchbar geworden waren, die Schleudern der Tamors aber losgingen, sie mochten naß oder trocken sein.

Als wir nun endlich im tiefen Wasser waren bekam der Supercargo all seinen Muth wieder und erzählte sehr lebhaft, was er alles gethan haben würde, wenn — An diesem fatalen W e n n scheiterten alle Unternehmungen, wenigstens alle Heldenthaten des trefflichen Supercargo. Daß er, nachdem er auf dem Schiffe in Ruhe war, wieder alles vergessen haben würde, was ihm bis dahin begegnet, lag auf der Hand, daß er aber seinen Racheplan immer noch nicht aufgeben wollte, kam mir bei alledem doch sonderbar genug vor und in der That, der würdige Mann hatte einen so unbesiegbaren Grimm gegen die armen Einwohner, die sich doch nur ihrer Haut gewehrt und die Ehre ihrer Kinder vertheidigt hatten, daß er doch wenigstens den Kapitain fortwährend mit den Anträgen bestürmte, eine Expedition an das Land zu schicken und wenn sonst nichts, so doch wenigstens einige Dörfer zu vernichten, allein dieser ließ sich dazu nicht bewegen, immerfort des Supercargo's eigene Worte wiederholend, der ihm natürlich von dem Tollwuthsgift und dem Milzbrandgift unter noch viel größeren Uebertreibungen als ich gewagt — das Erforderliche erzählt hatte.

Mir lag daran, diese schöne Insel noch ein wenig näher kennen zu lernen, ich erbot mich daher, nochmals an's Land zu gehen und die Stimmung der Eingebornen zu erforschen — sollte ich sie beruhigt und einigermaßen friedlich fin-

den, so würde ich alsbald zurückkehren und wir könnten dann etwa in der Nacht landen und die Dörfer überfallen, niederbrennen und was solcher trefflicher Einrichtungen noch mehr sein möchten. Würde ich die Leute nicht in solch friedlicher Stimmung finden, so würde ich früher zurückkehren und es bliebe uns ja unbenommen, dann noch Beschlüsse zu fassen, wie sie mit unserem Vortheil übereinstimmen möchten.

Nichts konnte dem Supercargo willkommener sein, wäre es auch nichts weiter, so lag doch die Möglichkeit vor, daß ich recht gemüthlich ermordet würde, und das war schon jedenfalls ein Gewinn für den edlen Mann. So wurde mir demnächst Urlaub bewilligt, aber der Kapitain, vor dem ich natürlich kein Geheimniß hatte, sagte: Doctor, Doctor, Sie sind schlauer als ich mir vorgestellt habe, Sie wollen doch nichts weiter als sich noch ein paar Tage auf der Insel der Glückseligen amüsiren! nun wohl bekomme es Ihnen, ich habe nichts dagegen.

Wer war froher als ich, dem allerdings gerade hieran sehr viel lag, und als der nächste Morgen graute, versah ich mich mit einer guten Portion solcher Kleinigkeiten, die hier auf dieser Insel noch immer Schätze genannt wurden, und fuhr so belastet nach dem Lande.

Die liebenswürdigen Menschen empfingen mich ohne das geringste Mißtrauen und meine Geschenke verursachten große Freude. Eine kleine Drehorgel erfüllte nicht blos meine freundliche Gefährtin, sondern selbst den Vater, welcher immerhin ein Mann von 50 Jahren sein mochte, mit unbeschreiblichem Entzücken und als er erfuhr, daß dieses Wunderwerk ihm gehören solle, da stand er auf und suchte unter den Gegenständen, die er selbst besaß, dasjenige aus, was er für das Werthvollste und Beste halten mochte, dies war ein Stab von seiner eigenen Hand mit Schnitzwerk versehen von solch überraschender Zierlichkeit, daß ich in der That kaum zu glauben wagte, daß ein Mensch im Stande sei, mit scharf geschliffenen Muscheln dergleichen hervorzubringen. Ich habe zwar auf Neu-Seeland, wo man bis zur Ankunft der Europäer auch kein Eisen hatte, Arbeiten von der größten Trefflichkeit gesehen, allein die Neu-Seeländer haben Chalcedon, schwarzen Feuerstein, der bedeutend härter ist als Eisen und Stahl und mit dem man daher selbst diesen würde mit Zeichnungen versehen können, aber dies ist nicht der Fall mit den Bewohnern dieses Archipels, welche Stahlwaaren nur in sofern kennen, als sie dieselben von den Europäern erhalten haben, in deren Hügeln aber, denn Berge haben die Inseln nicht, Feuerstein und was damit zusammenhängt — überhaupt kieselartiges Gestein — gar nicht vorkommt. Sie würden aber Holz mit einem Eber- oder Wolfszahn besser bearbeiten können als mittelst einer Muschel, die allerdings ebenso gut Kalk enthält wie die Zähne der großen oder kleinen Raubthiere, wobei wir indessen des kleinen Unterschiedes nicht vergessen dürfen, daß diese letzteren aus flußspatsaurem Kalk bestehen (Fluorcalcium), die Muscheln aber aus kohlensaurem Kalk, so ziemlich

dem weichsten Gestein, was man hat. Es gehört eine unglaubliche Geduld dazu, mittelst dieses Materials etwas zu leisten, was nur einigermaßen der Beachtung werth wäre, und wunderbar genug, solche Geduld haben die Eingebornen wirklich.

Ulea hatte von ihrer Freundlichkeit nicht das Geringste verloren, sie nahm mich sofort in Beschlag und ging mit mir spazieren; sie sagte, sie wolle mir ihre Mutter und ihre Geschwister zeigen und alsbald verließ sie das Haus, um durch ein leichtes Gebüsch gehend in ein anderes zu gelangen, woselbst ich mit ihr eintretend drei wunderhübsche Geschöpfe sitzen sah, welche ich alle für junge Mädchen gehalten haben würde, wenn nicht eine derselben ein Kind an ihrer Brust gehabt hätte. Nur die älteste derselben sah nach uns, es war die Mutter, die beiden andern spielten mit den Fingern auf Trommeln und ein halb erwachsenes Mädchen, welches zwischen ihnen stand, schien zu deklamiren, blieb aber bei meinem Eintritt wie angefesselt in starrem Erstaunen mit erhobenen Händen stehen.

Die eintretende Ulea machte alsbald dem Schrecken ein Ende, indem sie mich der Frau Mama mit einer gewissen Förmlichkeit vorstellte und wie es mir beinahe schien als ihren Mann, denn die Mutter lächelte über die ausgesprochenen Worte sehr vergnügt und reichte mir die Hand zum freundlichen Willkommen, ohne sich dabei weiter stören zu lassen, da sie ein allerliebstes Kind an ihrer schönen mütterlichen Brust nährte, welche noch nichts von der jugendlichen Elasticität verloren zu haben schien, ein Umstand, der wohl seine Erklärung in dem täglich mehrmals wiederkehrenden kalten Bade und der daraus gewonnenen Stärkung findet.

Ich mußte mich in den kleinen freundlichen Zirkel setzen und wurde nun mit mancherlei Fragen bestürmt, aber auch mit Früchten und Getränken mancher Art regalirt, so daß ich glücklicherweise nicht zum Antworten kommen konnte, was mir auch sehr schwer geworden wäre, da ich keine der an mich gerichteten Fragen verstand. Dabei ging Alles ganz gemüthlich vor sich, denn sie frugen auf Carolinisch und ich antwortete auf Holländisch, Deutsch oder Französisch, wie es mir in den Schnabel kam, und wir unterhielten uns vortrefflich.

Unter den zur Gesellschaft kommenden Frauen schienen zwei mir Schwestern zu sein, was ich aus ihrer Aehnlichkeit unter einander schloß und worin ich mich wie ich späterhin erfuhr, auch nicht geirrt hatte. Ihr Gesichtsausdruck war so sanft und so wohlwollend, daß es mir das Herz auf das Innigste rührte. Nach Allem, was ich von ihnen, dem Gott sei Dank noch ziemlich unverdorbenen Volke durch meine Beobachtungen erfuhr, kam ich zu der Ueberzeugung, daß man mit friedlichen Gesinnungen anlangend, nicht 24 Stunden unter ihnen verweilen könne, ohne sie lieben zu lernen.

Die Caroliner haben wohl gleich allen Völkerschaften die Neigung sich zu schmücken und dies wird auf mannigfache Weise erzielt. Bei den vornehmen

Klassen, bei den Tamors durch ein sehr leichtes Tattowiren mittelst Punktirung, bei den anderen aber, welche sich nicht tattowiren dürfen, durch Hals- und durch Armbänder, durch mancherlei Kopfschmuck und endlich dadurch, daß sie sich die Ohrläppchen durchbohren, die Oeffnung immer mehr vergrößern, bis sie endlich große zusammengerollte, wohlriechende Blätter hineinstecken können oder ganze Blumenbouquets — wenn man es genau betrachtet, eine Zierde vielleicht ebenso groß, wie die schweren Gold- und Edelsteingehänge unserer vornehmen Damen, wobei nicht zu vergessen ist, daß diese kostbaren Ohrgehänge große Schmerzen verursachen — dem armen Manne, der sie bezahlen muß, oder dem armen Juwelier, der sie nicht bezahlt bekommen kann.

Natürlich können allen diesen Schmuck auch die Tamoris tragen, indessen die Tattowirung eine ihnen vorbehaltene Ehre bleibt. Diese ist übrigens nicht schmerzhaft und da sie die Haut nicht zerreißt, nicht verwundet, sondern nur farbige Punkte zurückläßt, entstellt sie auch den Körper nicht. Die Formen des Körpers Ulea's sind schön und jungfräulich, die eigenthümliche Tattowirung zeigt sich vorzugsweise über den Rücken hin, indessen die ganze Vorderseite unverletzt geblieben ist. Das Gesicht wird niemals tattowirt, weder bei dem männlichen noch bei dem weiblichen Geschlecht. Eine leichte Gewandung ist das Einzige, dessen man sich bedient, von einem Mantel, einem Tuch, einer Jacke u. s. w. ist keine Rede.

Daß ich mich auch nicht im Entferntesten um das bekümmerte, was ausrichten zu wollen ich vorgegeben hatte, versteht sich von selbst. Wie hätte ich ihre friedlichen oder feindlichen Gesinnungen untersuchen sollen, da ich wußte, wie wenig sie an Feindseligkeiten dachten, im Gegentheil überließ ich mich ganz dem Glück, was der Umgang mit so lieblichen Menschen gewähren konnte, und ich wurde von denen, deren Gesellschaft ich theilte, auf das Beste unterstützt, denn auch Ulea wollte nichts weiter als glücklich machen und glücklich sein.

Während dreier Tage, die ich hier zubrachte, hatte ich Gelegenheit zu beobachten, welche Achtung die Jüngeren vor dem Alter, welche Verehrung die Untergebenen vor den Höheren und welche Liebe Alle unter einander hatten. Am zweiten Tage hatte der Urosse ein großes Festmahl veranstaltet, es wurde dabei viel des lieblich schmeckenden gegohrenen Palmsaftes getrunken, welcher, da er sehr stark mit dem Safte des Zuckerrohrs gemischt war, bei der Gährung viel Weingeist entwickelt hatte, also durchaus nicht ohne berauschende Kraft war.

Alle Theilnehmer an diesem Feste tranken viel und wurden in Folge dessen so heiter und gesprächig, daß es eine wahre Freude war dies mit anzusehen. Wie gut geartet diese Menschen sind, schien mir schon daraus hervorzugehen, daß kein unfreundliches Wort gehört wurde. Der Rausch entbindet die Zunge jeder Fessel und eines Jeden Charakter kann in diesem Zustand am leichtesten erkannt werden, nur eine allgemeine Fröhlichkeit konnte ich wahrnehmen, aber so heiter und so glücklich die Menschen schienen, eine Unmäßigkeit kam doch nicht

vor außer bei einem einzigen jungen Mann, der zu lallen begann und dessen Körper, obwohl er gleich den Anderen saß, doch beträchtlich hin- und herschwankte.

Der neben ihm Sitzende flüsterte ihm etwas zu als er gerade ein zu einem Weinglase zusammengerolltes, d. h. zu einem Trichter geformtes Stück eines Bananenblattes, mit dem Palmsaft gefüllt, an die Lippen setzen wollte.

Sobald sein Freund gesprochen hatte, sah er ihn groß und gewissermaßen verlegen an, nahm seinen ungekünstelten Becher nicht an die Lippen, sondern goß den Inhalt in das leergewordene Bananenblatt eines Nachbars und entließ seinen Becher aus der Hand, so daß er sich öffnete. Ein paar Minuten lang bemühte er sich, gerade und ruhig zu sitzen, doch dies war vergeblich, auch fielen ihm die aufgerissenen Augen immer wieder von neuem zu. Da flüsterte sein Nachbar ihm nochmals etwas in das Ohr; hierauf erhob er sich mit einiger Mühe und entfernte sich mit seinem Freunde aus dem Lokal der Festlichkeit. Ich folgte ihnen beiden mit den Augen, ich sah, wie der Eine schwankte und der Andere sich Mühe gab, ihn aufrecht zu erhalten, endlich hatten sie ein schattiges Gehölz erreicht, an dessen Rand der Berauschte niedergelegt wurde. Der treue Freund packte etwas unter dessen Kopf, brachte dann ein paar große Farrenkrautwedel herbei und deckte ihn sorgfältig damit zu, dann setzte er sich selbst neben ihn und bewachte ihn mit wahrhaft brüderlicher Liebe und Sorgfalt. Ist in diesem Benehmen auch nur eine Spur von jener Rohheit, welche man so gerne den sogenannten Wilden schuld giebt, könnte der gesittetste Mensch vernünftiger und lobenswürdiger handeln und würde ein Mensch, der berauscht ist, in dem vortrefflichen und hochgebildeten Europa wohl die leise Warnung eines Freundes so bereitwillig annehmen? Ich darf wohl kaum hinzufügen, daß dies große Fest ohne die allergeringste Störung ablief.

Die Eingebornen sind sämmtlich die allergeschicktesten Turner, die mir je vorgekommen sind, schon ihre Tänze sind eigentlich Turnübungen, sind Kunststücke, wie sie kaum die Clowns bei unseren Seiltänzern machen, sie laufen außerordentlich anhaltend, sie springen 16 bis 17 Fuß weit und sie springen mittelst einer Springstange doppelt so hoch als sie selbst sind, lassen aber beim Niedersinken des Körpers die Stange nicht los, wie es unsere Turner machen, sondern scheinen sich daran zu stützen, so daß sie nicht schwer auf den Boden fallen, sondern flüchtig alsbald weiter davoneilen. Sie klettern an den schlanken Palmen empor, indem sie dieselben mit Händen und Füßen (nicht mit den Schenkeln oder den Knien) umfassen und daran mit einer Behendigkeit auf- und ablaufen, wie ich es eigentlich nur von Eichhörnchen gesehen habe.

Wahrscheinlich macht es den Kindern Spaß, diese Künste so früh als möglich zu üben, aber ich sah einen Papa seinen Sohn unterrichten, was auf eine nach unseren Begriffen jedenfalls etwas verwegene Weise geschah.

Ein kleiner Kerl von etwa sechs Jahren kletterte an einer Palme herum und erhob sich an derselben etwa bis zur Manneshöhe, dann ging er wieder

hinunter. Dann sprach der Vater zu ihm — wahrscheinlich wollte er ihm zeigen, wie man es machen müsse oder etwas dergleichen — der Junge kletterte in die Höhe und der Papa mit ihm den wenigstens 40 Fuß hohen Palmbaum hinauf. Nun hieß muthmaßlich der Alte seinen Sohn den Baum fest anfassen, denn der Junge kletterte von den Schultern des Vaters noch ein paar Fuß hinauf und hing nun mit Händen und Füßen an dem Stamm, dann rutschte der Papa herab, als wäre er vom Blitz geführt, und ließ den Jungen oben hängen, ihm zurufend, er möge nun herabkommen.

Allerdings sah er mit einer nicht zu verkennenden Aengstlichkeit hinauf und die ausgebreiteten Arme sollten wohl den möglicherweise fallenden Knaben auffangen, dieser aber kletterte ganz gemächlich noch zwei Fuß weiter empor, setzte sich in der Laubkrone zurecht und sagte lachend: komm und hole mich!

Natürlich verlor sich hiemit auch die Besorgniß des Vaters und als es dem närrischen Patron zu lange währte, kam er von selbst herab und somit war der Unterricht beendet und der Knabe, welcher sonst vielleicht nur einige Fuß hoch geklettert war, kletterte jetzt unbedenklich an allen Bäumen empor. Hiebei muß ich bemerken, daß die Palmbäume größtentheils schräge stehen und eine ziemlich starke Neigung nach irgend einer Seite haben. Man soll meinen, das müsse das Klettern sehr erleichtern, aber die Eingebornen steigen an solchem Baume nicht empor, wie wir z. B. auf eine Leiter steigen, so daß die Leiter unter dem Kletternden ist, sondern umgekehrt dergestalt, daß der Baum erstiegen wird wie ein Stagg, ein schräg gespanntes Seil auf dem Schiffe, an welchem die Matrosen mit allen Vieren hängen.

Ich wußte mir diese unbequeme Art den Baum zu erklettern nicht zurechtzu legen, bis mir einfiel, daß die nackten Leute nothwendig ihren ganzen Körper zerkratzen nnd zerreißen müßten, wenn sie den Baum zu ihrer Unterlage machten, also auf dem Bauche liegend emporrutschten.

Auch im Schwimmen sind sie wie alle Inselvölker äußerst geschickt und da mit den Kindern in ähnlicher Weise verfahren wird, wie hier beim Klettern, so ist wohl begreiflich, daß diese Geschicklichkeit ihnen sehr früh eigen wird. Ihre Bewegungen beim Schwimmen sind ganz die des Frosches, nur ziehen sie beim Fortstoßen des Körpers die Beine nicht parallel an einander, sondern sie breiten sie aus und erst nachdem das Abstoßen vollendet worden ziehen sie die Beine mit großer Vehemenz an einander. Beim Abstoßen wirken vor allen Dingen die Sohlen der Füße auf das Wasser. Jetzt befindet sich ein breiter Wassertheil zwischen Schenkeln und Waden und indem sie diese mit großer Kraft zusammenziehen, schnellen sie sich mittelst dieses Keils um ein beträchtliches Stück vorwärts. Dieses giebt ihren Bewegungen im Wasser nicht allein eine große Eleganz, so daß es ein wirklich schönes Schauspiel ist, diese Menschen schwimmen zu sehen, sondern es giebt ihnen auch eine Raschheit, die ganz außerordentlich ist. Ein Schwimmer wird niemals von einem Ruderboot eingeholt werden,

falls dieses nicht stark besetzt ist und die Matrosen nicht große Anstrengungen machen.

So gut wie sie schwimmen, so vortrefflich tauchen sie auch, es darf nur irgend etwas auf dem Meeresboden liegen was sie reizt, so schießen sie danach hinunter, gleichviel ob es 10 oder 20 Fuß tief liegt. Können sie es überhaupt nur sehen, so gehört es auch ihnen. Diese Kunst wird natürlich von frühester Kindheit an geübt, anfänglich indem sie aus zwei Fuß tiefem Wasser eine Muschel hervorholen nur gerade den Kopf zur Hälfte eintauchend, am nächsten Tage haben die Kinder schon Courage, den Kopf ganz unter Wasser zu bringen, bald öffnen sie auch die Augen unter der Meeresfläche und nun nehmen sie wahr, daß man da ganz gut sehen könne. Sie gehen ein paar Schritte auf dem Boden umher, sie lernen, daß man den Athem eine kurze Zeit anhalten könne, daß man wohl weiter schreiten könne, als sie bisher geglaubt, und bald haben sie es ohne alle Anstrengung so weit gebracht, daß sie eine Minute, schließlich daß sie zwei Minuten ohne Anstrengung, wenigstens ohne schmerzhafte Anstrengung unter Wasser bleiben können. Mädchen oder junge Leute haben sich nie einen Augenblick besonnen, nach einem blanken Knopf oder nach Glaskorallen in 20 Fuß tiefem Wasser unterzutauchen.

Fünfundvierzigstes Kapitel.

Eine Handelsverbindung, welche der Supercargo gründlich ausbeutet. Herr von Kotzebue über die Carolinen und über einen dort aufgenommenen Fremden, Kadu.

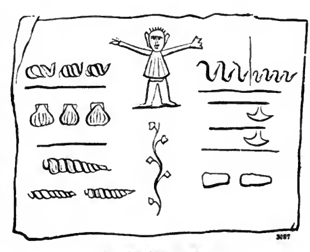
Die Leute haben eine Art Schriftsprache, allerdings sind die Zeichen gewissermaßen Hieroglyphen. Ich besitze ein Stück eines Palmblattes, auf dessen Blattfläche mit einer zugespitzten Muschel Zeichen eingegraben und dann mit rothem Thon einerseits, andererseits mit Kohlenstaub eingerieben sind. Ich kam zu diesem seltenen Schatze dadurch, daß ich dem Häuptling zu erklären suchte, der fremde Mann, den er so geschickt nach dem Strande befördert habe, sei eigentlich nicht in feindlicher Absicht gekommen, sondern habe mit ihm Handel treiben wollen. Er sei zwar ein sehr ungeschliffener Mensch, wie das Benehmen gegen seine Tochter genügend zeigte, allein auch dieser Angriff sei nichts Feindliches gewesen, sondern nur ein Beweis, daß er großes Wohlgefallen an ihr habe.

„Sonderbar," erwiderte der Urosse, „Ihr Weißen zeigt also Euer Wohlgefallen ganz wie es die Thiere zeigen, durch einen gewaltsamen Angriff. Wenn ein Hahn Liebe zu einer Henne empfindet, so zeigt er ihr dieses auch ungefähr auf

die Art an, wie es der unverschämte fremde Mann machte, er beißt sie, er hält sie fest, er tritt sie mit Füßen, kurz er thut ihr Gewalt an. Es muß doch nicht Alles so sein wie Du sagst, denn Du selbst, der Du auch zu diesen Fremdlingen gehörst, hast Dich durchaus anders gegen mein Kind benommen."

Ich mußte über die naiven Aeußerungen lächeln, der gute Mann hatte den Nagel auf den Kopf getroffen, allein ich wollte den gewonnenen Vortheil nicht verlieren und machte ihm bemerklich, daß ein jeder Mensch seine eigenen Manieren habe, was wohl auch bei ihnen der Fall wäre. Nun, fuhr ich fort, hat dieser Mann, abgesehen von seinen schlechten Manieren, viel Schätze auf seinem Schiff, die er vertauschen will gegen Eure Muscheln und Schildkrötschalen, gegen Eure Schnecken und ähnliche Gegenstände, Du solltest also ihn nicht von Dir weisen, Du kannst seine Aexte und Beile, seine Angelhaken und Aehnliches sehr gut brauchen.

„Gut," sagte der Häuptling, „ich will es wohl, aber er möge nicht wieder herkommen." Ich meinte, man würde mir nicht glauben, daß der Fremde nicht die Erlaubniß haben solle, sich ihm zu nähern, er aber erwiderte, er werde mir ein Beglaubigungsschreiben darüber ausstellen und dieses ist es nun, was die Zeichnung darstellt.



Ein Schriftstück von Ualan.

Der Hauptgegenstand, am mehrsten in die Augen fallend, ist der fremde Mann mit den großen Ohren, der Supercargo, bekleidet wie wir sehen, daher wohl zu unterscheiden von einem Eingebornen, der nicht in solcher Weise dargestellt werden dürfte. Er macht die Geberde des Schreckens und die Haare stehen ihm sichtlich zu Berge, das soll nicht sowohl heißen, daß er sich fürchte, sondern daß die Insulaner sich vor ihm fürchten und daß sie wünschen, daß er möglichst weit von ihnen fern bleibe. Nun kommen auf der einen Seite die Gegenstände, welche angeboten werden, Schnecken, Schildkrötenschalen, und besonders schöne Schnecken, welche man Wendeltreppen nennt und die für Naturaliensammlungen einen hohen Werth haben. Auf der anderen Seite des Blattes sind die Gegen-

stände, welche man verlangt, kleine Angeln, große Angeln, Aexte, Beile und Messer, Gegenstände, mit denen ich sie erst bekannt gemacht hatte.

Der Besitz dieses Briefes machte mich sehr glücklich, denn er scheint mir ein Dokument, aus welchem man ersehen kann, wie sich in der natürlichsten und einfachsten Weise ein Verständniß ausbilden läßt zwischen Personen, die einander nicht sehen oder hören, das ist demnach der Anfang der Schriftsprache. Diejenige, die wir haben, die Griechen, die Hebräer, sind gewiß nicht die uranfänglichen, denn es gehört schon ein ganz ungewöhnlich gebildeter und philosophischer Geist dazu, um die Laute einer Sprache in eine so geringe Zahl zu zerlegen wie wir sie haben.

Nachdem ich zwei Tage unter diesen freundlichen Menschen zugebracht, kehrte ich nach dem Schiffe zurück mit der Ueberzeugung, daß es nicht mein letzter Besuch sei, den ich auf Ualan mache, auch war der Supercargo in der That erfreut, daß endlich einmal eine Handelsverbindung geschlossen werden könne. Gleich am nächsten Morgen wurde eine Schaluppe bemannt und mit einer großen Anzahl von den gewünschten Gegenständen beladen, wozu noch mehreres andere, für die Eingebornen sehr Brauchbare kam. Ich hatte den Leuten auf der Insel gesagt, daß ich mit den von ihnen verlangten nützlichen Dingen zurückkehren wolle und daß sie ihre Tauschgegenstände mitbringen möchten, hatte aber auch vor allen Dingen gebeten, daß sie mit einigen ihrer leichten Kähne herbeikämen und die Landung möglich machen möchten. Dies geschah unweigerlich und wir sahen fünf oder sechs derselben unserer bereits erwartend. Die Eingebornen brachten ihre Tauschgegenstände an die Schaluppe und es entstand ein sehr lebhafter Handel zu beiderseitiger Zufriedenheit. Die Nachricht war noch an demselben Abend über die ganze Insel verbreitet worden und es fanden sich viele Leute ein, welche ihre schönen reinen Schildkrötschalen für elende Messer, eiserne Beile, trotz dessen für sie höchst brauchbar, hingaben und als ich nunmehr mit dem wohlbeladenen Boote zurückkehrte, so fehlte nicht viel, daß der edle Supercargo mir um den Hals gefallen wäre, doch besann er sich noch zur rechten Zeit, wie sehr ihm dies in der Achtung der Uebrigen schaden müsse, und so kam ich noch glücklich ohne die Umarmung fort.

Die Schildkrötenschalen behagten dem Supercargo so sehr, daß er nicht umhin konnte, noch eine zweite Sendung derselben von der Insel holen zu lassen, und auch die Eingebornen hatten ihren nicht unbedeutenden Vortheil davon, indem eine große Menge von Gegenständen, die für sie höchst wichtig waren, auf ihre Insel kamen. Daß ich hiebei meine liebliche Freundin nicht vergaß, daß sie mit dem Schönsten, was ich an Schmuck im Besitz hatte, und daß ihr Haus mit dem Besten, was ich an nützlichen Dingen auftreiben konnte, bedacht wurde, versteht sich von selbst.

Endlich waren die Schildkrötenschalen der Eingebornen so ziemlich alle auf den „van der Kapellen" gelangt und begreiflicherweise hatte nunmehr die schöne



Insel Ualan nicht das geringste Interesse für den Supercargo, der mit einem mehr als gewöhnlichen Stolz in seinem Tagebuche das große Evenement der neuen Handelsverbindung vermerkt hatte. Welch ein glücklicher Mensch, so Vieles und so Großes und dies in so kurzer Zeit zu leisten. Wahrlich es kommt nur darauf an, daß man die rechten Leute nimmt.

Es fehlt viel, daß wir nur einigermaßen im Reinen wären über die Zahl der Inseln, über die Größe derselben, über die Menge der Einwohner, aber was ich so ungefähr auf unserer Kreuz- und Querfahrt zu notiren Gelegenheit hatte, so scheint die größte der Carolinen-Inseln auf dem Westende gelegen in der Gruppe, welche man gewöhnlich mit dem Namen „Peliu oder Pelev" zu bezeichnen pflegt. Die Insel selbst wird von den Eingebornen Babelthup genannt. Sie liegt beinahe in der Mitte der Peliu-Gruppe, hat ungefähr 12 Meilen im Umfange und wird durch eine große Bai, welche einen sehr sicheren Hafen bietet, in zwei Hälften getheilt, deren südliche Artingal und deren nördliche größere Emilegue heißt. Die nächste kleinere Insel heißt Eriklitu und sie war die Residenz des Königs Abba Thulle, sie scheint die am besten cultivirte zu sein, sie ist stark bevölkert, die Dorfschaften sind groß und alle durch gepflasterte Straßen unter einander und mit dem Meeresstrande verbunden, was auf einen mehr als gewöhnlichen Culturgrad schließen läßt.

Stark bewaldet und reichlich mit wohlthätigen, nährenden Pflanzen bewachsen sind die Inseln Orulong, Amalikala, Kiangle und Angur, welche letztere die südlichste, sowie Kiangle die nördlichste der Peliu-Gruppe ist. Die Insel Pelelew ziemlich in der Mitte gelegen, wird von einem eigenen Fürsten regiert und hat eine einer Stadt ähnliche Ortschaft, welche sogar von einer sehr breiten und über sechs Ellen hohen Mauer umgeben ist.

Außer den hier genannten zählte ich im Vorbeifahren noch 16 Inseln in der kleinen Gruppe. Wenn man nun von dieser ostwärts segelt wie wir es gethan, so gelangt man zuerst nach der Insel Matelotas, welche indessen von den Eingebornen Ngoli genannt wird. Der spanische Name soll daher rühren, daß der Seefahrer Gaetan im Jahre 1542 hier anlangend von den Eingebornen mit dem Ausruf: „Buen dias matelotas" Guten Tag, Matrosen oder Seeleute — empfangen worden sein soll, eine von den vielen Lügen, deren sich die spanischen Seefahrer wie die anderer Nationen unzählig oft haben zu Schulden kommen lassen. Wie sollten die Eingebornen zu den spanischen Worten gekommen sein?

Merkwürdig ist noch die Inselgruppe Aur, auf welcher Kotzebue den Radak-Insulaner Kadu gefunden hat; Kotzebue erzählt in dem Bericht über die Reise des Rurik, daß die Eingebornen in ihren Booten ihnen entgegen gekommen und daß darunter zwei Männer gewesen wären, welche sich durch ihre gänzlich verschiedenartige Tattowirung vor den übrigen ausgezeichnet hätten; die Zeichnungen seien weder regelmäßig, arabeskenartig noch symmetritsch gewesen, sondern man habe die Bilder von Vögeln, Fischen und anderen Gegenständen verschiedenartig

über den Leib vertheilt gesehen. Chamisso fragte sie deshalb, ob sie von dieser Insel herstammten, sie antworteten verneinend, das Einzige, was man von einer langen Geschichte begriff, die sie erzählten in einer Sprache, welche von allen denjenigen Mundarten abwich, die bisher von den Reisenden beobachtet wurden, daher sie denn natürlich auch gar nicht verstanden wurden. Chamisso versuchte vergeblich, sich ihnen in der Sprache der Sandwichs-Insulaner und in der von Radak deutlich zu machen, auch er ward nicht verstanden. Er gab den Entschluß zu erkennen, daß er auf dem Schiffe bleiben wolle. Zur Zeit des Sonnenunterganges entfernten sich die übrigen Insulaner, da nahm Kadu den Kapitain auf die Seite und eröffnete ihm die Absicht auf seinem Schiffe zu bleiben und ihn nicht mehr zu verlassen. Der Kapitain sagte voraus, daß diese Neigung nicht länger wie einen Tag dauern würde und willigte ein, alsbald kehrte sich Kadu zu seinen Begleitern um und erklärte ihnen, daß er nicht mit ihnen gehen, sondern auf dem Schiffe bleiben würde. Die Ueberraschung der so Berichteten war sehr groß und sein Freund Edock sprach lange Zeit und sehr ernsthaft mit ihm und suchte ihn sogar mit Gewalt zu entführen, jetzt aber benutzte Kadu das Recht des Stärkeren, welches sich offenbar auf seiner Seite befand, und wies den Freund in die gebührende Entfernung zurück, worauf die Boote heimkehrten ohne daß die Insassen sich den Entschluß des Kadu erklären konnten.

Herr von Kotzebue, obwohl elterlicherseits ein Deutscher, war doch zu sehr Russe geworden, um sich solch eine schnell entstehende Zuneigung zurecht legen zu können und er glaubte in der That nichts weiter, als daß Kadu in der Nacht irgend welchen Diebstahl ausführen wolle und gab daher mehreren Matrosen von der Wache den Auftrag, ihn sorgfältig zu beobachten und wenn er mit dem gestohlenen Gut entfliehen sollte, die nöthigen Maßregeln gegen das Entweichen zu treffen, d. h. einfach ihn niederzuschlagen oder zu erschießen. Zu diesem Behufe wurden auch die Wachen auf dem Schiffe verdoppelt, Kadus Lager aber neben dem des Kapitains auf dem Verdeck bereitet, wo dieser in den warmen Nächten der Tropenländer zu schlafen pflegte. Zur äußersten Ueberraschung des Kapitains floh er nicht, stahl er nicht, sondern ward ruhig schlafend neben dem Kapitain gefunden.

Jetzt erwachte aus dem begrabenen Mißtrauen ein mehr als gewöhnliches Vertrauen und keinen Augenblick hat der wackere Mensch dies gemißbraucht. Wie man sich allmälig bei dem sehr langen Aufenthalt Kadus verständigen lernte, erfuhr man das Folgende:

Er war auf einer der Carolinen zu Hause, welche den Namen Ulli oder Uli führt und welche zum mindesten 300 deutsche Meilen östlich von der Aur Gruppe liegt, auf welcher er gefunden wurde. Kadu reiste von seiner Heimath mit drei Freunden nach einer benachbarten Insel, um dort Fischerei zu treiben. Durch einen Sturm wurden sie verschlagen und die Aequitorialströmung riß sie so gewaltsam mit fort, daß sie unfähig waren, gegen dieselbe anzukämpfen. Daß

sie mit ihren im Boot liegenden Lebensmitteln drei Monate ausgekommen seien, beruht wohl auf einem totalen Mißverständniß oder auf einer ganz falschen Zeitrechnung, ebenso, daß sie nach Erschöpfung dieser ihrer Lebensmittel nun noch fünf Monate, im Ganzen also beinahe drei Vierteljahre auf dem Meere zugebracht und in dieser Zeit nur von zufällig gefangenen Fischen und Schnecken gelebt hätten, wobei sie, um sich Wasser zu verschaffen, was trinkbarer gewesen wäre, als das von der Oberfläche der See, mit einer leeren Cocosnuß möglichst tief untergetaucht und dann mit derselben zurückgekehrt wären, nachdem diese sich weit unter dem Spiegel des Meeres gefüllt hätte. Die Zeit wollte Kadu berechnet haben nach Neumonden, bei deren jedem er einen Knoten in eine Leine machte.

Endlich bekamen sie die Inselgruppen von Aur zu Gesicht, waren aber bereits so vollständig erschöpft, daß sie nichts mehr dazu thun konnten zu landen, ihr Segel war zerrissen und ihr Boot ein Spiel der Wellen. Die Eingebornen der Insel jedoch sendeten mehrere Boote den Unglücklichen entgegen und beförderten sie glücklich zu der Insel, auf welcher sie jedoch schon im völlig bewußtlosen Zustande ankamen.

Ein Häuptling bemerkte, daß unter den Gegenständen, die aus dem halb verwitterten Boote an das Ufer gebracht wurden, sich mehrere nützliche Dinge von Eisen befanden und da auf diesen schönen Inseln das berühmte Strandrecht sowie an den Küsten von Europa besteht, nach welchem herrnloses Gut, welches an die Küste geworfen wird, demjenigen gehört, der es birgt, so war ein Häuptling schon im Begriff, das vorhandene Gut auf dieselbe Art in herrnloses zu verwandeln, wie es noch in Ireland und Schottland geschieht und den mit an den Strand geworfenen Eigenthümer auf kürzestem Wege aus der Welt zu schaffen, als zufällig und zum Glück der armen Verschlagenen das Oberhaupt der Insel herbeikam und die Ermordung hinderte. Dieses Oberhaupt hieß Tigodien und war edel genug, nicht nur die anwesenden Untergebenen an der Beraubung der Verunglückten zu hindern, sondern auch selbst nichts von dem zu nehmen, was sie ihm für die Rettung ihres Lebens anboten.

Sechsundvierzigstes Kapitel.

Geschichte des auf den Rurik gekommenen Fremdlings. Seine guten Eigenschaften. Tattowirung der Eingebornen, Schönheit ihres Körperwuchses. Punipet, die höchste der Carolinen. Fortschritte in der Industrie.

Kadu wohnte nunmehr bei dem Oberhaupte der Insel und wurde wie ein Sohn desselben gehalten, auch machte er sich seinem Gastfreunde durch mannig-

fache Kenntnisse sehr nützlich, denn die Einwohner von Uli (Kadu's Geburtsland) leben in größerem Wohlstande und sind den anderen Insulanern in vielfacher Hinsicht überlegen, zum Theil schon dadurch, daß sie viel öfter Gelegenheit haben, mit Europäern in Berührung zu kommen, und daß sie eine Menge für sie nützlicher Gegenstände voraus haben. Er hatte auch, ohne selbst auf einem europäischen Schiffe gewesen zu sein, viel von diesen Schiffen und ihren Bewohnern gehört und wußte, wie man sich denselben gegenüber zu benehmen habe.

Als nun der Rurik, wenn schon ein erbärmlich kleines Schifflein, für die Insulaner doch ein Koloß, vor der Insel sichtbar wurde, schickte er nach Kadu, der sich auf einer benachbarten Insel befand, ließ ihn schnell zu sich entbieten und fragte ihn, wie man sich gegen die Fremdlinge zu benehmen habe. Kadu rieth vor Allem zu der größten Friedfertigkeit und Ehrlichkeit und warnte auf das Allerstrengste vor jedem Diebstahl, weil derselbe unnachsichtlich und sehr hart bestraft werde, dann ging er mit mehreren Anderen auf ein Boot mit dem festen Entschluß, die Insel zu verlassen, um mit Hilfe dieses großen Schiffes wieder in sein geliebtes Vaterland zu gelangen. Da Kadu für einen großen Seefahrer und gelehrten Mann galt, wurde sein Rath befolgt, was jedenfalls zum Wohle der Insulaner gereichte, denn haben die Russen auch keine neunschwänzige Katze wie die Engländer, so verstehen sie doch mit Prügelinstrumenten außerordentlich fertig umzugehen. Die Eingebornen hielten sich friedlich und hatten keine Gelegenheit, mit besagten Instrumenten Bekanntschaft zu machen, Kadu aber führte seinen Vorsatz, die Insel zu verlassen, wirklich aus, obwohl er daselbst sehr geehrt war und zwei Frauen hinterließ, deren eine die Tochter des Königs war.

Ein unverdächtiger Zeuge für die außerordentlich feine Gesittung und das Zartgefühl der Bewohner dieser großen Inselgruppe ist der liebenswürdige Chamisso, der über Kadu, einen Eingebornen dieses Archipels und einen Mann, der auf demselben weit umhergekommen, berichtet. Er war ein Mann aus dem Volke, ward unversehens in die weite Welt verschlagen und war zu Leuten gerathen, welche an Macht und Reichthum weit über ihm standen und ihn doch wie Ihresgleichen behandelten und durch Verheirathung sogar unter sich aufnahmen. Dieses hatte nichts in seiner Bescheidenheit geändert. Ein einzig Mal überhob er sich, als Häuptlinge von Radak auf das Schiff kamen, deren Geberden und sonstige Aeußerlichkeiten er nachahmte, vielleicht um sie glauben zu machen, daß er Ihresgleichen sei, vielleicht weil er es selbst glaubte, weil man ihn auf der Inselgruppe Aur gleich einem Vornehmen behandelt und in die Familie des obersten Häuptlings aufgenommen. Auf den Gesichtern der Häuptlinge malte sich ein leiser Spott und sie ahmten nun ihrerseits seine Bewegungen nach. Dies war genug, um ihn in seine Schranken zurückzuweisen, er wiederholte den Versuch, sich jenen adeligen Männern gleichzustellen, nicht mehr. Einmal forderte er von einem Matrosen (welche er sämmtlich für Sklaven ansah,

weil sie Untergebene des Kapitains waren und er kein anderes Verhältniß als das des Herrn und des Knechts kannte), daß er ihm Trinkwasser bringe. Der Matrose nahm ihn beim Arm, führte ihn an das Wassergefäß und gab ihm die Kelle in die Hand, woraus Alle zu trinken pflegten. Kadu verstand den Wink und forderte nie mehr die Bedienung eines Anderen. Er studirte die Verhältnisse und die Sitten auf dem Schiffe, fügte sich schnell und leicht in dieselben und nahm sie, sowie auch den äußeren Anstand, mit Leichtigkeit an.

Kadu lernte nach und nach die Kraft der geistigen Getränke kennen. Er trank das Feuer (wie er den Branntwein nannte) sehr gerne, doch berauschte er sich niemals, wiewohl er sich öfter von den Matrosen heimlich Branntwein geben ließ. Eines Mals wurde ein Matrose bestraft und man sagte Kadu, daß dies geschähe, weil der Matrose heimlich Feuer getrunken habe; von da an trank er den Branntwein nur in sehr geringer Menge, als er aber auf Unalaska mehrere betrunkene Eingeborne sah, bekam er einen solchen Abscheu dagegen, daß er niemals wieder das Feuer trank, des Weines aber nur am Tische des Kapitains und in sehr geringer Menge zu sich nahm.

Er war sehr geneigt zu heiterer Unterhaltung, mochte besonders gerne singen, gegen Arbeiten hatte er dagegen eine schwer zu überwindende Scheu. Er war nicht ohne Wißbegier, aber ohne alle Ausdauer. Er faßte sehr leicht auf, verstand was man ihm sagte in ziemlicher Ausdehnung, wenn dies aber nicht beim ersten Male der Fall war, gab er sich keine Mühe, er scheute jede Anstrengung, dagegen hatte er so viel Verstand und Witz und Gemüth, daß man ihn immer mehr lieben lernte, je näher man ihn kannte, sonderbar genug steht dieses zu der Herzlosigkeit, mit welcher er seine beiden Frauen und seine Kinder zurückließ, im Gegensatz; doch scheint der wackere Chamisso hierauf gar kein Gewicht zu legen.

Kadu sammelte während der Reise alle vernachlässigten Gegenstände, von denen er glaubte, irgend welchen Nutzen ziehen zu können, so z. B. kleine Eisenstückchen, abgebrochene Nägel, Schrauben, Scherben von Glas, Flaschen und Porzellangefäßen (kein Tand, sondern etwas sehr Nützliches zum Schaben und Glätten von Holzarbeiten), und auf den nördlich gelegenen Inseln, welche der Rurik besuchte, sammelte er auch Steine, welche sich zum Schleifen des Eisens eigneten. Diese Gegenstände und die Geschenke, welche er von mehreren Personen des Rurik erhielt, benutzte er denn, in den glücklicheren Regionen angekommen, wieder zum Austausch von Dingen, von denen er vermuthete, daß er seinen Freunden auf dem Schiffe damit Vergnügen machen könne. Von allen diesen eingetauschten Gegenständen behielt er nichts für sich, Alles wanderte in die Hände derjenigen, von denen er wußte, daß sie freundlich gegen ihn gesinnt waren; er hatte kein Eigenthum als einen Korallenschmuck, ein Halsband, welches eigentlich nicht für Männer bestimmt war und welches er auch nur als

Andenken trug, welches ihm aber wegen der Art, wie er dazu gekommen, sehr werthvoll und heilig schien.

Die Bewohner der Carolinen sind ein freundliches, friedliches Volk, sie verabscheuen das Blutvergießen, ohne deshalb feig zu sein. Kadu trug mehrere Narben auf der Brust, die er im Vertheidigungskrieg — den er allein für erlaubt hielt, erhalten, und er war der Ansicht, daß die grauen Haare der Männer nur davon herrührten, daß sie die Greuel einer Schlacht gesehen.

Er focht bei einem solchen Vertheidigungskriege in den Reihen seiner Freunde auf der Gruppe der Aur gegen den Feind, welcher aus Meduro und Arno eingefallen war. Hiebei besiegte er seinen unmittelbarsten Gegner, warf ihn nieder und war im Begriff, ihn zu tödten, als die Tochter desselben vorsprang und seinen Arm zurückhielt. Ihre Bitten retteten dem Vater das Leben und zum Dank dafür verhieß sie ihm ihre Liebe. Nun besuchte Kadu dieselbe auf der nahegelegenen Insel sehr häufig, obwohl er zwei Frauen hatte, und war von dieser Liebe so entzückt, daß er jenes Halsband, welches er von ihr erhalten, noch jetzt nach langer Abwesenheit von den Inseln mit Thränen küßte und versicherte, daß er sich niemals davon trennen würde. Dies ist jedenfalls eine Sentimentalität, wie man sie unter Naturmenschen, welche man gewöhnlich für sieben Achtel Thiere ansieht, nur selten finden wird, und es dürfte also wohl für einen Beweis von dem guten und liebevollen Charakter dieser Leute angesehen werden. Dieses feinere Gefühl sprach sich in Kadu's Wesen auch immerfort aus. Wie alle Naturvölker, besonders wenn sie von der Milde des Himmels und von der Freigebigkeit des Bodens begünstigt sind, große Anlage zum Witz haben, so war es auch mit Kadu, aber sein Zartgefühl war noch größer als sein Witz. Nicht selten zeigte er diesen in neckender Ueberlegenheit gegen Andere, alsbald aber fühlte er auch, daß er sie verletzt haben könne, und er suchte sie sofort durch kleine Geschenke, durch Aufmerksamkeiten, kleine Dienstleistungen u. s. w. zu versöhnen.

Diese sehr vortheilhafte Schilderung von dem einen Insulaner dieser großen ausgedehnten Gruppe soll auf die mehrsten, ja soll auf die sämmtlichen Einwohner anwendbar sein, und ich selbst kann nichts Anderes von ihnen sagen: was ich bereits erzählt und davon erfahren, bestätigt die Ansichten Wilsons über die Pelu-Insulaner und entkräftigt die des Kapitain Waaterhocker, welcher hier zu schwarz gesehen hatte, eine Eigenschaft, welche sonst nicht an ihm bemerkt wurde.

Die Inseln, welche ich sonst noch aufzuzählen Gelegenheit fand, sind folgende:

Lamurek, welche man für die größte der Carolinen hält. Ein spanischer Gouverneur soll im Jahr 1818 die Eingebornen haben zählen lassen und ihre Zahl über 2000 gefunden haben; eine nahe dabei gelegene Insel Elath soll 1200 Einwohner haben. Jede der beiden Inseln hat einen eigenen König.

Die Martyres-Inseln liegen südlich von Lamurek, einige derselben haben

besondere Namen: Tamotam, Tanadick, Olap, Puluhot, Pulusut ꝛc. Die vorletzt genannte Insel heißt auch nach einem ihrer Entdecker Cenderby-Land; südostwärts von dieser kleinen Gruppe liegen die Inseln Monteverdo, welche man erst im Jahre 1806 entdeckt hatte und welche der Spanier, der sie zuerst sah, nach sich benannt hat; die Eingebornen nennen sie Hogolen. Es mögen ungefähr 30 größere und kleinere Inseln sein. Ihre Bewohner sind groß und wohlgestaltet, von olivenfarbiger Haut, von schwarzem großgelocktem Haar, so daß man sie sehr gerne als Modelle für einen Künstler brauchen würde. Ihre Kleidung ist null, wie die aller Insulaner dieser Gegenden, sie bedürfen keines Schutzes gegen die Witterung; ihr Schmuck besteht in einer Tattowirung in langen Linien über die Arme und Beine und über die Brust, ihre Waffen lediglich in einem starken Stocke oder in einer Keule, welche sie mit Schnitzwerk verzieren, denn kriegerisch scheinen sie durchaus nicht zu sein.



Ein Hogole.

Unter den Inseln zeichnet sich Punipet durch den höchsten der Berge aus, die man überhaupt auf den Carolinen findet, derselbe mißt nahezu 3000 Fuß.

Rug ist die südlichste von den Carolinen-Inseln und ihre Bewohner scheinen unter allen den Insulanern am mehrsten kriegerisch zu sein, denn sie leben mit ihren Nachbarn in einer beständigen Fehde; auf den englischen Karten heißt dieser Punkt die Greenwich-Insel.

Die Insel Ualan, von welcher wir Abschied nahmen, um nach dem Mulgrave- oder nach dem Marshalls-Archipel zu gehen, ist wie ich schon oben bemerkte die östlichste, sie wurde schon im Jahre 1724 von Duperrey entdeckt und wie sie die östlichste, so scheint sie auch die größte zu sein, denn sie hat 24 Quadratmeilen Flächenraum; sie kann allerdings in einem einzigen Tagemarsche in ihrer größten Länge überschritten werden, allein sie hat doch so viel

Berge (der höchste Punkt heißt Crozet und steigt bis 1800 Fuß, der ihm nächste heißt Buache und hat 1500 Fuß), einschneidende Thäler, Bäche und kleine Flüßchen, daß einem solchen Tagemarsch nicht unbedeutende Schwierigkeiten gegenüberstehen.

Gewiß sind unter allen Bewohnern dieser Aequatorialregion die Bewohner der Carolinen die liebenswürdigsten und vielleicht zugleich die glücklichsten; was sie brauchen giebt ihnen die Natur, und sie sind nicht thöricht genug, ihren Ueberfluß zu verschwenden, zu schlemmen und zu prassen und sich dadurch ihre Genüsse selbst zu verkümmern. Es scheint eine Art Gesetz zu sein, daß die Güter des Bodens gemeinschaftlich getheilt und gebraucht werden; was an den Bodenerzeugnissen eingeerntet wird, kommt in ein Magazin, aus welchem ein Jeder seinen Bedarf holt, eine Einrichtung, welche allerdings in civilisirten Ländern nicht durchzuführen wäre, wo ein Jeder sich auf den Anderen verlassen und schließlich nichts für das Allgemeine und folglich auch nichts für sich thun würde. Hier bei diesen Naturkindern geht dies wohl an und Keiner mißbraucht sein Recht.

Die Industrie hat auch bereits einen mehr als gewöhnlichen Fortschritt gehabt. Die Leute flechten nicht mehr ihre Matten und Zeuge, sondern sind bereits gescheidt genug, dieselben zu weben, zwar nicht auf einem Stuhl, welcher einem Jaquard ähnlich ist, doch immer mittelst abwechselnd aufgezogener Kette und dazwischen geschobenem und hierauf festgeschlagenem Durchschuß, welchen einzubringen sie sich eines Instrumentes bedienen, das allerdings viel mehr Aehnlichkeit mit unserer Filet- oder Netznadel hat, als mit dem Weberschiffchen, aber doch vollständig die Dienste dieses letzteren thut, so daß die Leute sogar die zierlichsten Muster in ihre Zeuge bringen.

Siebenundvierzigstes Kapitel.

Die Korallen-Inseln. Ansichten über ihre Entstehung, sie werden von kleinen Thieren erbaut. Darwin's Theorie über Erhebung und Senkung der Erdoberfläche. Widerwärtigkeiten, welche ein unterirdischer Telegraphendrath einem Naturforscher bereiten kann.

Ich sagte oben, daß der Supercargo die Vorräthe an Schildpat nachgerade erschöpft hätte und daß in Folge dessen der „van der Kapellen" seine Segel entfalten sollte. Nur durch die Versicherung, daß die Einwohner noch mehr von diesem kostbaren Material haben müßten und daß es mir schon gelingen würde herauszubekommen, wo es läge, vermochte ich noch einen Tag zu gewinnen, während dessen ich nichts Anderes im Sinne hatte, als die freundliche Ulea und deren nächste Verwandte zu beschenken und mich möglichst in freundlichen



Andenken festzusetzen; dann aber riß ich mich von den freundlichen, bescheidenen, liebenswürdigen Menschen los, von denen ich nichts besseres wünschen konnte, als daß sie möglichst lange in ihrer Unbekanntschaft mit den Europäern verweilen möchten und daß kein Walfischfahrer oder sonst ein Raubritter es der Mühe werth finden möge, sie aufzusuchen.

Der „van der Kapellen" ging von Ualan nordöstlich um die nächstliegenden Inselgruppen, die Marschalls-Inseln, welche sich in die Ralik und die Radak theilen, aufzusuchen.

Da zwischen den Philippinen und dem Königreich Mexiko ein regelmäßiger Verkehr stattfand, so sind an diesen Inseln die spanischen Galionen vierhundert Mal vorübergefahren, ohne sie je zu berühren, die Nachrichten von ihnen wurden immer unbestimmter, sie verschwanden zuletzt sogar von den spanischen Karten, bis im Jahre 1788 der engländische Seefahrer Marshall sie abermals entdeckte, indem er von Neu-Holland nach China segelnd einen ungeheuren Umweg machte zuerst durch den Meeresstrom ostwärts geführt und dann mit dem Passat parallel mit dem Aequator nach Westen reisend. Marshall nannte dieselben zu Ehren des Lord Mulgrave, später aber gab man ihnen den Namen des Seefahrers Marshall und als im Jahre 1817 Kotzebue dieselben besuchte, theilte er sie in zwei beinahe parallele Gruppen und gab ihnen die Namen, mit denen die Eingebornen sie selbst bezeichnen, die Radak- und die Ralik-Inseln.

Die Inseln sind alle niedrig und gehören der Korallenformation an, eine ganz wunderbare Erscheinung, dieses Aufsteigen einer beträchtlichen Ländermasse aus dem Meer nur wenige Fuß über die Fluthmarke. Die Inseln sind sämmtlich von Korallenthierchen aufgebaut; die Ansichten über die Entstehung sind nicht zweifelhaft, sie können es auch nur über die Art ihrer Entstehung sein. Die ganze Oberfläche besteht aus verwittertem Kalk, bei einigem Nachgraben stößt man auf denjenigen, der noch nicht verwittert ist, auf den Kalk, den unzählige kleine mikroskopische Thierchen aus dem Meerwasser abgesondert haben und aus welchem sie nun ihre eigenen Wohnungen erbauen, dasjenige, was wir unter dem Namen Koralle zum Theil als Schmucksteine verwerthen, was aber andererseits nicht geeignet ist, um geschliffen zu werden, und was wir in unseren großen Gebirgen, z. B. im Jura unter dem Namen Korallenkalk kennen. Kleine Thiere, vollständig durchsichtig und kaum so groß wie ein Stecknadelkopf, versammeln sich in Schaaren zu einem solchen Bau, jedes von diesen Thierchen baut sich ein Haus und verzweigt es mit den anderen und sie gelangen so allmälig bis zur Oberfläche des Meeres, über welche hinaus der Bau nicht getrieben werden kann, da im Meerwasser allein diese Thierchen, kleine Polypen, ihre Nahrung finden. Nun aber kommen Stürme, welche Zacken abbrechen und sie auf das Trockene werfen, d. h. auf die wenigen Stellen, welche gerade bis zur Oberfläche des Wassers reichen, dadurch werden sie natürlich erhöht und die Korallen hören dort zu bauen auf, keineswegs aber an den äußeren Rändern, von denen

die Zacken und Blöcke abgebrochen sind; dort im Gegentheil sind neue Vertiefungen entstanden und die Korallenthierchen bauen daselbst lustig weiter. Da nun von allen Seiten in ganz gleicher Weise die Stürme losbrechen gegen die freistehenden Inseln, so kann von allen Seiten her die Masse des aufgeschütteten Landes vermehrt werden und in Folge dessen wird natürlich der Ring immer höher, an welchen sich die ferneren Bauten der Korallen lehnen, der kleinen Polypen, welche so große und gewaltige Werke aufzuführen vermögen, daß sie, wie ich bereits sagte, ganze weitgestreckte Gebirge bilden.

Das kleine Thier verschluckt immerfort Seewasser, um sich durch die darin enthaltenen noch kleineren Thierchen zu nähren, dadurch bildet der nicht verdaute, der nicht in den Körper eingehende Antheil Kalk das Gehäuse, in welchem das Thier selbst wohnt, ein Sternchen mit sechs, zwölf oder mehr Strahlen. Was wir auf der Zeichnung sehen, ist schon nicht mehr das Thier selbst, sondern es ist das Gehäuse einer großen Menge von Thieren, deren jedes ein Sternchen bildet, wovon wir vergrößerte Exemplare in dem nebenstehenden abgebrochenen Zweige sehen. Sobald ein solches kleines Thier Nachkommenschaft erhält, macht jedes neben dem Gehäuse der Mutter eine kleine Wohnung zurecht, so entstehen statt des einen Stammes nunmehr dreie, vielleicht auch noch mehr, alsdann spalten sich die Familien abermals und wir haben von Neuem eine Theilung des Stammes oder der Zweige. So geht das fort bis sich ein mehr oder minder großer Korallenbaum bildet, und wenn derselbe die Oberfläche des Wassers erreicht hat, findet seine fernere Ausbildung nur noch seitlich rund herum statt.



Ein Korallenbaum.

Man muß nicht glauben, daß die ganze, eine Quadratmeile Fläche habende Insel auf einem kleinen Stamme oder Stiel sitze und daß gelegentlich ein hübscher Sturm dieses Bäumchen umlegen und mit Allem was drauf und dran ist, in das Meer stürzen könne. Solch ein Baum hat größere Stärke, als sie unsere Zeichnung vermuthen läßt, aber nicht allein dieses ist's, sondern auch die mannigfaltige Art von Korallenthieren, deren jedes seine besondere Bauart hat,

so daß manche sehr breite und dicke Klumpen bilden, welche nichts weniger als baumartig aussehen, große Blöcke geben und ein Fundament liefern, wie solch ein Bau es nur irgend verlangen kann, um fest zu stehen, um nicht zu wanken im brüllenden Orkan und in der empörten See, welche mit der ungeheuersten Gewalt dagegen geworfen wird.

Aber was die Oberfläche dieses Baues bildet, ist der Zerstörung immerfort ausgesetzt, dieses wird durch die brandenden Wellen abgebrochen und rings umher aufgehäuft, so daß sich allmälig ein ziemlich kreisförmiger Damm bildet, der sich von außen her stets vermehrt und damit endet, eine Fläche zu bilden, welche immerfort über Wasser steht und alsdann zwar noch nicht bewohnbar ist, wohl aber bewohnbar werden kann.

Die Erhöhung des Randes durch das stürmische Meer findet nur von außen statt, auf der Mitte solch einer bis an die Oberfläche des Meeres gerückten Korallenbaute giebt es wenig oder gar nicht Wellen, die geringe Menge Wasser, welche darüber steht, kann durch den Sturm wohl gekräuselt werden, aber die geringen leichten Wellen können nichts beschädigen; von außen her ist dies was anderes, da wird allerdings an dem äußeren Rande gebrochen und genagt und er wird allmälig erhöht; auf diese Weise bildet sich in der Mitte eine Vertiefung, die man Lagune nennt, sie enthält salziges Wasser und ist irgendwo offen, so daß man vom Meere aus hineinfahren kann, wenn auch nicht mit großen Schiffen, so doch mit Booten. Diese Lagune hat immer ein ganz ruhiges Wasser und hat auch nur eine sehr geringe Tiefe; in derselben findet man allerdings auch lebende Korallenthierchen, doch von ganz anderer Art als diejenigen sind, welche am äußeren Rande der Insel bauen, diese letzteren erfordern brandendes, stürmisch bewegtes Wasser, wodurch ihnen die erforderliche Nahrung zugeführt wird, die anderen sind von viel kleinerer Beschaffenheit und sie begnügen sich mit dem, was sie durch ihre zarten und feinen Fühlfäden, welche Angeln und Schlingen sind, erreichen können.

Es ist wunderbar, daß diese Thiere von einer so außerordentlichen Zartheit, daß sie zerfließen, wenn man sie aus dem Wasser hebt — es ist wunderbar, daß diese in so ungeheuren Tiefen des Meeres leben können. 6000 Fuß und mehr als das, ist die gewöhnliche Tiefe in der Nähe der Koralleninseln. In früheren Zeiten hat man gesagt, das Meer sei an diesen Stellen unergründlich, weil man mit den damaligen Mitteln allerdings keinen Grund fand, in jetziger Zeit aber, wo man Meerestiefen von zwei Meilen — Tiefen von 45,000 Fuß gemessen hat, sind jene Stellen nicht mehr unergründlich, auch wenn sie weit über 6000 Fuß hinaus gehen, aber dennoch bleibt das Wunder nicht geringer, es möge die Tiefe ergründlich sein oder nicht. Bei nur 6000 Fuß hat das Korallenthierchen schon einen Druck von 200 Atmosphären auszuhalten und wer in einer Taucherglocke gewesen ist bei 60 Fuß Tiefe, also bei einem Drucke von drei Athmosphären (zweie mehr als an der Oberfläche des Wassers), der kann

sich annäherungsweise einen kleinen Begriff von dem machen, was man bei vier oder fünf Atmosphären zu erwarten hat, und nun erst zweihundert! Daß die Thiere, welche die Korallen erbauen, solchen Druck ertragen, läßt sich allein dadurch erklären, daß sie selbst nur aus einer Flüssigkeit bestehen, in eine feine Membran eingeschlossen, ein Bläschen, dessen Hülle einen jeden verlangten Widerstand leistet. Wie es kommt wissen wir nicht, aber es ist eine Thatsache. Das Gold, das Kupfer, das Messing wird zwischen Pergamen zu sehr dünnen Blättern geschlagen, dann werden diese Blätter in Stücke von Quadratzoll Größe geschnitten und abwechselnd mit Goldschlägerhäutchen geschichtet und wieder geschlagen, so dünn, daß die Goldblättchen durchsichtig grün werden, das Häutchen aber, welches zwischen den Metallstückchen liegt, hält zehntausend und hunderttausend Schläge von einem sehr schweren Hammer aus und wenn der Hammer geschickt geführt wird, zerreißt das Häutchen nicht. Dieser Druck, welchen der schwere Hammer ausführt, ist vielleicht noch schwerer, als der von 200 Atmosphären, und er ist noch jedenfalls vehementer, gewaltthätiger, denn er wirkt bei heftiger Bewegung, was bei dem Druck der Atmosphäre oder des Meeres nicht geschieht, bei welchem auch von innen her, aus dem Thiere heraus, ein gleich starker Gegendruck geübt wird, da das kleine Kügelchen, von außen zusammengepreßt, im Innern eine Flüssigkeit enthält, welche denselben Druck empfangen, ihn durch ihre Elasticität nach außen zurückgiebt.

Anfänglich hat man sich lediglich darüber gewundert, dann stellte ein junger englischer Naturforscher, Darvin, welcher die Reise des Beagle unter Kapitain Fitzroy mitmachte — die Behauptung auf, dabei sei gar nichts zu wundern, denn es sei gar nicht wahr, die Thiere bauten nicht in solcher Tiefe, weil es unmöglich sei, sie bauten nur in der Nähe der Oberfläche des Meeres und wenn man bei 6000 Fuß noch keinen Grund fände, so käme es nicht daher, daß die Korallen aus dieser Tiefe zu bauen anfingen, sondern daß die an einem Felsen, einem Berge, einer Sandbank begonnenen Bauten allmälig niedriger sänken. Er theilt die Oberfläche der Erde in Erhebungs- und Senkungsfelder. Die Erhebungsfelder sind die vulkanischen Theile der Erde, die Senkungsfelder dagegen die maritimen und messen kann man diese Senkung eben durch die Korallenbauten.

Bei dieser Entdeckung des dadurch berühmt gewordenen Mannes waren alle Naturforscher außer sich über die ungeheure Einfachheit der Erklärung, und Jeder beneidete den Mann um dieser Erklärung willen. Die Sache verhält sich nun folgendermaßen:

Wir wollen annehmen, irgendwo im Korallenmeere befände sich eine Insel. Die Korallenthierchen bauen sich darauf an, aber unter ihren Füßen sinkt die Insel, allerdings nur äußerst wenig, aber sie sinkt doch so bemerklich, daß die kleinen Thiere an der wellenschlagenden Oberfläche genöthigt sind weiter zu bauen. Aber die Insel sinkt wieder ununterbrochen und deshalb bauen die Korallen ebenso ununterbrochen weiter. Dies dauert nun schon 3000—10,000 Jahre,

und wenn die Insel jährlich auch nur um einen einzigen Fuß sinkt, so wird nach 10,000 Jahren die Tiefe rings umher 10,000 Fuß betragen. Die Insel ist aber nicht so hoch und die Korallen bauen nur von außen; sobald also die eigentliche Insel ganz versunken ist, der Bau außen aber fortdauert, sowie das Sinken der Insel — so bildet sich im Innern, wo einst die Spitze der Insel stand, nunmehr eine Vertiefung, das ist die Lagune, welche man bei einer jeden solchen Insel wahrnimmt. Hiemit war Alles erklärt, was man erklären zu müssen geglaubt, und der berühmte Reisende hatte geleistet, was bis dahin Keiner vor ihm zu leisten vermochte, er hatte die Korallenthierchen einer furchtbaren Qual überhoben, einer Qual, gegen welche das berühmte Folterinstrument der großmüthigsten Nation der Erde, die englische Presse, ein wahres Kinderspiel genannt werden mußte. Was wollen 1000 Pfund auf den ganzen menschlichen Körper vertheilt sagen gegen einen Druck von 6000 Pfund auf den Quadratzoll?

Nun geschieht dem armen Darvin aber etwas unbeschreiblich Widerwärtiges. Es werden nämlich die unterseeischen Telegraphendrähte zwischen Frankreich und Algerien schadhaft und beim Heraufholen derselben nimmt man wahr, daß diese Seile von Metall, welche in 6—7000 Fuß Tiefe gelegen haben, ganz bedeckt sind mit den Gehäusen solcher Thiere, wie diejenigen sind, welche die Austern in einer Tiefe von 20 Fuß und den Felsen an der Oberfläche des Meeres überbauen.

Es läßt sich gar nicht denken, daß diese Thierchen unabsichtlich so weit hinabgestiegen sind, sie hätten doch wohl in geringerer Tiefe Anhaltspunkte finden können, um ihre Bauten zu begründen; es muß die veritable und aufrichtige Malice derselben gewesen sein, welche sie ohne Noth an das verdammte Seil führte; es waren vom Neid geschwollene Franzosen, welche den armen Engländer Darvin blamiren wollten, also der reine Nationalhaß. Geschehen ist nun aber, was sie beabsichtigten, Darvins Ansicht, Hypothese, Theorie oder wie man das Ding nennen will, Thiere könnten unter solchem Drucke nicht leben, ist umgestürzt durch die elenden Würmchen — und was das Kränkendste dabei ist, sie haben nicht einmal ein Gymnasium, viel weniger eine Universität besucht, haben ohne alle Logik lediglich durch die Thatsache bewiesen, daß er Unrecht habe und daß sie wohl in einer Tiefe von 6000 Fuß bestehen könnten.

Achtundvierzigstes Kapitel.

Beschreibung einer Korallen-Insel. Geringe Fruchtbarkeit derselben. Flechten und Moose, allmälige Erhöhung der Fruchtbarkeit durch Treibholz und Besaamung durch Meeresströmungen und andere Zufälligkeiten.

Die Inseln, denen wir nahten, gaben mir Gelegenheit, Untersuchungen über diesen Gegenstand anzustellen, und so wenig ich geneigt bin, das Vorhandensein der Senkungen und Erhebungen weiter Erdstrecken zu bezweifeln oder wohl gar in Abrede zu stellen, so gewiß ist es, daß diese Senkungen nicht die alleinige Ursache des Vorhandenseins solcher Koralleninseln sind, auch ohne eine solche werden diese Bauten aus dem Grunde des Meeres aufgeführt, gleichviel ob derselbe 600 oder 12,000 Fuß unter dem Meeresspiegel liegt, denn bei der eigenthümlichen Beschaffenheit der Thiere ist die Größe des Drucks ihnen ganz gleichgültig und die Zeit ist es natürlich auch, denn sie sind ja nicht genöthigt, mit einen Baue, welchen sie anno 1700 angefangen haben, anno 1800 fertig zu werden, die Erdbildung kennt keine Rechnung nach Monden, Decennien oder nach Jahrhunderten, und unsere Gebirge, aus mikroskopischen Schnecken bestehend, so gut wie unsere Steinkohlenlager aus den Blättern der Farrnkräuter gebildet, beweisen, daß das Wort Zeit in der Natur ohne Bedeutung ist; ihre Bildung forderte Millionen von Sonnenläufen, was hindert uns, zuzugeben, daß die Koralleninseln ein Dutzend elender Jahrtausende zu ihrer Erhebung aus dem Meeresgrunde erforderten.

In dem Bildchen, was unsere Auseinandersetzung begleitet, sehen wir eine Koralleninsel, allerdings sehr verunstaltet, denn wenn wir sie richtiger zeichnen



Eine Korallen-Insel im stillen Meere.

wollten, müßten wir mit der Feder ein großes Oval auf dem Papiere ziehen und das Uebrige der Phantasie des Lesers überlassen; da dieses indessen keine besonders demonstrative Art der Darstellung ist, so habe ich vorgezogen, ein Bild zu geben, auch wenn seine Unvollkommenheiten erst weitläufig erklärt werden müßten.

Was wir hier wie eine Elipse dargestellt sehen, muß als ein großer Kreis gedacht werden, welcher sich für den Beschauer abflacht, es würde ein Kreis sein, wenn man sich in der Mitte der Lagune, etwa in einem Luftballon erheben könnte. Wir sehen eine Menge Bäume auf der Insel stehen und der Querdurchschnitt giebt uns ziemlich richtig an, wo dieselben stehen, auch zeigt dieser Durchschnitt das bewohnte Land a rechts und links, indeß die Buchstaben b b die Lagune bezeichnen, welche, wie wir sehen, sehr viel größer ist als das bewohnte Land; aber hiebei muß ich noch einmal sagen, daß die Verhältnisse der Zeichnung durchaus nicht die richtigen sind und daß, wenn die Breite des Randes a, welcher über dem Meeresspiegel liegt und welcher allein bewohnbar ist, etwa 500 Schritt Querdurchmesser hat, man von a über b hinweg wieder nach a immerhin eine deutsche Meile, auch wohl doppelt und dreimal so viel anzunehmen habe.

Dieses giebt ungefähr einen Begriff von der geringen Ausdehnung der bewohnbaren Oberfläche. Hat die Insel eine Meile Durchmesser und hat der der Rand 1000 Fuß Breite, so geben 24 Fuß, welche man parallel mit dem Rande der Lagune fortschreitend bemißt, einen Morgen, hieraus würden sich bei drei Meilen Umfang 3000 Morgen ergeben; da aber der äußere Rand bis auf zwei Dritttheile seiner Breite von den Wellen überfluthet wird, wenn das Meer durch den Sturm aufgeregt ist, diese zwei Dritttheile also unbewohnbar bleiben, hat man demnach noch 1000 Morgen übrig, was etwa zwei- bis dreihundert Menschen nähren mag; eine solche Zahl aber findet man man bei der angegebenen Größe wohl niemals, obschon bei regelmäßiger Kultur diese geringe Fläche mehr Menschen würde ernähren können, aber die gänzliche Unbekanntschaft der Eingebornen mit einer solchen Bodenkultur und auch die Unmöglichkeit, sie zu üben, da es ihnen an allem Dünger fehlt, führt den Pflanzenwuchs auf das zurück, was die Natur freiwillig hergiebt, und das ist in dem vorliegenden Fall zwar bewundernswürdig viel (relativ), aber in der That doch unendlich wenig (positiv), das will sagen, es wächst erstaunlich wenig hier, obwohl man sich höchlichst verwundern muß, daß so viel hier wächst.

Wir haben gesehen, woraus der Boden dieser wunderbaren Inseln bestehen müsse. Es ist nichts weiter als der Korallensand. Bröckel von Kalk durch Sturm und die aufgeregten Wellen an's Land geworfen und dort durch dieselben Kräfte hin und hergerollt, sich in kleine Klumpen und schließlich in Sand verwandelnd, welcher allerdings nicht aus Kiesel, sondern aus Kalk besteht, aber doch eben so unfruchtbar ist, als der Kiesel selbst.

Indessen etwas kann man zugeben. Der Korallenkalk enthält auch die Ueberreste der Thiere, welche die Korallen erbaut haben, es ist immerhin etwas Stickstoff in dem Boden, auch wenn es nur sehr wenig ist. Meerschnecken kommen auf's Land, Mollusken, Weichwürmer, Schalthiere werden durch die Wellen darauf geworfen und zertrümmert, das Meerwasser selbst ist mit thierischen Stoffen gefüllt und da es den ganzen Boden vollständig durchdrungen hat, so mag wohl mehr Stickstoff darin enthalten sein, als man auf den ersten Anblick darin vermuthen kann. Vielleicht von noch größerer Bedeutung ist die Thätigkeit der Meeresströmungen, welche den ganzen Ocean nach verschiedenen Richtungen kreuzen. Was die Flüsse aus dem Innern der Ländern dem Meere zuführen, das tragen die Strömungen in die entferntesten Theile der Erde und so kommen Palmen aus den mittleren Gegenden von Südamerika nach Spitzbergen, und so kommen Brodfruchtbäume von Tahiti nach den Koralleninseln und myrthenähnliche Gewächse von Neu-Holland nach den Aequatorialregionen.

Das dauert auch Jahrtausende, bevor durch solche Anschwemmungen der Boden einigermaßen von fruchtbarer Erde, von Holzerde bedeckt wird, aber es geschieht doch allmälig und nun ist weiter nichts als die Besaamung nöthig und diese wird wohl auch nicht gar zu lange auf sich warten lassen, vorausgesetzt daß man überhaupt die Geduld nicht verliert.

Die Natur hat mancherlei Wege, zu ihrem Ziele zu gelangen. So wie es Leute giebt, die vor ihren Gästen kein leeres Glas stehen sehen können, so kann der freundliche Wirth, den wir Natur nennen, auch kein leeres Fleckchen Erde sehen; sie trägt die geflügelten Saamen verschiedener Bäume auf die Felsen, der Regen führt dieselben in Ritzen, sie keimen dort und die immer größer werdenden Wurzeln treiben schließlich die Felsen aus einander, indem sie sich Raum zu verschaffen suchen, aber auch minder Gewaltsames geschieht durch kleinere Pflänzchen. Es giebt wohl selten einen unfruchtbareren Boden, als einen gut gebrannten Dachziegel, und doch sieht man schon im ersten Jahre des Bestehens eines neuen Hauses unzählige runde, anscheinend weiße Flecke, es sind ganz zarte Flechten von so blaßgrüner Farbe, daß sie weiß genannt werden können und erst daneben gehaltenes weißes Papier, weiße Leinwand den Unterschied wahrnehmen läßt.

Im Herbst sterben diese Flechten ab und sie lassen graue und schwärzliche Flecke zurück; das nächste Frühjahr bringt neues Leben hinein, aber es ist nicht die vorige, es ist eine ganz andere, viel massenhaftere Flechte von hellorangegelber Farbe, welche jetzt das Dach bedeckt. Ihr Absterben läßt schon eine meßbar dicke Erdschicht zurück und diese dient als Standpunkt für manche verschiedene zierliche Moose, denen immer stärkere und größere Laub- und Lebermoose folgen, bis Humus genug vorhanden ist, um größeren Pflanzen Nahrung genug zu geben.

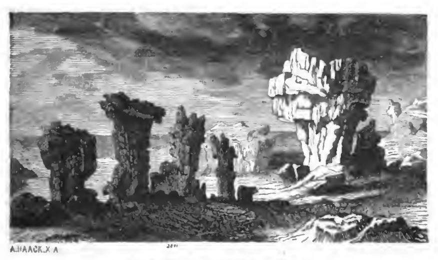
Aber wo kommen die Saamen her? O auch dafür weiß die Natur Rath. Eine große Menge Früchte der Palme und vieler anderer Nüsse tragender Bäume halten eine mehrere tausend Meilen lange Reise aus, ohne ihre Keimkraft zu verlieren, man könnte sogar sagen, daß eine solche Reise in Seewasser ihnen dienlich sei, indem sie so viel leichter, viel schneller keimen, nachdem sie hinlängliche Zeit im Seewasser geweicht gewesen. Wohin die Meereswellen die abgebrochenen Korallenzacken geworfen haben, dahin werfen sie natürlich noch viel leichter eine Cocosnuß. Was nicht weit genug auf den Strand rollt, wird allerdings von der nächsten Welle wieder zurückgerissen, und es mögen wohl tausend Nüsse auf den Strand rollen, bevor eine weit genug und sicher genug gefallen ist, um zu keimen, Wurzeln zu schlagen und zu wachsen, allein schließlich bildet sich doch solch ein Kranz von Bäumen und wir erhalten einen Hain, wohl nur hundert Schritte breit, aber doch die ganze Lagune umkränzend. So kommen Pflanzen von Sumatra, Malakka hieher wie der Kimiri, so die Cocosnuß von den Lakadionen, durch ihre Gestalt und Größe leicht kenntlich, die Dadasz, welche von den Malayen mit der Pfefferrebe gepflanzt wird, um dieselbe durch den schlanken Stamm und seine Dornen zu unterstützen, so der Seifenbaum, die Sagopalme, die Ricinuspflanze. Von der Insel Java kommt der Teak-Baum und das Gelbholz hieher, von Neu-Holland die rothe und die weiße Ceder und mehrere Eukalyptus-Arten.

Die weichen Saamen werden allerdings zerstört und da die Zahl der harten nußartigen Saamen, welche dem Wasser Widerstand leisten, beschränkt ist, so wird natürlich die Mannigfaltigkeit der Pflanzen auf den Koralleninseln nicht so groß sein; Chamisso und Darwin zählen nur einige zwanzig und beide behaupten, daß sie den Inseln nicht eigenthümlich wären, sondern daß ihre Heimath an den amerikanischen oder asiatischen Küsten zu suchen sei.

Es giebt nun noch einige Saamen, welche so wenig zerstörbar sind, daß Thiere, welche sie fressen, sie unverdaut von sich geben. Manche Menschen, welche die Unart haben, die Kirschen mit sammt den Steinen zu verschlucken, können diese Beobachtung an sich selbst machen. Aus dem Dünger der Pferde suchen Sperlinge, Lerchen, Tauben die unverdauten Körner, aber selbst die Vögel, obschon ihre Verdauungskraft eine bei weitem größere ist als die der Säugethiere, verdauen keinesweges Alles was sie an Saamen fressen; hieher gehört der Mais, der Reis, der Saamen der Pisangfrucht und manche andere hartschalige Kernfrucht. Die Saamen des Pisang sind klein, schwarz, überaus hart, sind zwar sehr gering an Zahl in einer solchen Frucht, läßt aber ein Vogel auch nur ein Saamenkorn davon fallen und gelangt dieses auf guten Boden, so ist nach einem halben Jahr eine ausgereifte Pisangfrucht entstanden, deren Wurzel immer neue Schößlinge treibt, deren Früchte umherirrenden Vögeln zur Nahrung dienen und deren Saamen theils gleich an Ort und Stelle keimen, theils aber von Vögeln weiter getragen zur Befruchtung anderer Inseln dienen.

So ruhen diese schönen, anfangs unfruchtbaren, nunmehr reich begrünten und befruchteten Inseln im Schooße des Meeres, bis der Zufall Bewohner dahinführt. Von irgend welcher fernen Gegend verschlagen, gelangt ein neuer Adam und eine Eva oder es gelangt gleich eine größere Anzahl von Individuen dahin und die Bedingungen zur Bevölkerung sind nunmehr gegeben. Hunderte von Meilen — mehrere Hunderte von Meilen reisen solche sogenannte Wilde absichtlich, wie leicht können sie dabei auf noch größere Strecken verschlagen werden. Ist die Insel alt genug, hat sie sich schon ein paar Jahrtausende lang über die Meeresfläche erhoben, ist der Kranz von Palmen, Pandanus, Brodfruchtbäumen, von Schlingpflanzen und von Mehl tragenden Gräsern zu einem Dickicht geworden, so reich, daß es verspricht, ihnen und ihrer Nachkommenschaft genügende Nahrung geben zu können, so bleiben die Ankömmlinge an Ort und Stelle; scheint ihnen die Vegetation zu dürftig, so erholen sie sich von den Beschwerden ihrer Reise, sammeln Früchte, sammeln überhaupt Vorrath und schieben ihre Piroguen wieder in das Meer, um einen besseren, einen günstigeren Aufenthalt zu suchen. So mag es mit vielen Inseln geschehen sein, denn hier in diesem Archipel (welcher, falls man die Gilberts-Inseln mit dazu zählt, 20 Grade der Breite einnimmt) sah ich eine Menge von wirklich ganz unbewohnten Inseln, obwohl sie auch schon eine ganze hübsche, aber doch wohl noch zu dürftige Vegetation zeigten.

Auf welche Weise die Korallen ihre Bauten ausführen, wie sie in größeren Massen zusammenhängen und wie die empörten Wogen zwischen den festeren, massenhaften Stämmen die kleineren Blöcke herauswaschen, deutet unsere Zeich-



Korallenbildung in einzelnen Felsmassen.

nung an. So sehen die äußeren Ränder aus, der größere Theil der Insel, welcher nach dem Meere zu gerichtet ist, so sieht es auch unter Wasser aus und dies ist ein großes Glück für diejenigen, welche sich hinter diese Felsenblöcke geflüchtet und dort angesiedelt haben. Das sind Wellenbrecher, an ihnen zerstäuben die gewaltigen Meereswogen, durch sie wird gebrochen, was in kompakter Masse auf das Ufer geworfen, dieses nicht blos auf drei — vierhundert Schritt, sondern bis zur Lagune hin überlaufend und jede Möglichkeit irgend einer Vegetation auf das Vollständigste hindern würde. Diese Wellenbrecher aber verursachen, daß die zerstörende Masse der mächtigen Wogen in Staub zerrinnt und sowohl in Gestalt weißen Schaumes eine schöne Strecke überläuft, aber doch einen hinlänglich großen Rand freiläßt, den sie nicht berührt, wo die tropische Vegetation sich ungestört ausbreiten kann, so weit es der dürftige Boden gestattet, dem allerdings die Feuchtigkeit und die Wärme der tropischen Zone zu Hilfe kommt.

Neunundvierzigstes Kapitel.

Wassermangel auf den Korallen-Inseln. Unglückliche Erhebung der Oberfläche. Brandung, welche die Korallen-Inseln von allen Seiten umgiebt. Die Radak-Inseln. Lagediak, der alte Häuptling, welcher noch Chamisso gekannt hat.

Das größte Uebel dieser Inseln besteht in dem Mangel an Trinkwasser, daher die sämmtlichen kleineren unbewohnbar sind, mit den größeren ist dies etwas Anderes, sie zeigen schon Anfänge von Thälern und Hügeln, die Gipfel der letzteren liegen 50 und wohl auch mehr Fuß über dem Wasserspiegel der See, dort kann man in den Senkungen theils Cisternen anlegen, in denen sich das Regenwasser ansammelt, theils Brunnen graben, die dann filtrirtes Seewasser geben, welches des größten Theiles seines Salzgehaltes durch die Filtration beraubt ist. Diese höher gelegenen Inseln widersprechen der Ansicht Darvins von den Senkungen. Bis auf diese Höhen wirft das Meer weder Steine noch Trümmer und der Sand ist nicht fein genug gerollt worden, ist nicht lange genug der schleifenden Wirkung des Wassers ausgesetzt, um zart genug geworden zu sein, so daß der Wind ihn bewegen, ihn als Flugsand weiter führen könnte, wie es der Fall ist bei Flüssen wie Rhein und Weichsel, die das anfangs grobe Gestein immer mehr zerkleinern, je weiter sie es abwärts führen, bis aus dem Geröllе und Geschiebe Kies, grober Maurersand, feiner Sand und endlich Schlich wird, welcher in das Meer geführt und darin längs der Küsten vertheilt nunmehr von dem Wellenschlage wieder an das Ufer geworfen wird und wenn er trocken geworden durch den Wind aufgehoben und als ein kaum fühlbarer Staub immer weiter nach dem Innern geführt wird, anfänglich

nur Dünen bildend, dann aber eine zweite, eine dritte Reihe, parallel mit der ersten schaffend und so das Land auf viele Meilen weit überfluthend, die kultivirten Landstrecken versandend und schließlich die armseliger werdenden Dörfer ganz bedeckend, wie dies in den sogenannten Landes im südlichen Frankreich bereits auf Hunderte von Quadratmeilen geschehen ist.

Dort hätte es der Fleiß der Menschen hindern können, wenn er geneigt gewesen wäre, bescheidene Gräser, welche mit schlechtem Boden vorlieb nehmen, oder Birken, Weiden, Föhren, Haidekraut und dergleichen zu pflanzen. Hier ist es nicht nöthig, denn die Körner, aus denen der Grund besteht, die zertrümmerten Kalk und Korallenmassen sind nicht klein genug, bieten nicht genug Oberfläche dar, um vom Winde aufgehoben und fortgeführt zu werden. Diese hohen Koralleninseln sind also nicht, wie Darwin von allen behauptet, in der Senkung begriffen, sonst könnten sie nicht so hoch aus dem Meere herausragen; bei ihnen scheint das umgekehrte Verhältniß stattzufinden, der Grund auf dem sie ruhen, ist gehoben und sie überragen die See, bis zu deren Oberfläche die Korallenthierchen zu bauen vermochten, um diejenige Anzahl von Fußen oder Klaftern, um welche ihre Grundlage gehoben worden ist.

In Folge dieser Erhebungen, dieser Hügel und Thalbildung liegt eine reichere, mannigfaltigere Vegetation, dort sieht man auch gar nicht selten kleine Süßwasser-Seen oder Moräste. Es giebt solcher Insel viele, deren inneres Meer, deren Lagune meilenbreite, ja nicht selten einen solchen Durchmesser hat, daß man nicht von einem Ufer bis zum anderen sehen kann, was ungefähr vier Meilen voraussetzt. Die Krümmung der Erdoberfläche hindert das Ueberschauen derselben und man sieht das jenseitige Ufer nur durch Luftspiegelung, durch das sogenannte Seegesicht, eine Art fata morgana. Diese Inseln haben auch einen bewohnbaren Rand von einer halben, vielleicht von einer ganzen Meile Breite, bieten also acht bis fünfzehn Quadratmeilen Flächenraum dar, auf solchen vermag sich eine ganz anständige Zahl von Menschen zu nähren, dennoch sind sie im Verhältniß zu ihrer Größe nur sehr gering bevölkert.

Die Ansicht, welche eine solche Insel gewährt, ist immer dieselbe, ein breiter Strich schäumenden, tosenden Wassers selbst bei völliger Windstille. Auch bei der größten Ruhe wogt das Meerwasser auf und nieder und die Gezeiten führen das Wasser heran und zurück. Mitten auf dem Meere sieht die Oberfläche desselben glatt und spiegelblank aus und man wird sich vergeblich Mühe geben wahrzunehmen, daß es wirklich in Bewegung ist. Die Zackenblöcke und Felsen, welche sich auch auf dem Lande zeigen, wie wir Seite 311 dieselben gesehen haben, bieten den Wogen einen lebhaften Widerstand und an ihnen zerstieben und zerschellen die herangetriebenen Wassermassen, so daß ein breiter Rand von Schaum das Erste ist, was sich dem Auge des Nahenden zeigt. Ein weithin schallendes Getöse, das Erste, was das Ohr des Reisenden berührt, dieses ist

auch zur Nachtzeit das immerfort sichere Warnungszeichen für den Reisenden. Der wachhabende Matrose hört die Brandung meilenweit bevor er sie sieht.

Dem Näherkommenden erscheint auch noch über dem weißen Schaumstreifen ein schwarzer Strich, der diesen Schaum von dem Himmelsgewölbe trennt. Bei noch größerer Annäherung gewahrt man einen sich stets mehr und mehr ausbreitenden Raum zwischen der weißen Linie und der schwarzen und in kurzer Zeit nimmt man wahr, daß der weiße schäumende Strich die Brandung, der schwarze, nunmehr dunkelgrün gewordene die Vegetation der Insel und der Zwischenraum, welcher beide Linien trennt, der vom Pflanzenwuchs ganz freie, von den Wellen stets überspülte Strand der Insel sei.

So zeigen sich alle Koralleninseln, groß oder klein. Von der Bewohnbarkeit nimmt man nichts wahr, es sei denn, daß man aus vorhandenen Cocospalmen darauf schließen wollte. An der Lagune stehen die Hütten, nur ein Europäer, der sich vornehm isoliren will, erbaut sich sein Haus am äußeren Rande des Gebüsches, statt am inneren. In solchem Falle wird man allenfalls ein weißes Gebäude oder ein paar aus dem Grün der Wälder hervorleuchten sehen. Solchen Fall ausgenommen, muß man erst zu der Lagune dringen, um die freundlichen, anmuthigen Hütten der Eingebornen vereinzelt oder in Gruppen vereinigt wahrzunehmen. Menschen sieht man auf dem äußeren Strande nur unter dem Winde der Insel, wo die Brandung nicht so heftig ist und wohin sich gewöhnlich die Lagune mit ein oder mehreren Pforten öffnet, das ist also bei allen im Westen derselben, weil der Passat, der herrschende Wind, von Osten kommt.

Von einer solchen Seite her näherten wir uns auch einer der größeren Radak-Inseln. Die Einfahrt war als wir uns zeigten, mit vielen Eingebornen besetzt und die aufgenommene Sonnenhöhe, verglichen mit der Länge, ließ uns glauben, daß es die Insel Otdia sei, der wir uns näherten.

Als wir nahe genug waren, um zu erkennen und erkannt zu werden, sahen wir mit unseren Fernröhren die Leute in sehr ängstlichem Gespräch, sie deuteten offenbar nach unserem Schiffe und wie mir scheinen wollte mit unverkennbaren Zeichen der Angst, vielleicht machte es unsere Flagge, die ihnen unbekannt sein mochte, denn die Radak-Inseln sind eigentlich nur von Russen, von Krusenstern und Kotzebue besucht worden. Wenn andere Schiffe sich hier gezeigt haben, so ist es ganz spurlos an den Leuten vorübergegangen, wahrscheinlich weil die Zeit ihrer Anwesenheit immer eine sehr abgekürzte war. Von dem ersten Erscheinen mag den Eingebornen wohl keine Erinnerung übrig geblieben sein, der Aufenthalt Kotzebue's aber war ihnen zu unserem nicht geringen Erstaunen noch im Gedächtniß, was man wohl der außerordentlichen Liebenswürdigkeit und Gutmüthigkeit Chamisso's zuzuschreiben hat, denn Herr von Kotzebue leidet nicht an einem unverhältnißmäßigen Ueberfluß dieser beiden schönen Tugenden.

Wir legten den „van der Kapellen" in einer Tiefe von 18 Faden vor

Anker und setzten dann die Schaluppe aus, um die Insel zu besuchen, was offenbar einen noch größeren Schrecken verbreitete, als die Annäherung des gewaltigen Schiffs. Ich hatte den Kapitain gebeten, mir eine russische Flagge mitzugeben (bekanntlich führen alle größeren Schiffe die Flaggen der seefahrenden Nationen mit sich, theils um bei Begegnungen denselben Ehrenbezeigungen zu gewähren, theils um über die eigene Nationalität zu täuschen, dem Begehren konnte daher leicht gewillfahrt werden), diese entfaltete ich, als wir uns nahe genug an der Insel befanden und sich bereits eine gewisse Neigung kundgab, den Strand zu verlassen.

Sobald sie die Farben, welche den älteren von ihnen gewiß noch im Gedächtnisse waren, erkannten, erhob sich plötzlich ein großer Jubel, die sich Entfernenden kehrten zurück und Alle kamen, so viel es sich thun ließ, der Schaluppe entgegen. Wir wurden gelandet, wir wurden auf den Schultern aus der Schaluppe gehoben und immer mehr und mehr sammelten sich und riefen: Aïdara! Aïdara! (Freunde, Freunde.)

Ich wollte sehen, ob sie sich noch ihres Wohlthäters erinnerten, und nannte den Namen Chamisso's; da spitzten sie die Ohren und riefen: Tamitto! Tamitto! Aïdara Tamitto! und die Männer liefen zu den Frauen und die Frauen und die Mädchen hoben die Kinder empor und zeigten auf das Schiff und riefen: Aï Tamitto! (da ist oder da kommt Chamisso.)

Wir wurden nach dem Innern geführt und kamen bald an ein überaus freundliches Dörfchen, an den Ufern der Lagune gelegen, in welchem der Häuptling der Insel, Lagediak wohnte, ein Greis von 70 Jahren wenigstens, aber rüstig und lebendig und voll Theilnahme an dem, was ihm seine Kinder erzählten. Voll Erstaunen fragte er mich, ob es wahr sei, daß Tamitto und Totabu (Kotzebue) und Etol (Eschholz), der immer so lustig gewesen sei, komme und sie besuchen wolle.

Ich sagte ihm, man habe mich wohl mißverstanden, wenn man dieses aus meinen Reden entnommen, wir seien nur gute Freunde der Männer, die wir genannt, aber wir seien von ihnen abgeschickt worden zu den Männern, zu den Frauen und Kindern von Radak, um sie zu grüßen und ihnen zu sagen, daß sie noch immer ihrer gedächten und sie liebten und sich mit Freuden an die schönen Tage erinnerten, welche sie hier zugebracht.

Der Greis war sehr betreten, als er hörte, daß seine Hoffnung, die Wohlthäter wiederzusehen, nicht in Erfüllung gehen solle, doch schien er sich einigermaßen zu trösten, als ich ihm die Versicherung gab, Totabu und Tamitto würden nach einigen Sonnenläufen selbst hieher kommen und ihre Freunde noch einmal besuchen, bevor sie für immer aus diesem Leben schieden.

Dies erhob den alten Mann wieder und er sagte mir, daß wenn sie kämen sie finden würden, daß ein Jeder seiner Untergebenen sich ihrer mit

Freuden erinnere. Wie hätten die lieben Leute sich betrübt, wenn sie gewußt hätten, daß ihre Freunde und Wohlthäter schon vor 20 Jahren gestorben waren.

Der wackere Alte hatte das einzige Hilfsmittel der Völker, welche nicht mit der Schriftsprache bekannt sind, er hatte die mündliche Ueberlieferung benutzt, um seinen Nachkommen zu hinterlassen, was die ihnen so befreundeten Männer für sie gethan, und die Saamenkörnlein waren auf fruchtbaren Boden gefallen und waren fortgewachsen, vielleicht weniger von Mund zu Mund, als von Herzen zu Herzen, denn mit wahrer Rührung empfand ich, wie man überall mit einer unbeschreiblichen Liebe, besonders des freundlichen und milden Chamisso gedachte, obwohl die ganze jetzige Generation zehn, zwanzig und dreißig Jahre später geboren war, als er seinen Fuß auf das Land gesetzt.

Und wie edel ist gerade diese Dankbarkeit, da die gehofften Wohlthaten keinen Erfolg gehabt. Der wackere Chamisso hat eine Menge verschiedener Pflanzen, welche für die Insulaner von der höchsten Wichtigkeit hätten werden müssen, mit eigenen Händen gesäet und gesteckt und die Leute unterrichtet, wie sie dieselben pflegen und wie sie für künftige Zeiten die Pflanzungen erneuern sollten. Aber die ganze Mühe war vergeblich, es fehlte für Wassermelonen, Kürbis, für Erbsen, Bohnen und andere Früchte, für Rüben, Kartoffeln und dergleichen, welche nur eines Sommers bedürfen — es fehlte an fruchtbarem Boden und an häufigem Regen; aber eine furchtbare Landplage wirkte noch vernichtender, als die beiden gedachten Uebel oder Mängel. Eine unglaubliche Zahl von Ratten bevölkert die Inseln, welche von Menschen bewohnt sind, und diese widerwärtigen Thiere zerstörten den größten Theil der angelegten Pflanzungen und Gärtchen. Es muß Vandalen auch unter den Thieren geben, nicht blos unter den Menschen. Vandalen, welche zerstören lediglich aus Zerstörungsluft, welche zerstören, auch wenn sie nichts davon haben. Die Ratten zerstörten die kleinen Gärtchen ohne die gekeimten Körner zu fressen, ohne die Keime irgendwie für sich zu verwenden. Chamisso selbst hatte den Kummer, zu sehen, wie seine gute Absicht vereitelt wurde, nur wenig Kürbis oder Melonen wurden gerettet, und da ich jetzt nichts mehr davon sah, so scheint mir dies ein Zeichen, daß die ganze Mühe wirklich eine vergebliche war, nnd man hat um so mehr Ursache, diesen erhabenen Charakterzug bei den Eingebornen zu bewundern, welche die Absicht wohl zu thun, so hoch anschlagen, daß sie die Erinnerung an die Männer, welche diese Absicht hatten, festgehalten und fortgepflanzt haben von Generation zu Generation bis auf die jetzige Zeit.

Fünfzigstes Kapitel.

Chamisso's Versuche, die Inseln mit nützlichen Pflanzen zu versorgen. Die Ratten, deren gefährlichste Feinde. Katzen dagegen nicht ausreichend. Eine junge Schönheit von den Radak-Inseln. Liebliche Art, sich zu kleiden und zu tattowiren.

Chamisso erkannte die Ratten als die schlimmsten Feinde seiner Schöpfungen und beschenkte die Insel (welche auch die Romanzow-Insel genannt wird) mit zweien trächtigen Katzen. Das mochte wohl damals sehr zweckmäßig gewesen sein, jetzt kennt man bessere Mittel und ich wandte sie an.

Schon als Chamisso zum zweiten Male wiederkehrte, war die Zahl der Katzen recht bedeutend geworden, aber die Zahl der Ratten hatte natürlich nicht abgenommen. Nehmen wir an, die beiden trächtigen Katzen hätten in anderthalb Jahren eine Nachkommenschaft von Zwanzigen gehabt und jede Katze hätte täglich eine Ratte verzehrt, was würde es geholfen haben, die Zahl um zwanzig zu vermindern, wenn sie durch die Nachkommenschaft um fünfzig vermehrt wird.



Ein Einwohner von den Radak-Inseln.

Die Katzen wurden aber zugleich Feinde der wenigen Vögel, die auf den Inseln nisteten, und wurden durch ihre Zahl und ihre völlige Verwilderung sehr verwegen, daß sie die Menschen sehr zu belästigen anfingen und sich diese ihrer nicht einmal erwehren konnten. Ich räumte unter Katzen und Ratten gewaltig auf, die Katzen schoß ich und die Ratten vergiftete ich durch die allgemein bekannte Phosphorpaste. Der Sohn des wackeren Lagediak, dessen Bild wir hier geben, war sehr erfreut über die Verwüstungen, welche ich

unter den beiden, nachgerade sehr überhandnehmenden Thiergeschlechtern anstellte und er wußte nicht, wie er mir Dank bezeigen sollte für die Wohlthat. In der Voraussicht aber, daß es wohl unmöglich sein dürfte, während meines kurzen Aufenthalts die Thiere alle zu vertilgen, was jedenfalls das Beste gewesen wäre, suchte ich ihn zu ermuntern, selbst das Geschäft zu übernehmen, und um dieses desto sicherer zu bewerkstelligen, machte ich ihn nicht allein aufmerksam auf den Schaden, den die Insel dadurch erlitt, sondern auf den Vortheil, den er davon haben könne, wenn er das Nützliche benutze. Ißt man in Paris die Katzen als Hasen und in China und Japan die Ratten als Leckerbissen, bezahlt man sie in einer belagerten Festung mit einem Thaler das Stück und braten die Turkos in Algier dieselben dutzendweise zum Mittagessen, so kann ich gar nicht einsehen, warum die Bewohner der Radak-Gruppe sie nicht als gewöhnliches Nahrungsmittel essen sollten, um so mehr, als sie oft genug von Hunger und Noth heimgesucht werden.

Der wackere Mann gestand dies zu und auch, daß er schon häufig dies vortreffliche Wild gegessen habe, da Noth nicht gerade dasjenige sei, was sie am seltensten berühre, und daß im vorliegenden Falle die Ratten immer herhalten müßten. Nun aber zeigte ich ihm auch noch die Benutzung der Felle. Die Eingebornen pflegen die zu ihrer Nahrung bestimmten Thiere nur zu enthaaren und dann zu braten. Ich zeigte ihm, wie man sie ausziehe, wie man sie ausgespannt trocknen müsse, wie man sie dann durch Reiben zwischen den Händen weich und schmiegsam gemacht, hierauf an einander geheftet zu Decken verwenden könnte, welche dann angenehmer und weicher seien, wie die bloßen Matten, die sie auf den Erdboden breiteten. Da sich bei meiner Jagd alltäglich eine große Menge der erlegten zusammenbringen ließ, so konnte ich ihm das Angerathene sofort zeigen; ich beschenkte auch seine Tochter mit einer hübschen Anzahl starker Nähnadeln und lehrte sie die Zusammensetzung zu größeren Flächen, und da alles Neue von den guten Leuten mit großer Emsigkeit aufgefaßt wird, so war eine Decke aus hundert Rattenfellen und eine größere aus etwa dreißig Katzenfellen schon am nächsten Tage fertig, und einen Tag später wurde mir erzählt, welche Wohlthat ich dem greisen Lagediak erwiesen, der zum ersten Male auf der größeren Katzendecke schlafend und mit der Rattendecke zugedeckt, nicht mehr gefroren habe.

Noch einen Tag später sah ich vor vielen Häusern die liebreizenden jungen Mädchen mit dem Nähen solcher Decken beschäftigt, eine allgemeine Jagd auf Ratten und Katzen wurde veranstaltet und ich hoffe hiedurch besser als durch andere Veranstaltungen für die Vertilgung der schädlichen Thiere gesorgt zu haben; hatte auch die Freude, die schöne Ukauka, Lagediaks Enkelin, zu sehen, welche mir ein leichtes flaches, aus Palmblättern geflochtenes Körbchen mit Früchten brachte, um sich zu bedanken für das, was sie von mir gelernt (nicht durch den Vater gesendet, sondern aus eigenem Antriebe).

Das Mädchen war so reizend, wie man sich eine Brünette nur denken

kann, und die Milde und Freundlichkeit der Züge wurde nicht durch irgend welche Tattowirung entstellt, welche sich bei diesen Völkern (überhaupt auf der ganzen Gruppe von den Carolinen bis hieher) nicht über das Gesicht erstreckte, und auch auf dem übrigen Körper nur sparsam und nur als eine bunte Zierde vertheilt ist. Ukauka hat eine Art Chemiset von bunten Farben und in punktirter Manier tattowirt, demnächst nur noch die Hände und Handgelenke, ebenso die Fußgelenke, der ganze übrige Körper war frei und zeigte sich in seiner natür-



Ein junges Mädchen von den Radak-Insel.

lichen und wahrlich großen Schönheit. Frauen und Mädchen fühlen sehr wohl, daß ihnen die hellere Farbe wohlsteht und den Männern besser gefällt, als die dunklere, sonnenverbranntere, daher gehen sie auch beinahe niemals ohne eine Umhüllung, ohne eine äußerst fein und weich geflochtene Matte, welche sie wie ein leichter luftiger Mantel, man könnte sagen wie der Burnus den Kabylen bedeckt, im Schatten und in der Hütte zwar immer abgeworfen wird, dagegen bei Tage im Freien auch niemals fehlt. Dieses Kleidungsstück ist ihnen so viel

werth, daß sie es am Strande niemals, auch gegen für sie sehr kostbare Dinge, vertauschen. Sie hätten ja dann ohne Mantel nach Hause gehen müssen; bei sich in der Hütte dagegen war der Mantel ihnen für einen sehr geringen Preis feil, sie brauchten ja nur einen anderen umzuhängen.

Ich war gerade in dem Wäldchen, welches die Lagune säumt und welches, da die ganze Insel nicht mehr als 100 Einwohner zählt, sehr einsam ist, mit der ferneren Jagd nach Katzen beschäftigt. Der Wald hat etwa eine Viertelmeile Breite und da er sich um die ganze Lagune zieht, so hat er mindestens drei deutsche Meilen Länge. Es mochte wohl schwer sein, mich hier aufzufinden, Ulauka aber, welche so wenig wie ein anderes Mädchen zu dem Lager der Matrosen oder an die Schaluppe gekommen war (vor der Gemeinschaft mit den Europäern hielten sich Alle auf das Züchtigste zurück), mußte mich wohl im Walde aufsuchen, wenn sie nicht auf den Zufall, daß ich zu ihrem Vater käme, warten wollte. Der Knall meines Gewehres konnte sie übrigens leiten und auf einmal sah ich das liebliche Kind neben mir. Sie suchte mir zu verstehen zu geben, daß die Früchte für mich seien und auch der Korb, den sie selbst geflochten. Glücklicherweise hat dies kleine Möbel auf den Radak-Inseln nicht die Bedeutung, die es bei uns hat, sonst würde ich mich unangenehm berührt gefühlt haben.

Ich nahm dankend das mir gebotene Geschenk an und indem ich mit ihr plauderte, nahm ich eine Mappe zur Hand, um einige Züge von ihr zu entwerfen. Den Mantel warf ich ihr von den Schultern und da es hier sehr schattig war, hatte sie nichts dawider, allein mir ward bald diese Beschäftigung peinlich, denn ich fühlte, daß meine Hand nicht so sicher war, wie zur Auffassung des freundlichen lieblichen Bildes nöthig, ich nahm daher meine Mappe zusammen und hoffte, durch die Augen mehr als durch den Bleistift für das freundliche Bild zu thun, setzte mich und bat Ulauka, ein Gleiches zu thun, was ohne die geringste Scheu geschah.

So viel hatte ich nun schon von der Sprache der sämmtlichen Insulaner heraus, daß sie auf das Malayische, wenn auch mit einigen schwierigen Wendungen zurückzuführen war, und indem ich mit dem Mädchen zu plaudern versuchte, fand sie einen gelehrigen Schüler an mir und ich eine gelehrige Schülerin an ihr, wir verständigten uns bald und da es hier schattig und einsam war, so weigerte sie sich nicht, mir die Begrüßungsart zu geben, welche Neigung, Freundschaft, vielleicht auch Liebe andeutet, sie rieb ihre Nase an der meinigen.

Lache nicht, liebe Leserin. Unzweifelhaft ist es schon eine Gunst, wenn du mir die Fingerspitzen zur Berührung mit meinen Fingerspitzen giebst, eine größere schon, wenn du mir die Hand reichst, eine noch größere, wenn du mir erlaubst, einen Kuß darauf zu drücken, und ein Zucken deiner Finger zeigt, daß es dir nicht unlieb sei.

Wenn dieses schon der Fall ist, warum soll das Aneinanderreiben zweier Nasen nicht gleichfalls eine Gunst sein? Und in der That als eine solche betrachtete ich diese Begrüßungsform um so mehr, als ich wahrgenommen hatte, daß diese Gunstbezeugung zwischen Männern und Frauen, selbst wenn sie verheirathet sind, nur im verschwiegenen Schatten des Waldes oder des häuslichen Kämmerleins ertheilt wird.

Mir war aber dieses doch nicht ganz genug und als das schöne Mädchen so neben mir in dem weichen, schwellenden Grase unter dem geheimnißvollen Schatten der Pandanus und Brodfruchtbäume lag, da versuchte ich der Begrüßung durch die Nasenspitzen eine etwas veränderte Richtung zu geben und statt dieser letzteren die Spitzen der Lippen in Anwendung zu bringen.

Sonderbar, das Mädchen schien dieses noch nie gefühlt zu haben, denn als ihr Mund und der meinige sich berührte, durchzuckte es sie wie ein electrischer Schlag. Ich kann mir solch einen Unterschied in der Empfindung zwischen dort und hier wohl vorstellen, in unsern Gegenden wird das Kind von seiner Geburt an schon von Vater und Mutter geküßt. Mädchen küssen einander, Knaben und Mädchen thun es hoffentlich in aller Unschuld und trotz dessen hat der erste Kuß den die erwachsene Jungfrau dem erwachsenen Jünglinge giebt, doch etwas zaubrisches und unbeschreibliches. Man wird es mir wohl schwerlich übel nehmen, wenn ich sage nicht nur unbeschreibliches, sondern unbegreifliches. Wer auf der Welt mag begreifen, daß die Begegnung zweier Lippenpaare ein solch Entzücken verursacht, wenn er weiß, daß dieselbe Begegnung zweier Lippenpaare Ekel, Widerwillen, Schauer u. s. w. verursacht, wenn eines der beiden Lippenpaare Jemanden gehört der keine Zuneigung in dem Besitzer des andern Lippenpaares zu erregen wußte.

Dies ist ungefähr so als mühte sich ein Philosoph ab, einem jungen Menschen vorzudemonstriren, daß er dieses oder jenes Mädchen doch eigentlich lieben müsse, denn — u. s. w.

Es giebt gewisse Bedingungen unter denen die Electricität auftritt, sind diese Bedingungen nicht vorhanden, so tritt sie nun einmal nicht auf, ebenso giebt es gewisse Bedingungen, unter denen die Liebe, unter denen Nervenreiz u. s. w. auftreten, wo die Bedingungen nicht vorhanden sind, kommen sie nicht zum Vorschein, der ganze Unterschied ist, daß man bei der Electricität die Bedingungen kennt, bei der Liebe aber nicht. Es gelingt immer Electricität zu erzeugen, wenn man die Bedingungen herbeiführt, aber freilich gelingt dies nicht mit der Liebe. Zwei Personen von gleicher Schönheit treten einander gegenüber, sind lange oder sind kurze Zeit bei einander und lieben sich nicht, sie sind nicht der Liebe unfähig aber diejenige, welche sein Herz gerührt hat ist häßlich im Vergleich mit derjenigen, welche er verschmähete, und derjenige, auf den sie ihr Auge wirft ist nicht zu vergleichen mit dem, welchen alle Anderen schön finden, nur sie nicht. Darüber läßt sich gar nichts sagen, das ist Geschmacksache, darum

wollen wir die ganze Betrachtung hier beendigen und ich will nun darauf zurückkommen, daß die Bedingungen zur Erregung jener wunderbaren Empfindungen zwischen Ukauka und mir vorhanden waren.

Ich hatte noch Besinnung genug um wahrzunehmen, welche blitzähnliche Erschütterung der Kuß hervorbrachte bei einem Mädchen, welches noch nie den Kuß einer Mutter, einer Schwester, eines Bruders empfunden, und ich vermochte mich ganz in Adams Stelle zu versetzen in dem Augenblicke als er die reizende Eva an seiner Seite fand, wenn auch nur durch Reflection; indessen Ukauka die Empfindung wirklich hatte, deren Vorhandensein ich mir vorstellte.

O wie rührend war diese Hingebung, wie süß das Bewußtsein beglückt zu werden und wie noch unendlich süßer die sich mir aufdringende Ueberzeugung ein unbeschreibliches und ungeahntes Glück zu gewähren, welches, ich möchte fast sagen, mit einer Art von Resignation aufgenommen wurde und doch gleichzeitig mit einem so vollständigen Gefühl der Gegenseitigkeit. Hier konnte ich recht unzweifelhaft sehen, welch ein Unterschied gefunden werden muß in freiwillig gewährter und in erkaufter Empfindung. (Ich hüte mich wohl das Wort Liebe zu brauchen, denn diese kann überhaupt nicht erkauft werden.)

Noch viele Male sah ich das liebliche Mädchen, welches mir ihre Gunst geschenkt hatte, aber immer mußte ich sie erbitten und darum erhielt sie sich mir immer neu. Ich glaube nichts ist thörichter als die unbedingte Hingebung des Weibes, der Mann muß derjenige sein der durch Verweigerung einer Gunst gereizt, der nach langen Bitten durch Gewährung derselben beglückt wird. Wäre es nicht so, warum wären denn so viele Ehen unglücklich, da doch der schöne Mann sowie das schöne Weib die lebhaftesten Wünsche vieler anderen erregen. Wäre es nicht so, woher kämen denn die unzähligen Untreuen bei Personen, welche sich, wie man zu sagen pflegt, aus Liebe geheirathet haben?

Ueberhaupt ist das nahe Zusammensein nicht gerade das Beste was man für die Dauer des Glückes in einer Ehe wünschen kann und Lykurg hatte ganz recht als er Mann und Weib trennte, sie nicht in demselben Hause wohnen ließ und das eheliche Glück überhaupt in jenes Geheimniß gehüllt wissen wollte in dem unverheirathete Personen, welche sich lieben, ihr Glück finden.

Einundfünfzigstes Kapitel.

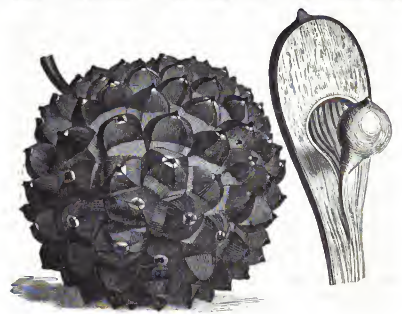
Die Gewächse der Inseln. Geringe Ausdehnung des fruchtbaren Bodens. Mittel die fruchtbaren Flächen zu vergrößern. Schätze die das Treibholz mitbringt.

Die Flora der Insel ist eine sehr dürftige. Chamisso hat daselbst nicht mehr als 59 Pflanzen gezählt, worunter sogar 7 sind, welche der Cultur erfordern, welche angesäet und gepflegt werden müssen. Ich war so glücklich zu diesen 59 noch zwei fügen zu können, welche er nicht gezählt, wiewohl Niemand ein größeres Recht darauf zu beanspruchen hätte als er, nämlich einen gewaltig hartschaligen Kürbis, welcher zwar nicht für ein Lieblingsgericht der Eingebornen gilt, obwohl er gegessen wird, der aber hauptsächlich durch seine Schale ihnen Nutzen gewährt, indem sie eine unzählige Menge von Schüsseln, Tellern, Flaschen, überhaupt von Gefäßen zur Aufbewahrung flüssiger und fester Lebensmittel daraus verfertigen — ferner eine höchst nützliche Nahrungspflanze, den Mais, welchen die Eingebornen durch schützende Umzäunung mit dem spiegelblanken und glasharten Bambusrohr zu schützen gewußt haben gegen die verwegenen Ratten, die sonst nichts unzerstört lassen, deren Zähne aber an dem Kieselschmelz der Rinde abgleiten.

Viele von den vorhandenen Pflanzen werden von den Eingebornen gepflegt wegen ihrer duftreichen Blumen, so die Orangen, welche sie zwar nicht zu veredeln, also auch nicht eßbar zu machen wissen, deren Blüthen sie aber mit besonderer Vorliebe benutzen, weil sie außerordentlich duftreich sind, so die Pancratien und die Pandanus und einige andere. Ob die Orangen übrigens schon so alt sind als der Besuch des durch Kotzebue geführten Schiffes, oder ob sie jünger sind weiß ich nicht zu sagen, Chamisso führt ausdrücklich an, daß er weder Pomeranzen noch Citronen hier gesehen. Ich habe dieselben gefunden, allerdings aber nur an Bäumen, welche schwerlich älter als 40 Jahre sein konnten. Es mag wohl sein, daß ein paar reife Früchte von den Sandwich-Inseln hierher getrieben sind und daß sie an den Strand geworfen, bevor die darin gefundenen Samen ein Raub der Verderbniß geworden.

Das nutzbarste Gewächs der Radak-Gruppe ist offenbar der genügsame Pandanus, der auf dem unfruchtbarsten Boden fortkommt, der so wenig Pflege und Nahrung braucht, wie unsre Erle und Birke und der doch eßbare Früchte trägt, die man gerade nicht mit unseren Goldreinetten oder Weinbirnen vergleichen kann, die vielleicht mehr Nahrungsstoff haben als diese und überhaupt nicht ohne einen angenehmen würzigen Saft sind. Gewöhnlich kauen die Leute denselben blos aus, die reicheren aber, die Häuptlinge, wissen sich dieser Frucht zu bedienen, ohne ihre Zähne daran zusetzen.

Die Frucht besteht, im Ganzen kugelförmig gestaltet, aus einer großen Menge prismatisch gebildeter einzelner Früchte, davon unsere Figur eine aufgespaltene zeigt, worin wieder der eigentliche Kern zu sehen ist. Wollte man die Frucht von außen zu essen versuchen, wie man es mit Aepfeln und Birnen macht, so würde man wenig Behagen an der Sache finden. Man bricht sie jedoch von einander, nimmt das zapfenartige Ende zwischen die Vorderzähne und sucht durch Nagen daran den wohlschmeckenden Saft so gut wie das nahrhafte Mehl herauszuziehen. Der äußere mit dem Blüthenrudiment versehene Theil wird ungenossen fortgeworfen. Die Gewinnung dieser Nahrung ist etwas schwierig,



Die Frucht des Pandanus.

es soll nicht selten die Vorderzähne kosten, dies ist leider wahr, daß viele von den Personen, welche ich auf den Inseln sah, die Vorderzähne bereits verloren hatten. Die Vornehmen verstehen sich den Genuß der Frucht und des Saftes zu verschaffen ohne ihre Zähne daran zu wenden, dieselben werden auseinandergebrochen, wie dies immer der Fall ist, dann aber wird der Saft und mehlreiche Theil über den scharfen Kanten geöffneter Muscheln ausgekratzt. Dieses Produkt genießen die vornehmen Leute theils frisch, theils wird die Paste an der Sonne und dann über gelindem Kohlenfeuer getrocknet und aufbewahrt, denn es ist dasjenige, was die Eingebornen ausschließlich aller anderen Nahrungsmittel als Proviant auf ihren Reisen nehmen. Diese Confitüre ist auf den

Radak-Inseln um keinen Preis zu kaufen, allein die Häuplinge verschenken den Mogan (so heißt dieser würzige Confect) an sehr begünstigte Personen als einen Beweis ihrer ganz besondern Achtung und Verehrung. Es ist eine Art Orden es ist die höchste Auszeichnung, welche sie zu gewähren vermögen, nur wird sie nicht im Knopfloch getragen, sondern gelegentlich gegessen.

Die Cocosnuß ist das nächst wichtige Nahrungsmittel, der darin enthaltene Saft wird getrunken, der schwach mandelartige fleischige Theil — ganz fälschlich der Kern genannt, denn dieser, der mittlere Theil der Nuß, ist nicht fest sondern flüssig, ist eben die sogenannte Cocosmilch, aus welcher sich die nährende Substanz absondert und an dem Holze der Nußschale festsetzt — wird gegessen, theils roh, theils mit anderen Substanzen gemischt und gekocht oder gebacken. Sie bereiten auch Oel daraus, indem sie das Innere der Nuß zerreiben, mit dem Safte einer anderen Nuß beträufeln und der Sonne aussetzen, abermals mit ähnlichem Safte beträufeln u. s. f., wodurch allmälig das Wasser verflüchtigt, das Oel aber immer mehr concentrirt wird, was man schließlich durch Ausdrücken gewinnt. Ich machte die guten Leute mit der einfacheren und ausgiebigeren Methode des Auskochens bekannt. Die Nuß wird auch noch gebraucht um das Holz des Baumes selbst genießbar zu machen. In Zeiten der Noth zerreibt man dasselbe zu Pulver und vermischt es theils mit dem Fleische der Nuß, theils mit dem Safte der unreifen Frucht, füllt damit ganz ausgeleerte reife Cocosschalen an und kocht die Masse darin zu einem steifen Brei. Die Cocosnußschale ist so hart, daß sie mehrmaliges Kochen aushält, wenn man nur die Vorsicht hat das Feuer nicht unmittelbar daran kommen zu lassen, es wird deshalb aus Wasser und Asche ein Teig gemacht, womit man die Schale äußerlich überzieht. Andere Gefäße haben die armen Leute nicht, es sei denn, daß man einige Muscheln dazu rechnen wollte, unter denen Chama Gigas vorzugsweise gebraucht wird um die Pandanusfrüchte auszukratzen und auch um auf Steinen abzuschleifen und als Messer zu benutzen. Steine haben nun diese Inseln allerdings nicht, den Madreporenkalk ausgenommen, den Korallenkalk, aus welchem sie von untenauf bestehen, allein die Meeresströmungen führen den Einwohnern Treibholz zu, Bäume, welche durch die austretenden Ströme der großen Continente niedergebrochen und fortgeschwemmt werden und welche dann den Meeresströmungen anheimfallen, von denen sie so gut auf die Küsten von Grönland, Island und Lappland, als auf die Inseln des stillen Oceans geführt werden. Diese Bäume, beinahe immer mit ihren Wurzeln fortgeführt, tragen zwischen denselben sehr häufig Gestein, dem Boden angehörig, auf welchem sie gestanden haben, und diese Stücke sind gar nicht selten von einer höchsten Kostbarkeit. Nicht gerade, daß es Smaragden, Rubine oder Diamanten wären, wohl aber weil es Sandsteine sind, die man zum Schleifen der Muscheln braucht und die man auch benutzt um aus dem Eisen, welches man hier findet, Werkzeuge zu schmieden.

Diese Angabe klingt eigentlich sehr drollig, woher soll in diese Kalkfelsen, in dieses Gebäude von Korallenthierchen Eisen kommen? Und doch ist es so, aber es ist nicht Eisenerz, welches man in dem Gestein fände, sondern geschmiedetes Eisen, welches man nach Stürmen obenauf findet.

Zertrümmerte Boote, Planken von Schiffen, eisenbeschlagene Eimer, welche zufällig über Bord fallen, Fässer mit eisernen Reifen, das alles sind Gegenstände, welche von dem Meeresstrom gleich dem Treibholz an die Küsten geworfen werden. Große Kostbarkeiten, welche daher auch zu den Regalien gehören und von dem Finder bei schwerer Strafe an den Häuptling abgeliefert werden müssen, der sie dann wieder nach Gunst als Geschenke von hohem Werth vertheilt. Auf diese Weise kommen die Eingebornen zu Nägeln und Messern, welche sie sich mit unsäglicher Mühe aus den gefundenen Reifen durch Abscheuern verfertigen.

Für die Schifffahrt bedient man sich des Eisens nie, die Theile werden nicht zusammengenagelt, dazu ist das Eisen ihnen zu kostbar, sie werden zusammengebunden, indem man den Bast der Cocosnuß oder einiger anderer Pflanzen dazu verwendet, überhaupt beruht auf dem Vorhandensein des Pandanus ihre Nahrung und auf der des Cocosbaumes ihre Schifffahrt, und die Verfertigung der Boote, der Schnüre und Segel ist eine Arbeit der sich selbst die reichsten Häuptlinge nicht entziehen. Den Bast zu diesen Schnüren liefert nicht allein die Cocosnuß, sondern auch die Aromae (eine Boehmeria aus der Familie der Nesseln) der Atahat, eine kriechende Pflanze und ein Hibiscus. Diese Pflanzen haben einen sehr starken, wie die Nessel, gleichzeitig sehr feinen und ganz weißen Faden. Mit dem Baste der Cocosnüsse der so gefault wird (geröstet sagt der Landmann), wie bei uns Hanf und Flachs, verbindet man die längeren Fasern der Bastpflanzen um einerseits die Haltbarkeit, andererseits die Dicke zu vermehren. Aus dem Baste der Nessel werden die feinen weichen Mäntel gewebt, welche die Frauen und Mädchen tragen. Aus den Fasern des Atahat macht man die Schürzen deren sich die Männer bedienen: ein Gürtel wie eine breite Schnur gestaltet, von welchem die brauen Fasern so lang herabhängen, daß sie über das Knie herniederfallen.

Zu den Nahrungsgewächsen gehört noch die Wurzel der Tacca, welche ein sehr gutes Satzmehl liefert, aber wenig benutzt zu werden scheint. Ferner die Banane, jedoch nur ganz vereinzelt, da es ihr an dem feuchten und nahrungsreichen Boden mangelt dessen sie bedarf.

Die Bewohner dieser Insel, ein harmloses glückliches Völkchen, glücklich durch Unverdorbenheit und durch wenig Bedürfnisse, sind doch unglücklich genug um einen furchtbaren Brauch unter sich einführen zu müssen, den nämlich, nur drei Kinder leben zu lassen und jedes folgende zu tödten. Die Mutter ist verpflichtet das vierte Kind, sobald es geboren ist, lebend zu begraben, auf den Hügel setzt man einen Stab mit ringförmigen Einschnitten als Denkmal. Nur

die Häuptlinge sind von diesem furchtbaren Gesetz befreit, welches in der Noth seinen Grund findet und diese Noth hat denselben nur in dem Mangel an fruchtbarem Boden. Ich suchte den Leuten, mit denen ich in Berührung kam, einige Begriffe von Gartenwirthschaft beizubringen, wie dieselbe für ihre Zwecke so wichtig und bedeutsam wäre. Ich zeigte ihnen, daß in vertieften Stellen, in denen sich das Laub der Wälder sammelte und häufte — fruchtbare Erde zu finden sei, ich lehrte sie dergleichen Stellen aufsuchen und bepflanzen, ich lehrte sie aber auch vorzugsweise größere Vertiefungen mit gesammeltem Laub ausfüllen sowie mit dem Moder vom Sturm niedergebrochener Bäume, ich lehrte sie dergleichen mit Steinen zu beschweren, damit der Wind das Laub nicht entführe, machte ihnen begreiflich, daß die Anhäufung dieser Substanzen jene Bedingungen enthielte, auf welchen die Ernährung der Pflanzen beruhe und versuchte ihnen auch einige Begriffe von thierischem Dünger beizubringen, namentlich von demjenigen, über welchen sie selbst disponirten. Dies war allerdings nicht leicht denn die Schamhaftigkeit der Leute ist so groß, daß sie von der Erfüllung natürlicher Bedürfnisse nur sehr ungern sprechen. Da mir indessen ihr Wohl recht thatsächlich am Herzen lag, überwand ich ihre Scheu zugleich mit der meinen, die nicht geringer war, weil ich sie nicht verletzen wollte. Ich deutete ihnen übrigens an, daß es ihnen wohlthätig sein würde, wenn jede Familie sich einen Ort aussuche, versteckt genug, um nicht gesehen zu werden, also im Schatten liegend und zugleich in der Nähe der Laubbäume mit deren abgefallenen Blättern man sofort bedecken könne, was unschönes man producirt. Ich rieth ihnen alle, auch die kleinsten Bedürfnisse, an einen solchen Punkt zu verlegen und ich gab ihnen die Versicherung, daß ihr eignes Wohl und eine Fülle von Genüssen daraus entspringen würde. Auch auf die Gräber der Kindlein rieth ich ihnen statt der dürren Stecken, Bäume zu pflanzen, allerdings konnten sie hievon die praktische und nützliche Anwendung nicht ahnen, allein ich dachte, wenn sie erst einmal die Bäume reich mit Früchten beladen sehen werden, so wird ihnen auch hievon der Nutzen einleuchten, vor allen Dingen aber machte ich ihnen begreiflich, daß — wenn sie meinem Rathe folgen wollten — sie nicht mehr nöthig haben würden, ihre armen jüngeren Kindlein, kaum dem Lichte geschenkt, wieder in die Finsterniß des Grabes zu versenken.

Zweiundfünfzigstes Kapitel.

Lebensweise und Sitten der Insulaner. Abendunterhaltungen, Tänze und Gesänge. Ihre Art Krieg zu führen. Sitten des weiblichen Geschlechtes.

Sehr häufig sah ich schöne, liebenswürdige Menschen im Schatten ihrer prächtigen Bäume vor den freundlichen und bequemen Häusern sitzen und sich unterhalten. Ueberall trat mir das Bild des Friedens und des häuslichen Glückes entgegen, überall anmuthige, leichte Sitten und trotz großer Armuth doch weder die Erniedrigung vor Mächtigen und Reichen, wie man sie leider in dem gepriesenen Europa findet, noch auch durch die Armuth bedingt, Laster und Gebrechen und Verbrechen. Die Familien lebten in einer liebenswürdigen Eintracht mit einander, wie oft habe ich den Abend zugebracht in dem kleinen Kreise der trefflichen, fröhlichen Menschen, welche nichts weiter wollten, als fröhlich sein und bei denen Heiterkeit die beste Empfehlung war, die fern von dem Gedanken an irgend welche eigennützige Absicht nichts weiter als glücklich sein und glücklich machen wollten. Der Abend wurde von diesen immer in Gesang zugebracht. Allerdings würde Gottfried Weber, der berühmte Theoretiker viel daran auszusetzen gehabt haben, allein Maria von Weber der den Oberon und den Freischütz componirte, würde aus den süßen, schmelzenden Melodien vielleicht manches gelernt haben, denn ist der Gesang auch nicht rythmisch, so hat er doch so viel weiches und schmelzendes, daß ich oft Stundenlang mit Freuden denselben lauschte. Ihr einziges Instrument ist allerdings die Trommel und sie benutzen dieselbe auch nur mäßig, um die Abschnitte, gewissermaßen die Taktstriche, anzugeben, allein sie verstehen doch selbst dieses einfache Instrument in einer Weise zu gebrauchen, welche ihre natürliche Anmuth auf das Vollständigste zur Entfaltung bringt. Auf Knieen und Fersen sitzend, neigt beim Singen und beim Schlagen der Trommel der schöne, ganz entblößte Oberkörper sich anmuthig hin und her und die Arme machen, indem sie die Trommel schlagen, Bewegungen, welche das Ebenmaß derselben und die durchaus natürliche Grazie lebhaft vor Augen führen. O welch ein Unterschied ist zwischen dieser natürlichen Grazie und der gekünstelten und abgeschmackten Grazie unserer Tänzerinnen!

Die Tropengegenden haben immerfort Tag und Nacht von gleicher Länge (der Unterschied beläuft sich noch nicht auf eine halbe Stunde). Dies ist für die lebendigen, immerdar munteren und heitern Menschen nicht bequem, sie machen sich also einen längern Tag, indem sie sich Fackeln bilden. Der Nußkern des Kukui-Baumes (Aleurites triloba) wird auf dünne Stöcke von mehre-

ren Fuß Länge gereiht, das eine Ende wird in den Boden gesteckt, die oberste Nuß wird angezündet, sie brennt anfangs wie eine starke Kerze, gegen die Mitte hin nimmt die Flamme so zu, daß sie fackelartig leuchtet und auch einen solchen rothen Schein wirft. Wenn die Nuß beinahe zu Ende gebrannt ist und bis dahin, wo die unmittelbar darunterliegende Nuß zur Entzündung kommt, sinkt die Flamme wieder zu der einer gewöhnlichen Kerze herab. Dies hat ein unangenehmes Schwanken der Flamme zur Folge, welchem die Leute doch dadurch zu begegnen wissen, daß sie mehrere Fackeln zugleich anzünden, wodurch sich die Helligkeit so ausgleicht, daß man ein Schwanken nicht mehr wahrnimmt.

Bei dem Scheine dieser Kerzen habe ich halbe Nächte lang mit den wunderlieblichen, freundlichen und reinen Menschen gesessen und mit ihnen gesungen, sie meine Lieder gelehrt und versucht etwas von den ihrigen kennen zu lernen, und welchen Sinn sie für die Musik haben ging mir daraus hervor, daß sie die einfachen, schönen Melodien meiner Lieder sehr bald auffaßten, sonderbar genug aber nur stückweise — die Melodie eines Verses (einer Zeile) nicht die der sämmtlichen Verse, welche die Liederstrophe bilden im Zusammenhang. Auch schien ihnen die einzelne, abgebrochene Melodie besser zu gefallen, ihrem Verständniß mehr zu entsprechen, sie konnten Stundenlang wiederholen „das waren mir selige Tage," oder „Wohlauf Kameraden, aufs Pferd, aufs Pferd," oder auch mitten heraus „Mit veilchenblauer Seide — mit veilchenblauer Seide — mit veilchenblauer Seide" — — — — Das war die Stelle die ihnen gefiel (es ist hier immer von der Melodie und nicht von den Worten die Rede) und die konnten sie unaufhörlich hören und ebenso unaufhörlich singen, ohne von dem einen oder dem anderen ermüdet zu werden.

Auch Kriegslieder haben sie, diese arten aber in ein wildes Geschrei aus welches so scharf und unangenehm ist, daß ich mich nicht entschließen konnte, dieselben mehrmals anzuhören, dagegen war es angenehm einem Tanz und späterhin einem Kriegstanz beizuwohnen. Der Tanz entwickelt die schönen Formen des weiblichen Geschlechtes, denn die Männer sitzen im Kreise umher, singen, schlagen die Trommel und bilden den Zuschauerkreis. Bei diesen Tänzen sind die Mädchen immer mit den köstlich duftenden Blüthen der Volcameria, des Crinum, der Guettarda, des Pandanus, der Ixora geziert, sie tragen diese als vereinzelten Schmuck in den Ohren oder zwischen den Lippen, sie haben davon ein Sträußchen in den Händen, sie stecken davon mehrere in den zierlichen Knoten oder das Flechtwerk, in welches sie die reichen, prächtigen Haare zusammenfassen.

Will man den Kriegstanz aufführen, so stellen sich die Männer in zwei Reihen einander gegenüber und sie beginnen mit dem Werfen leichter Lanzen bis ihre Munition verschossen ist. Hinter ihnen stehen Frauen und Mädchen und singen Kriegslieder. In einer Matte haben sie Steine, welche angewendet werden, sobald die Männer einander näher rücken, sie werfen sich nun mit

größeren, schwereren Speeren, indessen die Frauen von beiden Seiten im Hintertreffen einen Hagel von Steinen über die Köpfe der Ihrigen hinweg auf den Feind schleuderten. Hier beim Spiel hatten sie statt der Steine die Leuchtnüsse, mit welchen sie sich gegenseitig überschütteten. Die Wurfspeere und Pfeile der Männer waren nicht von Holz sondern von Rohr und konnten also nicht vielen Schaden thun. Der Spektakel war aber sehr groß und Alle strengten sich recht ernsthaft und eifrig an, so daß nach Beendigung des Spieles sie ermüdet, man könnte sagen erschöpft zu Boden sanken um auszuruhen.

Das Ende dieses Schlacht- oder Kriegstanzes wurde dadurch herbeigeführt, daß einer der Mitspielenden, wahrscheinlich nach einer vorhergegangenen Verabredung niederstürzte als ob er tödtlich getroffen wäre. Da durchbrachen die Frauen und Mädchen die Reihen der Krieger und stürzten sich auf die Gegenpartei, welche sie mit offenen Armen aufhielten und nicht weiter dringen ließen, so daß die kriegführenden Mächte vollständig von einander getrennt wurden und ich konnte mir jetzt vorstellen, auf welche Weise Kadu mitten im Getümmel der Schlacht eine Geliebte bekommen hatte. Das weibliche Geschlecht ist während eines Kampfes wirklich thätig, wirklich mithandelnd, der Krieg wird niemals besonders blutig, denn es kommt nicht zum Handgemenge und ein getödter Feind ist genug um Niederlage und Sieg zu entscheiden. Derjenige der einen Mann erlegt hat, nimmt den Namen desselben an. Gefangene werden nicht gemacht, höchstens hübsche Mädchen, welche der Sieger mit sich führt.

Aus dieser Art Krieg zu führen geht schon hervor, daß die Männer nicht besonders kräftig sind. Ein Volk, daß sich im Kriege von Frauen und Töchtern beistehen läßt, kann nicht wohl an übermäßiger Kraftfülle leiden. Sie sind auch zu gutmüthig zum Blutvergießen, sie führen auch keine Eroberungskriege, meist ist es eine ganz persönliche Angelegenheit, welche den Häuptling veranlaßt seine Mannen zu berufen, das Schlimmste, was der Krieg zur Folge hat ist die Beraubung der Insel von ihren Früchten, niemals aber geht die Rache so weit, daß man die Fruchtbäume selbst niederschlüge, ihre Rache ist früher gesättigt.

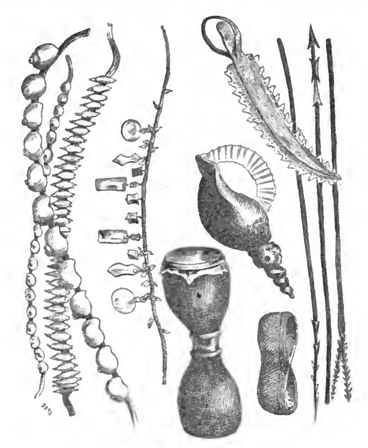
Zwischen Oberen und Niederen herrscht ein entschieden hervortretendes Abhängigkeitsverhältniß, welches jedoch nie zur Erniedrigung führt. Ein jeder Unterthan ist dem Herrn der Insel zu Dienstleistungen verpflichtet, es ist der eigentliche Feudaladel, der Adel des Bodenbesitzes, welcher hier herrscht und womit das Vasallenverhältniß verknüpft ist, welches jedoch weit davon entfernt ist Leibeigenschaft zu sein. Der Herr kann nicht irgend eines Mannes Tochter nehmen und sich zulegen, er muß durch Geschenke um sie werben, er muß Anträge stellen und um sie bitten. Die Geschenke anzunehmen gilt für Einwilligung, allein sie können ebenso gut abgelehnt werden und kein Häuptling hat die Befugniß den Vater oder die Tochter zur Rechenschaft zu ziehen.

Die Vielweiberei ist so gut wie allgemein eingeführt, aber sie unterliegt

hier denselben Bedingungen wie überall wo sie besteht, nur der Reiche kann sich ihrer erfreuen und dies ist auf diesen Inseln natürlich noch in höherem Grade der Fall als in anderen Ländern, wo es einen Erwerb giebt, der durch den Fleiß bedingt ist, wo also auch ein Mann der nicht gerade viel besitzt, doch vielleicht so viel erwerben kann als erforderlich um eine größere Familie zu ernähren. Hier hängt alles von der Anzahl der Cocos und Pandanusbäume ab, die Jemand als die seinigen bezeichnen kann, reicht diese hin um sechs Frauen und achtzehn Kinder zu ernähren, so hindert Niemand ihn so viele Frauen zu nehmen. In diesem Falle sind allerdings nur die Häuptlinge, darum findet man wohl auch nur bei diesem mehrere Frauen, wiewohl kein Gesetz es dem niedrigsten Manne verbietet seiner Neigung zu folgen, es ist einzig und allein die gesunde Vernunft, welche hier die Schranken zieht und auf diese kann man bei den Wilden immer rechnen. Bei den Zahmen freilich nicht, denn es scheint als habe die Civilisation das Vorrecht den Gebrauch des Verstandes in den Hintergrund zu stellen und Thorheit und Leidenschaft walten zu lassen. Wer wird zweifeln, daß ein junger Referendarius von 25 Jahren zehn Frauen nehmen würde, sein jährliches Einkommen möge 10 Thaler oder 10,000 Thaler betragen. Der arme Mann auf den Radak-Inseln sagt: ich habe nur sechs Pandanus- und acht Cocosbäume, ich kann nicht mehr als eine Frau ernähren und so giebt er sich damit zufrieden.

Aber obwohl den reichen Leuten hier auf diesen stillen friedlichen Insel das Verheirathen zum beliebig vielten Male durchaus nicht untersagt ist, so bedienen doch auch diese sich des Rechtes oder Vorrechtes mit großer Bescheidenheit und ich habe auf allen den Inseln die ich betrat, keinen Mann gefunden, welcher mehr als drei Frauen gehabt hätte. Die Ceremonien bei der Verheirathung sind sehr einfach, wenn man sie überhaupt so bezeichnen kann, da weder eine Magistratsperson noch ein Priester dabei fungirt, kein besonderer Ritus befolgt wird sondern das Ganze gewissermaßen ein Tausch- oder Handelsgeschäft ist, wiewohl bei dem Angebot des Geschäftes immer erst die Neigung zu Rath gezogen wird. Es bewirbt sich ein junger Mann niemals um ein Mädchen ohne vorher zu wissen, daß sie ihm wohl will, daß sie geneigt ist seine Gattin zu werden. Die Werbung wird nun eingeleitet durch einige Geschenke, welche der Heirathskandidat bringt, die Mutter erhält schön geschliffene Muscheln die sie sich zu einem Halsbande zusammenreihen kann, der Vater etwas kostbareres, vielleicht ein Messer von Holz dessen beide Schärfen mit Hayfischzähnen besetzt sind, von denen aus der obern Kinnlade, welche selbst säbelartig gekrümmt und äußerst scharf sind, oder er erhält eine große Tritonschnecke, welche angebohrt ist und zum Signalhorn so gut wie zu der einfachen Begleitung des Gesanges gebraucht wird, oder der Bewerber schenkt ihm einige Speere zum Fischfange geeignet, gleichfalls mit Hayfischzähnen besetzt; auch eine Trommel aus zwei gehöhlten maledivischen Cocosnüssen bestehend, wie dieselben durch die Meeresströmung

hieher geführt werden, ist ein willkommnes Geschenk. Das zierlichste was der Bräutigam hat finden oder bereiten können, Stücke von Perlmutter, von Schildpat oder wohl gar von blankem Metall erhält die Auserwählte. In der beigefügten Zeichnung sehen wir alle die angeführten Gegenstände und was die Halsbänder betrifft, so fängt der Schmuck der allereinfachsten, uncivilisirtesten Men-



Schmuck und Waffen von den Radak-Inseln.

schen jetzt bei uns an Eingang zu finden, weil die Schönheit der kleinen zierlichen Gehäuse so groß ist und weil das zarte Farbenspiel derselben das der kostbarsten Perlen weit übertrifft.

So viel ich habe wahrnehmen können, so ist das Weib nicht die Sclavin, sondern die Gefährtin des Mannes. Er ist zwar das Haupt der Familie und sie ihm untergeordnet, aber sichtlich freiwillig und selbstständig. Wo gesprochen,

wo berathen wird redet zwar der Mann zuerst, aber die Frau wird auch um ihre Meinung gefragt und auf sie wird gehört. Welch freundliches, edeles Verhältniß zwischen Mann und Weib obwaltet, sieht man schon daran, daß sie Theil nehmen am Kriege und daß sie die Vermittlerinnen des Friedens sind. Ihre Arbeiten sind auch durchaus nur diejenigen, welche wir weibliche nennen, und die Trommel, die Erweckerin der Freude und der Lust ist vorzugsweise in ihren Händen.

Hier wie überall bei den Völkern der Südsee-Inseln steht den Mädchen eine völlig freie Disposition über sich selbst zu, aber die milden Sitten haben dieses nach unseren Begriffen sehr übel aussehende — wir würden sagen unkeusche Wesen, so gemodelt, daß nichts verletzendes daran ist. Natürliche Schamhaftigkeit verbirgt diese Verhältnisse in die Schatten der Wohnungen oder des Waldes, was um so erfreulicher ist als nicht die allergeringste Unehre damit verbunden ist, sich den Trieben zu überlassen, welche die Natur in den Menschen gelegt hat. Auch die bei gesunden, kräftigen Leuten und bei mäßigem Genuß der süßesten Freuden nie ausbleibenden Folgen sind völlig gleichgültig, sie werfen keinen Schatten auf die Gesittung des Mädchens, sie lassen keinen Flecken zurück in Folge dessen auch alle diese Verbrechen, welche in civilisirten Ländern den Menschenfreund mit Kummer erfüllen, gar nicht vorhanden sind, kein Mädchen hat nöthig ihr armes unschuldiges Kind zu tödten um der Schande auszuweichen, welche sie ihr ganzes Leben hindurch verfolgen würde, kein junges Mädchen hat nöthig sich ins Wasser zu stürzen, die Mutter freut sich über das neugeborne Kind ihrer Tochter ebenso sehr als ob es das legitime Kind ihres Schwiegersohnes, des Häuptlings wäre, und daß sie ein oder zwei Kinder gehabt, hindert Niemand ihr die Hand anzutragen, falls es nicht geschehen sollte durch den Vater der Kinder, ein Fall der übrigens wohl nur höchst selten vorkommt und vielleicht darum, weil die Geliebte wie die Frau immerfort jungfräulich schamhaft bleibt, weil nie ein Mensch den anderen (nicht einmal ein Mann den anderen, viel weniger der Mann das Weib) etwas verrichten sieht das unschön wäre, das, wenn auch noch so natürlich und noch so unabweisbar, doch ekelhaft wäre — weil nie ein Ueberdruß zwischen den Verbundenen eintritt, da immerfort dasjenige was der Mann begehrt, von dem Mädchen nur mit Widerstreben und nur als eine Gunst gewährt wird, die natürlich um so dringender gewünscht, je sparsamer sie ertheilt wird.

Sollte hierin nicht das ganze Geheimniß liegen, welches unsere glücklichen oder unglücklichen Ehen bedingt?

Dreiundfünfzigstes Kapitel.

Freundschaftsverbindungen zwischen Männern. Wozu sich dieselben gegenseitig verpflichten, sie erinnern an die Gastfreundschaft des homerischen Zeitalters. Begräbnisse und Heilighaltung der Gräber.

Auch auf diesen Inseln findet die Freundschaftsverbindung statt, welche zwei Männer zu gegenseitigen Diensten, zu gegenseitigem Schutz verpflichtet. Einer steht dann in Allem für den anderen, hat der eine Schulden gemacht, so muß der andere sie bezahlen, ist der eine beleidiget worden, so muß der andere ihn rächen, hat der eine kein Haus, muß der andere ihm seine Hütte gewähren. Dem Himmel sei Dank, daß dergleichen Freundschaftsbündnisse bei uns nicht vorkommen, sie würden dahin führen, daß die eine Hälfte der Menschen die andere erhalten müßte. Bei den liebenswürdigen Einwohnern dieser Inseln (man muß hierher Alles zählen, was von den Philippinen über die Mariannen, die Carolinen, die Radak, die Gilberts, die Freundschafts- und Gesellschafts-Inseln bis zu dem Pomotu und Mendana-Archipel reicht) ist dieses nicht der Fall, sie benutzen ihre gegenseitigen Rechte mit äußerster Bescheidenheit und es dürfte wohl schwerlich vorkommen, daß einer der Insulaner sich zu beklagen hätte über zu ausgedehnte Ansprüche.

Eines aber hat mich in Verwunderung versetzt, um so mehr, als das Volk so rein und keusch in seinen Sitten ist, um so mehr, als bei völliger Freiheit der Mädchen, doch die Frauen die Treue unverbrüchlich zu bewahren pflegen und wird mir der Gebrauch, von dem ich sprechen will, nur dadurch erklärlich, daß die durch das Freundschaftsgelübde verbundenen Männer gewissermaßen für eins angesehen werden, und daß es eine geistige Ehe ist, welche zwischen ihnen dasjenige bedingt, was zwischen Eheleuten durch den alten, auf die Schöpfung gestützten Spruch:

„Mann und Weib sind ein Leib"

bezeichnet wird, das gegenseitige Vertreten Eines für den Anderen, das Einstehen Eines für den Anderen.

Der Freundschaftsbund verpflichtet jeden von Beiden zu allen möglichen Diensten und Gefälligkeiten. Kommt der Hans zum Kunz, so ist das Haus des Kunz mit Allem, was darin und daran ist, dem Hans gehörig; kommt der Kunz zum Hans, so findet genau dasselbe statt. Verstehe mich wohl lieber Leser, ich sage Alles, also die Frau oder die Frauen mit einbegriffen. Selbstverständlich wird dieses in den Schleier des tiefsten Geheimnisses gehüllt sein, es wird auch über den Gegenstand gar nicht gesprochen. Der Gastfreund hat Zeit zu beobachten, er sieht zuerst zu, ob überhaupt eine Frau und demnächst, welche Frau des Gastfreundes ihm gefällt, dann wird er leicht sehen können,

welches Gemach das ihrige ist, denn er befindet sich in derjenigen Abtheilung des Hauses, von welcher aus die einzelnen Kammern allein zugänglich sind. Hat die Nacht ihre schattenreichen Flügel über die Erde gebreitet, so sucht der Gast dasjenige Gemach auf, dessen Lage er sich gemerkt hat und die dasselbe bewohnende Frau empfängt den Gast mit gleicher Zurückhaltung, wie den eigenen Gatten und folglich in Allem mit diesem gleich berechtigt, und eine Störung ist niemals zu befürchten, denn so lange der Gastfreund im Hause ist, resignirt der Besitzer auf seine persönlichen Wünsche und Ansprüche.

Solche Freundschaftsbündnisse können zwar auf derselben Insel und sogar zwischen Häuptling und Vasallen geschlossen werden, sind indessen eigentlich nur üblich einmal zwischen Personen gleichen Ranges, ferner zwischen Personen, die auf verschiedenen Inseln wohnen, es ist die alte griechische Gastfreundschaft, wie sie uns Homer vor drittehalb tausend Jahren beschreibt und wie sie überall nöthig ist, wo es noch keine Wirthshäuser giebt, sie geht nur in einem einzigen Punkte um etwas weiter. Auf einigen Inseln hat der Mann die Wahl, welche von seinen Frauen er dem Freunde beilegen will, in diesem Falle ist es übrigens eine unerhörte Beleidigung, der Wahl nicht zu entsprechen, d. h. keinen Gebrauch von der Freundlichkeit des Mannes zu machen, in einzelnen Fällen mag es allerdings eine große Ueberwindung kosten, die Gunst anzunehmen, welche geboten worden ist, aber den Tücken des Schicksals kann nun einmal Niemand Widerstand leisten.

Es ist sonderbar, daß ein Gesetz dem Manne verbietet mit seiner Frau Gemeinschaft zu pflegen, so lange sie ein Kind an ihrer Brust stillt (keineswegs so lange sie sich in guter Hoffnung befindet, wo die Enthaltsamkeit vielleicht noch wichtiger wäre), aber es scheint, als ob die Männer dieser Enthaltsamkeit nur pflegten in Beziehung auf sich selbst und keineswegs auf das Wohl des Kindes und der Mutter, welches sie dadurch nicht wohl gefährdet glauben mögen, wiewohl es — und zwar aus sehr nahe liegenden Gründen gerade umgekehrt ist. Die Männer sind enthaltsam, glauben aber, daß es völlig überflüssig sei, ähnliches von den Frauen zu fordern, und darum sucht der Mann einen Bekannten oder Freund auf, von dem er hofft, daß er den Wünschen seiner Gattin entsprechen möchte, und sind zwei Monat nach der Niederkunft verflossen, so führt er den Freund und Bekannten in sein Haus ein und überläßt alles Uebrige dem natürlichen Lauf der Dinge, ohne durch unzeitige oder durch unzarte Hinweisungen den Schleier des Geheimnisses zu zerreißen, den Reiz desselben zu vernichten. Es ist darin weiter nichts enthalten, als die Berechtigung des Fremden, sich um die Gunst der Frau zu bewerben und der Wille der Frau, dieselbe zu gewähren. Was weiter geschehen, bleibt Jedermann, sogar dem eigenen Gatten, ein Geheimniß. Wenn das Kind entwöhnt ist, tritt er wieder in seine aus freiem Willen aufgeopferten Rechte, aber auch in der vertraulichsten Stunde fragt er seine Frau nicht nach ihrem Thun während des Interregnums. Es

liegt in diesen Völkern bei aller einzelnen hin und wieder auftauchenden Sonderbarkeit in den Sitten doch eine Fülle von Reinheit und Liebenswürdigkeit, wie man dieselbe nur sehr schwer, nur sehr selten bei anderen Völkern findet.

Hierher gehört unzweifelhaft die große Verehrung, welche sie der Grabstätte ihrer Angehörigen zollen. Allerdings haben solche Grabstätten nur die Reichen, die Vornehmen, denn die Armen werden zur Zeit der Ebbe so weit als möglich in's Meer getragen und dort niedergelegt, die Haifische sorgen dafür, daß die brandende Fluth dieselben nicht wieder auf das Land trägt; die Häuptlinge aber, groß oder klein, vermögen ein Stück ihres fruchtbaren Landes zur Begräbnißstätte herzugeben (nur in solches läßt sich eine Vertiefung graben, sie haben keine Mittel, den Korallenfels zu bearbeiten), diese Stätte wird nun mit Steinen bezeichnet, umgeben, im Rücken des Leichnams aber, der in sitzender Stellung und ganz mit Matten verhüllt und mit Schnüren umzogen eingescharrt wird, senkt man eine Cocosnuß in die Erde, welche allein ihm geweiht ist, von deren Schößling oder erwachsenem Baum man weder ein Blatt noch eine Frucht brechen darf.

Zu zweien solchen Gräbern ward ich durch einen Enkel des hochbejahrten Lagediak geführt, aber mit einer solchen Scheu, daß sich daraus allein schon ergab, wie heilig die Gräber gehalten wurden. Die dort stehenden zwei mächtigen Cocosbäume zeigten ein hohes Alter an und da sie bei dem Begräbniß des Einen wie des Anderen gepflanzt worden und der Platz noch immer nicht betreten, sondern mit scheuer Ehrfurcht gemieden wurde, so sehen wir hieran sehr deutlich, in welchem Ansehen die Häuptlinge stehen und daß man die Achtung vor ihnen wohl länger bewahrt, als man dies bei uns irgendwo findet. Der junge Mensch war auch sehr besorgt, daß ich die Umzäunung übersteigen und das Grab seiner Vorfahren selbst betreten würde.

Ich fügte mich natürlich jeder mir auferlegten Bedingung, indem es mir nicht im Entferntesten beikam, die Sitten und Gebräuche der liebenswürdigen Menschen zu stören, aber dennoch kam der Vater, welcher uns zu den Gräbern seiner Vorfahren hatte wandern sehen, eiligst uns nach und bat, ich möchte die Ruhe der Todten nicht stören, weil diese sonst die Ruhe der Hütten stören und sie verantwortlich dafür machen würden, daß sie nicht besser für die Behausung ihrer Väter gewacht. Wie lange die Häuptlinge bereits gestorben, wußte weder er noch der greise Häuptling mir zu sagen, die Leute zählen zwar die Tage und die Monate, weiter aber nichts, denn nach jedem zurückgelegten Jahr fängt man wieder von Anfang an und die Jahreszeiten theilt man nach dem Erscheinen und Verschwinden verschiedener Sternbilder ein, die Jahre zieht man überhaupt wie alles Vergangene nicht in Berechnung; es vermag Niemand sein Alter anzugeben und es mögen daher in dieser Beziehung so gut Irrthümer vorkommen wie bei uns, wo trotz des geregelten Kalenderwesens junge Damen selten über das achtundzwanzigste Jahr hinaus wachsen, wenn schon die Aeste

des Palmbaumes, der sich von ihren Augenwinkeln nach den Ohren hin mannigfaltig verzweigt, ein doppelt so hohes Alter vermuthen läßt.

Die Verehrung, welche man den Grabstätten geliebter Vorfahren bezeigt, das Bepflanzen derselben mit Früchte gebenden Bäumen, welche nur ihnen gewidmet sind, lassen schließen, daß sie an ein anderes Leben, daß sie an eine Zukunft jenseits des Grabes glauben, doch bei der nur geringen Kenntniß, welche ich mir von den Dialecten der Polynesier erworben, wurde es mir sehr schwer, etwas Haltbares zusammen zu bringen. Die mehrsten Inseln verehren Gott (Engalap), welcher unsichtbar ist, welcher niemals von einem Menschen wahrgenommen, aber dieser Engalap hat auf jeder der Inseln einen eignen Namen und es ist mir nicht bekannt, ob man überall eine Personification desselben Gottes oder ob man verschiedene Götter verehrt. Ich wage nach Chamisso's Angaben das Fehlerhafte zu ergänzen.

„Der Ursprung aller Dinge ist wie folgt. Von allen Zeiten war ein Götterweib, Ligopup geheißen. Diese wird für die Erschafferin der Welt gehalten, diese gebar Aluelap, den Herrn alles Wissens, den Herrn der Herrlichkeit, den Vater von Lugulenk, welcher wiederum der Vater von Olifat wurde, wie ich bereits oben angeführt habe. Keiner kannte den Enkel und zu seinem Vater war er noch nicht gekommen, der allein ihn erkennen konnte, daher wanderte er umher, bis er zu einem Orte kam, da ein großes Haus gebaut wurde. Er begehrte von den Arbeitern ein Messer, um Cocosblätter für das Dach schneiden zu helfen, sie schlugen ihm die Bitte ab, nur einer der Arbeiter gab ihm das seinige, worauf er die Arbeiter sämmtlich bis auf diesen einen verfluchte, so daß sie regungslos zu Bildsäulen erstarrten. Als nun Lugulenk, der den Bau hatte aufführen lassen, sich nach seinen Arbeitern erkundigte, wurde ihm das Vorgefallene berichtet, woran er erkannte, daß sein Sohn umherwandeln müsse. Man fragte den einzigen Verschontgebliebenen, ob er Niemanden wahrgenommen, er sagte: nur einen Candaru (einen Strandläufer). Man beauftragte ihn, den Canduru zu rufen; als der Mann dieses that, erschrak der Vogel (dieses war eben Olifat selbst) und flog davon. Der Mann berichtete das Geschehene und daß er den Vogel habe kommen heißen, dieser aber statt dessen entflohen sei.

„Man beauftragte den Mann nochmals, den Vogel zu rufen und ihm zu befehlen, daß er sich entfernen soll, daß er sich nicht unterstehen solle, in das Haus zu kommen und sich zu den Häuptlingen zu setzen, alsbald that Olifat gerade dasjenige, was ihm verboten ward.

„Sobald Olifat bei Lugulenk, seinem Vater, war, berief dieser, der Mächtigere, den Arbeitern, welche im Walde erstarrt geblieben, in ihrer Arbeit fortzufahren, was sie auch alsbald zum Erstaunen aller Anwesenden thaten, aber sie hatten einen Groll gegen Olifat wegen dessen, was er ihnen angethan. Sie gruben vier tiefe Löcher zur Aufrichtung der Eckpfosten des Hauses und wollten

in einem derselben Olifat ersticken, Olifat aber erkannte ihre Absicht und versah sich mit den Mitteln um sie zu täuschen. Er grub selbst in einem der Löcher, machte sich aber darin eine Seitenhöhle, in welche er sich retten, wenn man ihn verschütten wolle. So geschah es; nachdem das Loch ausgefüllt war, vermischte er rothe Erde, die er bei sich hatte, mit Wasser und ließ dieselbe emporquellen, man hielt diese Flüssigkeit für sein Blut, er ließ nun auch Kohle heraufquellen, und diese hielten sie für seine Galle, sie gaben sich dadurch zufrieden und untersuchten das Loch nicht weiter.

„Er hatte auch noch die harte Rippe eines Palmblattes, mit welchem er sich durch den in der Erde stehenden Pfosten einen Weg bahnte, oben angelangt, die Rippe in einen Balken verwandelte und ihn über zwei Pfosten streckte, sich aber innerhalb desselben verbarg.

„Das Tagewerk war vollbracht, die Arbeiter setzten sich zum Mahle und auch Olifat war hungrig, er schickte eine Ameise nach einer Cocosnuß. Diese brachte ihm ein kleines Bröckelchen davon, so viel als ihre Kräfte erlaubten. Er ergänzte dasselbe durch seine Göttermacht zu einer ganzen Nuß und auf dem Balken sitzend ri f er den Leuten unter sich zu: „Gebt Acht, ich will meine Cocosnuß spalten." Die Leute fuhren auseinander, hielten ihn für einen bösen Geist, beschlossen aber dennoch, ihn umzubringen und riefen ihm daher zu, er möge sein Mahl beenden, denn sie wollten ihm einen Auftrag geben. Sie schickten ihn nach dem Hause des Donners, um demselben sein Essen zu bringen. Olifat nahm ein Rohr als Wanderstab mit sich und ging getrost in das Haus des Donners und rief demselben mit harten Worten zu: Hier hast du die Speise für deinen mißgestalteten Mund, womit ich habe mich abmühen müssen, und ging. Der Donner aber war ärgerlich, fuhr hinter ihm her, um ihn zu vernichten, während sich Olifat in sein Rohr verkroch und der Donner ihn nicht finden konnte.

„Die Leute waren sehr erstaunt über seine Rückkehr, beschlossen aber doch, ihn auf eine andere Weise zu tödten. Sie schickten ihn zu dem Fische Fela mit dem nämlichen Auftrage wie vorhin. Olifat fand den Fisch nicht zu Hause, trat aber in seine Wohnung und gab das Essen den Anwesenden, worauf diese darüber herfielen, es verzehrten und der rückkehrende räuberische Fisch nichts mehr fand. Er frug nach dem Ueberbringer, Niemand kannte ihn, da warf er eine Angel an einer Schnur nach allen Richtungen des Himmels aus und allmählig kam er auch in die Gegend, in welcher Olifat schlief. Die Angel faßte ihn und der Fisch gab ihm den Tod. Die bösen Arbeiter, welche sich gegen ihn verschworen, glaubten ihren Plan glücklich vollzogen und ließen von fernerer Verfolgung ab. Olifat's Vater aber suchte ihn auf und fand ihn bereits ganz mit Würmern bedeckt, er weckte ihn auf und schlug dem Fische, der seinem Sohne nachgestellt hatte, mit einem Beile über den Kopf, daher seine sonderbare Gestalt (der Fisch Fela, zu den Breitmäulen gehörig, hat eine sehr abge-

kürzte obere Kinnlade) und nahm seinen Sohn von der undankbaren Erde fort in den Himmel, von wo aus nun beide im Verein mit dem Dritten, dem Großvater, die Welt regieren."

Wenn man die Leute fragt, ob auf anderen Inseln derselbe Glaube herrsche, so erfährt man, daß die ganze Welt denselben theile, daß es nicht möglich sei, etwas anderes zu glauben, als diese Thatsachen, und daß, wenn verwegene Menschen wagen sollten, dieselben zu bezweifeln, dieses den Untergang der Welt zur Folge haben würde (dieser allein seligmachende Glaube geht noch um einen Schritt weiter, als der uns anderweitig bekannte, welcher doch nur das Heil des einzigen Gläubigen oder Nichtgläubigen in Frage stellt, indessen hier die Existenz der Welt auf dem Spiele steht, offenbar sehr hart, da Alle für den Unglauben eines Einzelnen verantwortlich erscheinen).

Vierundfünfzigstes Kapitel.

Schwache Begriffe von Religion. — Wie ein Häuptling zur großen Besorgniß des Insulaners Kadu den Mond gleich einem Pfannkuchen verzehrt, dann aber wieder glücklich ausflickt.

Ein öffentlicher Gottesdienst findet nirgends statt. Dasjenige, was wir beten nennen, kennt man auf jenen Inseln nicht, aber Glaube an die Gottheit und deren Walten ist vorhanden, daneben leider auch der Aberglaube, durch das Vornehmen gewisser Dinge die Götter hier- oder dazu bewegen zu können. Es werden der gläubigen Bräuche viele beobachtet und Beschwörungen kommen sehr häufig vor, nicht daß es gerade eigentliche Zauberer, Beschwörer gäbe, wohl aber stehen viele, namentlich ältere Leute, in dem Ansehen, Beschwörungen äußerst wirksam ausführen zu können. Alle diese Insulaner, die Bewohner der Philippinen, Mariannen und Carolinen mit eingeschlossen, glauben steif und fest, daß die Beschwörungen jederzeit vom richtigen und vollständigen Erfolge begleitet sind und da es doch eigentlich unmöglich ist, seine Sinne zu verschließen gegen die Existenz des Gegentheils, so haben sie ein gutes Auskunftsmittel gefunden, um dieses Nichterfülltwerden der Beschwörungen begreiflich zu machen.

Vor allem steht fest, daß die Beschwörung das Erforderte bewirkt. Dann aber steht ebenso fest, daß, wenn die Beschwörung nicht richtig durchgeführt worden ist, auch keine Frucht davon erwartet werden könne. Allemal also, wenn die Beschwörung nicht geholfen hat, war ein Fehler dabei vorgegangen.

Die wahrhaft liebenswürdigen, guten Menschen dieses glücklichen, wenn auch bescheiden ausgestatteten Archipels richten nicht tausendfältige Bitten an den Herrn oder die Herren im Himmel, wohl aber bringen sie ihnen Dankopfer. Ein glücklicher Fischzug, eine reichliche Ernte an Früchten giebt ihnen

Veranlassung, Opfer darzubringen. Sie legen die feinsten, reifsten Früchte, die besten Fische an einen Ort hin, der nicht auf den täglich betretenen Pfaden liegt und sie sprechen dadurch ihren Dank gegen den gütigen Geber aus, die Opfer sind zwar den Göttern bestimmt, aber es ist Niemandem verwehrt, davon zu nehmen und man glaubt, daß, wer es thue, von den Göttern selbst dahin gewiesen sei. Auch derjenige, der zufällig die vorhandenen Früchte entdeckt, mag dieses glauben und also kein Unrecht begehen, wenn er sich derselben bedient, da sie ihm ja von den Göttern zugewiesen sind.

Auf manchen Inseln beschwört man das süße Wasser in den Wassergruben sobald es zu mangeln beginnt und dann kommt es immer in reichlicher Masse zum Vorschein, natürlich vorausgesetzt hier wie überall, daß bei der Beschwörung kein Fehler gemacht worden. Die Bewohner von Eap sind berühmt wegen ihrer Zauberkünste, sie können den Wind besprechen, sie können den Sturm beschwichtigen, sie können bei Windstille den Wind hervorholen, und zwar aus dem günstigen Himmelsstrich. Diese Männer sind aber auch gefürchtet, sie werfen ein heiliges Kraut ins Meer (ein unheiliges sollte man wohl sagen, da es das Meer empört), dann erheben sich die Wellen, dann thürmen sie sich immer höher und höher auf, rufen die Stürme wach (das ist die berühmte Umkehrung der Wissenschaft, sonst erregt der Wind die Wellen, hier aber bringen die Wellen ihn hervor. Dies ist vollkommen consequent, denn darin liegt ja eben das Wunder und die Zauberei, daß etwas geschieht, was den Gesetzen der Natur entgegen ist) und viele, ja unzählige Fahrzeuge gehen dadurch zu Grunde und viele Inseln werden dadurch entvölkert.

Auf einer Insel befindet sich ein Süßwassersee, in dessen Mitte zwei kleine, spannenlange Fische einander gegenüber stehen, sie sind uralt, sie sind zugleich mit der Welt geschaffen und sie halten die Welt im Gleichgewicht, denn sobald man einen der Fische etwa mit einem Palmblatt befühlt oder sonst mit einem dünnen Stäbchen berührt, so daß er seine Stellung wechseln und mit dem andern Fische kreuzen muß, so entsteht alsbald eine Erschütterung der Erde, welche oft sehr lange anhält und furchtbare Verwüstungen veranlaßt, niemals hört dieselbe auf, als bis die Fische ihre gewohnte Stellung wieder eingenommen haben.

Ein großer Zauberer Conopei, Häuptling des Gebietes Eleal, zeigte dem aus Chamisso's Berichten bekannten Kadu ein höchst merkwürdiges Stück seiner gewaltigen Zauberkunst. Er sagte dem Berichterstatter (Kadu), daß er den Mond auffressen könne, wenn er wolle, Kadu bezweifelte dieses, da machte Conopei einen flachen Kuchen aus Taroteig, dem er eine möglichst vollkommene Rundung gab und sagte: dies sei der Mond. Er nahm einen kleinen runden Ausschnitt aus dem Teig und zeigte nunmehr auf den Mond, welcher in glänzender, voller Scheibe am Himmel stand, da bemerkte der entsetzte Kadu, daß an dem Monde ein Stück angebissen sei, welches an dem Kuchen des Conopei fehlte. Nun

nahm die Scheibe des Mondes immer mehr, zwar sehr langsam, ab, und jetzt kam ein Loch hinein, gerade wie es aus dem Tarokuchen genommen wurde, nachdem dieses eine Stunde gedauert und der Mond beinahe halb aufgefressen war, begann Kadu vor Angst zu zittern, daß der Häuptling den ganzen Mond verzehren würde und kein anderer Mensch ihn mehr sähe. Er bat daher den Häuptling, mit dem Verzehren des Mondes einzuhalten, was dieser auch lächelnd zusagte, indem er sich daran den Magen verderben würde, wollte er ihn ganz verzehren.

Er flickte nun den angefressenen Mond wieder aus, indem er allmälig neuen Teig zu dem Kuchen brachte, und so wie sich dessen Rundung allmälig füllte, so wuchs auch die große Verwundung des Mondes wieder zu und der wackere Kadu hatte im Verlauf einer Stunde das Vergnügen, den Mond in seiner ganzen schönen Rundung glänzen zu sehen. Er dankte dem Himmel, daß die Sache nicht schlimmer abgelaufen war, mußte aber aus dem Umstande, daß es dem Monde gar nicht selten so ging, schließen, daß mehrere Häuptlinge solche Zaubermittel besäßen und dann ihren Appetit mit einem halben oder dreiviertel Mond stillten.

Man kann keine sinnreichere Erklärung der Mondfinsternisse finden, als die gegebene, es ist nur ein wahres Glück, daß die wackeren Männer so freundlich sind, den Mond immer wieder zu restauriren, was für ein Unglück gäbe es und wie schlimm stände es um unsere verliebten Jünglinge und Mädchen, wenn es Conopei (doch dieser ist bereits gestorben) oder einem anderen Häuptlinge einfiele, den Mond ganz zu fressen und nicht wieder herzustellen.

Man sieht aus der ganzen Erzählung, daß der Herr Häuptling ein recht schlauer Mann war, den unbefangenen Kadu so zu täuschen verstand, daß er glaubte, der Mond nähme ab, wie der Kuchen verkleinert würde, indessen doch wirklich der Kuchen verkleinert wurde, wie der Mond abnahm.

Ob in den vorgeblichen Zauberern oder in ihrer etwa heiligeren Geburt die große Autorität zu suchen sei, welche die Häuptlinge haben, vermochte ich nicht zu enträthseln. Auf jeder dieser Inseln giebt es mehrere solcher Häuptlinge, welche aber einem auf der Insel selbst oder einem mächtigeren auf einer anderen Insel unterworfen sind. Verbrechen kommen sehr selten vor und man sucht sie mehr zu verhüten, als die begangenen zu bestrafen, was in der Regel durch Verbannung geschieht. Bei Verletzungen gilt der strengste Grundsatz der Wiedervergeltung, Auge um Auge, Zahn um Zahn, wobei auf den Rang keine Rücksicht genommen wird und der Häuptling, der einen seiner Mannen beschädigt, gerade so bestraft wird, wie der Vasall, der einen Häuptling beschädigt hätte.

Die Ehrfurchtsbezeigungen sind auffallend genug für so einfache, natürliche Menschen. Man bückt sich vor den Häuptlingen bis zur Erde, man kriecht auf Händen und Knieen zu ihnen heran. Diejenige Insel, auf welcher der Häuptling einer Gruppe wohnt, ist in die Verehrung eingeschlossen und die Bewohner



anderer Inseln lassen, wenn sie an dieser vorüberfahren, als Gruß und Zeichen der Verehrung, ihre Segel nieder.

Die Herrscher folgen nicht aufeinander, wie es bei uns Sitte ist, vom Vater auf den Sohn, sondern vom älteren auf den nächst jüngeren Bruder und bei einer zweiten Erbfolge abermals auf den nächst jüngeren, so daß es möglich ist (wiewohl es nur selten genug vorkommen mag), daß alle Brüder des Herrschers zur Herrschaft kommen. Erst wenn der letzte Bruder gestorben ist, kommen die Söhne des ersten an die Reihe. Dies ist die Art der Erbfolge fast bei allen orientalischen Völkern.

Im Kriege scheint die Autorität der Häuptlinge den höchsten Grad zu erreichen, allein glücklicherweise gehört dieser zu den sehr seltenen Ereignissen, wenn schon, was seltsam genug ist, auf diesen kleinen und unbedeutenden Landstückchen Eroberer nicht fehlen und Eroberungskriege wirklich geführt werden, aber allerdings ist dieses nur auf den Carolinen und zwar nur auf denjenigen der Fall, welche am fernsten von den Radak-Inseln oder, was dasselbe sagen will, am nächsten bei den Philippinen gelegen sind. Auf den Radak-Inseln weiß man nichts von Krieg und Kadu konnte mit einem gewissen Stolz sagen, daß man bei ihnen nicht in den Kampf gehe, daß nicht Mann gegen Mann stehe und ihn zu morden suche, darum hätten sie auch Alle dunkelgefärbte Haare, denn nur der den Krieg und dessen Greuel sieht, bekommt graue Haare vor Schrecken und vor Entsetzen. Eap, nordöstlich von Peliu, kennt selbst, obschon zu den Carolinen gehörig, den Krieg erst seit dem Tode des letzten Alleinherrschers Gurr, und da war es wieder die leidige Herrschsucht, welche ihn anfachte, Keiner wollte sich dem Andern unterwerfen und der Krieg, der Kampf Vieler gegen Viele, ist Folge davon und jetzt sind die Kämpfe häufig. Wo eine Uebertretung geschehen, wo eine Beleidigung stattgefunden, wird die große Tritonsschnecke geblasen, die Mannen schaaren sich um den Häuptling und rücken in den Kampf. In diesem Falle wird unterhandelt. Wird das Geraubte nicht zurückerstattet, wird geforderte Genugthuung nicht gegeben, so bricht der Kampf aus und er wird blutig ausgefochten, der Krieg dauert, bis auf jeder Seite ein Krieger aus der Klasse der Häuptlinge gefallen ist. Die Kämpfenden zerstückeln die Leichname und jeder führt ein Stückchen Fleisch von dem Körper der Erschlagenen zum Munde, eine unerläßliche Förmlichkeit, weiter nichts, denn Niemand verlangt, daß das Fleisch gegessen werde.

Sind diese Bedingungen erfüllt, so tritt auch alsbald der Friede wieder ein und er wird besiegelt durch Ehen, welche zwischen den beiden kriegführenden Nationen geschlossen werden.

Schon hieraus sieht man, daß die Leute weder blutdürstig noch ihre Kämpfe so zerstörend sind, wie man dieselben selbst bei anderen sehr kleinen Völkern findet. Die Kriege auf Neu-Seeland und auf den Fidji-Inseln, die Kriege der Urbewohner der großen indischen Inseln mit den Malayen, die Kriege der Ma-

layen mit den Europäern oder zwischen den Malayen und Chinesen sind immer entsetzlich blutig und von den furchtbarsten Greueln begleitet, wenn schon — was von den tödtlichsten Feinden der Malayen und Darfurs oder Dajaks, nämlich den Engländern ausgesprochen worden ist, niemals solche Abscheulichkeiten, solche ganz menschliche Barbareien*) geübt werden, wie von den einst so hoch civilisirten Völkern Europa's, von den Griechen, Italienern und Spaniern. Keinem dieser Wilden fällt ein, seinem Feinde die Geschlechtstheile abzuschneiden und sie ihm in den Mund zu stopfen, keinem fällt ein, kleine Kinder zu spießen, mit ihnen schauerliche Bestialitäten zu treiben u. s. w. u. s. w. — Aber die Kriege der Insulaner, von denen wir jetzt sprechen, gleichen mehr einer Genugthuung, einem Gerechtwerden für begangene Unbill und so kann man sich den Krieg schon gefallen lassen.

Was ich bemerkte und was Andere lange vor mir gesehen, giebt mir ein Recht zu behaupten, daß die Insulaner, man möchte fast sagen, sämmtlich zu den herrlichsten Erscheinungen des Menschengeschlechts gehörten, es dürfte vielleicht nicht zu viel gesagt sein, wenn man sie überhaupt Ideale nennt, sie sind gemüthlich, liebevoll, freigebig und erkenntlich, sie haben das Gedächtniß des Herzens. „Das Ding, das nützliche Werkzeug etwa, das sie als eine Gabe aus lieber Hand besitzen, erhält und trägt zum späten Andenken den Namen des Freundes, der es verehrt hat. So wollte Kadu auf Radak den Thier- und Pflanzenarten, die wir eingeführt, unsere Namen zum ewigen Gedächtniß an uns auflegen", so sagt Chamisso. Ich kann noch hinzufügen, daß sie, so zärtlich auch immer gegen den Freund und den Geliebten, zugleich so schamhaft sind, daß sie sich auch nicht die geringste Liebkosung in Gegenwart Anderer erlauben und daß sie ebenso wenig eine solche dulden. So lange wir in der Nähe dieser ganzen Inselkette waren, ist nie ein Weib auf dem „van der Kapellen" gewesen, obschon die sehr begehrlichen Matrosen vieles versuchten und versprachen, was bei der Dürftigkeit der Insulaner wohl hätte verlocken können.

---

*) Ich war soeben im Begriff zu sagen unmenschlich, besann mich aber noch zur rechten Zeit, denn nur die Menschen wüthen gegen ihr Geschlecht. Die wildesten Thiere, an denen wir civilisirten Europäer uns wohl ein beschämendes Beispiel nehmen dürften, wüthen nicht in solcher schauerlichen Weise gegen ihresgleichen, wie es die Menschen thun. Das Wort unmenschlich ist also ein ganz unpassendes, sobald man dadurch etwa eine barbarische, scheußliche, empörende Handlungsweise bezeichnen will.

Fünfundfünfzigstes Kapitel.

Ein Mann fällt über Bord. — Die Rettungsboye. — Ein Boot wird ausgesetzt, um den Verunglückten aufzusuchen. — Furchtbarer Sturm, die Nacht bricht herein, vergeblich sind Kanonenschüsse und Signallichter.

Der Herr Supercargo hatte in seinem Tagebuch wieder eine große Menge Colonien gestiftet und noch viel mehr und viel wichtigere Handelsverbindungen angeknüpft; was kann man mehr verlangen von einem Manne, der ja hierzu ausgesendet ist und der auf diesem Wege, d. h. durch Aufzeichnung im Tagebuche, das Unerhörteste leistet. Seine Geschäfte waren beendigt und folglich die unsrigen auch. Sein allmächtiger Wille bestimmte uns nach den Sandwichs-Inseln.

Die Anker wurden gelichtet bei einer sehr günstigen Zeit, bei einem sehr glücklichen Wind und Strömungsstrich. Südlich vom Aequator findet sich eine flache, d. h. nicht rasche Strömung des Meeres von Amerika nach der Samoa-Union und Phönix-Gruppe, welche von dort weiter streicht in derselben Richtung auf Neu-Guinea zugehend. Parallel mit dieser geht nördlich vom Aequator eine ähnliche Strömung nach den Mariannen und Philippinen, zwischen beiden aber findet sich von den Carolinen und bei den Rabaks-Inseln vorbei, die sogenannte Aequatorial**gegen**strömung, deren genaue Begrenzung darum nicht angegeben werden kann, weil sie wechselnd ist, zwar immer zwischen den beiden vorhin gedachten Strömungen verläuft, allein bald nordwärts, bald südwärts vom Aequator, bald auf diesem selbst ihren Strich hat, je nachdem der Passat auf der einen oder der anderen Seite des Aequators seine mächtigere Strömung übt.

Diese sogenannte **Drift** benutzten wir und von einem günstigen Luftzuge unterstützt verloren wir bald die freundlichen Inseln aus dem Gesicht.

Viel Einerlei herrscht auf solchem Schiffe, wenn es über große Strecken des Meeres fährt, welche nicht in der Art mit Inseln besetzt sind, um mannigfaltige Gelegenheit zum Landen zu geben, da kommt denn jedes Ereigniß, welches einige Zerstreuung bietet, sehr gelegen, auch ein mäßiger Sturm ist nicht ganz zu verachten, vorausgesetzt, man wisse oder fühle wenigstens, es werde einem nicht an's Leben gehen. Würde man von diesem letztern überzeugt sein, so wäre das allerdings ziemlich unangenehm und es würde sogar unter den rohen Genossen zu entsetzlichen, zu schauerlichen Greueln führen, aber so gefährliche Zeitvertreibe kommen, dem Himmel sei Dank, nicht oft vor und man begnügt sich dann mit einem in der Ferne gesehenen Walfisch, mit einem Albatros oder einer großen Seeschildkröte.

„**Ein Mann über Bord!**“

Ja, das ist freilich auch etwas, Niemand indessen ist doch so roh, der-

gleichen zu wünschen, denn es ist ein gar fataler Tod und für den, der schwimmen kann, in der Regel viel schlimmer als für denjenigen, der es nicht versteht.

„Ein Mann über Bord!“

Nein, das wollen wir nicht als Zeitvertreib betrachten und der Kapitain, als er die Schreckensnachricht bekam, rief alsbald „die Rettungsboye los“ und mit einem raschen Hiebe war das Seil gekappt, an welchem sie außerhalb des Schiffes vom Bug herabhing, plumpste in's Wasser, versank, kam wieder herauf und versank und tanzte so einige Male auf und ab, bis sie so viel Stabilität erhielt, um ihre hochragende Stange mit dem leuchtenden, messingenen Knopfe über Wasser zu zeigen.

Die Rettungsboye ist ein ziemlich großer, aus Tonnenstäben zusammengesetzter Kegel, dessen untere Spitze mit einem Gewicht von mehreren Centnern beschwert ist, wodurch veranlaßt wird, daß die obere, kreisförmige Fläche des Kegels unter allen Umständen, die Boye möge fallen, wie sie wolle, oben bleibt. Auf dieser Fläche ist ein Pfahl von etwa drei Zoll Durchmesser eingelassen, welcher auf seiner Spitze die blanke Kugel oder ein anderes von allen Richtungen her sichtbares Signal trägt. Der Verunglückte sucht sich der Boye zu nähern, sucht den Pfahl zu fassen und sich mittelst desselben auf die Fläche zu schwingen, so daß er frei und über dem Wasser steht. Deshalb muß auch die Boye unten so stark beschwert sein, weil sie anderen Falles das Gleichgewicht verlieren und so wie der Mann sich hinaufschwingt, umfallen würde, aber auch bei hinlänglicher Belastung ist es keine Kleinigkeit, hinaufzukommen, der menschliche Körper ist zwar innerhalb des Wassers federleicht, denn er wird von demselben getragen und zwar jedes einzelne Glied apart; allein sobald der in das Meer gefallene Mann einen Arm oder ein Bein aus dem Wasser hebt, sinkt der übrige Körper dem Gewicht des Gliedes entsprechend tiefer und die Boye neigt sich nach der Seite, an welcher sie gefaßt wird und sucht demjenigen zu entgleiten, der sich daran retten will und doch ist das Emporklimmen an der Boye eine Lebensfrage, denn abgesehen von der großen Schwierigkeit, sich längere Zeit schwimmend zu erhalten, befinden sich in dem Meere so viel gefährliche Ungeheuer, daß es wünschenswerth wird, sich recht bald über Wasser zu sehen. Schon ein friedliches Geschöpf wie die große Seeschildkröte kann den Menschen tödten, ihr wunderbar geformter, man möchte fast sagen, eiserner Kopf langt ganz unschuldig und ohne alle böse Absicht nach dem Schenkel eines Menschen und beißt ein Stück heraus, so groß und so tief, als es der Knochen gestattet und natürlich verblutet der Unglückliche an der ungeheuren Wunde.

Aber viel gefährlicher und viel häufiger ist der furchtbare Seetiger, der Haifisch, welcher gewöhnlich die Schiffe begleitet, sobald sie in die wärmeren Regionen gelangen. Tagelang umkreist er den großen Bau, fortwährend nach den Abfällen der Combüse schnappend, alles auffangend, was über Bord fällt.

Ist der Mann, welcher über Bord gefallen, auch ein noch so guter Schwimmer, so kann er es doch niemals mit der Gelenkigkeit, mit der Gewandtheit dieser greulichen Bestie aufnehmen und darum ist es ihm von äußerster Wichtigkeit, einen Standpunkt über Wasser zu haben, welcher dem Haifisch nicht erreichbar ist. Es gehört allerdings großer Muth dazu, um sich hier zu erhalten, denn der Hai sucht immerfort nach dem Gegenstande, den er nun einmal für seine Beute ansieht, zu fassen und nur die ruhigste Entschlossenheit, mit welcher der Verunglückte sich an dem Pfahle der Boye festhält, trotz dessen, daß der Hai dieselbe immer umkreist, nach ihr selbst faßt und sie in das schrecklichste Schwanken versetzt, kann ihn retten. Aber auch in diesem Falle hat er lange zwischen Tod und Leben zu schweben, denn es ist keine Kleinigkeit, ihm zu Hilfe zu kommen.

Ein großes Schiff, vom Winde gefaßt, getrieben, kommt langsam in Zug, bewegt sich schwerfällig und wird erst allmälig und ganz stufenweise in jenen Grad von Geschwindigkeit versetzt, welcher seiner Größe, seiner Segelfläche angemessen ist. Hat es diese Geschwindigkeit erreicht, so verharrt es wieder in derselben, vermöge der Masse, welche es hat, und wenn man plötzlich alle Segel abschnitte und in die Lüfte fliegen ließe, so würde das Schiff, obschon nicht mehr vom Winde getrieben, doch seinen Weg noch lange Zeit und mit nur wenig verminderter Geschwindigkeit fortsetzen; wie nun erst, wenn die Segel nicht gelöst werden (was natürlich Niemandem einfällt und was gleichzeitig höchst unzweckmäßig wäre, wenn es geschehen sollte, da man hiermit die Gewalt, die Herrschaft über das Schiff sofort verlieren würde). Das Schiff rauscht unter dem Druck des Windes majestätisch durch die Wogen und nur durch Stellung der Segel und des Steuers vermag man dasselbe zwar nicht anzuhalten, wohl aber aus seiner geraden Bahn abzulenken und dasselbe einen großen Bogen beschreiben zu lassen, vermöge dessen man allmälig dahin gelangt, sich nicht weiter von dem Verunglückten zu entfernen und schließlich beizulegen. Wer da behauptet, ein großes Segelschiff lasse sich auf der Stelle umdrehen, wie eine Droschke, der hat niemals, auch nur ein kleines Seeschiff gesehen, viel weniger irgend einem Manöver eines solchen beigewohnt.

Mit großer Theilnahme wurde dem Unglücklichen, wenn auch noch nicht mit Rudern und Booten, so doch mit den Augen gefolgt. Er war ein uns Allen wohlbekannter, recht wackerer Bursche, den das Unglück getroffen und wer ein Fernrohr hatte, richtete es auf ihn. Der Mann schwamm aus Leibeskräften der Boye zu und damit er dieses könne, steht eben der Pfahl darauf mit einem glänzenden Metallknopf oder bei anderen Nationen mit einer Flagge, welche aber allerdings in der eigentlichen Windrichtung niemals zu sehen ist, eben weil der Wind dieselbe dirigirt und in eine schwer unterscheidbare Linie verwandelt — der Mann schwamm darauf zu und suchte sie mit Anstrengung aller seiner Kräfte zu erreichen und trotz dessen, daß die Wellen in ihrem unbeständigen

Steigen und Sinken ihn mehrmals seinem Ziel entrückten, gelang es ihm doch endlich, den Stützpunkt zu erreichen, er schwang sich herauf, er stand vorläufig gesichert.

Als er an dem Pfahle der Rettungsbohe stand, war es auch schon so weit möglich geworden, dem Schiffe eine Wendung zu geben und es zum Beiliegen zu bringen, so daß man ein Boot ohne Gefahr niederlassen konnte.

Nun kommt eine neue Schwierigkeit, welche dem zu Rettenden nicht selten sehr verhängnißvoll wird. Das Meer ist eine große, ziemlich unruhige Fläche; auch in dem Zustande, den man mit Bezug auf die Spiegelfläche glatt und sanft nennen kann, senkt es sich und hebt es sich in langen Wellen. Ein Schiff sieht ein anderes auf große Entfernung, denn seine Cajüte, sein Bord steht zwanzig Fuß über dem Wasserspiegel und sein Mast steht hundert Fuß darüber; allein ein ganz anderes Ding ist es mit den nicht viel über dem Meer erhabenen Gegenständen. Der Mann auf der Bohe steht 6 Zoll hoch über der Wasserfläche und die Schaluppe sinkt 3 Fuß tief in dieselbe hinab, was also für die Leute in der Schaluppe sichtbar ist, das Haupt des Verunglückten, der in Manneshöhe auf einer Unterlage steht, die kaum aus dem Meeresspiegel herausragt, ist äußerst unbedeutend und da die Leute in der Schaluppe gar drei Fuß unter Wasser stehen, ja sitzen, so würde der Mann auf der Bohe sie nicht einmal sehen, wenn sie nicht eine Linie von 20 bis 30 Fuß Länge bildeten und jede Wellenbewegung verursacht, daß die dem einen oder dem anderen Theile gebotene momentane Erscheinung ebenso schleunig verschwindet, wie sie gekommen ist.

O armer Verunglückter, wie viel Furcht und niedergeschlagene Hoffnung hast du im Zeitraum einer Stunde zu erdulden! Der Mann indessen, so oft seine Hoffnung getäuscht ist, so oft er die Schaluppe gesehen und verloren hat, der Mann verliert doch nicht seine Zuversicht und der Kapitain auf dem höchsten Punkte des Verdeckes leitet durch das Sprachrohr die Bewegungen der Schaluppe, denn er vermag mittelst seines Fernrohres und begünstigt durch seinen erhöhten Standpunkt die Fläche zu überschauen und vermag den Weg zu bestimmen, den sie einschlagen sollen, und die Arme der Matrosen strengen sich an, die Ruder bewegen sich taktmäßig, es gilt einen Kameraden, den man erretten will und vielleicht hat ein jeder auch sich selbst im Auge, denn der Gedanke, dasselbe könne ihm selbst passiren, liegt einem nahe genug.

Dem armen Teufel ward es übrigens schwer genug gemacht denn es zog ein hartes Unwetter heran, der ohnedies schnell hereinbrechende Abend und die in den Tropengegenden kaum bemerkbare Dämmerung machten Platz einer stürmischen Nacht, welche die Möglichkeit der Rettung sehr ungewiß, wenigstens vollständig zweifelhaft machte.

Wolken umzogen den Horizont mit einer völlig schwarzen Finsterniß. Ein Gewitter in der Nähe des Aequators ist überhaupt kein Spaß, auch nicht wenn man auf festem Boden steht. Die Wellen des Meeres durch den Sturm

erregt und gehoben haben eine furchtbare, eine Entsetzen erregende Gewalt. Der Blitz kann zwar den Mast splittern und die durch den Sturm erregten Wogen können das Schiff so emporheben, daß die Besatzung glaubt es schwebe auf einer Nadelspitze und dieselben Wellen können es in einen solchen Abgrund schleudern, daß man denkt man fände erst auf dem Boden des Meeres Ruhe, aber dieselben Wellen können auch, wenn sie einen Widerstand leistenden Körper vor sich finden, entweder an demselben zerschellen, oder ihn, den Körper selbst zerschellen, wie es mit einer Koralleninsel von der Radak Gruppe wirklich geschehen ist, welche von den furchtbar aufgeregten Wogen gebrochen, in die Tiefen des Meeres versenkt wurde, eine Thatsache welche uns Chamisso erzählt.*)

Noch ehe die Nacht völlig einbrach war der Matrose aufgenommen, aber der Trost ist nur gering, er ist zwar unter seinen Freunden, er befindet sich in den Räumen des Bootes aber jede schäumende Welle kann, wie sie das Schifflein hebt es auch umstürzen und jeden Einzelnen sich selbst überlassen, im glücklichen Falle von seinem Ruder unterstützt, aber da dieses von Eichenholz ist, wenig genug, denn dasselbe ist kaum leichter zu nennen als das Wasser und nur der Umstand, daß seine groben Poren mit Luft gefüllt sind, macht es schwimmen.

Wo ist indessen das Schiff geblieben? Der Horizont ist dunkel und die Blitze verhindern die Leuchtfeuer oder vielmehr die angezündeten Laternen zu sehen, welche das Schiff ausgehängt hat. Der Sturm braust unaufhaltsam und verursacht ein furchtbares Getöse, die Männer im Boote können einander nicht verstehen, und der auf die Blitze folgende, krachende Donner ist so entsetzlich, daß die vom Schiffe gelösten Signalschüsse gar nicht gehört werden, daß ihr Schall gar nicht zum Boote dringt, oder wenn es der Fall sein sollte, so mit dem Getöse des Sturmes und Donners verschmilzt, daß man es von demselben gar nicht unterscheiden kann.

---

*) Chamisso's Werke. 2. Band, Reise um die Welt, 2. Theil, Seite 244.

Sechsundfünfzigstes Kapitel.

Eigenthümliche Stimmung der Matrosen bei Unglücksfällen. Eine kleine Zwistigkeit über die Größe und die Gefahr einzelner Meeresstrecken. Violet fährt vom Mittelmeer bis zu den Pyramiden von Gize.

Ein Mann über Bord! Was ist das? Das heißt doch eigentlich nur, es ist ein Mann gestorben, oder vielmehr es wird ein Mann sterben. — Auch das nicht einmal, es kann ein Mann sterben, er befindet sich in großer Gefahr. Warum macht denn der Ausruf „Ein Mann über Bord" einen so gewaltigen Eindruck, indessen im Lazareth des Schiffes im nämlichen Augenblick zwei Menschen — drei Menschen im Sterben liegen, um welche alle sich Niemand bekümmert außer dem Arzte dessen Handwerk es nun einmal ist und der sein Geschäft auch nur in diesem Sinne d. h. recht handwerksmäßig betreibt.

Stirbt ein Mann auf dem Schiffe so sagt er sich in seinem letzten Augenblicke — bald wird mich das Meer verschlingen, spurlos werde ich verschwinden, die Wellen zeigen Niemanden die Stelle, an welcher man ihrer Raubgier eine Beute vorgeworfen hat, wenig Augenblicke nachdem ich ihnen überliefert bin, würde man ganz vergebens versuchen meinen Leichnam wieder aufzufinden. — Die Lauen, die kalten Freunde welche jetzt noch allenfalls einen kalten Blick schwachen Mitleids auf mich werfen, werden mich vergessen haben, so wie die Wogen sich über dem Brett schließen auf welches ich gebunden worden. Ohne Theilnahme an mir werden sie ihre Fahrt fortsetzen, werden sie andere Regionen aufsuchen, sich unter einem anderen Himmel bewegen, ausruhen, vergnügen, sie werden ihr Vaterland, ihre Familie wiedersehen, sie werden des Ruhmes genießen solche Reisen gemacht zu haben, sie werden glücklich sein in der Erinnerung an die bestandenen Gefahren und sie werden meiner Mutter sagen daß ich im Lazareth gestorben und sie wird für mich beten zu einer Zeit, wo schon tausende von raubgierigen Fischen meinen Sarg von Segeltuch zerrissen und meinen Körper bis auf die Knochen — und der Sterbende wird in Verzweiflung hinübergehen, denn er wird vergessen werden. Die Vergessenheit ist ein viel schweigsameres Grab als dasjenige was man auf dem Kirchhofe aushöhlt oder was man dem Seefahrer anweist im Schooße des Meeres, ich glaube beinahe es sei angenehmer gehaßt zu sterben als vergessen, die Vergessenheit ist immer eine Strafe, der Haß kann ein Trost sein, und die Vergessenheit ist das Loos desjenigen der auf dem Schiffe stirbt, wie kommt es denn daß ein so großer Unterschied gemacht wird zwischen dem Sterbenden an Bord und dem Sterbenden in See? Oder ist es vielleicht das Gefühl der Möglichkeit den Einen zu retten, indessen man weiß der Andere sei rettungslos verloren?

Auf unserem Schiffe sprach sich diese Theilnahme allgemein aus und wäh-

rend der ganzen Nacht wurden alle möglichen Mittel aufgeboten um die Schaluppe von der Stellung des Schiffes zu benachrichtigen, man gab dem Winde nicht nach, man lavirte, man kreuzte den Windstrich immerfort bald von rechts her, bald von links her kommend, um dem Boote alle mögliche Gelegenheit zur Wiederauffindung des Schiffes zu geben, aber die ganze Nacht verging ohne ein Resultat und dies machte auf die Matrosen, welche sämmtlich nicht in ihre Hängematten wollten, einen entschieden traurigen Eindruck, ein dumpfes Stillschweigen folgte auf die sich bis Mitternacht wiederholenden Signalrufe, die theils mit der Pfeife oder mit dem Sprachrohr, theils mit der bloßen Stimme gegeben worden waren.

Ich vermochte mir ungefähr vorzustellen was in dem Herzen der Leute vorging. Das Boot ist triftig geworden, der Wind und die Strömung haben es gefaßt und haben es trotz aller Anstrengungen der Ruderer fortgeführt. Zehn Leute sind darin verlassen von Gott und der Welt. In zweien Tagen wird dieses Boot eine Beute der entsetzlichsten Greueln sein. Diese tapferen Leute, welche sich alle für den einen aufgeopfert haben, sehen sich jetzt mit brennenden, mit gierigen Blicken an, der Hunger wühlt in ihren Eingeweiden. Sie, welche menschlich für einen Anderen ihr Leben einsetzten, werden durch die Entzündung ihrer Magenwände, werden durch den Hunger entmenscht, zu Wölfen. Sie, unter ihren Freunden aufopfernd und hingebend, stürzen sich auf einander, zerreißen sich mit ihren Nägeln und Zähnen, werfen den Schwächsten zu Boden, trinken gierig sein Blut und verzehren sein Fleisch. Und wenn der Hunger und der Durst gestillt sein wird, wird jeder von den entsetzlichen Mördern in Todesangst schweben, daß jetzt die Reihe an ihn kommen, daß er den Anderen zum Fraße dienen werde und dieser entsetzliche Zustand wird nicht eher aufhören als bis der Letzte über den Vorletzten gesiegt und er nunmehr ganz allein an der Leiche des von ihm Ermordeten zehrt.

Dem Himmel sei Dank, es kam nicht zu diesem entsetzlichen Ausgang. Eine Tropennacht ist zwar lang und es war den Männern unmöglich, während der ganzen zwölfstündigen Dauer derselben die Ruder zu bewegen, sie lösten einander von Stunde zu Stunde ab, nur um das Boot in der richtigen Lage zu erhalten und nicht von den Wellen und dem Sturm gekentert zu werden; aber sie erlebten den Tag und wenn sie schon bei der noch sturmbewegten See und dem keineswegs klaren Himmel ihr Schiff noch nicht entdecken konnten, so hatte doch das Tageslicht so viel frischen Muth in aller Herzen geweckt, daß sie sämmtlich von neuem zu rudern begannen, es war ein galvanischer Schlag welcher die entschlummerten Nerven wieder erregte, die Arme ergriffen mit neuer Kraft die Ruder und mit lang gezogenen, taktmäßigen Schlägen theilten sie die Wellen, den Schnabel des Bootes nach Osten lenkend.

Das Schiff hatte sich nach besten Kräften auf der Stelle zu erhalten gesucht auf welcher das Unglück geschehen war. Nach besten Kräften muß ich

nochmals sagen, denn allerdings war es nicht an Ort und Stelle geblieben, sondern hatte es nur so viel als thunlich versucht, dies geschieht durch Laviren, indem man dem Wind eine Zeitlang die eine Seite und dann ebenso lange die andere Seite darbietet, seine Richtung selbst unter einem rechten Winkel schneidend, der Erfolg ist dann erträglich gesichert, so weit die Strömungen des Meeres, welche man nicht beurtheilen kann, es überhaupt gestatten.

Der Sturm tobte nicht mehr, das Gewitter selbst hatte sich gänzlich gelegt und man konnte die in langen Wellen steigende und fallende See mit Hilfe unserer Fernröhre weit überschauen, aber vorläufig wurde noch kein Boot entdeckt. Der Kapitain ließ mehrmals die schwersten Kanonen lösen, deren Schall man auf einige Meilen Entfernung hört, aber freilich nur bei glattem Meeresspiegel, denn die breiten, tief gefurchten Wogen bieten ebenso viel Flächen dar an denen der Schall abprallt, sich in den Lüften verliert, indessen man beabsichtigt, daß er sich auf der Meeresfläche und parallel mit derselben recht weit verbreite.

Der Kapitain benutzte nun den Wind um mehrstündig dauernde, gewaltig lange Bogen zu beschreiben und so gewissermaßen das Meer abzupatrouilliren und endlich krönte ein günstiger Erfolg die Bemühungen zu einer Zeit, wo man beinahe die Hoffnung aufgegeben hatte, denn die Sonne begann schon sehr zu sinken und in einer Stunde mußte die Nacht eintreten; da gewahrte ich durch mein Fernrohr die Schaluppe und großer Jubel brach bei der Nachricht unter dem Schiffsvolk aus. Der Kapitain befahl alsbald die nöthige Segelstellung, um der Schaluppe entgegenzufahren, Schuß auf Schuß wurde in der Richtung des Bootes gelöst und als die Sonne untergegangen war, dienten nun von Zeit zu Zeit aufsteigende Raketen um der Schaluppe die Stelle zu zeigen auf der sich das Schiff befand, und eine Stunde später hörte man die Rufe der Mannschaft, das Klatschen der Ruder im Wasser, dann legte das Boot an und Alle waren an Bord. .

Eins war mir unverständlich, von Allen wurde nur der Verunglückte begrüßt, obgleich die Retter ebenso viel ausgestanden hatten als er selbst und obwohl sie eine Arbeit vollbracht hatten um ihn zu retten, welche gar nichts Kleines war, im übrigen schienen sie selbst ganz von dem nämlichen Gefühl durchdrungen, denn sie freuten sich mit den Anderen über den Geretteten und ein Jeder bot ihm von seiner zugetheilten Portion Essen und Genevre etwas an, als ob sie ihn wegen eines Verlustes trösten wollten und Violet konnte sich gar nicht zufrieden geben, daß Alle so abscheulich naß seien. Bei dem Verunglückten schien ihm das natürlich, daß aber die Anderen gleichfalls durch und durch geweicht waren, glaubte er als eine ledige Ungeschicklichkeit nehmen zu müssen und er versicherte, daß, so lange er auf dem Mittelländischen Meere umher gefahren, ihm nie passirt sei, sich so dumm naß zu machen.

Die Matrosen fühlten sich durch diese Aeußerung ungemein gekränkt, sie

sahen darin einen Tadel, sie glaubten ihre Geschicklichkeit verhöhnt und einer derselben durch und durch Holländer und gewohnt den atlantischen Ocean zu durchfahren und das sturmbewegte Meer zwischen dem Cap und den holländischen Besitzungen, sprach mit ungemeiner Verachtung von der erbärmlichen Waschschüssel, welches Violet das Mittelmeer nannte, wogegen dieser wieder in einen furchtbaren Zorn gerieth als er sein herrliches Meer so verunglimpfen hörte und man wie begreiflich alle möglichen Schändlichkeiten von demselben erzählte, denn hierin liegt ja der Ruhm ein solches Meer befahren zu haben und jemehr sich Violet ärgerte, desto toller übertrieben die Anderen das Schlechtmachen dieses Meeres, wofür ihnen schon der Ausdruck Waschschüssel nicht mehr richtig war, das Barbierbecken schien ihnen der geeignetere und einer der Holländer, nachdem er seinen Kautabak von der linken Seite auf die rechte gebracht und fünf bis sechsmal ausgespieen hatte, bei jedem neuen Erguß der braunen Jauche sichtlich in großen Zorn gerathend, stellte jetzt seine beiden Fäuste in die Seiten und schrie:

„Weißt Du, Du erbärmlicher Knirps, weißt Du was ein Meer ist? Ein Meer ist so lang als es breit ist, Dein elendes Ding von Mittelmeer ist blos lang und gar nicht breit — ein Meer schlägt Wellen, Dein Mittelmeer kräuselt sich blos — auf dem Meere wehen Stürme, wenn aber auf Deinem Mittelmeer ein dummer Junge die Backen aufbläst um sein Schiff von Kiefernrinde zu bewegen, so thut das noch mehr als der schrecklichste Sturm zwischen Toulon und Havre de Grâce."

Violet sprang mit beiden Beinen zugleich in die Höhe, schlug ein Rad besser wie Till Eulenspiegel in der Gellert'schen Fabel, schmiß sich nieder und rollte sich hin und her und schrie und jauchzte vor Lachen und rief endlich:

„Du holländische Dreckschite (Treckschuite, Boot welches gezogen wird — trecken, ziehen) Du weißt nicht einmal wo Land und wo Wasser ist. Zwischen Toulon und Havre de Grâce liegt Land, alter Tabakstampfer, wenn Du Deine abscheulichen schwarzbraunen Mörserkeulen weniger in Bewegung setztest und dafür lieber die Nase in ein Buch stecktest, so würdest Du wenigstens wissen wo Land und wo Wasser ist, aber Du blamirst Dich scheußlich, wenn man Dich hörte, sollte man glauben das Mittelmeer sei zu nichts gut als um Flöhe in Nußschalen zu tragen, Strohhalme als Maste, die Flügel von Wasserjungfern als Segel und Spinnenfäden als Taue zu führen. Aber ich sage Dir, ich, der ich das Mittelmeer vielemal befahren habe, ich sage Dir daß Dein Ocean ein wahres Nilpferd ist im Vergleich mit dem französischen Mittelmeere, mit dem Meere was uns Franzosen ausschließlich gehört und worin kein anderer Mensch etwas zu sagen hat. Dein Ocean ist zu nichts gut als um einen großen Platz einzunehmen, deshalb bläht er sich auch auf und bekommt von Zeit zu Zeit Buckel wie ein Kameel, gebehrdet sich als ob es ein furchtbarer Koloß wäre, aber Du weißt wohl mein lieber Sohn, die Riesen sind alle schwach auf den

Füßen, sie sind nicht besonders gefährlich, aber siehst Du unser Mittelmeer das ist ein anderer Kerl. Ihr dummen Holländer könnt wie ein großer Seehund drei Monat lang in einem großen Fort schwimmen auf dem Großen Ocean, ohne die Schnauze irgendwo anzustoßen. Wir aber freilich, wir befinden uns in einer anderen Lage, sind wir 24 Stunden von Norden nach Süden gefahren, gleich müssen wir, um nicht irgendwo anzustoßen — 25 Stunden von Süden nach Norden fahren."

Die holländischen Matrosen brüllten vor Vergnügen, Violet hatte ihnen den Beweis gegeben, daß sein großes Meer noch nicht einmal so viel werth sei, wie ein Barbierbecken, denn sie versicherten, um über die Schelde oder die Maas oder den todten Rhein zu kommen, brauchte man wenigstens eine Woche.

Aber Violet ließ sich nicht irre machen, und sagte: „Wenn Ihr nun über Eure Flüsse zu schiffen die Logleine nicht eine Woche lang, sondern ein Jahr lang handhaben müßtet, so wäre dies alles doch nicht der Rede werth im Vergleich mit einem kleinen Mittelmeerchen. Nicht alle großen Beester sind gefährlich und ein Esel ist nicht halb so schlimm als ein Wolf. Unser Mittelmeer ist ein Wolf, ein hungriger Wolf, ein junger Tiger der beißt und zerreißt. Euer Meer ist zwar ein großer Kessel, aber unser Mittelmeer ist der Ofen der ihn heizt. Ihr habt auf Euren Meeren Stürme, welche freilich einen Pfau nöthigen werden seinen Schwanz sinken zu lassen, aber wir haben Stürme, welche einem Ochsen die Hörner abbrechen. — Wenn ein mäßiger Wind einem Seehund ins Maul bläst, so wackeln ihm alle Zähne, bei starker Hitze werden die Fische nicht nur gekocht, sondern mitten im Salzwasser gebacken wie die Pfannkuchen im Schmalz, da ist es kein Spaß zu schiffen. Ich war auf einer Brigg, welche nach Alexandrien bestimmt war, am Abend hatten wir noch nicht Land in Sicht und am Morgen stand das Schiff 20 Meilen innerhalb des Landes dicht vor einer großen Pyramide — fragt den Herrn Doctor ob's nicht wahr ist." Ich sah ihn lachend an und sagte: das war wohl anno 1798 kurz vorher ehe Napoleon die berühmte Schlacht bei den Pyramiden lieferte? —

Die Jahreszahl thut nichts zur Sache, sagen Sie mir nur, Herr Doctor, ob die Sache sich nicht so verhält.

Ich erwiderte ihm, daß — da ich nicht dabei gewesen, ich das nicht bestätigen könne, aber es käme mir gar nicht wunderbar vor, ich hätte noch ganz andere Dinge gesehen. Auf den Radak Inseln, welche wir soeben verlassen, hätte ich viele Menschen gesehen die mit den Ohren gegessen hätten.

Mit dem Munde meinen Sie Herr Doctor?

Durchaus nicht, ich meine mit den Ohren mit denen andere Leute hören.

Dann meinen Sie ein Maul, welches von einem Ohre bis zum anderen gegangen ist.

Nicht im mindesten, der Mund dieser Leute war nicht größer als der

Eurige oder der meinige, sie haben mit den Ohren Brod abgebissen, es gehörig zerkaut und heruntergeschluckt und sind davon satt geworden.

Violet lachte wie ein Kobold und rief: Sie wollen mich und meine Kameraden foppen, das sind Geschichten die ich nimmermehr glaube.

Was! rief ich aus. — Nicht glauben, Ihr wollt nicht glauben was ich Euch sage und vom Mund bis zum Ohr sind doch nur vier Zoll und Ihr wollt, daß ich Euch nicht vier Zoll, sondern sechsmal so viel Meilen glauben soll?

Den Matrosen muß man mit einem Zaunpfahl winken wenn sie verstehen sollen, mein Spaß war schon ein Laternenpfahl, die guten Matrosen verstanden ihn daher vollkommen und lachten den närrischen französischen Lügner nach Kräften aus, im Uebrigen war die Sache mir durchaus nicht neu, denn jeder Matrose will Dinge erlebt und Feinde bekämpft haben, gegen welche alles das was Andere möglicherweise erfahren haben gar nicht aufkommen kann.

Siebenundfünfzigstes Kapitel.

Fortsetzung der Reise nach den Sandwichs-Inseln. Etwas über deren Entdeckungsgeschichte und wie sich die englischen Matrosen daselbst benommen haben. Ein eingeborner Historiker.

Weiter und immer weiter führte uns Wind und Wasser nach Osten, bis wir nach einer schönen Reihe von Tagen die Sandwichs Inseln vor uns sahen, auf deren Anblick ich mich schon seit unsrer Abfahrt von Java gefreut.

Diese Inseln haben eine beinahe fabelhafte Geschichte, welche uns erst neuerdings durch einen Eingebornen von Havai schriftlich und dann durch den Druck überliefert worden, der Verfasser heißt Kavika oder nach der Taufe durch die britischen Missionäre David Malo. Derselbe hat sein ganzes Leben der Aufzeichnung von Traditionen gewidmet, welche über die Ereignisse auf den Inseln verbreitet sind, er hat sie dann aufgezeichnet und die erste Hälfte derselben erschien in dem havaischen Blatte „Hawaiian Spectator" herausgegeben zu Honolulu, aber dieses Werk hörte mit dem zweiten Theile auf, und obschon die späteren Geschichtsschreiber das Werk selbst, d. h. eben diese Uebersetzung in's Englische stellenweise benutzt haben, so ist doch so viel des Originellen ausgelassen und so viel des Abenteuerlichen hinzugefügt, daß dadurch der Werth des ganzen Werkes um ein Bedeutendes gesunken ist. Erst vor kurzem erschien eine vollständige Uebersetzung des Werkes aus der Sprache der Sandwichs-Insulaner in die französische Sprache „Histoire de l'Archipel Havaiien, texte et

traduction par Jules Remy", aus welcher ich das Folgende entnehme, um so mehr, als der Verfasser selbst bescheiden genug sagt, er könne zwar nicht für jedes Factum einstehen, Alles aber stütze sich auf wirkliche Traditionen.

Die älteste Geschichte von Havai und den damit zusammenhängenden Inseln liegt — da viele Jahrhunderte seit dieser Zeit verflossen sind, in einem unenthüllbaren Dunkel. Ueber die ursprüngliche Bevölkerung herrschten nur Muthmaßungen, aber sehr wahr und sehr vernünftig sagt der Verfasser, daß die sämmtlichen Bewohner, nicht blos von Havai, Tahiti, Nukahiva, sondern auch von dem größten Theile der Inseln des Großen Meeres eines Stammes sind, daß sie wahrscheinlich durch Kriege vertrieben von irgend einem Punkte ausgewandert, sich dann über die sämmtlichen Inseln verbreitet haben, ein jeder da landend wo es ihm am besten und bequemsten schien, wodurch denn die wahrscheinlich früher unbewohnten Inseln nunmehr Bevölkerung und zwar sämmtlich eine Bevölkerung von der nämlichen Race erhalten haben.

Nach unsern Begriffen in das Gebiet der Geschichte eintretend, wird der Sandwichs-Archipel erst mit dem Besuch europäischer Schiffe ein Ereigniß von solcher Wichtigkeit, daß dasselbe nicht vergessen werden konnte, aber allerdings ist auch hiebei vorläufig noch von Jahreszahlen nicht die Rede, denn es scheint, als datirten die Leute nicht von irgend einer Periode, sondern gleich den Chinesen von der Regierung irgend eines ihrer Häuptlinge. Das Wort Galeona haben die Eingebornen als den Namen eines Schiffes aufbewahrt, da es doch nur der Titel desselben war. Dieses Schiff, unzweifelhaft lange vor Cook, den sie Lono nennen, auf der Insel landend, scheint dasjenige gewesen zu sein, welches die Eingebornen zuerst mit den fremden Männern bekannt machte, dann erschien Lono (Cook) im Jahre unsres Herrn 1778 (der Verfasser ist durch die Missionäre bekehrt und datirt von jetzt an nach der christlichen Zeitrechnung).

Die Eingebornen sahen riesige Ungeheuer auf ihre Insel zukommen und fragten sich unter einander mit Entsetzen was für furchtbare Gegenstände das seien die dort heranaheten. Einige meinten das sei ein Wald der ins Meer geglitten, Andere meinten es seien ihnen unbekannte Seeungeheuer, Niemand aber wußte sich die Entsetzen erregende Erscheinung richtig zu erklären.

Nun schickten die Häuptlinge mehrere Leute in Kähnen ab, um den wunderbaren Gegenstand zu untersuchen. Es waren die muthigsten Männer die man dazu aussuchen mußte und es will allerdings nichts kleines sagen sich solchen noch nie gesehenen, gewaltigen und entsetzlichen Dingen zu nähern, aber die tapfern Männer thaten es und gelangten auf das Hauptschiff, an welchem sie vor allen Dingen die ungeheure Masse Eisen bewunderten, mit dem dasselbe erfüllt war. Auch sie waren mit diesem werthvollen Metall bekannt, das sie durch das Treibholz von gescheiterten Schiffen erhielten, demnächst fielen ihnen die wunderbaren Leute auf, welche sich auf dem Schiffe befanden und welche für Menschen zu erkennen, ihnen nicht möglich war, denn die Leute hatten eine

höchst sonderbare Hautbeschaffenheit, dieselbe hing in großen vielfältigen Lappen an ihrem Körper umher, war rauh anzufühlen, hatte an verschiedenen Stellen metallglänzende Punkte und Scheiben, auch waren mehrere Theile ihres Körpers hohl, sie konnten hineingreifen mit den Händen und konnten verschiedene Dinge aus dem Körper holen, welche ganz entschieden nicht dazu gehörten und weggelegt werden konnten. Einer von den Leuten auf dem Schiffe hatte auf seinem Kopfe große schwarze Hörner und er hatte die sonderbare Eigenschaft, daß Jeder bei dem er vorbeiging ganz steif und starr wurde, welche Steifigkeit nachließ, sobald der Mann vorüber war.

Dies war der Eindruck, den die Kleidung der Matrosen mit ihren blanken Metallknöpfen und ihren Taschen auf die Insulaner machten. Der Mann mit dem gehörnten Kopf war Cook mit dem dreieckigen Hut und die Achtungsbezeigung die ihm die Matrosen machten, das militärische Stillstehen, sahen sie für einen Ausfluß von ihm als eine Eigenschaft seiner Persönlichkeit an.

Die Nachrichten, welche sich auf den Inseln verbreiteten von den furchtbaren Ungeheuern und ihren Bewohnern, machten auf die kriegerische Nation einen sehr lebhaften Eindruck. Die Männer beschlossen Krieg zu führen und die gefährlichen Fremden von ihrer Insel zu vertreiben, die Fürstin Kamakahelei rieth keinen Krieg gegen die Fremden anzufangen, welche gewißlich Götter wären und sie alle tödten würden, eine Erfahrung, welche die Insulaner bereits gemacht, da einer von den Eingebornen ein Stück Eisen genommen und damit über Bord gesprungen war, aber alsbald von einem Flintenschusse erreicht und getödtet wurde. (Dies war und blieb immer die Art der Engländer Bekanntschaft mit den Eingebornen zu machen.)

Der Königin Rath wurde befolgt. Man schickte nochmals Leute an Bord, denen man auf das Strengste einschärfte nichts zu nehmen, man lud den gehörnten Mann ein an das Land zu kommen und die Königin gab ihm ihre älteste Tochter zur Frau für die Zeit seines Aufenthaltes, auch die anderen Personen, welche mit dem Kapitain gekommen waren, erhielten schöne und junge Frauen und bald stellte sich ein sehr freundliches Verhältniß zwischen beiden Partheien her, aber sehr bald wurden die Frauen gefährlich krank und die Männer, welche nach der Abreise der Fremden mit diesen Frauen zu thun hatten, wurden gleichfalls gefährlich krank und so pflanzte sich von Frauen auf Männer und von Männer auf Frauen eine entsetzliche Pest fort an der noch die ganze Gruppe leidet und die durch jeden neuen Besuch fremder Seefahrer immer wieder erneuert und aufgefrischt wird.

Bewohner andrer Inseln kamen nach Havai und gingen, nachdem sie die Fremden sich angesehen in ihre Heimath zurück und verkündeten wie sie diese Fremden gefunden mit ihrer lappigen Haut, mit ihren ganzeckigen, scharfkantigen Köpfen und mit den wunderbaren Löchern an ihrem Körper die sich tief hinein senkten, worin sie ihre Hände steckten und aus denen sie Messer, Knöpfe,

Halsbänder, und eine Menge anderer Gegenstände zogen. Besonders fiel ihnen auch auf daß Feuer an ihrem Munde hing und viel Rauch und übelriechender Qualm aus demselben hervorging (sie rauchten aus kurzen Matrosenpfeifen).

Der Aufenthalt, den Cook bei dieser ersten Entdeckung auf den Inseln hatte, war nicht von langer Dauer. Er besuchte mehrere derselben, ward überall in gleicher Weise als ein Bote der Götter aufgenommen, setzte aber alsdann seine Reise nach dem Norden fort und kam erst im nächsten Jahre zurück um den Archipel, welchen er nach dem Lord Sandwich nannte, näher zu untersuchen und die einzelnen Inseln festzustellen.

Es fiel den Naturforschern welche ihn begleiteten auf, daß die Bewohner der Sandwichs nicht gleichmäßig gefärbt und auch körperlich keineswegs gleichmäßig ausgestattet seien. Die darüber angestellten Untersuchungen machten es glaublich, daß lange vor Cook und vielleicht Jahrhunderte lang vorher Männer in einem großen Boote auf den Inseln gelandet seien, welche von sehr heller Farbe und von ganz anderem Aussehen gewesen als die Eingebornen. Sie hatten nur wenige Begleitung, aber sie hatten sehr lange Messer (Degen) an ihrer Seite hängen, welche ihnen zu einer furchtbaren Waffe dienten. Sie wurden mit Achtung und Ehrerbietung von den Insulanern aufgenommen, verheiratheten sich mit den schönsten Töchtern der Einwohner und da sie sehr geschickt, tapfer, viel erfahren und sehr großmüthig waren, so war es natürlich, daß man sie bald zu Häuptlingen machte und es sind noch sehr viele Personen auf den Inseln, welche sich mit großem Stolz der directen Abkunft von diesen fremden Männern rühmen.

Schon Lapérouse hat die Meinung gehabt, daß diese Inseln keine anderen seien als die durch den Spanier Gaëtano schon im Jahre 1542 entdeckten Inseln der Königsgärten seien. Dieselben wurden auf einer Fahrt nach Amerika gen Westen unter dem 20° nördlicher Breite gefunden, nachdem er etwa 800 spanische Meilen auf offnem Meere zurückgelegt, und wenn man die Karte zur Hand nimmt, so kann man kaum bezweifeln, daß die Annahme richtig sei, allein vollständig vergessen während des Laufes von mehr als zwei Jahrhunderten, galten sie dennoch als eine neue Entdeckung des berühmten Reisenden Cook, welche er aber mit seinem Leben bezahlte, woran allerdings wie an allen den Greueln die den Entdeckungen gefolgt sind, die Brutalität der Entdecker die Schuld trägt.

Dieser erste Entdecker Gaëtano scheint einer derjenigen gewesen zu sein, welcher mit Glück die Piraten verfolgte, die zu jener Zeit die Küsten von Amerika plünderten und auf eine schaudererregende Weise sowohl unter den Eingebornen als unter den spanischen Colonisten wütheten. Diesen Niederlassungen irgend welche Hilfe zu bringen war auf keine Art thunlich als daß man Schiffe mit Mannschaften und Lebensmitteln um das Cap Horn herum sandte. Was das sagen will weiß man noch jetzt bei den so außerordentlich

vermehrten Hilfsmitteln der Schifffahrt; wie es vor 200 Jahren überhaupt möglich war dorthin zu gelangen, fängt erst jetzt, wo man die Gefahren kennt, an, schwer begreiflich zu werden.

Unter denjenigen welche zur Verfolgung der Seeräuber abgesendet wurden, scheint Gaëtano einer der Thätigsten gewesen zu sein, er verfolgte sie mit einem ritterlichen Eifer und trieb seine Thätigkeit so weit, um bis weit in das Stille Meer hinein ihnen nachzusetzen. Auf einer dieser raschen und wilden Fahrten entdeckte er am westlichen Horizont einen schwarzen Punkt den er für ein Schiff hielt und als er bald darauf diesen Punkt roth werden sah, glaubte er dieses Schiff habe die Verfolgung bemerkt und man habe aus Verzweiflung Feuer an dasselbe gelegt, obgleich es nur der Vulkan der Hauptinsel war von welchem die ganze Gruppe den Namen hat. Bei der Annäherung wurde er allerdings seinen Irrthum gewahr, aber er hatte durch denselben eine sehr bedeutende Entdeckung gemacht.

Bei seiner Rückkehr nach Lima stattete er an Carl V. einen Bericht hierüber ab, erbat sich aber von dem König und Kaiser die Erlaubniß die Stellung der Inseln unrichtig anzugeben, damit die Seeräuber dieselben nicht fänden und plünderten und so wurde denn ihre Lage statt zwischen dem 19 und 21° — zwischen den 9 und 11 gesetzt, hoffend dadurch sowohl Spaniens Krone als sich selbst die Ehre der Entdeckung und des Besitzes zu wahren und zugleich die gutmüthigen Einwohner vor den Besuchen der Räuber zu schützen, welche — einen ganz falschen Cours nehmend, dieselben natürlich nicht finden konnten.

Zur Zeit da Cook seine Entdeckung machte, welche er sich mit vollem Rechte aneignete da die Inseln 10° weiter nördlich lagen als die des Gaëtano, gab es nicht weniger Seeräuber als zur Zeit dieses letzteren, aber der Mann war nicht so gewissenhaft als der Spanier und es wurden diese Inseln nach ihrer Lage sehr genau verzeichnet und beschrieben. Merkwürdig ist übrigens, daß Cook selbst geglaubt zu haben scheint, daß diese Entdeckung ganz die seinige sei, obwohl er auf der Insel eiserne Ringe und eiserne Tonnenreifen, Faßreifen rc. vorfand, welche die Insulaner nicht selbst gemacht haben konnten, da sie weder die Bearbeitung des Erzes noch auch des fertigen Metalles im Feuer verstanden, auch sichtliche Angst vor den Schießgewehren hatten noch bevor sie die Wirkung derselben sahen. Sie mußten diese also von früher her kennen und dieses sowohl als die eisernen Gegenstände hätten den berühmten Reisenden jedenfalls auf den Schluß führen können, daß schon vorher Europäer das Eiland betreten hatten.

Achtundfünfzigstes Kapitel.

Cook, sein Herkommen und sein Bildungsgang. Was man über seinen Charakter weiß. Sein Benehmen bei der jetzigen Entdeckung, seine schriftlichen Proclamationen an die Eingebornen. Zwistigkeiten und Krieg. Cook's Untergang.

Cook kam im Jahre 1778 zum erstenmal zu den Inseln, es war am 20. Januar desselben Jahres und am 17. Januar 1779 kehrte er dahin zurück um, wie bereits oben bemerkt, seine Entdeckung durch genauere Aufnahme zu vervollständigen und festzustellen. Als er das Land betrat, wurde er von den Eingebornen mit Demuth und Ehrfurcht empfangen, die Priester erinnerten sich eines Orakels nach welchem der Gott Rono die Inseln besuchen sollte und sie erklärten Cook alsbald für diesen Gott und erwiesen ihm göttliche Ehren. Das Volk fiel vor ihm nieder, nannte ihn unausgesetzt den großen, den guten, den mächtigen Gott Rono und er, welcher erstens jene Prophezeiung nicht kannte, zweitens auch von den Reden die man an ihn hielt, nicht das Mindeste verstand, glaubte doch den Leuten willfahren zu müssen und ließ sich daher alle Ceremonien, welche sie mit ihm vornahmen, ruhig gefallen.

Man führte ihn nach dem Tempel, nach dem Hause des Gottes Rono, vor welchem große Idole von so bizarrer als abschreckender Gestalt standen und bat ihn, sich unter denselben niederzulassen, dann brachte man ihm selbst Trank- und Speiseopfer, welche er allerdings verschmähte, aber welche anzunehmen man ihn doch schließlich bewog, worauf ein unendlicher Jubel entstand, denn es hatte dem Gotte gefallen, Besitz von der Insel zu nehmen. Aber nicht blos ihm bezeigte man solche Ehren, sondern man überhäufte auch alle diejenigen, welche an das Land gekommen waren, mit Lebensmitteln, Geschenken aller Art und in Erinnerung an sonstige Bedürfnisse auch mit den hübschesten Mädchen, wodurch nun allerdings die schauerlichsten Uebel unter den armen Menschen verbreitet wurden.

Die ersten Häuptlinge der Insel waren auf die Nachricht von der Annäherung des Gottes zu dem Aufenthalt desselben gekommen um ihre Ehrfurcht zu bezeigen und es entstand ein äußerst freundlicher Verkehr zwischen den Matrosen und den Insulanern. Cook aber war nicht der Mann freundschaftlich mit den Leuten umzugehen. Von ganz niederer Herkunft, im dreizehnten Jahr seinen Eltern entlaufen und auf einem Kohlenschiff zwischen Newcastle und London sieben Jahre hin und her fahrend als Schiffsjunge, als Matrosengehilfe und endlich als Matrose, hatte er hier so wenig Gelegenheit, Humanität kennen zu lernen als nachher in seinen Eigenschaften als Koch oder als Schiffsmeister. Erst viel später eignete er sich die mathematischen Handgriffe zur Beobachtung der Sonnenhöhe und der Polhöhe überhaupt und die Berechnungen

zur Feststellung der Lage eines Schiffes an, um wenigstens Untersteuermann werden zu können, hierauf erst begann er Mathematik zu studiren; in den 60er Jahren übertrug man ihm die Führung eines Schiffes nach der Südsee, wohin man ein paar Astronomen zur Beobachtung des Durchganges der Venus durch die Sonne, sendete und von hier aus beginnt seine Thätigkeit als Entdecker und Niemand wird seine Verdienste als solcher schmälern wollen. Aber sein fortwährender Umgang mit Leuten untersten Ranges, die in seiner Jugend selbst erduldete Härte und die ihm nothwendig scheinende auszuübende Härte gegen seine Untergebenen, so wie ein widerlicher Geiz machten ihn durchaus unliebenswürdig und die Rechtlichkeit allein, welche von allen seinen Vorgesetzten anerkannt wird, vermochte nicht die anderen üblen Eigenschaften auszugleichen. So kam es daß sich bald Streitigkeiten erhoben, welche sehr traurige Folgen hatten.

Noch wäre Alles gut abgelaufen, obwohl, da Cook seine beiden Schiffe auf das Reichlichste verproviantirte, zuletzt die Eingebornen in die Besorgniß gesetzt wurden, die fremden Götter würden die gesammten Inseln auffressen, denn das was die ungeheuren Schiffe fortwährend an Proviant verschlangen, hielten sie für den täglichen Bedarf der neuen Götter und allerdings konnte ihnen eine so ungeheure Consumtion der Lebensmittel um so mehr Besorgniß einflößen, als sie bei der glücklichen Lage ihrer fruchtbaren Inseln keinen Begriff davon hatten, daß man Lebensmittel für die Zukunft aufspeichern könne.

Endlich war Alles in dem verlangten Zustande und die Schiffe entfernten sich von den Inseln zur großen Zufriedenheit der Häuptlinge, welche diese kostbaren Gäste nun los zu sein dachten, aber kurze Zeit nach der Abreise beschädigte ein Sturm die Schiffe so sehr, daß sie zurückkehren mußten um im sichern und ruhigen Hafen ausgebessert zu werden, es war am 11. Februar 1779 und es geschah wie immer ohne alle Rücksicht auf die Gefühle, auf die Gewohnheiten der Eingebornen. Es wurden eine Menge Schmiedearbeiten nöthig und die erforderlichen Werkstätten wurden in Hütten aufgeschlagen, welche man in größester Eile zusammenbaute, indem man die schönsten und schlankesten Stämme von fruchttragenden Bäumen umhieb, gleichviel ob sie das Privateigenthum dieses oder jenes Häuptlings waren oder ob sie gar zu einem der geheiligten Opferplätze gehörten.

Die Eingebornen, besonders die in ihrem Rechtsgefühl verletzten Häuptlinge und die Priester sahen diesem verderblichen Treiben mit Entsetzen und mit Widerwillen zu, es leuchtete ihnen mit einemmale ein daß Männer, welche so wenig ihren eignen Besitz (die Heiligthümer, die Gott geheiligten Bäume und Plätze) schonten und ebenso wenig den der Häuptlinge achteten, unmöglich göttlichen Ursprunges sein könnten und so kam es, daß sich auch sowohl die Verehrung als die Furcht vor ihnen verlor, man sie mehr als seines Gleichen behandelte und sich in Folge dessen auch derjenigen Sachen bemächtigte die Niemandes Eigenthum waren.

Unter allen sogenannten wilden Völkerschaften herrscht der seit vielen tausend Jahren bestehende Grundsatz „dem Erstbesitzenden gehört die Welt." Man muß ja nicht glauben daß die Südsee-Insulaner Diebe sind. Sie nehmen niemals etwas, von dem sie wissen daß es bereits einem Anderen gehört, sie nehmen keine Cocos, keine Pandanus, ja sie nehmen keine Pisangfrucht von einem Baume, um dessen Stamm ein Palmblatt geschlungen ist, als Zeichen daß der Baum Jemanden — gleichviel wem — gehört. Wo ein solches Zeichen nicht gefunden wird, da ist das Ding selbstverständlich Gemeingut und es gehört dem Erstbesitzenden. So kam es, daß viele der Eingebornen einzelne Gegenstände die ein solches Zeichen nicht hatten, für Gemeingut ansahen und sie an sich nahmen je nachdem sie dieselben fanden. Ein Hammer über den ein Palmblatt gelegt worden wäre würde respectirt, würde von Niemanden angetastet worden sein, ein frei daliegender gehörte demjenigen der ihn aufhob. Dies brachte schon zwei Tage nach der erneuerten Ankerung, in der Bai von Ke Ara Kekua Zwistigkeiten hervor, Cook ließ mit einer, seinem Verstand die größte Ehre machenden Umsicht schriftliche Proklamationen über die Heiligkeit des Eigenthums an die neu erbauten Hütten heften und ließ darin die Eingebornen warnen sich an fremdem Eigenthum zu vergreifen, indem er zugleich strenge Bestrafung androhte. Unmöglich kann irgend ein billig denkender Mann mehr verlangen und man thut wohl dem würdigen Cook sehr unrecht, wenn man ihm die Schuld an den Zwistigkeiten beimißt, welche jetzt ausbrachen und seinen Tod herbeiführten. Was konnte er dafür, daß seine Matrosen den Befehl auf die Diebe zu feuern nicht cum grano salis aufnahmen, sondern wirklich ein paar Menschen erschossen, die ihnen mit unerhörter, mit satanischer Frechheit einige Nägel gestohlen hatten — Stehlen, pfui! In England wurden damals die Diebe gehängt, Cook war also vollkommen in seinem Rechte, wenn er die Spitzbuben erschießen ließ.

Sonderbar, dies wollte den Leuten nicht einleuchten und da einige solche Executionen gegen die Untergebenen eines Häuptlings ausgeführt wurden, welcher Cook mit Wohlthaten überhäuft hatte, so thaten die Eingebornen ordentlich als ob sie Cook und die Seinigen für undankbar hielten, sie warfen sich in Masse auf die Engländer und wenn der ebengedachte Häuptling, mit Namen Pari nicht eingeschritten wäre, so hätte man damals schon sämmtliche Engländer ermordet.

Noch wurde der Streit beigelegt, als man jedoch am nächsten Tage wahrnahm, daß eines der Boote entwendet worden war, gerieth Cook in einen gerechten Zorn, ließ auf viele Boote die im Hafen ruhig schifften mit Paßkugeln und Kettenkugeln schießen und beschloß den Häuptling der Insel gefangen zu nehmen und bis zur Rückgabe des Bootes als Geißel bei sich zu behalten. Am 14. Februar wurde der Beschluß ausgeführt, Cook selbst stieg an's Land, gefolgt von neun Schiffssoldaten und einem Offizier, begab sich nach dem Hause des obersten Häuptlings und befahl demselben ihm nebst seinen beiden Söhnen zu folgen. Der Häuptling Taraï Opu folgte dem göttlichen Boten bis ans Meer,

seine beiden Söhne hatten bereits das Boot bestiegen als die Lieblingsfrau des Häuptlings herbeikam und um Mitleid bat und den alten Herrn bewog, sich nicht wehrlos fortführen zu lassen. Der alte Mann setzte sich auf den Sand des Ufers, nicht wissend was er thun sollte, während eine ungeheure Menschenmenge sich um die Engländer sammelte, nicht wissend was sie aus der ganzen Geschichte machen sollten.

Während man so in einem zweifelhaften Zustande verharrte, aber rechts und links nach der Ursache befragt wurde, rief eine Stimme plötzlich: Krieg! Krieg! die Fremden haben ihn angefangen, die Fremden haben uns gestern einen Häuptling getödtet, sie wollen Krieg, so laßt uns denselben gewähren und alsbald spannten sie ihre Bogen, erhoben ihre Schleudern und gleichzeitig bedrohte ein Mann Cook selbst mit seiner Lanze, dieser aber mit einer Doppelflinte versehen, schoß den Feind nieder und die am Ufer aufgestellten Soldaten gaben alsbald gleichfalls Feuer, so daß eine Anzahl der Eingebornen zu Boden geschmettert wurde.

Ueber diesen Punkt sind die Nachrichten nicht ganz gleichlautend. Die Engländer behaupten, daß Cook die Absicht gehabt habe den Frieden zu erhalten und daß er die Offiziere ermahnt nicht zu schießen, daß man aber wegen des



Cook, einen Augenblick vor seiner Ermordung.

großen Getöses, wegen des Geschreis von allen Seiten dieses nicht habe verstehen können und so Feuer gegeben worden sei.

Wenn dieses der Fall gewesen, so ist doch immer zu fragen wie es wohl

gekommen sein möge, daß die Offiziere den menschenfreundlichen, friedlichen Befehl verstanden in der Entfernung aus welcher Cook ihnen zurief und daß sie, welche ihn doch ohne Zweifel ihren Untergebnen wiederholten, von diesen **nicht**, oder doch vollkommen falsch verstanden worden sind.

Gleichviel es wurde geschossen und die Eingebornen verloren eine beträchtliche Anzahl und nun stürzten sie mit ungeheurem Grimm auf die Gelandeten zu, sie von allen Seiten umdrängend, wodurch ein allgemeines Handgemenge entstand, in welchem Cook durch einen Lanzenstoß, oder Dolchstoß in den Rücken getödtet wurde. Trotz ihrer furchtbaren Feuerwaffen wurden die Soldaten überwunden und nur drei davon, schwer verwundet erreichten ihr Boot, die Gebliebnen und der Leichnam Cooks mußten am Ufer zurückgelassen werden. Gleichzeitig wurde ein heftiger Kampf an der Stelle geliefert, an welcher in der Nähe des Opferplatzes die Engländer ihre Schmiede aufgeschlagen hatten und dieser Kampf wurde nicht eher beendet als bis mehrere der tapfersten Krieger von Seiten der Eingebornen gefallen, die Engländer aber zum Rückzuge gezwungen waren.

Jetzt verlangte man nichts weiter als die Reste des unglücklichen Anführers der Expedition, den Leichnam des Kapitain Cook den man ermordet nannte, wiewohl er gleich jedem anderen Krieger im Kampfe geblieben war. Indessen hatten die Eingebornen ihren Gebräuchen folgend, den Leichnam des feindlichen Häuptlings auf dem Moraï geopfert und die Priester, welche keine weiteren Feindseligkeiten aufkommen lassen wollten, brachten ein gebratenes Stück Fleisch von etwa acht oder neun Pfund zum Vorschein, welches die Reste davon sein sollten, was man ehemals Kapitain Cook genannt, sein Körper war verbrannt und seine Knochen waren an die Häuptlinge vertheilt worden.

Hier ist ein sonderbarer, noch nicht aufgeklärter Widerspruch vorhanden. Die Priester hatten aus Cook einen neuen Gott geschaffen. Das Volk verehrte diese Priester weit über unsere Begriffe hinaus und während die Priester den neuen Gott so sehr hochzuachten vorgaben, ermordete das Volk den Gott. Doch ist überhaupt die ganze Sache so dunkel und liegt sie uns bereits so weit entrückt, daß hierüber wie über manches andere die Entdeckungsgeschichte Betreffende, wohl schwerlich eine Auskunft zu erhalten sein wird. Die Eingebornen hatten in jener Zeit noch keine geschriebene Geschichte und was der vorhin erwähnte Eingeborne von den Sandwichs-Inseln jetzt über diesen Fall erzählt, stützt sich wie begreiflich auch nur auf Ueberlieferungen. Die Tagebücher der Seefahrer könnten allenfalls Aufschluß geben, wenn sie nicht jedesmal nach den Absichten des Kapitains und also durchaus partheiisch abgefaßt wären.

Neunundfünfzigstes Kapitel.

Was die Matrosen von ihrem Schiffsführer zurück erhielten — ein Stück gebratenes Cookfleisch. Andere Seefahrer besuchen die Inseln. Ein Amerikaner, Metcalf, zeigt sich besonders befähigt mit den Wilden umzugehen.

Die engländischen Matrosen glaubten sich verhöhnt als man ihnen das Stück gebratnen Fleisches brachte, geriethen in Grimm und Wuth und schlugen sofort, selbst ohne Befehl ihrer Offiziere, auf die Eingebornen los, welche ihrerseits nicht weniger erbittert — denn sie hatten 5 Häuptlinge und 32 ihrer tapfersten Männer verloren — den Kampf sofort annahmen, in dem wie gewöhnlich die Feuerwaffen den Sieg davon trugen aber doch wieder 6 oder 7 Matrosen das Leben ließen.

Jeder neue Versuch das Land zu betreten, die Schmiedewerkstätte in Thätigkeit zu setzen, Trinkwasser zu holen u. s. w., war von Kämpfen begleitet. Immer fanden die Engländer eine grimmige Menschenmenge am Ufer versammelt und wenn sie auch dieselben durch ihre Gewehre im Zaume zu halten vermochten so wurden sie doch gezwungen die Reparatur ihrer Schiffe nicht zu vollenden aber vorher wollten sie noch einen Act der Rache üben. Glühende Kugeln und Granaten wurden von den Schiffen aus gegen die nächsten Dörfer gesendet und diese den Flammen übergeben. Die Häuptlinge, welche sahen, daß sie so fernhin treffenden Geschossen nicht widerstehen konnten, schlugen einen Waffenstillstand vor und versprachen die Rückerstattung alles dessen was man von dem Körper des Getödteten würde auffinden können, dies geschah am 19. Februar und am 21. brachte der Häuptling Eapo in einer Procession von größter Feierlichkeit und gefolgt von mehreren tausend Eingebornen den entfleischten Schädel, ein paar Halswirbel, einige Stücke der Arme und Beine, den Lauf seiner Flinte und einige andere Gegenstände. Am 22. wurde er mit großer Feierlichkeit bestattet, und von da an war die Rhede wieder mit Booten bedeckt, welche Lebensmittel und andere Tauschgegenstände brachten und es eröffnete sich von neuem wieder ein friedlicher Verkehr. Priester und Häuptlinge hatten das Ihrige gethan um das Volk zu beruhigen um die ursprünglich verbreitete Fabel von dem Gotte Rono Allen glaublich zu machen. Sie verehrten jetzt denselben wirklich als einen Gott und erwiesen jetzt seinen Resten die demüthigsten Ehrenbezeigungen, dergestalt, daß die Engländer, so roh sie sonst auch waren, doch gerührt wurden und sich gefallen ließen, daß man sie wieder mit der früheren Liebenswürdigkeit behandelte, was sie übrigens nicht hinderte den eigentlichen streitigen Punkt wieder aufzunehmen und die Rückerstattung des gestohlnen Bootes unter allen Umständen zu verlangen, was indessen nicht möglich, da es nicht

seiner selbst sondern des daran befindlichen Eisens wegen gestohlen worden war und sich folglich nicht mehr zurückgeben ließ.

Die Engländer verweilten nur noch ganz kurze Zeit auf diesen Inseln denen sie für tausendfältige Wohlthaten nur Krieg und Pest gebracht hatten.

Die Gruppe besteht aus acht Inseln von denen Havai die größte ist, ein Dreieck bildend, dessen Basis nach Westen gewendet, ungefähr 20 deutsche Meilen lang und nahezu ebenso breit ist, der Flächeninhalt kann auf 250 Quadratmeilen angeschlagen werden, die Insel ist mithin beinahe so groß als das Königreich Sachsen, die übrigen Inseln dazu gezählt, ist die Gruppe bei weitem größer doch schien sie trotz ihrer inneren Hilfsmittel den sonst so länderbegierigen Engländern nicht bedeutend genug, um sie in Besitz zu nehmen und sie kümmerten sich nicht weiter um dieselbe. Sieben Jahre später (1786) ankerte Lapérouse daselbst, landete aber nur auf 24 Stunden, er fügte nichts hinzu was die Kenntniß des Archipels hätte vermehren können. Dann durchstrich ein Engländer, Meares, die Inselgruppe zum Theil auch um sie wissenschaftlich zu untersuchen, er wurde bekannt mit einem berühmten Helden aus dem Heere des Königs Tamea-Mea, mit dem Häuptling Taï-Ana, einem großen und sehr schön gebauten Manne dessen Gesichtsausdruck so gescheidt, so geistreich als wohlwollend war. Sein Benehmen mitten unter civilisirten Europäern hatte nichts fremdes und nichts wildes. Auf seinen Wunsch wurde er von Meares nach Makao mitgenommen und er eignete sich in wenigen Tagen alles das an was auf dem Schiffe Gebrauch war, ohne dabei seinen Zartsinn, sein feines Gefühl einzubüßen. Bei einer großen Fête, welche der Kapitain befreundeten Offizieren gab, umschwärmten eine Menge Boote mit zerlumptem Gesindel das Schiff um Nahrungsmittel bittend. Dies Schauspiel erweckte Taï-Ana's Mitgefühl und er sagte zu dem Kapitain auf die überreich besetzte Tafel zeigend: „Ihr habt hier viel mehr als Ihr für Euch braucht, gebt es diesen Unglücklichen, welche vor Hunger sterben wollen, es ist grausam, Menschen so leiden zu lassen, auf unseren schönen Inseln bettelt Niemand, denn Niemand ist hungrig."

Weder Engländer noch Portugiesen hatten erwartet so viel Mitgefühl bei einem Wilden zu finden und ihre Herzen wurden gerührt, sie ließen einige Speisen unter die Hungernden vertheilen — diesmal, natürlich ohne alle Consequenzen. Taï-Ana hinterließ in Makao den Ruf eines der edelsten Menschen, welche man je gesehen.

Nachdem Cook's Entdeckung etwa 10 Jahr alt war und die Sandwichs-Inseln schon mehrfältigen Besuch erhalten hatten, wurden sie eine Art von Ruhepunkt für die engländischen oder amerikanischen Seefahrer, welche dort sich mit neuen Lebensmitteln versahen und zwar guten Kaufs, indem ein paar Flinten und etwas Schießpulver genügten um große Vorräthe zu bezahlen. Da der Besitz dieser Feuerwaffen eine große Uebermacht bedingt und nicht Jeder im Stande war sich dieselben zu verschaffen, da seine Besitzthümer alle zusam-

men nicht ausgereicht hätten den eingebildeten Werth einer Feuerwaffe zu repräsentiren, so suchten die Aermeren sich dieselben allenfalls auch durch ein wenig Diebstahl zu verschaffen. In diesem Punkte aber verstanden die Engländer keinen Spaß, in ihrer gewöhnlichen Brutalität begnügten sie sich nicht das Gestohlene zurückzufordern, sondern sie brauchten sofort die allerwildeste Gewalt und so wurde denn natürlich das gute Vernehmen unterbrochen.

Ein Amerikaner Namens Metcalf (Mittelkalb) hatte zwei Handelsschiffe ausgerüstet, eins, die Brigg „Eleonore" von 10 Kanonen und einer Besatzung von 10 seiner Landsleute und 40 Chinesen, befehligte er selbst, das zweite Schiff, „die schöne Amerikanerin," hatte nur 7 Mann Besatzung und wurde von Metcalf's Sohn befehligt. Auf der „Eleonore" war John Young, auf „der schönen Amerikanerin" Isak Dawis Schiffsmeister.

Die beiden Schiffe gingen im Jahre 1789 von China ab, die „Eleonore" gelangte Anfangs des Winters nach Havai und brachte denselben dort zu, die kleine Brigg, welche sich verirrt hatte, erreichte das Begleitschiff erst im Februar des Jahres 1790. Jetzt gingen beide vereinigt nach der Insel Mawi, hier legten sie sich vor Anker, aber schon in der nächsten Nacht wurde ein kleines Boot, welches am Hintertheil des Schiffes befestigt war, entführt und zwar mitsammt dem Manne der darin geschlafen hatte um dasselbe zu bewachen.

Metcalf schwor fürchterliche Rache dafür zu nehmen, that aber außerordentlich friedlich und machte äußerlich gar kein Aufhebens von der Thatsache selbst, es schien als ob er den Diebstahl gar nicht bemerkt hätte und selbst als zwei Tage später ein Häuptling von freien Stücken dafür gesorgt hatte, daß wenigstens die Trümmer des Bootes zurückgeliefert wurden empfing er dieselben ohne irgend eine Aeußerung des Unwillens, handelte fortwährend mit den Eingebornen und gewöhnte sie sein Schiff regelmäßig alle Morgen zu besuchen. Nachdem hierüber beinahe eine Woche vergangen war, gab er am frühen Morgen Befehl sämmtliche Kanonen auf die der Insel zugekehrte Seite des Schiffes zu bringen, dieselben mit Kartätschen und alle Gewehre mit Kugeln zu laden. Als nun abermals die Eingebornen mit Lebensmitteln kamen, hieß er dieselben in einer gewissen Entfernung zwischen sich und dem Ufer verweilen und als die Aufstellung erfolgt war, ließ er unter die Unglücklichen schießen, was eine so entsetzliche Wirkung hatte, daß 160 Todte und über 500 Verwundete neben den Trümmern der zerschossenen Boote das Meer bedeckten.

Nach diesem Schandbubenstreich, für dessen Bestialität man eigentlich gar keinen Namen hat, wenn man nicht sagen will, er sei echt amerikanisch, entfernten sich beide Schiffe in großer Ruhe aus dem Hafen und kehrten nach Havai zurück.

Es ist ganz unerhört, daß die schurkischen Wilden sich unterstanden, das übel zu nehmen und gar die Absicht hatten zu rächen was sie sogar eine schänd-



liche Verrätherei zu nennen wagten, aber sie hatten bei weitem nicht genug Schlauheit um ihre Absichten in gleich erfolgreicher Weise auszuüben. Wenn so etwas gelingen soll muß man ein Yankee sein.

Der Häuptling kam mit ein paar nur schwach besetzten Piroguen an „die schöne Amerikanerin" und bat um die Erlaubniß dem edlen Kapitain, dem jungen Metcalf Geschenke zu überbringen. Man empfing die Leute ohne irgend welchen Verdacht, waren doch die Herren Amerikaner sich keines Unrechts bewußt. Die dargebotenen Geschenke wurden in Gnaden empfangen und angenommen, in dem Augenblick aber hatte auch schon der Häuptling den jungen Mann gefaßt und über Bord geworfen, wo er alsbald ertrank, dasselbe geschah an dem Schiffsmeister Dawis, welcher aber, ein guter Schwimmer, sich trotz mehrerer Verwundungen über Wasser erhielt und in eine Pirogue gehoben an das Land gebracht wurde woselbst man auch den Schiffsmeister von der „Eleonore", Young, zurückbehalten hatte. Von der Brigg aus gewahrte man den Angriff, aber statt seinem Sohne und den von ihm befehligten Leuten zu Hilfe zu kommen, ließ Metcalf die Anker lichten und eilte mit vollen Segeln von dannen.

Es unterliegt allerdings keinem Zweifel, daß das Zurückhalten des Young durch den Häuptling von Havai, Tamea-Mea befohlen worden war, allein die Eroberung der Goëlette die „schöne Amerikanerin", ist doch nur ein Act der Vergeltung von Seiten des Häuptlings Tamea-Motu, welcher die Bestialität der Amerikaner auf der benachbarten Insel in Erfahrung gebracht, wobei übrigens wieder einmal, wie beinahe immer in solchen Fällen, die wahrhaft noble Denkweise des Eingebornen zu bewundern bleibt, welcher sich nicht an den Unschuldigen rächen will, die nur gethan, was ihnen befohlen worden, sondern allein den Häuptling selbst zur Rechenschaft und zur Verantwortung für die unerhörte Grausamkeit zieht.

Der Häuptling Tamea-Mea war so wenig von diesem Ueberfall in Kenntniß gesetzt worden, daß er sogar das Schiff zurückzugeben befahl, welches der Amerikaner auch wieder bekommen hätte, wenn er nicht in einer fast unerklärlichen Feigheit geflohen wäre, es ist wohl nur sein schlechtes Bewußtsein gewesen, sein böses Gewissen, welches ihm die eilige Entfernung angerathen.

Der Häuptling, welcher „die schöne Amerikanerin" überfallen, ein Mann von außerordentlicher Tapferkeit und großer Umsicht, war zu der Ueberzeugung gekommen, die Inseln könnten erst dann einen Anspruch auf irgend eine Machtstellung haben, wenn sie alle unter einem Haupt vereinigt wären und wenn der Häuptling über einige Kanonen befehlige. Schon als die Brigg „Eleonore" im Hafen von Havai überwinterte, hatte er die Absicht gehabt sich des Schiffes zu bemächtigen, aber Tamea-Mea hinderte dieses Unternehmen, indem er behauptete, den Fremden sein Wort wegen ihrer vollkommenen Sicherheit verpfändet zu haben. Wenn irgend woran, so kann man an diesem Zuge sehen, daß

man mit uncivilisirten Personen zu thun gehabt, welche andere Menschen als wilde hätte das gegebne Wort an der Wegnahme des werthvollen Schiffes und der zehn Feuerschlünde gehindert?

Sechzigstes Kapitel.

Der König der Sandwichs-Inseln, Tamea-Mea, nimmt engländische Matrosen in Arbeit. Kampfspiele, welche den Gästen zu Ehren gehalten werden. Etwas über die Race der Bewohner der Sandwichs-Inseln.

Von dieser ganzen Angelegenheit wollte Tamea-Mea keinen weiteren Nutzen ziehen als den er aus der Geschicklichkeit der beiden Schiffsmeister Young und Dawis erlangen konnte, welche er für sich und sein Volk als Werkzeuge der Civilisation ansah. Er nahm sie daher für sich in Anspruch. Beide wurden für seine Gefangenen erklärt, und beide wurden gegenseitig für einander verantwortlich gemacht, so daß die Flucht des Einen den Tod des Anderen zur unmittelbaren Folge hatte, allein Tamea-Mea gab ihnen ein sehr weites Gefängniß, nämlich den ganzen Archipel.

Young und Dawis erwarteten nichts anderes als auf dem Morai geschlachtet und gegessen zu werden, ein Loos das ihnen um so sichrer schien als für das gräßliche Blutbad von Mawi Rache zu nehmen war. Man kann sich ihr Erstaunen denken, daß anstatt dessen ihnen ein schönes Haus in der Nähe des königlichen Aufenthalts eingeräumt wurde, man sie mit Lebensmitteln reichlich versah und ihnen die schönsten Mädchen zu Frauen anbot, nichts weiter von ihnen verlangend, als daß sie ihre Arbeiten zum Besten der Inseln verwendeten.

Man kann sich denken, daß die auf solche glückliche Weise ihrer Furcht entlasteten Männer alles Mögliche thaten um sich ihren neuen Herrn angenehm zu machen. Die lebhafte Auffassungsgabe der Eingebornen ließ diese sehr schnell und sehr gelehrig nachahmen was sie von den Europäern sahen und bald hatten sie den Häuptling noch vielmehr von ihrem persönlichen Werthe überzeugt als er ursprünglich davon durchdrungen war und daher mit noch viel größrer Sorgfalt über sie wachte und z. B. niemals gestattete, daß sie beide gleichzeitig ein dort anlegendes europäisches Schiff besuchten, die Vorsicht war jedoch überflüssig, denn beide Männer hatten hier ganz unerwartet ein solches Glück gemacht, wie sie es in Europa oder Amerika ganz vergeblich angestrebt haben würden. Durch ihre Hände ging der ganze Handel zwischen den Inseln und den fremden Schiffen

sie bestimmten die Preise und die Tauschgegenstände, ihr Wort war Befehl, sie waren beinahe mehr Könige der Inseln als der König selbst und in seiner Liebenswürdigkeit und Gutmüthigkeit war Tamea-Mea dies vollkommen zufrieden. Es kam ihnen der Gedanke an die Flucht gar nicht in den Sinn, im Gegentheil bewog das große Glück, welches sie gemacht, so manchen Matrosen ihrem Beispiel zu folgen, sich auf Havai und im Dienste des Königs Tamea-Mea niederzulassen.

Aber das Uebergewicht, welches Tamea-Mea allgemach über die anderen Häuptlinge erhielt, bewog ihn in die Eroberung der sämmtlichen Inseln, ihrer Einverleibung unter seinen Scepter zu willigen und so wurde denn eine Insel nach der anderen mit Krieg überzogen und da eine unglaubliche Tapferkeit und Kühnheit eine der ersten Eigenschaften der Bevölkerung war, so kosteten die Schlachten, deren einige sechs bis sieben Tage lang ununterbrochen dauerten, entsetzlich viel Blut. Mehrere der Inseln, welche vorher reich bevölkerte blühende Gärten waren, fanden spätere Reisende völlig verödet, wo sonst Dörfer von zahlreichen, freundlichen Hütten standen, sah man jetzt nur Staub und Asche von den verbrannten Wohnungen, die einst so kultivirten Thäler waren von Unkraut und Gestrüpp überwuchert, die Bevölkerung war verschwunden und mit ihr der Reiz der einst in reicher Fülle auf diesen herrlichen Inseln gelagert.

Im Jahre 1792 kam der Engländer Vancouver nach diesem Archipel, er fand zwar die traurigen Spuren des Krieges über die kleineren Inseln verbreitet, allein Havai, die Hauptinsel war davon noch nicht ergriffen und er sah daselbst so viel des Schönen und Reizenden, daß seine Beschreibungen den Leser wahrhaft mit Entzücken erfüllen.

Die Weise, wie er durch den König Tamea-Mea empfangen wurde, setzt außer Zweifel, daß dieser sich bereits für den wirklichen Herrn der Inselgruppe ansah und es scheint beinah als haben die sämmtlichen Häuptlinge niederen Ranges diese Ansicht getheilt, wiewohl es dem Engländer bald klar wurde, daß sie damit eigentlich nicht einverstanden waren, indem es schien als ob ein jeder sich für ebenso berechtigt hielt, die oberherrliche Würde zu bekleiden, wie Tamea-Mea selbst, wobei indessen nicht zu verkennen war, daß sie demselben doch einen Grad von Hochachtung zollten, wie er in der Regel unter ganz Gleichberechtigten nicht vorkommt.

Vancouver war jetzt schon nicht mehr ein Wunder für die Eingebornen, sie hatten durch wiederholte Annäherung europäischer Schiffe schon so viel gewonnen, um dieselben, wenn auch als Wohlthäter und willkommene Gäste, doch keineswegs mehr als Götter zu betrachten. Die Annäherung war also ein freudiges Ereigniß aber kein Wunder mehr. Sobald sich die Schiffe sehen ließen, sandte der König ihnen seine vornehmsten Häuptlinge entgegen und hieß sie auf den Inseln willkommen, aber die dem Engländer zugesendeten Boten waren ungetreue Diener. Sie waren die Werkzeuge, durch welche er eine solche

Machtentwickelung genommen, denn sie waren die kühnsten Krieger, sie waren die tapfersten Anführer in seinem Heere, allein es schien ihnen bedenklich, daß es der Häuptling allein sein solle, welcher alle Geschenke, welcher alle Achtungsbezeigungen allein in Empfang zu nehmen habe und sie beklagten sich hierüber mit ziemlich unverhohlener Aergerlichkeit bei Vancouver. Dieser suchte sie zu trösten, indem er ihnen einige recht werthvolle Geschenke machte, dann aber sich durch ihren Mund bei dem obersten Häuptling, bei dem König Tamea-Mea melden ließ.

Der König ließ es an nichts fehlen um die angemeldeten Gäste in ausgezeichnetster Weise zu empfangen, er überhäufte sie mit dem freundlichsten und ehrenvollsten Wesen mit Allem was ihm sowohl an Geschenken als an Festlichkeiten zu Gebote stand ohne auch nur einen Augenblick seine eigne Würde aus den Augen zu setzen und, obschon ganz nackend, verstand er es doch diese Würde unangetastet aufrecht zu erhalten.

Auf einer zierlich geflochtnen Matte liegend, hatte er zur einen Seite seinen Lieblingssclaven, welcher die Freude hat ihm ununterbrochen die lästigen Insekten abzuwehren; es werden hiezu Büschel wohlriechenden Grases benutzt die, an einen Stock gebunden, immerfort leise über dem Körper des Ruhenden hinweggeführt werden. Hinter dem Häuptling sieht man einige Frauen desselben zum Theil sich selbst untereinander oder ihr hohes Haupt unterhaltend, zum Theile auch demselben die Fliegen wehrend, gleich dem dazu bestimmten Sclaven. Männer und Frauen unterscheiden sich in keiner Weise auffallend von den Europäern, denn kein hervortretender Zug verräth etwa den Mongolen oder den Malayen. Man scheint auch ziemlich allgemein der Ansicht, daß die Polynesier nicht nur keine besondere Race für sich bilden, auch nicht einmal einer besonderen Race angehören, sondern ein Mischlingsvolk sind aus sehr verschiedenen Racen wie sie nach und nach durch Zufall hier zusammengekommen sind, es scheint sogar, wie wir aus unsrer Erzählung bereits wissen, als ob spanisches Blut mit von der Parthie gewesen sei. Die Häuptlinge selbst sind offenbar anderen Ursprungs als das niedere Volk und es mag vielleicht sein, daß sie ihre Race ziemlich rein erhalten haben, aber ganz unzweifelhaft ist es, daß das Volk durch Vermischung mit ihnen eine bedeutende Veränderung erhalten hat. Die niedere Race ist nicht die Verbindung mit der höheren eingegangen, wohl aber hat die höhere Race es sich sehr angelegen sein lassen, die der Untergebenen möglichst zu vervollkommnen.

Tamea-Mea gab den Engländern zu Ehren Kampfspiele, welche mit so großem Eifer durchgeführt wurden, daß wirkliche Verwundungen dabei vorkamen, allein dies hatte nicht nur keine Unterbrechung zur Folge, sondern nicht einmal eine unwillige Aeußerung, eine üble Laune der Verwundeten. Die einander Gegenüberstehenden bekämpften sich zurst mit Pfeilen und leichten Wurfspießen, die sie mit außerordentlicher Geschicklichkeit zu pariren, mit dem eignen Geschoß

abzuwehren wußten, dann aber auch in der Nähe mit langen Speeren und Keulen.

Als das Gefecht im lebhaftesten Gange war, sprang endlich Tamea-Mea selbst auf und mischte sich in die Angelegenheit, das Gefecht wurde keinen Augenblick unterbrochen, im Gegentheil schien der Eifer sich durch die Anwesenheit des Herrschers zu verdoppeln und Tamea-Mea mochte die Absicht haben den Engländern zu zeigen, das die Stelle eines Königs der Sandwichs-Inseln keine Sinecure sei. Er stürzte sich mit großer Lebhaftigkeit in das Gefecht und obgleich der Mann eine bedeutende Stärke, d. h. nicht Körperkraft sondern körperlichen Umfang hatte, so mußte man doch seine außerordentliche Gewandtheit bewundern, jeden Speer, jeden Wurfspieß der ihn bedrohte lenkte er ab oder fing ihn mit Sicherheit auf, einmal sahen sie sechs Speere ihn zugleich bedrohen. Drei derselben ergriff er mit der Hand, zwei zerbrach er durch seinen Speer und dem sechsten wich er mit solcher Leichtigkeit und Elasticität aus, als wäre er ein Ballettänzer. Als plötzlich eine große Menge von Speeren nach ihm geworfen wurde, welche zu pariren völlig unmöglich gewesen wäre, sah man ihn sofort von den Seinigen umringt, welche eine lebendige Mauer um ihn bildeten und jede Verletzung von ihm fern hielten, so daß er auch aus diesem Strauß unberührt hervorging.

Eine Anzahl von den Kämpfenden war unzweifelhaft vorher bestimmt, um die Verwundeten und die Todten zu spielen, unter diesen letztern war einer, der auf dem Morai geopfert werden sollte, um ihn drehte sich jetzt das Gefecht. Beide Partheien rissen und zerrten so ernsthaft an dem Körper, daß die Zuschauer, soweit sie Engländer waren, glaubten, hier höre das Scheingefecht auf und es gehe in ein wirkliches über. Endlich war die bestimmte Parthei siegreich und nun wurde der zu Opfernde wirklich aus dem Kreise der Zuschauenden geschleift, worauf er dann lachend aufsprang. Die Todten hatten es noch schlimmer, denn sie wurden bei den Fersen gepackt und über Sand und Kies und über den nackten Felsboden geschleppt, als ob sie wirkliche Leichen gewesen wären, die man zu einem Opferplatze bringe, und die Männer hielten mit einer solchen Tapferkeit Stand, daß man ihnen auch nicht in einem einzigen Falle ansah, wie stark ihr entblößter Körper von dieser Procedur mitgenommen worden, und als man glaubte, an ihnen genug gethan zu haben und ihre Fersen losließ, sprangen sie auf, liefen an das Meer und wuschen sich den Schmutz und das Blut, womit sie reichlich bedeckt waren, ab und kamen dann in bester Laune zur Gesellschaft zurück um ihren Antheil an den vorhandenen Speisen und Getränken zu nehmen.

Die Häuptlinge hatten sich nicht in den Kampf gemischt, es schien als ob es unter ihrer Würde sei, sich mit gemeinen Kriegern einzulassen; als jetzt aber der allgemeine Kampf vorüber war, ergriffen auch sie ihre Waffen und entwickelten eine Kühnheit in den Bewegungen, eine Geschicklichkeit im Ausweichen

sowohl als im Entwickeln von Finten, vermöge deren der Gegner getäuscht werden könnte, daß schwerlich ein tüchtiger europäischer Fechter es ihnen gleich gethan hätte. Diese Männer waren so schön, daß sie den Zeichnern auffielen und mehrere Portraits von ihnen uns durch ihren Griffel aufbewahrt sind. Unsere Figur zeigt uns den Häuptling Tai-Ana, dessen edles römisches Gesicht durch nichts entstellt wird, was sonst an den Wilden haftet und ihnen als



Der Häuptling Tai-Ana von den Sandwichs-Inseln.

Schmuck dient. Würde er nicht seinen Federmantel auf den Schultern haben so würden wir wahrnehmen, daß außer dem schönen Gesicht auch ein wohlgebauter Körper sein Eigenthum ist. Was er in der Hand hat ist ein Schwert, allerdings nur ein hölzernes, aber es ist sehr gefährlich demselben zu begegnen, denn es ist auf seinen beiden Seiten mit Haifischzähnen besetzt, welche tief in die Kanten eingelassen und mit Schnüren befestigt, furchtbare Verwundungen verursachen. Den Kopf ziert ein Helm von classischer Form, kein griechischer Helm ist je schöner gewesen, freilich ist er nicht aus Erz gegossen, oder aus

Stahl geschmiedet, auch soll er keineswegs gegen Verwundungen schützen, der Häuptling würde sich schämen, wenn man glaubte er beabsichtige das, es ist nur ein kriegerischer Schmuck.

Nachdem auch diese besonders von der Natur begünstigten Männer ihren Antheil an dem Spiel genommen und sie eine bei weitem größere Geschicklichkeit entwickelt als die Krieger der niederen Klasse, wurde auch hier ein Siegesfest durch die scheinbare Opferung eines Feindes gefeiert, und dann eine Scene gegeben, in welcher die sämmtlichen anwesenden Häuptlinge, von denen man angenommen hatte, daß sie zur feindlichen Parthei gehörten, ihre Huldigungen dem Könige der siegenden Parthei darbrachten, wodurch vorausgesetzt wurde, daß diese Fürsten sich unbedingt als die gehorsamen Diener des obersten Häuptlings zeigten, und daß sie Tamea-Mea für ihr wirkliches Oberhanpt erklärt und erkannt hätten, und hiemit schloß die Unterhaltung.

Einundsechzigstes Kapitel.

Der engländische Schiffskapitain Vancouver wird ein gewaltiger Diplomat und unterwirft durch seine Ueberredungskunst die Häuptlinge der kleineren Inseln dem Häuptling der größeren, Tamea-Mea. Kriegerische und gymnastische Spiele, welche ihm zu Ehren aufgeführt werden.

Vancouver glaubte sich verpflichtet dem Könige ein Schauspiel zu geben, was einigermaßen seine bis dahin bewiesenen Artigkeiten vergelte, er ließ daher als es dunkel wurde ein Feuerwerk abbrennen, welches im ersten Augenblick die Eingebornen in Schrecken und Entsetzen, dann aber als sie bemerkten, daß ihnen kein Schade erwachse aus diesen brausend emporsteigenden Raketen und den prächtigen mit den Sternen an Glanz wetteifernden Leuchtkugeln, sich ungemein daran ergötzten und schließlich nur den einen Kummer hatten, daß diese Freude zu kurz währe.

Nachdem der Engländer mehrere Tage hier verweilt und mit ziemlicher Sicherheit sich hatte überzeugen können, daß Tamea-Mea wohl der einzige Mann sei, geeignet die Herrschaft über den Archipel zu übernehmen, besuchte er noch einige andere Inseln, um wo möglich seine Ueberzeugung auch den Häuptlingen der anderen Inseln beizubringen, welche bereits auf die traurigste Weise verwüstet, nichts anderes übrig hatten als unbedingte Unterwerfung, falls sie diese nicht etwa dem wirklichen Untergang vorzögen.

Die Häuptlinge schienen sich gleichfalls dieser Ansicht zuzuneigen und beauftragten Vancouver ihrerseits mit einer Art von Gesandtschaftsposten an Tamea-Mea, welchem er indessen nicht entsprechen konnte. Um jedoch den schö-



nen Inseln das Glück des Friedens wieder zugeben, stellte er sich eigenmächtig in die Lage eines vermittelnden Herrschers, sandte von den Inseln, welche er berührte, vornehme Häuptlinge an Tamea-Mea ab, denen er Creditive mit gab und glaubte so die erforderlichen Einleitungen zu denjenigen Schritten gethan zu haben, welche er für das erhabene Alt-England nöthig hielt. Hierauf suchte er das Weite und überließ die Insulaner sich und ihrer übrigen Diplomatik die denn auch zu dem Ziele führte, welches Tamea-Mea sich vorgesetzt.

Vancouver besuchte nun die Küste von Amerika, war jedoch nicht ein halb Jahr von den Inseln entfernt, als er es an der Zeit hielt wieder zu denselben zurückzukehren um die Lorberen aufzufrischen, welche auf den Häuptern der Eroberer von Bengalen zu erbleichen begannen. Es schien ihm als ob seine eignen Reisen in diesem überaus glücklichen Himmelsstrich nur von untergeordnetem Vortheil seien, wenn er daraus nicht reelle Erfolge ziehen könne. Die Engländer hatten von jeher eine Art von wahnsinniger Begier auf Beglückung bis dahin unbekannter Völker. Ihre ersten Staatsmänner ergaben sich mit solchem unzweideutigen Enthusiasmus den Bestrebnngen Colonien anzulegen, wie die Spanier und Portugiesen in früheren Zeiten sich bestrebt hatten, die neuentdeckten Völker durch Scheiterhaufen, durch Kartätschen und wohldressirte Hunde in das beglückende Christenthum zu hetzen.

Wo nur irgend auf asiatischer, afrikanischer oder amerikanischer Küste, wo nur irgend auf einem Punkte von Neu-Holland noch ein Fleckchen Erde frei war, das nicht bereits Holländern oder Portugiesen gehörte, da pflanzten die Engländer ihre Flagge auf und sagten: dies gehört uns, und sie erklärten sich, wenn auch nicht für die Herren, so doch immer für die Oberherren des Landes.

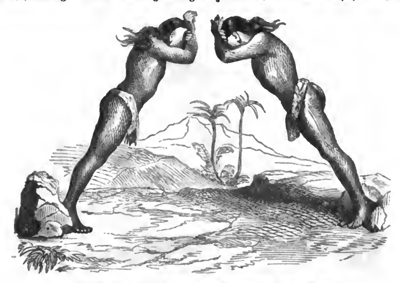
Es wäre etwas, zum mindesten nicht völlig Werthloses für die Eingebornen gewesen, wenn die Engländer sich damit zufrieden gegeben hätten ihrer auf Schrauben und Spitzen gestellten Industrie neue Absatzwege zu verschaffen. Auf diese Weise hätten sie den Gewinn gehabt, so und so viele Arbeiter mehr beschäftigen und ernähren zu können, die Eingebornen hätten den Vortheil gehabt, für sie sehr brauchbare, wenn auch schlechte Waaren einzutauschen, gegen Lebensmittel oder Hölzer die ihnen factisch gar nichts kosteten, allein die Engländer schleppten immer einen furchtbaren Ballast mit sich, ihre Religion ohne Herz und Liebe, aus nichts als krassen und zum Theile lächerlichen Formen bestehend und ihre durchaus mittelalterlich barbarische Gesetzgebung gut genug für ihre an die neunschwänzige Katze gewöhnten Matrosen, für ihre an die bluttriefende Ruthe gewöhnten älteren und jüngeren Söhne der Lordschaft, für ihre Diebe, Straßenräuber, Mörder und Mordbrenner, für ihre Leichenräuber und Würger, aber nicht für reine und unschuldsvolle, liebenswürdige Menschen, welche von all' solchen Bestialitäten, wie sie täglich in England vorkommen, gar keinen Begriff hatten.

Dennoch und fern von jedem Gedanken, es könne irgendwo besser oder

nur anders sein als bei ihnen, kam Vancouver im Jahre 1794 nach Havai zurück und erklärte den ganzen Archipel für ein Eigenthum Englands. Wahrscheinlich hatte der ritterliche Seeheld die ganze Sache bereits mit Tamea-Mea abgekartet, denn als Vancouver auf der Rhede erschien, begab sich Tamea-Mea sofort auf das Schiff und es wurde eine vollständige Comödie aufgeführt, in welcher Tamea-Mea die Oberhoheit Englands anerkannte und sich und die Seinigen für Unterthanen des Königs von England erklärte, man besiegelte diesen Tractat durch einige sonderbare Lächerlichkeiten, man sagte auch wahrscheinlich dem Könige und seinen Räthen gar nicht, welche Bedeutung seine eignen Worte hatten, und der arme Mann ging vollständig in die Falle, es war ungefähr so, wie es sich späterhin mit Neu-Seeland wiederholte.

Aber gleichviel ob Tamea-Mea verstand was er gethan oder nicht, der Tractat wurde mit erneuerten Festlichkeiten gefeiert und besiegelt, durch Kampfspiele, wie wir sie bereits beschrieben, und durch friedliche, wovon wir eine Anschauung zu geben versuchen wollen.

Man hatte sich vor dem Hause des Königs versammelt und eine große Menschenmenge bildete einen gewaltigen Halbkreis, der die Aussicht nach dem



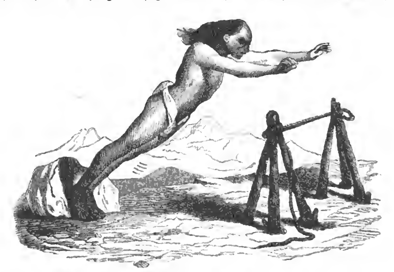
Gymnastische Spiele der Sandwichs-Insulaner von ehemals.

Freien zu nicht begrenzte. Hier gab es mancherlei Veranstaltungen, welche geeignet schienen um zu gymnastischen Spielen zu dienen. Nachdem die ersten Erfrischungen geboten worden waren, stellten sich zwei Männer in der Mitte des Platzes auf ungefähr 6 bis 7 Fuß auseinander. Sie standen auf den Zehen und die Fersen eines jeden waren gegen einen tüchtigen, mehrere Centner

schweren Steinblock gestützt, welcher noch dazu mit seiner größeren Hälfte in die Erde gegraben war.

Auf ein gegebenes Signal neigten die beiden Männer sich mit ganz steifem Körper nach vorne, kreuzten die Arme vor der Stirne und prallten nun mit diesen so vorgehaltenen Armen gewaltsam gegeneinander, schnellten von einander empor, zurück in die senkrechte Stellung und fielen aus dieser wieder gegeneinander und das Spiel wiederholte sich bis die Arme von dem Aneinanderschlagen feuerroth waren und sie wahrscheinlich bei jedem Stoß heftige Schmerzen empfanden. Dabei rückten sie jedesmal um ein Kleines weiter auseinander und hierbei wurde erst die außerordentliche Kraft ihrer Muskeln offenbar, denn sie standen nunmehr nicht mehr mit den Fersen gestützt an den halb eingegrabnen Steinen sondern sie umfaßten sie mit ihren Beinen, mit ihren Füßen und hielten sich auf solche Weise fest, immer von neuem mit den Armen gegeneinander schlagend und bei jeder Wiederhohlung eine mehr geneigte Lage einnehmend und immer von neuem sich aufrichtend, theils durch den Anprall gegeneinander, theils durch die gewaltsame Anstrengung der Beine, vermöge deren sie sich zu der senkrechten Stellung erhoben.

Eine andere Art seine Muskelkraft zu zeigen, wird uns die folgende Figur versinnlichen. Ein junger kräftiger Mensch hat hinter sich als Stützpunkt seiner



Gymnastische Spiele der Sandwichs-Insulaner von ehemals.

Fersen einen Stein, wie wir vorhin gesehen haben, vor sich aber hat er zwei Dreifüße aus Holz ziemlich fest in den Boden geschlagen. Beide sind mit einander verbunden durch ein starkes Seil, welches mehrmals und so fest um die

Verbindungsstelle der drei Beine geschlungen ist, daß eine starke, nicht nachgebende Spannung des Seiles erzielt wird.

Der junge Mann stützt sich nun mit seinen Fersen an den Stein, streckt die Arme vor sich aus und läßt sich mit der ganzen Wucht seines Körpers vorn über fallen. Seine Hände ergreifen das gespannte Seil und während sein Körper selbst so stramm gespannt ist, als wäre keines seiner Glieder beweglich, prallt er von dem Seile zurück bis in die senkrechte Lage, fällt abermals auf das Seil und kehrt wieder in die ursprüngliche Stellung zurück und das alles ohne den Körper zu beugen, ohne den Kopf sinken zu lassen, ohne die Muskeln der Arme oder der Beine zu erschlaffen — in der That, es gehört Etwas dazu und ich glaube, daß unsre Turner darin eine Aufgabe finden könnten, ihre Arm- und Beinmuskeln gleichzeitig zu kräftigen. Die Reisebeschreiber aus der damaligen Zeit geben auch an, daß sie nirgend Männer oder Jünglinge von gleicher Muskelkraft gesehen hätten.

Andere von den Darstellern unterhielten die Reisenden durch die Geschicklichkeit, mit welcher sie Wurfpfeile durch eine Reihe von Reifen treiben, welche etwa einen Fuß im Durchmesser haltend, auf der Erde befestigt waren. Es ist ungefähr das Spiel, welches Odysseus als Bettler verkleidet in der großen Halle seines Palastes trieb, bevor er die unverschämten Freier der Penelope züchtigte, neun Axteisen wurden mit den Oeffnungen für den Stiel in eine Reihe gestellt und er schoß einen Pfeil durch sämmtliche neun Löcher.

Hier war allerdings die Oeffnung größer, aber erstens waren es nicht neun solche Kreise, sondern es waren einige dreißig die durchlaufen werden sollen, ferner hatte der Jüngling, welcher den Versuch machte, nicht einen wohlgearbeiteten, trefflichen Bogen und dazu passende Pfeile mittelst deren man allenfalls ein solches Ziel treffen konnte, sondern er hatte einen spindelförmigen Stab an der vorderen Spitze beschlagen und er sollte denselben in der ungünstigsten Stellung, nicht aufrecht, sondern ganz zusammengebeugt stehend, durch die an der Erde ruhenden Kreise treiben und es gelang den mehrsten der an dem Spiele Theilnehmenden ihren Wurfpfeil so geschickt und so kräftig abzusenden, daß derselbe erst im Boden stecken blieb, nachdem er einige zwanzig Reifen unberührt hinter sich gelassen hatte.

Bei allen diesen Spielen wurde gewettet, Cocosnüsse, Bananen, feine Matten und dergleichen waren die Gegenstände dieser Wetten. Die Richter in solchem Kampfe durften aber an den Wetten keinen Theil nehmen, am allerwenigsten da, wo sie gewissermaßen direkt in das Spiel einzugreifen hatten, solches war der Fall, wenn sie Zeiteinheiten anzugeben und zu zählen hatten, um danach zu beurtheilen, wie Jemand eine Uebung während längerer oder kürzerer Zeit durchgemacht habe. Zu diesem Behufe schlugen sie mit einem Stabe auf eine Art Trommel, aus einem großen gehöhlten Kürbis und einem darüber gespannten Fell gemacht.

Ein ander Spiel stellt die nachfolgende Figur dar. Wir sehen hier einen Mann auf einer steinernen Kugel von einer halben Elle Durchmesser stehen. Die Sache ist nicht so leicht, wie man glaubt, denn die Kugel ist rundum sehr stark mit Fett bedeckt und sie muß im raschen Laufen von demjenigen erreicht werden, der an dem Spiele Antheil haben will, er springt nun mit gleichen Füßen darauf und sucht sowohl seinen im Schuß befindlichen Körper zur Ruhe als auch sich auf der Kugel in das Gleichgewicht zu bringen. Unterdessen ist der Kampfrichter genöthigt, auf seiner Pauke die Anzahl der Schläge zu markiren, während welcher der Equilibrist sich auf der Kugel gehalten hat.



Gymnastische Spiele der Sandwichs-Insulaner von ehemals.

Einigen gelingt es, dieses etwa eine halbe Minute lang zu thun, Andere vermögen es etwas länger und vielleicht zwei oder drei bringen es dahin eine ganze Minute lang auf der Kugel zu stehen, die allermehrsten aber fallen sogleich herunter und geben Veranlassung zu sehr vielem Lachen, denn sie machen die drolligsten Purzelbäume, indem der haften sollende Fuß unter ihnen abgleitet.

Ein jeder der Theilnehmer hat einen gleichen Antheil zu dem Preise beigetragen, welchen der Sieger im Kampfe erhalten soll, nun ist aber gewöhnlich nicht einer der Sieger, sondern es haben drei oder vier vollkommen gleiche Rechte an dem Preis, wie soll man nun unter ihnen entscheiden?

Diejenigen, welche die längste Zeit mit zweien Füßen auf der Kugel stehend ausgehalten haben, werden jetzt durch die Kampfrichter zu einem Versuch unter sich aufgefordert. Die Kugel wird von neuem reichlich mit Fett überzogen und die vorzüglichsten Kämpfer im vorigen Spiel fangen von vorne an, sie laufen

auf die Kugel zu, springen darauf und suchen sich so lange als möglich darauf zu erhalten, aber nicht mit zweien Füßen, sondern nur auf einem Fuß, wie unsere Figur es zeigt.

Es ist dies natürlich noch sehr viel schwerer, als die vorhergehende Uebung und es gelingt auch nur den allergeschicktesten und allergeübtesten unter diesen gewandten und kräftigen Menschen, sich einige Sekunden lang in dieser Lage zu erhalten. Derjenige nun, welcher am längsten auf der Kugel wirklich ruhen bleibt, hat den ganzen ausgesetzten Preis gewonnen, nennt Alles sein, was die sämmtlichen Mitkämpfenden oder Mitspielenden an Einsätzen dargebracht haben und der glückliche Gewinner zieht unter dem Jubel der Zuschauer ein, was er so wohl verdient hat durch seine Gewandtheit. Aber auch Derjenige, der die Taktschläge und durch diese die Zeit angiebt, durch welche die Mitkämpfer auf der schlüpfrigen Kugel verweilt haben, bekommt seinen Theil davon und es ist eine Art Ehrensache, das Geschenk zur Zufriedenheit des Mannes ausfallen zu machen. Und da er von jedem Gewinnenden wohl bedacht wird, da, wie es scheint, Allen die Ehre des Gewinnes mehr am Herzen liegt, als der von ihnen gemachte Gewinn selbst, so ist sein Posten keineswegs ein undankbarer.

Zweiundsechzigstes Kapitel.

Schauspielerinnen führen ein Lustspiel auf. — Tamea-Mea's Kämpfe mit den benachbarten kleinen Fürsten. Siegreicher Ausgang für den Häuptling von Havai. — Des Königs außerordentliche Mäßigung selbst bei der gefährlichsten Klippe, welche man den sogenannten Wilden gegenüberstellen kann.

Die Spiele, welche bei dieser Gelegenheit gegeben wurden, erreichten eine große Mannigfaltigkeit, doch würden wir den Leser ermüden, wenn wir sie alle beschreiben würden. Es genügt zu sagen, daß dieselben mit einer dramatischen Vorstellung endigten, bei welcher die Schauspielerinnen eine Grazie, eine Geschicklichkeit, ein dramatisches Talent entwickelten, das den ausgezeichnetsten Schauspielerinnen der Hauptstädte Europa's Ehre gemacht haben würde, nur Frauen und Mädchen waren nämlich bei diesen Darstellungen beschäftigt, die Männer hielten sich vorläufig passiv, erst gegen das Ende der Darstellung und als es bereits Nacht geworden war, sah man von den Männern erst einige sich entfernen, um — wir würden sagen, hinter die Coulissen zu kommen. Hier wurden offenbar zärtliche Verbindungen geknüpft. Da die Coulissen sehr durchsichtig waren, konnte man deutlich genug sehen — daß drei, vier, auch mehr junge Männer sich um die Gunst einer Darstellerin bewarben, daß in manchem Falle ihr die Wahl

schwer wurde und sie lange zögerte, bevor sie einem die Hand reichte, in anderen Fällen aber ihr Entschluß im Moment gefaßt war, worauf das einverstandene Paar die durch leichte Gebüsche, durch ein Paar Palmzweige markirte Bühne verließ und sich in die Schatten der nahestehenden Bananen zurückzog.

Der Moralist wird in solchem Benehmen viel auszusetzen finden und der strenge Zelot wird es verrucht und abscheulich nennen. Ich meinerseits bin weit davon entfernt, die Vertheidigung der lebenslustigen Menschen zu übernehmen, dies darf man aber wohl sagen, daß „abscheulich" und „verrucht" viel zu schlimme Bezeichnungen sind. Die Natur bringt nichts Verruchtes und Abscheuliches hervor, was hier von Menschen geschieht, ist durch die ganze Thierwelt allgemein verbreitet, man dürfte also schlimmsten Falles dies Benehmen thierisch nennen. Die Menschen standen damals so fern aller Civilisation, so ganz auf dem Standpunkte der Natürlichkeit, daß ihnen nicht das geringste Uebele darin zu liegen schien, den Trieben zu folgen, die die Natur in sie hineingelegt, und wenn der berühmte Philosoph Krates mit der schönen Hypparchia sein Beilager auf einem öffentlichen Spaziergang feierte (in Athen zur Zeit des Sokrates und des Diogenes), so dürfte es den glücklichen Menschen von Havaï nicht gar zu sehr zu verübeln sein, daß sie ein Aehnliches bei nächtlicher Weile, unter blühenden Gebüschen verborgen, thaten.

Vancouver hatte einen Tractat geschlossen, hatte den Frieden, wie er hoffte, allgemein hergestellt, er verließ nunmehr die glücklichen Inseln, allein Tamea-Mea war nicht geneigt, sein früheres Projekt, welches während der Anwesenheit der mächtigen Schiffe in den Hintergrund gedrängt war, aufzugeben. Und als nunmehr Vancouver sich entfernte, rüstete er seine Kriegsflotte aus, raffte seine Mannschaft zusammen und ging von Insel zu Insel, um dieselben zu unterwerfen.

Ein sehr hartnäckiger Kampf stand ihm auf der ersten, auf Mawi, bevor, allein er blieb Sieger, er zog nun weiter nach Oahu, hier hatte er eine bei weitem minder schwere Arbeit und als er nun mit seinem siegreichen Heere vor Tuai erschien, kam ihm der Häuptling entgegen und erklärte sich für seinen Vasallen. Ganz dasselbe geschah auf dem Rückweg, den die siegreiche Flotte nach Havaï nahm, all die kleineren Häuptlinge traten gar nicht erst kriegerisch gegen Tamea-Mea auf, sondern unterwarfen sich ihm unbedingt und von jetzt ab, wo er keinen Nebenbuhler mehr auf den Inseln hatte, beschloß er zu zeigen, daß er der Rolle würdig sei, welche er übernommen. Er wartete mit Ungeduld auf europäische Schiffe, um mit diesen in Handel zu treten, ihnen anzubieten, was die Inseln Begehrenswerthes hatten und dafür in Empfang zu nehmen, was an europäischen Waaren irgend Werth haben mochte für die Einwohner, leichte Zeuge, wollene Decken und vor Allem Feuergewehre. Er war in dieser Hinsicht so eifrig, daß er von jedem Schiffe irgend welche Kriegsmaschinen sich zu verschaffen wußte. In früheren Zeiten, wo die Geschützkunst nicht die Höhe erreicht

hatte, auf der sie im Anfang dieses Jahrhunderts stand, bediente man sich häufig in Festungen der sogenannten Kammergeschütze, aus denen man Steinkugeln warf, auch die belasteten Schiffe führten solche, die ihnen jedoch immer mehr unnütz wurden, je mehr sich die für Metallkugeln eingerichteten Geschütze verbreiteten. Von Steingeschützen schaffte sich Tamea-Mea gegen Sandelholzbäume so viele an, als er irgend bekommen konnte, dann aber auch eiserne Kanonen von sechs, vier und drei Pfund und sechs Haubitzen, der Steingeschütze hatte er über vierzig, der anderen sechzehn und bis zum Jahre 1804 besaß er zweiundzwanzig kleine Kriegsschiffe von zwei bis sechs Kanonen, welche sämmtlich auf seinen Inseln gezimmert waren und sein Zeughaus umschloß 600 Flinten. Man wird wohl nicht leugnen wollen, daß für sogenannte Wilde dieses Riesenschritte waren und Tamea-Mea hatte dieselben durch sein wahrhaft weises und väterliches Benehmen herbeigeführt, seine Regierung war eine vollständig absolute, aber sie war auch zugleich so patriarchalisch, daß sie die Bewunderung aller Europäer erregte, welche mit ihm in Berührung kamen.

Er wollte sei Volk civilisiren, aber nirgends that er es durch Gewalt, immer nur durch das Beispiel, welches er, selbst vorangehend, gab. Von seiner Selbstbeherrschung möge die folgende Anekdote ein Zeugniß ablegen:

Unter allen Genußmitteln, welche der Mensch für sich erfunden hat, ist der Branntwein dasjenige, welches die unbedingteste Herrschaft über ihn gewinnt. Auch Tamea-Mea, so wacker und so brav er auch sonst war, hatte diesem Gifte nicht widerstehen können. Er trank gern und er trank nicht selten mehr, als er ohne Störung seiner Vernunft ertragen konnte. Dann war er zornig, eigensinnig, gewaltthätig, dann konnte er trotz alles ihn auszeichnenden Gerechtigkeitsgefühles doch ungerecht werden.

Zu seinen Arbeiten für seine Flotte u. s. w. hatte er allmälig eine ziemliche Anzahl von Europäern gewonnen, in seine Dienste genommen, keiner derselben aber hatte vermocht, sein Vertrauen in einem höheren Grade zu gewinnen, als die beiden auf Havaï schon lange wohnenden Engländer Young und Dawis und es scheint, als ob dieselben sich mehrmals über Tamea-Mea zu beklagen gehabt hätten, wenn die Gewalt des Rausches über ihn Herr wurde. Sie stellten eines Tages beide vereinigt an den König die Bitte, sie ihres Dienstes zu entlassen, damit sie in ihr Vaterland zurückkehren könnten.

„Warum wollt Ihr von hier gehen, warum wollt Ihr mir Eure Hilfe entziehen? Seid Ihr nicht hoch geehrt, seid Ihr nicht die Ersten nach mir, seid Ihr nicht so reich und so glücklich, als man werden kann? Fehlt Euch etwas, so sagt es mir, Euer Wunsch soll erfüllt sein, ich verspreche es Euch.“

„Wohlan“, sprach Young, „darauf hin wollen wir es wagen. Du überlässest Dich dem Trunk. Wenn Du zu viel Rum genommen hast, bist Du nicht mehr Herr Deiner selbst, Du wirst grausam, Du wirst jähzornig, Du beherrschest Dich nicht mehr selbst, unser Leben ist in Gefahr, denn es kann Dir wohl

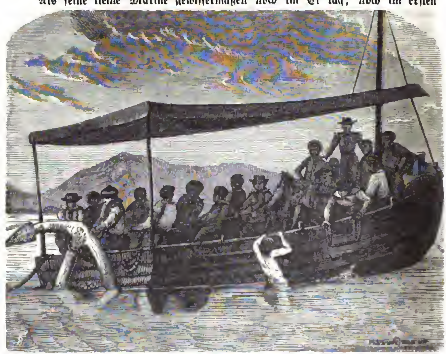
einmal einfallen, einen von uns in dem Zornesrausch mit dem Speer zu durchbohren oder mit der Keule zu erschlagen. Wir wären vollkommen glücklich und würden die Insel nicht verlassen, wenn Du nicht mehr trinken wolltest."

„Wohlan", sprach Tamea-Mea, „Ihr habt mein Versprechen bereits. Ich habe Euch gesagt, daß ich Eure Wünsche erfüllen will — es bedarf keiner Wiederholung meines Versprechens."

Dawis und Young geben beide das Zeugniß, daß sie von diesem Tage an den König niemals mehr trunken gesehen hätten, was um so auffallender genannt werden muß, als er sich des Rums keineswegs enthielt, sondern nur so viel weniger trank, um sich niemals zu berauschen, was gewiß von mehr Selbstbeherrschung zeugt, als wenn er sich dieses Getränks ganz und gar entschlagen hätte.

Welche Geduld und welche Ausdauer der tüchtige Mann seinem Volke einzuflößen wußte, erfahren wir durch eine andere, nicht minder beachtenswerthe Thatsache.

Als seine kleine Marine gewissermaßen noch im Ei lag, noch im ersten



Wie die Insulaner einen tausend Pfund schweren Anker fischen!

Entstehen war, bat Tamea-Mea einen engländischen Kapitain, ihm einen seiner Anker, welche etwa 1000 Pfund Gewicht haben mochten, zu verkaufen. Der

Kapitain sagte lachend: er wolle ihm die Anker nicht verkaufen, sondern schenken, wenn er denselben an Land zu bringen vermöchte.

„Wir wollen sehen, was wir können", sagte Tamea-Mea, und ließ seine größten Piroguen sich nähern, um das eiserne Ungeheuer aufzunehmen. Dies war aber nicht die Absicht des Kapitains, der sich offenbar nur lustig machte über die Insulaner und sie gewissermaßen foppen wollte. Er ließ den Anker am Hintertheil eines großen Bootes aufhängen, fuhr damit ungefähr eine englische Meile von der Insel weg und ließ denselben bei 60 Fuß Tiefe auf den Meeresgrund senken. Ihm war es eine Kleinigkeit, denselben wieder zu erhalten, er durfte nur ein Tau, durch ein Paar Kanonenkugeln beschwert, auf den Boden schleppen lassen, während dessen Enden von zweien Boten gezogen wurden, so mußte er einen Arm des Ankers fassen und dann war derselbe ohne große Anstrengung zu heben, nicht so mit den Eingeborenen, welche von dieser Art, Anker zu fischen (wie man diese Procedur nennt) gar keinen Begriff hatten, sie wußten Lasten nicht anders zu transportiren, als indem sie dieselben aufhoben und forttrugen, das mochte bei 60 Fuß Tiefe unter Wasser seine Schwierigkeiten haben. Allein Tamea-Mea verstand dieselbe zu überwinden. Dort, wo der spaßhafte Kapitain den Anker versenkt hatte, ließ er vier kleine Boote halten, deren jedes außer seiner gewöhnlichen Besatzung zehn geschickte Taucher an Bord hatte. Die Hälfte dieser Leute sprang, ein jeder mit einem schweren Stein zwischen den Füßen, hinab (um desto schneller auf den Boden zu gelangen) und unter dem ungeheuren Druck von zwei Atmosphären faßten dieselben die Eisenmasse und wälzten sie zwei oder dreimal über sich selbst hinweg dem Ufer zu, worauf sie möglichst schnell emporschossen und sich an die Bote klammerten, indessen die andere Hälfte der Taucher nun dasselbe Manöver vornahm.

Nach einstündiger unglaublicher Anstrengung war der Anker 1000 Fuß weit dem Ufer entgegengeführt und jetzt hatte Tamea-Mea bereits dafür gesorgt, daß abermals 40 andere Taucher das schwierige Geschäft fortsetzten, noch eine Stunde und es traten die ersten Arbeiter wieder ein und noch bevor sechs Stunden vorüber waren, hatte man (bei der abnehmenden Tiefe ging die Arbeit allmälig viel leichter) den schweren Eisenklumpen an das Ufer gebracht. Der durchaus malhonette Kapitain wollte zwar sein Wort nicht halten, allein einige Winke von Seiten des Häuptlings schienen ihm doch wichtig genug, um sie zu befolgen, nicht eben, weil seine Ehre dabei auf dem Spiele stand (was macht sich ein vernünftiger Mensch aus einem so unbestimmten Begriff, der nicht einmal in das Civilgesetzbuch aufgenommen ist), sondern weil es ihm schien, als stände die Sicherheit seines Schiffes und seiner Mannschaft auf dem Spiele.

Tamea-Mea unterließ nichts, was seine Verbindungen mit den Engländern hätte enger schließen und nützlicher machen können, auch an Artigkeiten ließ er es nicht fehlen und so schickte er im Jahr 1807 an König Georg III. einen Königsmantel von vollendeter Schönheit und Pracht und dieser säumte nicht,

ihm schon im Jahre 1817 anzeigen zu lassen, daß man diesen kostbaren Federmantel mit einem eleganten Kriegsschooner zu belohnen gedenke, welcher auch wirklich zu Port Jakson gebaut wurde und im Jahre 1822, eine Kleinigkeit von vier Jahren nach dem Tode des Königs Tamea-Mea, auf Havaï ankam.

Bis zu diesem Zeitpunkt hatten die anderen seefahrenden Völker sich wenig um die Sandwichs-Inseln bekümmert, nur ein Handelsschiff war im Jahr 1804 auf den Gedanken eines Russen, der Havaï bewohnte, eingegangen, die Inseln dem russischen Scepter zu unterwerfen. Das Projekt war an der Standhaftigkeit des Königs gescheitert, doch blieb er auf seiner Hut und als im Jahre 1816 der „Rurik" unter dem Befehle des Kapitain Otto von Kotzebue dort anlangte, fand er eine sehr kalte Aufnahme bis zu der Zeit, wo Kotzebue erklärte, nicht die geringsten Absichten auf die Inseln zu haben und auseinander zu setzen suchte, was eigentlich seine Absicht sei, geographische und sonstige wissenschaftliche Ermittelungen zu machen. Nun sagte ihm Tamea-Mea, daß er begreife, wie Kotzebue ein Kriegsschiff kommandire, nicht in Absichten des Handels, sondern in Absichten des Lernens, wie Cook und Vancouver dasselbe gethan habe. Er werde daher auch deshalb keinen Handel mit ihm treiben, sondern ihm unentgeltlich Alles geben, dessen er bedürfe, er fordere nur als Gegengeschenk so viel Achtung vor dem Glück seiner Unterthanen, daß er deren Ruhe nicht störe, denn die Inseln seien ein friedliches Asyl für Jedermann und nicht ein Zankapfel zwischen verschiedenen fremden Völkern und er erwarte von dem Kapitain, daß er das Asyl des Friedens achten werde.

Dreiundsechzigstes Kapitel.

Kapitain von Kotzebue zieht Erkundigungen ein über das Benehmen der früher auf den Sandwichs-Inseln erschienenen Russen. — Der Morai. — Hawaische Kunstwerke.

Kotzebue ließ sich ein wenig näher unterrichten von dem, was früher zu Gunsten der Russen vorgefallen war und er erfuhr von dem Könige, daß ein Russe, Namens Scheffer, ein Arzt, sich auf der Insel Havaï niedergelassen, um — wie er sagte, seltene Pflanzen aufzusuchen. Der König hatte ihm ein Stück Land und ein Dutzend Bauern gegeben, damit es ihm nicht nur weder an Lebensmitteln, noch an denjenigen fehle, welche diese Lebensmittel für ihn erbauen und ihn jeder Arbeit entheben sollten, er habe ihn überhaupt versehen mit Allem, was das Leben angenehm machen könne, er habe ihm die schönsten Mädchen zu

Frauen und er habe ihm auch große Ehren- und Achtungsbezeugungen gegeben, allein er hatte die Wohlthaten des Königs sehr bald vergessen und sich mit dem nächsten russischen Schiffe verbunden, um dem Greise die Früchte seiner Arbeit zu entreißen und die Inseln dem russischen Kaiser zu überliefern.

Die Empörung war unterdrückt worden und der auffätzige Häuptling war zu seiner Pflicht zurückgekehrt, allein der fremde Arzt war auf eine andere Insel entwichen und hatte daselbst die Feindseligkeiten wieder aufgenommen solchergestalt, daß jetzt eben diese Inseln die einzig feindselig gegen ihn gesinnten waren.

Der russische Kapitain gab die Versicherung, daß von seiner Seite Aehnliches nicht zu erwarten wäre und daß auch sein Kaiser nicht die entfernteste Kenntniß von solchen Unternehmungen habe, in Folge dessen stellte sich alsbald ein völlig freundschaftliches Verhältniß her und Adalbert von Chamisso spricht mit unverkennbarer Hochachtung von dem greisen Kriegshelden, der so Großes und Bedeutendes geleistet hatte und dessen Autorität es ganz allein war, welche die verschiedenen Inseln mit fester Hand zusammenhielt. Von seinem Sohne erwartet man keineswegs ein Gleiches, denn er wird als ein indolenter, unthätiger, seines Vaters nicht würdiger Mensch beschrieben.

Tamea-Mea gab seinen Gästen ein großes Mahl, bei welchem er jedoch nicht selbst mitspeiste, unmittelbar nach demselben aber erhob er sich, um sie nach seinem Moraï zu führen, dem Begräbnißplatz, auf welchem seine Vorfahren sowohl bereits lagen als er darauf begraben zu werden gedachte. Derselbe war



Der Moraï oder Begräbnißplatz des Königs Tamea-Mea.

rings umzäunt und war so heilig, daß Niemand sich bei Todesstrafe ihm nahen durfte, wenn er nicht durch die Priester geheiligt und von dem König ausdrücklich

dazu berufen war. Der Platz enthielt eine Menge abschreckender Figuren von Holz, wobei die Absicht, etwas Häßliches zu bilden, durchaus nicht vorlag, im Gegentheil hatten die hawaïschen Künstler, die Rauch und Thorwaldsen der Sandwichs-Inseln, ihr Möglichstes gethan, um etwas Schönes zu liefern, die Figuren stellten die mächtigsten und geehrtesten Könige der Sandwichs-Inseln vor. In besonderen dazu gebauten Häusern werden ihnen Opfer dargebracht und Tamea-Mea that jetzt dasselbe, dann wandte er sich an ein besonderes, freistehendes, riesengroßes Bild und bezeigte ihm seine Verehrung. Dieses — sagte er zu Kotzebue, ist das Bild des Gottes, den ich verehre, den ich anbete. Ich weiß nicht, ob ich daran recht oder unrecht thue, aber ich folge meinem Glauben, der nicht unlauter sein kann, weil er mir niemals böse Handlungen auferlegt.

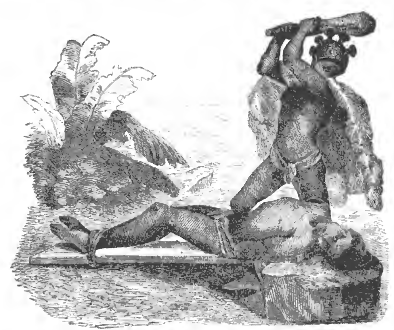
Der König zeigte nun seinen Gästen noch einige Einzelnheiten des Moraï, unter Anderem die Pyramide, auf welcher die Geschenke und die Opfer für die Götter niedergelegt wurden, worauf er sich selbst innerhalb des Moraï zu Tische setzte und allein, nur von knieenden Personen bedient, seine Mahlzeit zu sich nahm, was er mit den Fingern that, obschon er für seine Gäste die bei Europäern üblichen Werkzeuge, Löffel, Messer und Gabel hatte. Er wollte sich vor seinem Volke nicht unnöthig auszeichnen.

Während der Mahlzeit besahen die Europäer sich die Werke hawaïscher Kunst genauer. Sie fanden die Körper der alten Götter und Könige durchweg vollkommen hohl, wie das Anklopfen lehrte. Alle Figuren hatten durch einen riesig großen Mund eine Verbindung mit dem ausgehöhlten Innern. In diesen gewaltigen Rachen legten die gutmüthigen Insulaner die Opfer, welche sie den Göttern oder den Vorfahren ihrer Herrscher bringen wollten. Während der Nacht holten die Priester Dasjenige, was geopfert worden war, oder sie ließen es, wenn es zu geringen Werth hatte, zurück, so daß der Geber das Opfer noch am folgenden Tage im Rachen des Gottes oder Halbgottes sehen konnte, ein schweres Unglück, welches sofort durch unendlich viel reichlichere Geschenke, und wenn dieses nicht half (wenn die Geschenke nicht angenommen wurden), durch den Tod des Frevlers, der den Göttern zu geringes Opfer dargebracht hatte — gesühnt werden mußte.

Als der König seine Mahlzeit beendigt, schloß er sich seinen Gästen an und zeigte ihnen mehrere heilige Gegenstände und ließ sie auch Mancherlei über die Religion der Insulaner wissen, wobei er nicht im Entferntesten zu leugnen suchte, daß ihre Religion ihnen Menschenopfer auferlege, sowohl von Solchen, die im Kriege als Feinde gefangen, als von Solchen, die sich den Göttern unangenehm erwiesen hatten, d. h. deren Geschenke nicht angenommen worden waren. Endlich auch den Todten Personen von niederem Range. Der Häuptling und jedes Mitglied aus seiner Familie erfordern bestimmte Opfer und schon in früher Jugend wurden diejenigen bestimmt, die einst bei dem Tode eines vornehmer Geborenen geopfert werden sollten, so daß ein Jeder sein Schicksal

kannte, lange ehe es ihn ereilte, was Niemanden am heitersten Lebensgenuß zu hindern schien. Hieran waren die Leute so sehr gewöhnt, so daß, wenn derjenige starb, den zu begleiten sie bestimmt waren, sie sich ganz von selbst und unaufgefordert zur Opferung einstellten.

Tamea-Mea hatte sich das große Verdienst erworben, viele dieser Grausamkeiten abgeschafft zu haben. Wenn im Kriege Gefangene gemacht wurden, so pflegte man sie ehemals sämmtlich zu tödten. Sie wurden mit dem Rücken auf ein Brett gebunden, so daß der Kopf über dasselbe hinausragte, dann wurden sie niedergelegt, so daß der freiliegende Kopf auf einem schweren Steine ruht. Nun trat der Priester oder ein Häuptling, welcher dazu von dem Priester ausersehen wurde, zur Seite und halb hinter den Verurtheilten und führte mit



Tödlung eines auf dem Grabe eines Häuptlings zu Opfernden.

einer schweren Keule einen Schlag gegen die Stirn. Der Kopf, zwischen der Keule und dem Steine liegend, wurde von dem Schlage zu Brei zermalmt und es ist wahrscheinlich, daß dieses die leichteste Todesart ist, wie schauerlich sie auch aussehen mag. Tamea-Mea, ohne Christ geworden zu sein, hat doch diese Opfer Anfangs auf eine geringe Anzahl der Gefangenen und dann nach jeder Schlacht auf einen einzelnen beschränkt; als späterhin aber seine Macht sich so befestigt hatte, daß er die Priester nicht mehr zu fürchten brauchte, schaffte er diese Opfer ganz ab, ja selbst, als die geliebteste seiner Frauen starb und die

vier zu ihrer Begleitung bestimmten Frauen und Mädchen sich unaufgefordert meldeten, duldete er nicht, daß sie geopfert wurden, obschon die Priester heftigen Widerspruch erhoben, sondern er beschenkte sie für ihre Pflichttreue nach Kräften und sandte sie nach Hause.

„Chamisso berichtet ferner: „daß Tamea-Mea durch den Verkauf des Sandelholzes, welches seine Insel hervorbringe, ungeheure Reichthümer gesammelt habe, daß er mit baarem Gelde Geschütze und Schiffe kaufte, selbst kleinere Schiffe bauen lasse und diese, da es ihm am Kupferbeschlage fehle, um sie gegen die Bohrwürmer zu schützen, auf das Land bringen lasse, sobald sie nicht im Dienst befindlich, sobald sie die projectirte Reise zurückgelegt. Auf dem Trocknen stehend, sterben die Bohrwürmer, die des Wassers zu ihrer Existenz bedürfen, sehr bald und setzen die Zerstörung des Schiffes nicht fort. Die kleinen Fahrzeuge, nur von einem Verdeck und von 100 bis 150 Tonns Tragekraft, halb mit Europäern, halb mit Eingebornen bemannt, haben es vermocht, das große Weltmeer zu durchziehen und an die asiatische, namentlich die chinesische Küste zu gelangen, aber den Eingang in einen chinesischen Hafen konnten sie nicht erhalten. Tamea-Mea ist ein Mann von seltener Menschenkenntniß, er weiß unter den vielen Europäern die tüchtigsten und brauchbarsten Leute auszuwählen und versteht sie durch Belehnung mit Land und Leuten und andere Belohnungen an sich zu fesseln. Er giebt sich gerne der Belehrung, welche er von ihnen zu erhalten vermag, hin und befolgt den Rath der ihm dessen werth scheint, selbst mit Aufopferung der eigenen Vorurtheile oder Ansichten, bleibt dabei aber vollkommen fest bei den Sitten seiner Väter, wodurch er sich die Hochachtung des Volkes auf das Vollständigste erhalten hat.

„Nach dem Tode des alten Helden wird sein durch Gewalt gegründetes und zusammengehaltenes Reich, dessen Theilung bereits entschieden und vorbereitet ist, in sich zerfallen. Kareimoku, sonst Naja genannt (Bill Pitt, der Engländer), aus dem königlichen Geblüt aus Mauwi entsprossen, bei der Eroberung dieser Insel noch ein Knabe, ward er von Tamea-Mea verschont, liebreich behandelt und auferzogen, Tamea-Mea hat ihm Liebe, Güter, Macht geschenkt und ihn zu einer Größe erhoben, die kaum der eigenen weicht. Er hat das Recht, über Leben und Tod zu sprechen, in seine Hände niedergelegt und hat ihn stets treu erfunden.

„Kareimoku ist Statthalter von Owahu und Herr der Festung Honoruru (Honolulu). Wegen ihres sicheren Hafens ist dieses die wichtigste Insel, obschon bei weitem kleiner, als Hawaï (sämmtliche Inseln der Gruppe zusammengenommen erreichen noch nicht die Größe der Hälfte von Hawaï). Kareimoku wird unzweifelhaft dieselbe festhalten, wenn Tamea-Mea stirbt; zur Behauptung derselben kauft er bereis Schiffe und Geschütz auf eigene Rechnung. Teïmotu, der Bruder der Königin Kahumanu und aus dem Königsstamme von Hawaï entsprossen, ist mit Kareimoku in enger Freundschaft verbunden und über die Thei-

lung einverstanden und wird die Insel Mauwi auf seinen Antheil erhalten, der König von Atuaï wird unabhängig sein eigenes Reich behaupten und der natürliche Leibeserbe, der Sohn von Tamea-Mea und der Königstochter Kahumanu, der Enkel des letzten Königs von Hawaï, vor dem sein eigener Vater nur entblößt erscheinen darf — der Reichserbe Liolio (den die Engländer Prince of Wales nennen) wird beschränkt sein auf die von seinem Großvater ererbte Insel Hawaï.

„Bei diesen bevorstehenden Staatsumwälzungen werden die Sandwichs-Inseln bleiben, was sie sind, der Freihafen und der Stapelplatz aller Seefahrer dieser Meere. Sollte es irgend einer fremden Macht gelüsten, Besitz von denselben zu nehmen, so würde, um die unsinnige Unternehmung zu vereiteln, es weder der wachsamen Eifersucht der Amerikaner bedürfen, welche sich den Handel dieser Meere fast ausschließlich angeeignet haben, noch des Schutzes der Engländer. Die Eroberung könnte zwar gelingen, denn das Fort im Hintergrund des Hafens, von Herrn Young ohne Sachkenntniß angelegt, ist ein bloßes Viereck und entspricht durchaus nicht dem doppelten Zweck, die Stadt zu beherrschen und sich gleichzeitig gegen äußeren Angriff und inneren Feind zu verwahren, denn es ist ohne Basteien und ohne Graben nur von trocknem Mauerwerk aufgeführt, statt daß es da wo es steht Basteien haben müßte, die es nach verschiedenen Richtungen hin vertheidigen (das Fort müßte wo es steht, regelmäßig erbaut sein und es müßte dazu noch eine Bastion auf dem äußersten Riffe den Hafen vertheidigend, erbaut sein), auch sind die Eingebornen im Artilleriedienst noch völlig unerfahren, obschon Vorrath an Geschütz und Waffen vorhanden sind. Ein entschiedener Ueberfall könnte von Entscheidung s c h e i n e n, allein die Sieger hätten die Erde nur zu ihrem eigenen Grabe erobert. Dieses Volk unterwirft sich Fremden nicht! es ist zu stark, zu zahlreich und zu waffenfreudig, um wie die Eingebornen der Mariannen-Inseln, ausgerottet zu werden.

„Noch 1818 sind keine Missionaire auf den Sandwichs-Inseln erschienen und wahrlich sie hätten sich auch bei diesem sinnlichen Volke wenig Frucht zu versprechen. Das Christenthum kann auf den Inseln des östlichen Polynesiens sich nur auf den Umsturz alles Bestehenden stützen. Wir bezweifeln die Ereignisse, aber wir begreifen sie auch nicht und wir hörten von Jemanden der die Gesellschafts-Inseln besucht hat (Marini von dem später die Rede sein wird), daß die Eingebornen meist nur die Missionaire besuchen aus Lust um sich hernach an der Nachahmung ihrer Manieren zu ergötzen.“

So berichtet der liebenswürdige Chamisso, nachdem er dieses Volk durch wiederholten Aufenthalt kennen gelernt hatte, allein er befindet sich hinsichtlich seiner Prophezeiung in dem aller entschiedensten Irrthume, wie wir später sehen werden.

Vierundsechzigstes Kapitel.

Berichte eines Spaniers Marini über die Sitten und über die Kasteneintheilung der Eingebornen. Die öffentlichen und die Privatbegräbnißstätten. Die Kleidertracht der Eingebornen, ihre Festlichkeiten, ihr Tanz.

Was Chamisso in dem oben Gesagten niedergelegt hat, sind mehr die Träume als die Erfahrungen des Mannes von den seltensten Geistesgaben, des Mannes mit dem Herzen voller Liebe und Gemüth, vielleicht wäre er schon anderen Sinnes geworden, wenn er statt zweimal auf ein paar Wochen, einmal auf ein Jahr dort geblieben wäre. Er hatte die Absicht von da wo der Rurik zum erstenmale auf den Sandwichs-Inseln anlegte, daselbst zurück zu bleiben, bis das Schiff von seiner Nordreise zur Behrings-Straße wieder zurückkehre, das würde von großer Wichtigkeit gewesen sein. Unter dem adelgesinnten Tamea-Mea und mit der Hilfe der damals in dem Reiche des Königs angesiedelten Europäer, deren Erfahrungen und Wissen dem Forscher zu Gebote standen, wäre vieles noch zu ermitteln gewesen, so auch Manches aus dem Munde der Insulaner, welche damals noch Vieles über sich und ihre Väter mittheilen konnten. Jetzt ein halbes Jahrhundert später sind die Sagen verschollen, die Sitten der Europäer auf die Insulaner übergegangen, jetzt haben die Eingebornen vergessen was sie früher waren und was ihre Väter sagten.

Chamisso's Anerbietung voll Aufopferung wurde von Kotzebue dem Großen, Kapitain des kleinen Rurik leider von der Hand gewiesen und zur Unmöglichkeit gemacht.

Was in jener Zeit durch den Spanier Marini, der sich seit vielen Jahren auf jenen schönen Inseln niedergelassen hatte, ermittelt worden war, läßt sich auf das Folgende zurückführen.

Der Berichterstatter nimmt in dem Volke von Hawaï vier Kasten an: von königlichem Blut, von edlem Blut, von bürgerlichem Blut und von niederem Volke. Dies letztere ist ein verachtetes Geschlecht, wenig zahlreich. Der Weiße war durch seine Farbe mit dem Adel in gleichem Range, jetzt hängt sein Verhältniß rein von seiner Person ab. Dem Könige, dem Herrn der Insel gehört das Land. Die Adeligen besitzen die Erde nur als Lehen. Diese Lehen sind zwar erblich, aber unveräußerlich und sie fallen nach dem Tode desjenigen der sie bis dahin besaß, wieder zurück an den König der sie an Andere vertheilen kann. In Fällen großer Macht mag sich ein Adeliger wohl empören und dasjenige was er besitzt gegen den Oberherrn vertheidigen, denn das Recht des Stärkeren gilt ausschließlich auf diesen Inseln, die großen Herrn führen untereinander ihre Zwistigkeiten mit den Waffen aus, dies geschah in früheren Zeiten

sehr häufig, scheint aber mit dem Anfange dieses Jahrhunderts vollständig aufgehört zu haben.

Ein Unedler kann kein Lehen besitzen und kann auch keine Leute im Kampfe anführen, er kann nur Verwalter des Gutes sein. Diejenigen, welche die Erde bebauen, sind Pächter des Gutsbesitzers oder der Domänen des Königs, welchem Tribut gezahlt wird. Vornehme Häuptlinge sind als Statthalter über die Gebiete und über die Inseln gesetzt. In ihrer und der Herren Willkür steht das Wohl des Volkes, aber Sclaven oder Leibeigene giebt es dennoch nicht, der Mann ist frei, er kann zwar getödtet, aber weder verkauft noch festgehalten werden, er kann ziehen und wandern wie es ihm gefällt.

Adelige welche keinen Landbesitz haben, dienen mehr beglückten Personen, und der Herr einer Insel hat viele in seinem Dienst, welche alle aus dieser Kaste sind, so alle Ruderer, welche ausschließlich dem besitzlosen Adel angehören. Ein Uebergang aus einer Kaste in die andere ist nicht möglich, dieselben sind auf das Strengste von einander geschieden. (Ein Adel der gegeben und genommen werden kann, ist keiner sagt Chamisso.) Die Frauen nehmen nicht Theil an dem Stande des Mannes und der Stand der Kinder wird nach sehr streng bestimmten Gesetzen geregelt. Eine Adelige, welche einen Mann aus dem Volke heirathet, verliert hierdurch ihren Stand keinesweges, wohl aber geschieht es, wenn sie dem Manne Kinder gebiert. Sobald dieses geschieht, gehört sie und gehören ihre Kinder der Kaste des Mannes an.

Vielweiberei ist allgemein eingeführt. Das Erbrecht geht dabei nicht auf den Erstgebornen, sondern auf denjenigen über, dessen Mutter dem vornehmsten Stande angehört. Jeder Stand hat einen gewissen Grad von Heiligkeit, der bei den Vornehmeren immer höher steigt. Die Könige sind so heilig, daß man sie nicht berühren darf, wenn man nicht dem sofortigen Tode verfallen will. Der Vorgänger des Königs Tamea-Mea war dergestalt heilig, daß er bei Tageslicht nicht angesehen werden durfte. Wer ihn, wenn auch nur zufällig, bei Tage erblickt hätte, würde sofort getödtet worden sein — ein so überaus heiliges Gebot, daß weder der König selbst noch der oberste der Priester die Vollstreckung würde haben hindern können. Der König zeigte sich daher auch nur in der Nacht, er war gewissermaßen der Gefangene seiner eignen Heiligkeit. Die Opfer beim Tode der Fürsten und Häuptlinge gehörten immer den niedrigsten Kasten an, die Sitte aber selbst ist bereits antiquirt. Es finden zwar noch (1817) Menschenopfer statt, aber dieselben gereichen den Eingebornen nicht zur Schande, denn es sind nur Verbrecher welche sie ihren Göttern opfern, wie wir die unsern der Gerechtigkeit opfern. Daß die Opfer gegessen worden sind, ist allerdings unbestreitbar, aber die Sitte ist bereits zu Zeiten Cooks abgeschafft gewesen.

Jeder vornehme Häuptling ist im Besitz eines eignen Moraïs (s. S. 392), auf dem er seine Götter aufstellt und auf dem er sich bestatten läßt. Die Götter sind durchaus von einander verschieden, ein Jeder hat andere Idole, das Volk aber

muß sich begnügen Vögel, Fische und dergleichen anzubeten. Derjenige, welcher den Göttern opfert wird dadurch heilig (tabu) und hört es auf zu sein, sobald die Feierlichkeit aufhört. Eine große Feierlichkeit — tabu pori — dauert drei Tage und ein jeder Theilnehmer ist so heilig, daß ein Weib, welches er auch nur zufällig berührte, sofort getödtet werden muß. Sollte er in dieser Zeit ein Weiberhaus betreten, so müßte dasselbe sofort den Flammen übergeben, es müßte niedergebrannt werden. Chamisso selbst sah um den Rurik her die Leiche eines Weibes schwimmen, welches getödtet worden war, weil es das Speisehaus



Privatmoraï eines Häuptlings der Sandwichsinseln.

eines Mannes betreten hatte. Zu einer Haushaltung gehören nämlich drei Häuser. Das Haus der Frauen, welches ein anständiger Mann nicht betritt, obwohl es keineswegs eigentlich verboten ist, das Wohnhaus beiden Geschlechtern gemeinsam und das Speisehaus der Männer, dessen Betretung den Frauen bei Todesstrafe versagt ist. Beide Geschlechter bereiten ihre Speisen sich selbst und an besonderen Feuern, von Schweinefleisch und Schildkrötenfleisch dürfen die Frauen nicht essen, auch Cocosnüsse und Bananenfrüchte sind ihnen untersagt. Die männlichen Bedienten der Frau sind beinahe gleichen Beschränkungen unterworfen.

Die Feierlichkeiten auf der Moraï werden ohne allen Ernst getrieben,

Unehrbare Scherze mit den Heiligenbildern selbst, fielen sogar den rohen Russen auf aber dennoch scheint der Verkehr mit den Europäern keinen Nachtheil auf die gesellige Ordnung gehabt zu haben, nur was den Verkehr der Geschlechter anbetrifft, so ist das Laster mit den Besuchen der Europäer eingekehrt, in früheren Zeiten wurde es sehr strenge bestraft. Der Spanier Marini erzählte: ein Neffe des Königs wurde bei der Königin Kahumanu angetroffen. Er entsprang zwar, allein er ließ sein Gewand zurück, wie Joseph einst bei der schönen Potiphar, er ward drei Tage nach der That von den Großen des Reichs ergriffen und strangulirt. Ein Soldat von der Wache entdeckte den Vorfall dem Könige. Es war so in der Ordnung, Tamea-Mea bedauerte den Jüngling und weinte um ihn, allein er hatte kein Recht sich zu beklagen, es war geschehen was das Gesetz befahl.

Chamisso beschreibt die Sandwichs-Insulaner als eigennützig, als unzierlich und unreinlich, natürlich alles im Vergleich mit den Bewohnern von Radak, sie haben ihre gewöhnliche Gastfreundschaft verlernt und wollen nur von Fremden Vortheil ziehen. Ihr mimisches Talent und der Umgang mit Fremden macht es ihnen leicht sich zu verständigen. Sie sind unvergleichlich kräftiger als die Bewohner von Radak, woraus ein größeres Selbstvertrauen und eine rücksichtslosere Art sich in jeder Freude und Lust gehen zu lassen, entspringt. Die Häuptlinge besonders sind ungewöhnlich prächtige Gestalten, auch die Frauen und Mädchen des Adels sind ungemein schön, aber dennoch ohne Reiz. Die Frauen tragen das Haar kurz geschoren und nur um die Stirn her einen Rand hochstehender, emporgekämmter Haare, welche durch Kalk weiß gebrannt worden sind. Den Europäern zu Gefallen, welche langes Haar bei den Frauen lieben, lassen sie sich dieses auch wohl wachsen, aber im allgemeinen sind sie den Landeseigenthümlichkeiten ihrer Tracht getreu geblieben, doch hat die Mode auch hier zu walten begonnen, vor allen Dingen was den Schmuck betrifft. Derjenige den die Königin trägt wird dadurch Mode, auch steigt er alsbald gewaltig im Preise. Die Fürsten, die Häuptlinge hatten zwar feine europäische Kleider, legten sie aber nur zu Ehren des Commandanten des russischen Schiffes an, im übrigen trugen sie sich wie sie Vancouver und Cook beschreiben.

Von den Künsten des Friedens scheinen sie nur Gesang und Tanz zu treiben: „Poesie, Musik und Tanz gehen auf den Südsee-Inseln noch Hand in Hand in ihrem natürlichen Bunde einher um das Leben der Menschen zu erheitern. Ihre Festtänze haben uns mit Bewunderung erfüllt."

„Die Worte verherrlichen meist wie die Oden des Pindar den Ruhm irgend eines Fürsten. Der Gesang an sich ist monoton, aber er mißt mit den ihn begleitenden Tact und Trommelschlägen die Wendung des Gesanges ab und trägt gleichsam auf ihren Wellen eine höhere Melodie. Im wandelnden Tanze zeigt sich die menschliche Gestalt auf das Herrlichste, sich im Fortfluß leichter, ungezwungener Bewegung in allen naturgemäßen und schönen Stellungen zei-

gend. Wir glaubten wandelnde Antiken zu sehen, die Füße tragen nur die Tänzer, sie schreiten gelassen einher, die Körper bewegen sich, die Arme, die Muskeln regen sich, sein Antlitz ist belebt, wir schauen ihm wie dem Mimen in das Auge, wenn uns seine Kunst hinreißt. Die Trommelschläger sitzen im Hintergrunde, die Tänzer stehen vor ihnen in einer oder mehreren Reihen, sie mischen ihre Stimmen im Chor, der Gesang beginnt langsam und leise und wird allmälig und gleichmäßig beschleunigt und verstärkt, indem die Tänzer fortschreiten und sich ihr Spiel belebt. Wir wurden bei diesen Festspielen von Hawaï an den Chor der Griechen erinnert, an die Tragödie bevor der Dialog hervorgetreten war und wenn wir den Blick auf uns zurückwenden, so müssen wir anerkennen auf welchen Abweg wir lächerlicherweise gerathen sind, indem wir den Tanz in die Bewegung der Füße gebannt haben."

„Diese Festspiele berauschen die Insulaner mit Freude und Lust, aber auch ihre gewöhnlichen Lieder werden in demselben Sinne zugleich gesungen und getanzt, sie sind von sehr verschiedenem Charakter, aber sie werden stets mit den anmuthigsten Bewegungen der Arme und des ganzen Körpers begleitet. Welche Schule eröffnet sich hier dem Künstler, welcher Genuß bietet sich hier dem Kunstfreunde dar."

„Diese schöne Kunst scheint die einzige der Insulaner, sie ist die Blüthe ihres Lebens, welches den Sinnen und der Lust angehört. Sie leben ohne Zeitrechnung nur in der Gegenwart und bejahrte Leute wissen blos so viel von ihrem Alter, daß sie schon sehr lange über die Zeit des Genusses hinaus sind."

So sagt Chamisso von den Kindern dieses glücklichen Archipels, aber er fügt in einem anderen Theile seines poetischen Werkes hinzu:

„Wahrlich, als ich wiederholt die widrigen Verrenkungen anzuschauen mir Gewalt angethan habe, die wir unter dem Namen Ballettanz an unseren Tänzerinnen bewundern, erscheint mir, was ich in meinen Bemerkungen und Ansichten von der Herrlichkeit jenes Schauspieles gesagt habe, blaß und dem Gegenstande nicht entsprechend. Wir Barbaren! wir nennen jene mit Schönheitssinn begabte Menschen W i l d e und wir lassen das Ballet den beschämten Dichter und den trauernden Mimen aus den Hallen verdrängen, die wir der Kunst geweiht zu haben uns rühmen. Ich habe es immer bedauert und muß hier mein Bedauern wiederholen, daß nicht ein guter Genius einmal einen Maler, einen zum Künstler Berufenen, nicht nur so einen Zeichner von Profession, auf diese Insel geführt. Jetzt wird es leider schon zu spät, auf Tahiti und Hawaï verhüllen bereits Missionshemden die schönen Leiber, alles Kunstspiel verstummt und der Tabu des Sabbath senkt sich still und traurig über die Kinder der Freude.

„Ein Zeichen muß ich geben, daß ich unbestochen rede. Am 4ten tanzten drei Männer, am 6ten eine Schaar von Mädchen, darunter v i e l e von aus-

nehmender Schönheit. Nicht diese haben auf mich den bleibenden Eindruck gemacht, nein, die Männer, die kunstreicher waren und von denen doch der erste unter den Seinigen nicht einmal für besonders schön galt. So hingerissen und freudetrunken, wie die Hawaier von diesem Schauspiel waren, habe ich wohl nie bei einem anderen Feste ein Publikum gesehen, sie warfen den Tänzern Geschenke, Zeuge und Juwelen zu. Sie zeigen auf jede mögliche Weise ihre Theilnahme, ihr Entzücken und der europäische Wanderer war von den sich vor seinen Augen entwickelnden plastischen Schönheiten nicht weniger entzückt, als der Eingeborene."

Fünfundsechzigstes Kapitel.

Fünfzehn Jahre später. — Bericht des Dr. Meyen (Naturforscher bei der preußischen Expedition auf dem Schiff Königin Louise) über die Sandwichs-Inseln und über die segensreiche Wirksamkeit der engländischen und amerikanischen Missionaire.

Bis hierher haben wir den Beobachtungen folgen dürfen, welche Adalbert von Chamisso im Jahre 1817 machte. Um 15 Jahre später machte das königlich preußische Schiff „Königin Louise" unter Kapitain Wendt seine zweite wissenschaftliche Reise um die Erde und der Naturforscher der Expedition Dr. Meyen giebt über den damaligen Zustand der Inselgruppe einen wissenschaftlichen Bericht und wir entnehmen seinem schönen, reichhaltigen Werke das Folgende, welches uns lehrt, wie wenig des liebenswürdigen Chamisso Hoffnungen — ein solches Volk von Helden würde sich nicht „unterkriegen" lassen — erfüllt worden sind.

Meyen erzählt, daß, als sie vor Honoruru Anker geworfen, alsbald einige europäische Kaufleute an Bord gekommen wären, um sie als alte Bekannte zu begrüßen, da das Schiff bereits in den 20er Jahren eine ähnliche Reise in diese Gegenden unternommen hatte. Bald darauf erschien auch in einem Segelboote der Gouverneur von Honoruru, eine bekannte, sehr vornehme Persönlichkeit mit dem bedeutungsvollen Namen Kuakini, welchen jedoch die Engländer John Adams zu nennen pflegen.

Die riesenhafte Größe und die ungeheure Massenhaftigkeit seines Körpers setzten einen Jeden, der ihn sah, in das äußerste Erstaunen, dabei war er bereits so unbeholfen geworden, daß er nicht selbst auf das Schiff steigen konnte, sondern gleich einem auszuschiffenden Pferde mit Seilen und Flaschenzügen heraufgewunden werden mußte. Die Schwerfälligkeit seines Körpers war so groß, daß, auf dem Verdecke angelangt, er gar nicht gehen und aufrecht stehen konnte, ohne

sich irgendwo zu stützen und anzulehnen und dieses geschah nur ausnahmsweise, denn wo es irgend möglich war, setzte oder legte er sich sofort nieder. Das außerordentlich große und starke Gesicht mit der dunkelrothen Haut, den dicken, aufgeworfenenen Lippen, der furchtbar breiten Nase und den großen, gerötheten Augen gaben dem Menschen ein schreckliches Aussehen.

Es wurde ihm eröffnet, daß man an Bord des Schiffes Geschenke habe, welche der König von Preußen an den Beherrscher des Hawaï-Archipels sende. Hierüber machte der Gouverneur ein sehr bedenkliches Gesicht, trank dann einige Gläser Wein, wie zur Stärkung seines Gedächtnisses, und dann verlangte er wieder herabgelassen zu werden, was man auch alsbald that.

Das Schiff hatte schon über eine Stunde vor Anker gelegen, die fremden Kaufleute und der Gouverneur hatten bereits das Schiff verlassen und noch immer wartete Meyen auf die wunderschön geformten, mit Früchten beladenen und von antiken Gestalten besetzten Boote, noch immer wartete er auf die reizenden Najaden und Nymphen, welche sonst die fremden Schiffe umgaukelten, durch ihre üppigen, herrlichen Körper, durch ihre wie im Spiel und Scherz entwickelten wunderbaren Reize verlockten, — sie kamen nicht. Ein einziges kleines Boot mit zwei Indianern näherte sich, aber auch nicht vertrauensvoll, wie es sonst geschah, sondern mißtrauisch im höchsten Grade und es konnte nur durch wiederholte Winke und durch Vorzeigen von Geld bewogen werden, beim Schiff anzulegen und ihre geringen Vorräthe mitzubringen und auf dem Verdeck auszubreiten, es waren drei Wassermelonen und sieben Cocosnüsse und sie forderten dafür zwei spanische Thaler oder drei Thaler nach unserm Geld.

Diese Thatsache allein deutete auf einen schwer veränderten Zustand auf den Inseln, da war nicht mehr die Rede vom Eintauschen reichlicher Lebensmittel für Glaskorallen, Messer, Kleidungsstücke und dergleichen, Geld, Silbergeld, spanische oder amerikanische Dollars waren die Tauschmittel geworden und es schien beinahe, als sei der Piaster oder Dollar die kleinste Münze, die Scheidemünze, für welche man die sonst spottwohlfeilen Früchte des Landes kaufe. Man würde dieses den Leuten eigentlich nicht haben übelnehmen können, wenn die übrigen auf der Insel käuflichen Gegenstände nur im Allerentferntesten mit den geforderten Preisen für die Lebensmittel im Einklang gewesen wären. Aber bei den allerunverschämtesten Uebertheuerungen auf den Schiffen in der Stadt Honoruru (oder Honolulu, die Buchstaben r und l, sowie k und t fließen unaufhörlich ineinander, man sagt ebenso häufig Honolulu wie Honoruru, und ebenso häufig Tamea-Mea wie Kamea-Mea rc.) sind dieselben Waaren auf dem Lande fast werthlos, vorausgesetzt, daß ein Eingeborener sie kaufen wolle, aber die weiße Farbe des Käufers bedingt den Unterschied. In Honolulu kostet das Pfund Rindfleisch zwischen vier und fünf Silbergroschen, ein beinahe unbegreiflicher Preis. 15 bis 20 Kolben Mais kosten einen viertel Piaster, 100 Eier $2\frac{1}{2}$ Piaster, d. h. das Stück mehr als einen Silbergroschen, ein Preis, den

sie selbst in Berlin niemals erreichen; 20 Gurken kosten anderthalb Thaler, das Stück also $2^1/_3$ Silbergroschen, eine Pute kostet 2 Thaler bis 2 Thaler 10 Silbergroschen — es ist ganz unbegreiflich, woher diese Preise kommen, unbegreiflich, wie die Eingebornen dahin gelangt sind, solche Forderungen zu machen und um so unbegreiflicher, als sie dem Gelde keinen entsprechenden Werth zu entnehmen wissen, sie kaufen dafür nicht etwa Bedürfnisse oder Gegenstände ihrer Phantasie, sondern sie verwahren, sie vergraben die Piaster, sie sind ihnen folglich ein gänzlich unfruchtbarer Schatz.

Man bemerkte bei der Ebbe auf den Korallenriffen, welche hohe und weit ausgebreitete Flächen bilden, viele Männer, welche Steine ausbrachen, dieselben hatten ungefähr eine Länge von 18 Zoll und eine Höhe und Breite von 9 Zoll. Nach dem Ausschneiden aus der weichen Korallenmasse wurden sie paarweise zusammengebunden und, an einer Stange befestigt, davongetragen.

Die hier arbeitenden Leute sind Sträflinge, welche für die Oeffentlichkeit arbeiten müssen. Kann es einen gründlicheren und gewichtigeren Beweis für die Vortrefflichkeit der durch die Missionaire eingeführten Regierung geben, als dieses Sträflingswesen? Die auf den Korallenriffen arbeitenden Leute sind Matrosen, welche beim Anlegen der Schiffe entflohen sind. Man gestattet ihnen, sich auf der Insel zu verbergen, bis das Schiff fort ist, dem sie angehörten. Dann holt man sie sich, legt sie in Ketten und läßt sie auf den Korallenriffen am Ausbrechen der Steine zu den Häusern der Missionaire oder der amerikanischen Kaufleute, Consuln rc. — kurz zu dem, was man dort öffentliche Bauten nennt, arbeiten. — Es geht doch nichts über die Civilisation.

Der Kapitain der Louise und der Naturforscher landeten mit einigen Offizieren in der Nähe des Castells von Honolulu. Sie wurden empfangen von einer großen Menge der Eingeborenen, welche sich von allen Seiten herzudrängten, um sie zu begrüßen, Alt und Jung, Männer und Frauen liefen durcheinander, freundliche Greise, geschwätzige Kinder reichten den Ankömmlingen die Hände, Mädchen und Frauen grüßten von weitem, aber Alle waren in die langen, abscheulichen, am Halse zugeschnürten Dinger gekleidet, welche man Missionshemden nennt, um den Körper herhängend gleich einem Sack, Alles verbergend, was irgend schön ist, was reizen könnte und nur das Unangenehme sehen lassend, das Fett und den Schweiß, wovon sie durchdrungen und dem daran haftenden Staub, womit sie besudelt sind.

Großes Jubelgeschrei empfing die Ankommenden, aber es war nicht mehr der Erguß wirklicher Freude, freundlichen Wohlwollens, es war nicht der Jubel des freien Antriebes, mit welchem frühere Reisende bewillkommnet wurden — die armen Leute mußten sich freuen, weil sie vom Gouverneur zusammenberufen worden waren und das Plaisir ihnen befohlen worden war.

Den Reisenden wurde durch den Gouverneur gesagt, daß der König der Sandwichs-Inseln, Kauike-Aouli, nicht zu Hause sei, sondern sich auf

einem Landgute befinde, daß aber der Missionair Wingham ihm habe sagen lassen, daß er sich sogleich nach der Stadt zurück zuverfügen habe.

Bis der König dieser freundschaftlichen Einladung folgte, begaben sich die Reisenden nach der Wohnung des Missionairs Wingham und hatten die Freude, zu sehen, mit welcher Umsicht die Damen des Missionshauses für die nützliche Beschäftigung der Eingebornen zu sorgen verstanden. Mehrere derselben ließen sich auf eleganten englischen Ghiks, von einigen Eingebornen gezogen, spazieren fahren, gewiß eine so würdige, dem Menschen angemessene, als überhaupt nützliche Beschäftigung.

Herr Meyen spricht mit ganz ungerechtfertigtem Vorurtheil von den würdigen Verkündigern des Evangeliums und er scheint dies zu fühlen, denn er leitet seine Bemerkungen mit den Worten ein:

„Vielleicht möchte es mehreren der geneigten Leser dieses Buches unpassend erscheinen, wenn wir hier im Verlaufe dieses Kapitels eine Menge von Nachrichten mittheilen, welche nur allein auf das Privatleben der Missionaire Bezug haben; es schien uns aber nöthig, alle dergleichen Thatsachen zu sammeln, damit es um so leichter werde, das Treiben dieser Männer kennen zu lernen, auch ohne sie selbst gesehen zu haben. Die Missionaire der Südsee-Inseln sind nicht mehr Privatpersonen, sie haben die Aufmerksamkeit der ganzen gebildeten Welt auf sich gezogen und diese verlangt Rechenschaft von ihren Handlungen. Die Missionaire der Sandwichs-Inseln sind Nordamerikaner und sie allein sind es, welche von allen Seiten hart angeklagt werden, sie haben den Wohlstand des Landes untergraben, statt ihn vor allem zu befördern; sie haben die Gastfreiheit, eine der schönsten Eigenschaften der Naturmenschen, sie haben die Fröhlichkeit von diesen glücklichen Inseln verbannt und dagegen eine Religion eingeführt zu deren Auffassung die Indianer keinen Verstand haben."

Man bemerkt hier recht deutlich, wie der Verfasser der abscheulichen Richtung des modernen Unglaubens angehört. Was geht uns die Fröhlichkeit, was die verlorene Gastfreundschaft u. s. w., dieser scheußlichen Creaturen an, die man mit Recht „verruchte Wilde" nennt, wenn sie nur Religion dafür eingetauscht haben, ein Gegenstand der Herrn Meyen durchaus nicht von Wichtigkeit zu sein scheint, da er doch allein dasjenige ist, was den Menschen zum Menschen macht. Die wahre Verruchtheit moderner Auffassung spricht sich aber in den Worten aus, „zu deren Auffassung die Indianer keinen Verstand haben." Wozu braucht man überhaupt zu einer Religion Verstand, was ist das für eine Religion, die man versteht? Welches Verdienst hat denn der Bekenner bei einer verstandenen Religion? Der Glauben ist das einzige Nöthige. Herr Meyen scheint sich selbst nicht ganz klar zu sein, denn er fährt in seiner Auseinandersetzung folgendermaßen fort:

„Es sind Männer aufgetreten, merkwürdig genug gerade in Gegenden, welche am entferntesten vom Schauplatze jener Handlungen gelegen sind, Männer, welche am wenigsten mit dem bekannt waren, was bisher über diesen Ge-

genstand geschrieben war, und dennoch mit dem größten Eifer die Handlungen der Missionaire auf den Sandwichs-Inseln vertheidigen wollten; ja sie bedienten sich zuweilen hiezu Mittel, welche theils unerlaubt, theils lächerlich erschienen. Wir würden specieller darauf eingehen, wenn derjenige Mann noch unter uns weilte, welcher am eifrigsten diese Missionäre in Schutz nahm, doch er ist todt und kann sich nicht mehr vertheidigen; er ergriff mit größter Wärme diesen Kampf, weil er glaubte, daß man allgemein gegen den edlen Zweck des Missionswesens kämpfen wolle, und konnte es nicht fassen, daß einzelne Mitglieder dieser großen Gesellschaft durch falsche Mittel ihren Zweck gänzlich verfehlen.

„Wir kamen zu Herrn Wingham und fanden in ihm den stolzen Geistlichen, der sich des Gefühls bewußt ist, die weltliche wie die geistige Herrschaft zu gleicher Zeit auszuüben und, sich selbst hiedurch an die Spitze stellend, die gewöhnlichen Formen der geselligen Höflichkeit außer Acht läßt. Herr Wingham bot uns den Besuch seines Hauses so oft an, als wir dazu Lust haben würden und der Arzt der Missionsanstalt erbot sich sogleich, uns auf unseren künftigen Excursionen nach dem Innern der Inseln zu begleiten, was wir jedoch Alles ablehnten theils um keine Verpflichtungen gegen diese Herren einzugehen, welche nur Zeit gekostet haben würden, theils auch um uns ganz frei und ohne Führung von Seiten der Missionaire über den Zustand der Insel unterrichten zu können. An demselben Abend kam auch noch, wie befohlen worden, der junge König zurück und eilte vorläufig sofort zu dem Missionär Wingham um sich von demselben Raths zu holen, wie er sich gegen uns benehmen solle."

In all dem hier Erzählten ist wenig Lächerliches aber viel Natürliches. Es ist schon seit Jahrtausenden üblich, daß die Fürsten sich von ihren Beichtvätern berathen lassen, warum sollte es Tamea III. nicht ebenso gut thun wie Philipp II. oder Franz I. und ob der Beichtvater der anglicanischen oder der spanischen Kirche angehört, dürfte doch wohl keinen Unterschied machen.

Sechsundsechzigstes Kapitel.

Audienz im Hause des jungen Königs. Die Scheune, welche man so nennt, und die Paläste der Missionaire, der eigentlichen Könige dieser sonst mit Recht so genannten Inseln der Glückseligen. Das schöne Geschlecht in den häßlichen Missionshemden.

Die Audienz zur Uebergabe der Geschenke fand am nächsten Tage statt (am 25. Juni 1831). Die Wohnung des Königs ist eine Indianerhütte von ungewöhnlicher Größe, im Vergleich zu den Häusern der Missionaire, aber nur

eine gewöhnliche Scheune von 140 Fuß Länge ganz von Holz und Bambus gebaut, in der Mitte der ganzen Länge nach durch Cocosstämme gestützt, welche bis in den Giebel des Daches reichen. 120 Fuß von diesem Raume bilden einen durch die Dachstützen in zwei Hälften getheilten Saal. Die am hinteren Ende liegenden, von dem Gebäude übrigbleibenden 20 Fuß sind fünffach getheilt, durch bunte Vorhänge abgeschieden, in der Mitte durch einen größeren Raum und auf jeder Seite durch zwei kleine Zimmer von etwa 10 Fuß Breite, welche zum Ankleiden und zum Schlafen dienen. Sie sind mit 15 bis 20 Stück übereinander liegender Matten bedeckt, von denen die unterste die gröbste und jede höher liegende die feinere ist, worauf sich vortrefflich weich und elastisch schläft.

Die kleinen Zimmer hatten keine Möbel, der große Saal aber hatte einen ovalen Tisch und zwei Bänke, ferner ein paar hölzerne Stühle und in einer Ecke einen Tisch, auf dem Wasser in verschiedenen Gefäßen stand.

Bei dem Beginn der Audienz erschienen die Damen der Herrscherfamilie. Kahumanu, die einzige übrig gebliebene Frau Tamea-Mea I., die Königin Mutter, darauf die hinterbliebenen Frauen Tamea-Mea II., der zu London verstorben war — es waren ihrer vier; darauf eine Nichte des verstorbenen Premierministers Karaimoku und die des verstorbenen Gouverneurs Moki der auf einer Reise verunglückt war. Die Damen waren alle in jene schöne Tracht gekleidet, welche unter dem Namen der Missionshemden bekannt geworden sind, eigentlich etwas ganz abscheuliches und geschmackloses, von dem man sich allenfalls eine Vorstellung machen kann, wenn man das gewöhnliche Männerhembe bis auf die Fußknöchel verlängert denkt, aber nicht in zunehmender Weite, so daß es also das Schreiten stört. Dieses Juwel von Kleidungsstück muß aber bei Strafe des Kirchenbannes, mit welchem die anglikanischen Geistlichen bei weitem freigebiger sind, als sonstmals die katholischen, überall getragen werden. Es giebt nichts komischeres, als einen Mann oder ein Mädchen in dieser Kleidung e i l i g gehen zu sehen. Das lange Hemde wird um so beschwerlicher, je schneller man zu gehen beabsichtigt, es wird daher aufgehoben und schließlich beim Laufen verschwindet es beinahe ganz, man sieht nämlich nur einen über Brust und Bauch zusammengenommenen, unreinlichen Lappen und unterhalb desselben alle Theile die bei der früheren Tracht der Eingebornen vollständig bedeckt waren, entblößt, so namentlich auch die Sitztheile, die Schenkel, die Beine u. s. w.

In dem Zustande des Laufens befanden sich allerdings die Damen während dieser Audienz nicht, sondern sie standen oder lagerten sich rings umher in einem großen Halbkreise um den jungen König, welcher die Audienz ertheilte. Wären sie in ihrer früheren malerischen Tracht erschienen, so hätte die Scene ein freundliches, belebtes Bild geben müssen, denn die mehrsten anwesenden Frauen waren noch jung genug um zu gefallen und sie verstanden auch ihr reiches dunkles Haar sehr geschmackvoll mit Blumen zu zieren, nur die Königin Mutter Kahumanu trug einen sehr alten Strohhut mit Blumen, welcher ihr großmütterliches

Gesicht sonderbar genug aussehend machte. Der junge König stand in der Mitte des Halbkreises, welchen die Damen auf den Matten liegend, oder auf Stühlen sitzend um ihn her bildeten, den äußeren größern Kreis nahm die Dienerschaft ein. Es wurden nun die Kisten mit den Geschenken in den Saal gebracht, der Kapitain der Prinzeß Louise und Dr. Meyen nahmen die vielen Gegenstände heraus und ordneten sie so, daß die erhabene Familie sehr bald in das äußerste Erstaunen gerieth, sowohl wegen der großen Menge der Gegenstände, als wegen der einen Eigenthümlichkeit, denn bis dahin hatte man weder Statuen von Erz noch von Marmor, weder schöne Gemälde noch prächtige Waffen, weder Porzellanservice, noch echten Schmuck gesehen. Eine dem jungen Könige übergebene reiche Generalsuniform erregte seine größte Freude und der Goldschmuck wanderte bei den Damen von Hand zu Hand, konnte aber von keiner gebraucht werden, denn selbst die jüngste, Kinau konnte den Halsschmuck nur dadurch anlegen, daß sie ihren Hals stark zusammenschnüren ließ, obwohl der Schmuck eine für europäische Maße ganz ungewöhnliche Weite hatte, denn dem Verfertiger war gesagt worden, daß das Adelsgeschlecht auf den Sandwichs-Inseln von ungewöhnlicher Größe und Kräftigkeit sei. Die junge Königin und Schwägerin Tamea-Mea's III. war trotz der Dicke ihres Halses, ihrer Arme und Beine, war trotz der Breite ihrer Brust und ihres Rückens im eigentlichsten Sinne zart gebaut, indessen, sie hatte eine Höhe von 6 Fuß 3 Zoll, bei einer solchen versteht sich von selbst, daß auch große Schlankheit der Formen, sobald man die einzelnen Maße betrachtet, nicht geeignet ist, nach unsern Begriffen das Gefühl zu erwecken, was wir mit dem Begriff des Schönen verbinden und doch sagt Dr. Meyen, daß diese Dame nicht nur schön gewesen sei, sondern ganz besondere Reize besessen hätte.

Der junge König nahm ein so gemessenes Betragen an, daß man wohl sah, es sei ihm durchaus unnatürlich, es war ihm mithin von den Missionairen vorgeschrieben, welche nicht haben wollten, daß die Ueberbringer die Meinung mitnähmen, sie hätten den jungen König besonders erfreut oder überrascht, nur dann und wann brach sein natürliches Gefühl durch, allein auch nur auf Augenblicke, doch am Tage nach der Audienz hörten die Ueberbringer aus dem Munde eines dort ansässigen Kaufmanns, welchen Eindruck die große Fülle der reichen Geschenke auf sie gemacht habe, auch brachte man in Erfahrung, daß die von den Engländern übersendeten Geschenke, selbst wenn man alle Sendungen zusammenzählt, diese eine durch die Prinzeß Louise überbrachte, nicht erreichten, aber dem armen Könige wurde gerade das, was ihm am erfreulichsten war, sehr vergällt. Der goldgestickte, mit Epaulett, Stern und Degen versehene Generalsanzug durfte von dem Könige nicht getragen werden, die Missionaire erklärten die Tracht für sündhaft, da Gott selbst nicht so prächtig gekleidet gehe (dies glauben wir, ohne Beweis dafür zu fordern), es also Gott sehr übel vermerken müsse, wenn man es ihm zuvor thun wolle. Selbst als der junge König einen Besuch auf

dem Schiffe machte, erschien er nicht in der Uniform, sondern in seiner gewöhnlichen Tracht, in dem Missionshemde, allein er hatte die verschiedenen Uniformstücke zum Tragen unter seine Dienerschaft vertheilt, der eine hatte die Epauletts, der andere den Federhut, ein dritter die Uniform u. s. w. u. s. w. Alles war in Matten wohl eingewickelt, und als der junge Fürst an Bord gestiegen war, bat er sich ein Kämmerchen aus, um seine Toilette zu machen, und erschien bald darauf vollständig in Gala, und zwar wußte er, wie Meyen versichert, sich so würdevoll zu benehmen, daß Jedermann den gebornen Fürsten in ihm erkannte. Nur den Degen hatte er zurücklassen müssen; weil, wie er glaubte, wenn dieser auch von Matten umwickelt, doch erkannt worden wäre.

Es wurde auf dem Verdeck eine Tafel servirt und alle fremden Gäste nahmen ihrem Range nach an derselben Platz und benahmen sich so vernünftig und anständig, daß nicht die gerinste Störung eintrat, nur aßen sie mit einem ganz fabelhaften Appetit, doch war dafür gesorgt, den kühnsten Anforderungen Rechnung zu tragen. Diese Leute sind gewohnt, sich der Finger zum Essen zu bedienen, Messer und Gabel sind ihnen unbekannte Gegenstände, da sie aber den Kapitain und die andern Mitglieder der Schiffsgesellschaft sich dieser Werkzeuge bedienen sahen, so hatten sie im Augenblick den Gebrauch derselben weg und aßen nunmehr, als wenn sie es nie anders gethan hätten. Der Wein schmeckte ihnen gleichfalls gut, besonders ein sehr feuriger Madeira, doch wurde immer davon geflüstert, daß man nichts hierüber am Lande verrathen dürfe, damit die Missionaire es nicht erführen.

Als die Geister freier wurden, begannen sich Klagen über die jetzige Regierung bemerkbar zu machen. Die alte Königin Mutter und Kuakini, deren Bruder, welcher den Titel eines Gouverneurs führte, sind vollständig in den Händen der Missionaire und regieren, wie diese es wollen und verlangen, Kauike-Aouli oder Tamea-Mea III. ist nur dem Titel nach König, die Wittwe Tamea-Mea I. ist die eigentliche Gewalthaberin, ist ein schwaches, altes, ganz von den Missionairen beherrschtes Weib und daher als ihr Werkzeug allgemein gefürchtet. Der junge König hofft auf die Rückkehr des gewaltigen Boki, welcher mit 360 bewaffneten Indianern zu Schiffe ging (auf der Brigg Tamea-Mea) angeblich um Sandelholz zu holen, wahrscheinlicher um einige der ferner liegenden Inseln seinem Könige zu unterwerfen. Dieser Boki war ein sehr thätiger und kräftiger Mann und hielt die Missionaire im Zaum, gestattete zwar ihre Lehren zu verbreiten, duldete aber ihre Einmischung in die Regierungsangelegenheiten der Inseln durchaus nicht.

Seit er sich entfernt hat, und seitdem Kuakini im Namen der Königin Mutter regiert, ist dieses alles anders geworden und die Macht der Missionaire ist so hoch gestiegen, daß ihre Befehle allein Geltung haben, man ihnen zwar mit größtem Widerwillen gehorcht, aber doch gehorcht. Der junge König hofft immer noch auf die Rückkehr des tapfern Boki, welcher sich nicht einschüchtern

läßt, aber er hofft vergebens, denn die ganze Expedition ist spurlos verschwunden.

Es ist sonderbar, daß die Missionaire überall damit anfangen, den Sonntag als denjenigen Tag zu bezeichnen, an dem durchaus nichts gethan werden dürfe, an dem sogar ein Spaziergang in der freien Natur eine Sünde sei, an welchem kein Feuer brennen, keine warmen Speisen genossen, sogar nicht einmal fertige Speisen gewärmt werden dürften. Meyen erzählt:

„Auf einem Spaziergang in das Innere fiel ein heftiger Regen und durchnäßte uns so sehr, daß wir wieder in das Innere unsrer Wohnung zurückkehren mußten. Es war kalt (16, 8 R.) und die Temperatur folglich sehr empfindlich. Wir wünschten ein warmes Frühstück, wurden aber sehr überrascht, als die Leute erklärten, daß heute Sonntag und der Genuß warmer Speisen tabu, d. h. verboten, wären. (Die kleine Reise in das Innere war am Sonnabend begonnen. Denn nichts hätte die Eingebornen bewegen können, am Sonntage zu gehen, die Missionäre halten ihre Gebote mit voller Kraft aufrecht.) Etwas lächerlicheres konnte uns hier in dieser reizend schönen Gegend der Natur nicht vorkommen; ich (Meyen) ergriff sogleich das Holz, machte mir Feuer an und kochte meinen Kaffee. Sobald die Indianer das Feuer brennen sahen, jubelten sie laut auf, holten Holz herbei und dachten nun nicht mehr an den tabu, stießen aber beständig Schmähungen gegen die Missionaire aus, besonders deshalb, weil sie heute nur trocknen Taro essen durften, der ihnen nicht so gut behagte als der gegohrne, der berühmte Poë (ein gegohrner Tarobrei).

„Die Feier des Sonntags, wie sie von den Missionairen auf den Sandwichs-Inseln eingeführt worden ist, wäre eher für Strafgefangene in öffentlichen Besserungsanstalten zu empfehlen, aber nicht für so gutmüthige und arme Menschen, wie die Bewohner der Sandwichs-Inseln. An diesem Tage sind alle Vergnügungen untersagt. Die Leute müssen sich Vormittags und Nachmittags nach der Kirche begeben, selbst spazierengehen oder reiten ist untersagt und man hat dies Gebot in neuerer Zeit selbst gegen die Ausländer in Anwendung gebracht (Toleranz), ihnen an solchen Tagen die Pferde weggenommen und sie zu einer Strafe von 100 Piaster verurtheilt (nur christliche Milde und Nachsicht). Der Kapitain Wendt wollte uns die Freude machen, uns am heutigen Tage nachzukommen, um alsdann in unsrer Gesellschaft die Reise weiter fortzusetzen. Herr Wendt begab sich zum Gouverneur und bat um die Erlaubniß, am heutigen Tage ein Pferd benutzen zu können, was ihm als Fremden sehr wohl hätte gestattet werden können, dennoch wurde die Bitte abgeschlagen. (Der Missionair fiel beinahe vom Stuhle vor Schreck, als der vor ihm stehende, demüthig bittende Kapitain seinen Wunsch aussprach und es ist fast zu verwundern, daß er denselben nicht alsbald wie einen Gotteslästerer einsperren und, wenn auch nicht verbrennen, so doch wenigstens für immer unschädlich machen ließ. Am Sonntag spazieren reiten — unerhört, ja wenn es doch noch eine

Confirmandin oder eine junge Braut zu verführen gegolten hätte, das hätte man doch keine Arbeit nennen können, aber reiten! — Ein armes Pferd schinden am Tage des Herrn, das kann auch nur ein verruchter Preuße wollen, ein nordischer Barbar, welcher gar keine Begriffe von Religion hat.) Der Genuß der warmen Speisen, wie überhaupt das Anmachen des Feuers am Sonntag ist untersagt, und dieses Gesetz drückt namentlich den armen Indianer, der nur sehr geringe Auswahl unter seinen Nahrungsmitteln hat, am allerhärtesten. Die Reichen können schon bei kalten Speisen bestehen, da diese alsdann um so feiner zu sein pflegen (wie die Fastenspeisen in den Häusern der vornehmen Katholiken und der höhern Geistlichen), wie wichtig übrigens der Genuß dieser Speisen auch diesen geistlichen Männern, diesen demüthigen Verkündigern der christlichen Religion, den Missionairen am heiligen Bettage ist, das wird man am besten erkennen, wenn man das Tagebuch des berühmten Missionairs Stewart durchblättert. In diesem Buche (Journal of a Residence in the Sandwichs Island's) fehlt es gewiß selten, daß der Verfasser am Freitag oder Sonnabend von den vielen Geschäften und Beschwerlichkeiten spricht, denen sich die Frauen der Missionaire unterzogen hätten, um für den folgenden Tag, den heiligen Sonntag, die gehörige Menge von Speisen zuzubereiten."

Siebenundsechzigstes Kapitel.

Außerordentliche Gerechtigkeitsliebe der engländischen Missionaire. Wie trefflich die Mitglieder der civilisirtesten Nation der Erde zu strafen wissen, und wie fern sie sich hiebei den Grenzen der Barbarei halten. Amerikanische Missionaire und die Prinzeß Louise. Ein neuer König des Inselreiches.

Dr. Meyen ist überhaupt vielfällig in die Lage gekommen, die Umwandlungen kennen zu lernen, welche seit der Wirksamkeit der Missionaire sich geltend gemacht haben, er sagt:

„Die alte Gastfreundschaft der Insulaner ist mit der Einführung der christlichen Religion völlig verschwunden. Während unsers ganzen Aufenthalts auf der Insel Oahu haben wir niemals, weder von der Herrscherfamilie, noch von den Indianern irgend ein Zeichen jener alten, höchst lobenswerthen Eigenschaft in Erfahrung gebracht; Kauike-Aouli selbst hat uns niemals, auch nicht einmal mit einem Glase Wasser bewirthet. Ein in der Erde gebackenes Schwein war während der Reise Meyen's in das Innere, der Gesellschaft als von dem Könige ihnen zur Mittagsmahlzeit bestimmt, den Reisenden angeboten worden, allein die Diener des Königs forderten unverschämt, bei weitem mehr an Geschenken,

als der Braten werth war, auch wenn man ihn nach den Preisen in den Hauptstädten von Europa berechnen wollte."

Groß ist die Gerechtigkeitsliebe der Missionaire, wovon die Reisenden der Prinzeß Louise ein auffallendes Beispiel zu sehen bekamen.

„Schon auf der Reise hörten wir die sonderbare Nachricht, welche fast alle Indianer der Insel in Bewegung setzte, daß nämlich Boki, der frühere Gouverneur von Oahu mit der Brigg Tamea-Mea plötzlich zurückgekommen sei. Ein armer Indianer aus der Bai Whymoöa brachte diese Nachricht nach Honoruru und setzte hinzu, daß er Boki selbst gesehen habe. Da die Nachricht außerordentlich wichtig für alle Parteien war, welche die Sandwichs-Inseln bewohnen, so wurden sogleich Boten über Boten nach der Nordwestseite der Insel abgeschickt um die Bestätigung derselben einzuholen. Auch die Frau des erwarteten Boki setzte sich alsbald zu Pferde, um ihrem Mann entgegen zu reiten.

„Schon gegen Abend kamen die ausgeschickten Boten zurück und erklärten die ganze Nachricht von Boki's Wiederkehr für erdichtet. Der arme Indianer der die Nachricht ausgesprengt hatte, wurde nun sogleich festgenommen und in's Castell geworfen, einige Tage nachher aber auf eine schreckliche Art ausgehauen. Wir selbst haben diesen armen Menschen noch an diesem Tage gesehen, als er jene Nachricht aussprengte; sein stilles Betragen und sein stierer Blick bewiesen uns hinreichend, daß er geistesschwach, und deshalb unzurechnungsfähig war, auch hatte er kein Interesse dabei, das ihn zur Verbreitung dieser Nachricht von Boki's Rückkehr trieb, allein der arme Mensch, welcher den Sündern das alte Gespenst des strafenden Gouverneurs vor Augen geführt hatte, mußte strenge gezüchtigt werden.

„Eines Morgens wurde an diesem geistesschwachen Menschen auf den Straßen von Honoruru eine Bestialität ohne Gleichen vollzogen." (Dies ist ein Irrthum, solche Strafe ist nicht ohne Gleichen, sie wird bei ähnlichen Verbrechen — kleine Lügen oder Veruntreunngen auf allen Schiffen der englischen Marine auf gleiche Weise vollzogen.) „Der Unglückliche wurde mit den Armen und der Brust auf den hinteren Theil eines Karrens gebunden und so halb liegend, mußte er dem Karren folgen, der von Indianern gezogen wurde. Auf dem Karren saß ein Beamter mit einem Rohrstock in der Hand und überall, wo an den Straßenecken der Karren hielt, wurde von dem Executor der engländisch-christlichen Gerechtigkeit den anwesenden Indianern das scheußliche Verbrechen des verruchten Züchtlings bekannt gemacht, dann wurden dem Armen die Beine an den Rädern des Karrens festgebunden und nun hieb der Executor auf den nackenden Rücken des Unglücklichen los.

„Unsere Augen wendeten sich von dieser Scene des Jammers, als wir den Menschen erblickten, dessen Rücken schon ganz mit Blut überströmt, der gänzlich zerfleischt war und auf den man soeben von neuem losschlug. Ein Mann mit weißem Haare und Barte, ein Engländer von Geburt, machte den

Profos. Viele tausende von Indianern, Männer und Weiber, folgten dieser Jammerscene und äußerten gleich schlechten verdorbenen Kindern ihre Freude, wenn der unglückliche Kranke unter den gräßlichen Mißhandlungen ganz erbärmlich schrie. Zu den Seiten des Zuges gingen eine Menge der Soldaten des Gouverneurs mit der Patrontasche auf dem nackten Leibe, das Gewehr auf einen Arm und ein Kind oder eine Frau mit dem Kinde am anderen Arm.

„Bei einem so gutmüthigen Volke wie die Kanakas, welche dazu auf einer so niederen Stufe der Kultur stehen, liegen die äußersten Extreme beständig neben einander. Einst ließen sie sich von ihren Priestern den Göttern opfern, jetzt lassen sie sich von fremden Priestern für eine angebliche Lüge todt schlagen. Möchten doch die Lügen, welche die Herren Missionaire absichtlich in die Welt schicken, minder hart bestraft werden, denjenigen aber, welche sie unbewußt aussprechen, mögen sie ganz vergeben und nur denjenigen Leuten angerechnet werden, welche solche Missionaire aussendeten und ihre Wahl nicht besser zu treffen wußten.

„Noch am letzten Tage, einige Stunden vorher, ehe unser Schiff wieder unter Segel ging, hatten wir Gelegenheit, den alten Engländer, den Zuchtmeister auf dem Sterbebette liegen zu sehen. Er war von einer Lungentzündung, welche ihn plötzlich befallen hatte, niedergeworfen worden und schickte nach uns um Hilfe. Hier, dem Tode zitternd in's Auge sehend, suchte er sein Herz durch das Geständniß zu erleichtern, daß er und ein andrer Engländer, auf den er zeigte, die größten Spitzbuben seien, welche jemals auf den Sandwichs-Inseln gelebt hätten."

Nachdem Meyen sich längere Zeit auf den Inseln umgesehen hatte, theilt er noch in Folgendem mit, was er bezüglich auf das Missionswesen erfahren hatte. Ich führe seine Aeußerungen wörtlich an, wie ich es bisher gethan, lediglich in der Absicht, mich des eigenen Urtheils zu enthalten.

„Im Jahre 1827 kamen mehrere Handwerker, Fabrikanten, Colonisten und Missionaire aus Frankreich nach den Sandwichs-Inseln, um daselbst die katholische Religion und die europäische Cultur zu lehren und zu verbreiten und somit den Grund zu allgemeinem Wohlstande unter diesem Volke zu legen. Kauikeaouli ertheilte diesen Missionairen die Erlaubniß, auf den Sandwichs-Inseln zu bleiben und die christliche Religion nach ihren Grundsätzen zu predigen; auch fanden diese Männer alsbald großen Beifall, theils dadurch, daß ihr persönlicher Charakter liebenswürdig und einnehmend ist, sie mild und nachsichtig und nicht so hochtrabend und brutal waren, als die engländisch, nordamerikanischen Missionaire, theils aber auch dadurch, daß die Formen des katholischen Gottesdienstes und das ganze Wesen desselben, die Indianer mehr ansprachen und sich passender für die Neubekehrten erwiesen, als die evangelische Religion, welche den Verstand beschäftigt. In den evangelischen Kirchen liegen die gemeinen Indianer auf der Erde und haben die schrecklichste Langeweile, während in den

katholischen Kirchen Auge und Ohr Beschäftigung findet, welche die gänzlich unverstandene in engländischer Sprache gehaltene Predigt nicht liefert.

„Jetzt haben die nordamerikanischen Missionaire es endlich so weit getrieben, daß den Franzosen die öffentliche Ausübung ihres Gottesdienstes verboten worden ist, und daß sie in ihren Wohnungen wie Gefangene behandelt und auf jedem ihrer Schritte beobachtet werden. Wohin ist es endlich, nach Verlauf von 300 Jahren gekommen, die evangelischen Christen verweigern jetzt den katholischen Christen die Ausübung ihrer Religion, einer Religion, welche die Indianer, die noch auf einer so niederen Stufe der Kulturstehen, viel glücklicher machen würde, als unsre evangelische. Gewiß ist es, daß die nordamerikanischen Missionaire einen ganz falschen Weg eingeschlagen haben. Möchten sie sich doch wenigstens dessen bewußt werden, was ihnen der Engländer Beechey bereits zugerufen: daß die Indianer, um nach ihrem Tode auf den Himmel der Missionaire Ansprüche zu machen, nicht angehalten werden sollten, ihren Haushalt, ihre Gärten und ihren Ackerbau zu vernachlässigen.

„Da einige der nordamerikanischen Missionaire sehr klug sind und ihre Kenntnisse wohl gar so weit gehen, daß sie wissen, Frankreich und Preußen liege nicht so weit auseinander, als Frankreich und England, so machten sie allerhand Versuche, um sich ihrer gefährlichen Gegner zu entledigen und sie mit der Prinzeß Louise nach Hause zu schicken. Die Regierung der Sandwichs-Inseln wandte sich deshalb schriftlich an Kapitain Wendt und bat sogar um freie Station für die Missionaire (die reichen, allen Wohlstand der Insel verschlingenden Missionaire wollten nicht einmal so viel hergeben, um den Unterhalt der Fremden zu bezahlen), was jedoch Kapitain Wendt entschieden ablehnte, besonders deshalb, weil die katholischen Missionaire erklärt hatten, so lange auf den Sandwichs-Inseln verbleiben zu wollen, bis man sie mit Gewalt vertreibe.

„Die Herren Missionaire und alle diejenigen, welche blindlings das Missionswesen vertheidigen, werden sich schnell gegen diese (Meyen's) Aeußerungen erheben und Herr Stewart wird bei dem nächsten interessanten Tagebuche, das er von seinen Reisen als Geistlicher herauszugeben pflegt, alle Mittel ergreifen, um vielleicht einige unserer Angaben für falsch zu erklären. Dies ist die Art, wie sich bisher die Missionaire haben vertheidigen lassen und gelingt es diesen Autoren einmal irgend eine Angabe unter den Beschuldigungen wenigstens als irrig darzustellen, so freuen sie sich wie die Kinder und triumphiren, als hätten sie sich in allen Punkten auf das Vollkommenste gereinigt. Man lese nur den Herrn Stewart (den 58. Brief), welcher solche Beweisführungen aufstellt, so daß er sich dadurch völlig lächerlich macht. Die Missionaire behaupten, die Sinnesart der Eingebornen vollkommen umgewandelt zu haben, indessen sie wirklich ihren alten Sitten getreu bleiben, wo sie sich von den Missionairen nicht beobachtet, nicht ausspionirt wissen. So das Heirathen der eignen Schwestern und dergleichen mehr.

„Wir schenken keineswegs den Verleumdungen der fremden Kaufleute und der Aerzte Gehör, welche uns zu Honoruru ganz unglaubliche Sachen erzählt haben, denn diese Leute sind zum Theil aus allen Weltgegenden zusammengelaufen, zum Theil sind es sogar solche, welche den strafenden Händen der Criminaljustiz entsprungen sind, aber es giebt auch brave und sehr arbeitsame Männer unter ihnen und diese sprechen sehr sonderbar von einer Krankheit der Schwester des Königs Kauike-Aouli, welche auf der Insel Mawi in dem Haase eines Missionairs wohnt und welche schon seit mehreren Monaten kein Mensch zu sehen bekommen hat. Diese Krankheit wirft auf die Tugenden der frommen und heiligen Missionaire ein sehr sonderbar grelles Licht."

Ein Jahr nach der Anwesenheit Meyens auf den Inseln starb Kahumanu, die alte Königin und ihr Enkel Kauike-Aouli der junge König, ward unter dem Namen Tamea-Mea III. ausgerufen, und ward als solcher von den Engländern anerkannt. Alsbald übernahm er die Regierung, legte den früheren Gouverneur in Skat und hob eine Menge von Verboten und Scherereien, welche dem heiteren Charakter des Volkes durchaus nicht anpaßten, auf. Die Missionaire hatten alles Mögliche gethan, um Scheinheilige zu machen, sie hatten das Tanzen überhaupt, sie hatten die Singspiele, kurz alles das verboten, was den Ansichten eines mürrischen Engländers, eines Geistlichen von der strengen Observanz nur irgend anstößig erscheinen kann. Tamea-Mea III. führte die Lieblingsspiele der Eingebornen das Speer- und Steinwerfen, die Ringkämpfe und Tänze wieder ein, hob die Luxusverbote auf und gestattete seinen Unterthanen fröhlich zu sein. Die Missionaire, welche ihm viel Böses gethan hatten, verjagte er zwar nicht, wie er es wohl gekonnt hätte, denn er war nicht rachsüchtig, aber er beschränkte sie so weit als nöthig, um ihr bisheriges Zwang- und Schreckensystem ferner unhaltbar zu machen. Die Eingebornen durften die Kirchen besuchen, so oft sie Neigung dazu hatten, sie wurden nicht darin beschränkt, aber es mußte auch wirklich ihr freier Wille sein, denn Zwang wurde nicht mehr geduldet, weshalb Tamea-Mea III. auch bald den schönen Ruf genoß, ein Verfolger der christlichen Religion zu sein, denn natürlich unterließen die Missionaire nicht, seine Beschränkungen als schnöde Eingriffe in die Rechte der christlichen Kirche zu bezeichnen. Der junge König aber kehrte sich vorläufig daran nicht und es ist nur fraglich, wie lange er seine Maßregeln aufrecht erhalten und ob er sich nicht wird unterducken lassen.

Achtundsechzigstes Kapitel.

Die Inselgruppe nach eigner Anschauung. Etwas über die Bildung der Korallen-Inseln. Urart der Erhebung über die Fluthmarke.

Ich war sehr begierig, aus eigner Anschauung das Land kennen zu lernen, welches in neuester Zeit so viel von sich hat reden machen, das Land, in welchem die Unduldsamkeit der Religion, deren Priester immerfort Geduld und Nachgiebigkeit predigen, die ärgerlichsten Zänkereien hervorgerufen haben, wie sie das Mittelalter nicht gesehen hat, und wie man sie in der Mitte des 19. Jahrhunderts für völlig unmöglich hätte halten können, wenn man bedenkt, daß alle Secten behaupten, den Gott der Liebe zu bekennen und nichts weiter als die Segnungen des Friedens verbreiten zu wollen. Ich glaube wohl, daß sie dieses ganz ernsthaft meinen, aber sie schließen dabei stillschweigend die Bedingung ein, daß die Lehren, welche zu diesem ewigen Frieden und zur Glückseligkeit der Menschen führen sollen, gerade von ihnen und ihren Anhängern und zwar ausschließlich aller anderen nicht vollkommen Gleichdenkenden verbreitet werden. Es ist nicht die erhabene Moral Christi welche lehrt: Gott über Alles und seinen Nächsten wie sich selbst zu lieben, welche lehrt: dem Feinde zu verzeihen und wohlzuthun, welche lehrt: den Armen zu unterstützen und den Schwachen zu beschützen, es ist jene finstere Lehre von mürrischen Pfaffen verbreitet, welche von England über Amerika und bis nach Südafrika und Südindien gegangen ist und welche überall Toleranz predigt, aber nirgends etwas duldet, was ihren eigenen Satzungen zuwider wäre und welche durchaus nicht fühlt, in wie hohem Grade sie mit sich selbst und ihren Lehren im Widerspruch stehet.

Wir hatten nicht die große Insel Hawai vor uns, sondern die viel kleinere Oahu, auf welcher am südwestlichen Rande die jetzige Hauptstadt Honoruru liegt. Der Hafen soll außerordentlich sicher sein, aber in denselben einzubringen, ist keineswegs ganz leicht und man braucht dazu immer eine gute Portion von Eingebornen, welche von einem Lootsen geleitet, in den Hafen bugsiren, man muß dafür sehr unverschämte Forderungen befriedigen, die Leute verlangen 100 unsrer Thaler, auch wohl mehr dafür und sind nur selten, und im Falle das Schiff klein ist und allenfalls durch die eignen Bote und ohne Lootsen bugsirt werden könnte, zu einer Herabstimmung ihrer Forderung zu bewegen.

Der Eingang zum Hafen ist etwa 2000 Schritt lang und 50—100—200 Schritt breit, also sehr ungleich in seiner Ausdehnung, ebenso verschieden ist die Tiefe, welche zwischen 3 Klafter und 6 Klafter wechselt, der ganze Hafen hat ungefähr 30 Fuß Tiefe und ist geräumig genug, etwa 100 Schiffe zu fassen, welche dabei so weit von einander verankert liegen können, daß sie sich in keiner

Weise beschädigen können. Da der Hafen zum großen Theil von dem 3000 Fuß hohen Gebirgszuge der Insel umschlossen ist, welcher den Passat und die regelmäßig von Osten herkommenden Winde ganz abhält, so ist man in diesem schönen Bassin vollkommen sicher, denn auch die mitunter hoch genug gehenden Meereswellen werden durch das breite Korallenriff, welches die andere Hälfte des Hafens umsäumt, vollständig gebrochen, so daß auch bei den wüthendsten Stürmen und bei mächtig hochgehender See das Hafenbassin nicht stärker gekräuselt wird, als die Weichsel und der Rhein bei starken Stürmen, und wenn solche Wellen auch ein Fischerboot umschlagen, so liegt doch ein mittelmäßig großes Schiff darin so ruhig, als wäre die See spiegelglatt und blank. Ich habe einen solchen Sturm hier erlebt, bei welchem die Wellen des Oceans sich mit der furchtbarsten Gewalt auf dem Korallenriff brachen, ihre dunkelgrünen Massen mit den weißen schaumigen Häuptern dagegen wälzten und hoch aufschäumend daran zersplitterten. Das Korallenriff hat etwas mehr als 2000 Schritt Breite, die erste nach dem Meere zugekehrte Hälfte sah man weiß schäumend und kochend, man möchte fast sagen, man sah sie dampfen, denn das Wasser wurde so fein zersplittert und zerstoßen, daß es in Gestalt eines feinen Nebels aufstieg und in den Sonnenstrahlen die schönsten Regenbogen bildete. Das dritte Viertel des Korallenwalles war noch sehr unruhig, das letzte Viertel aber theilte schon die ruhige Oberfläche des Hafens selbst und im Innern desselben war das Wasser zwar noch bewegt, die Schiffe aber waren es nicht mehr.

Der Damm, welcher den Hafen von der See trennt, ist ganz von Korallen aufgeführt. In der Nähe des Meeres findet das Senkblei noch Grund bei 10 bis bei 20 Faden, aber die Tiefe nimmt so schnell zu, daß schon eine Viertelstunde von dem Damme entfernt sie in früheren Zeiten für unergründlich galt und auch wirklich zu jener Zeit sein mußte, wo man nicht auf größere Tiefenmessungen, als auf die eines guten Ankergrundes, also auf die Länge eines guten Kabels eingerichtet war. Wir fanden in der gedachten Entfernung die Tiefe über 6000 Fuß, und da auch unsre Leinen nicht auf mehr eingerichtet waren, so mußte ich mich damit begnügen, obwohl ich überzeugt bin, daß wir eine Viertel Meile weiter auf 12000 Fuß keinen Grund gefunden haben würden.

Man macht sich in der Regel sehr drollige Vorstellungen von den Korallenbauten, man zeigt in Naturalienkabinetten schwarze und rothe Korallen, welche das Aussehen junger wilder Bäumchem haben und man denkt, daß dieselben vom Meeresboden aufgeführt, allmälig dicker und höher werden, sich auch verzweigen, bis sie endlich in der Nähe der Oberfläche die Verzweigungen so weit treiben, daß man darauf festen Fuß fassen kann. Ist es dahin gekommen, so breiten sich die Korallenbauten nur noch seitlich aus (meint man) und die Oberfläche der Insel wird zwar immer größer, aber sie steht auf sehr schwachen Füßen,

denn die Insel ist gestaltet wie ein großer Schwamm (Pilz), dessen Hut in der Mitte ein wenig vertieft nach allen Seiten flach ausläuft, am Rande aber abwärts gehend sich rundet.

Nun spricht man gerne von den Wundern dieser Bauten und hauptsächlich davon, daß eine Insel auf solchem Stamme stehend, nicht abbricht bei einem Sturm, vergessend, daß sie viele tausend Stürme durchgemacht haben muß, bevor sie an die Oberfläche des Meeres gelangte, oder man erzählt sich auch wohl, daß gerade deshalb die Insel feststehe für alle Zeiten und vergleicht sie mit dem Kürbis, der an einem dünnen Strunk hängend, trotz seines Gewichts von einem halben Centner doch nicht abbricht, weil mit seinem wachsenden Gewichte die Kräfte des Stengels mitgewachsen sind, während der Kürbis, welcher auf der Erde gelegen hat, wenn er auch nur ein Viertel so groß ist, sich schon von der ihm zugehörigen Ranke ablöst, eben weil er nicht daran gehangen hat, die Ranke folglich nicht hat die erforderliche Kraft gewinnen können, um die große Last zu tragen.

Dies alles sind Thorheiten. Eine Koralleninsel ist nicht ein lebendes Thier, wenn es auch ein Geschöpf lebender Thiere ist. Eine Koralleninsel ist nicht vom Meeresboden aufgewachsen, sondern sie ist immer die Bedachung oder die Bedeckung einer vom Meeresboden aufsteigenden Erhöhung, möge dieselbe nun Untiefe oder Bank oder Insel genannt werden und sie ist keineswegs wie der Stamm und die Verästelung eines Baumes gestaltet, welche sich verbreitend immer mehr an Oberfläche zunimmt, je größer die Entfernung von der Wurzel des Baumes oder des Baues. Eine Koralleninsel ist nicht unten schmal und oben breit, sondern umgekehrt, gleich einem grade stehenden Kegel, unten viel breiter als oben und die pilzartige Ueberwachsung kommt zwar vor, aber jederzeit nur im letzteren Stadium des Baues, wenn die Insel bereits die Oberfläche des Meeres erreicht hat und diese Ueberwachsung ist es gerade, wodurch die Insel sich über die Wasserfläche erhebt, denn sie wird von den Sturmfluthen, von den brandenden Wellen abgebrochen und während allerdings viel davon in das Meer zurück sinkt, wird doch auch viel auf die Fläche des Riffes geworfen, hindert bei allmäliger Ansammlung das Ueberströmen desselben durch die Wellen und hilft auf diese Weise allmälig die noch unterseeische Fläche erhöhen, bis sie schließlich für immer über den Fluthmarken bleibt und dadurch nach und nach von Pflanzen bedeckt und von Menschen bevölkert werden kann.

Auch das Riff, welches den Hafen schließt und vorläufig noch um ungefähr 2 Fuß unter der Fluthmarke liegt, wird allmälig sich darüber erheben und wird eben dadurch mit der Zeit zu einer Halbinsel werden, die vielleicht eben so schön begrünt werden wird, als die Ufer der Insel selbst bereits begrünt sind.

Wir hatten den etwas langweiligen Weg endlich zurückgelegt, er war uns um so langweiliger vorgekommen, als wir durch die Ruderer gezogen kaum bemerkten, wie sich das Land unsrer Sehnsucht immer mehr näherte und wir

auch nicht einmal an einem lebhafteren Auftreten der Vegetation das Resultat unsrer Bestrebungen erkannten, denn die Höhen, auf denen unser Blick vorzugsweise ruhete, waren erschreckenswerth kahl und zeigten sich in dieser Kahlheit immer deutlicher, je näher wir kamen, indem wir hofften, daß gerade mit unsrer Annäherung diese für scheinbar gehaltene Kahlheit verschwinden und statt dessen die herrliche tropische Vegetation hervortreten würde.

Es war nicht so. Die ganze Südküste von Oahu, an deren westlichem Ende die Stadt liegt, ist vulkanisch und die beiden Spitzen, die Vorgebirge Lealu und Leahi (welches die Engländer in ihrer Wuth, Namen zu geben und die heimischen Namen zu vergessen, Diamoint Point genannt haben) sind erloschene Krater, sowie der Berg Puawai (Punchbowl Hill der Engländer) gleichfalls ein Krater, sind ganz kahl. Dem Auge des Nahenden sind die kleinen Gebüsche und Kräuter, welche zwischen den Felsenbröckeln sprossen, völlig verborgen und er sieht nur das verbrannte Gestein.

Zwischen dem Hügel, den die punschberauschte Phantasie eines Engländers die Punschbowle genannt hat und dem Strande liegt die Stadt Honoruru, im Westen von einen Flüßchen begrenzt, welches Nuanu heißt. Das Thal dieses Flusses ist an seiner Mündung ziemlich breit, wird aber stromaufwärts von den herantretenden Hügeln immer mehr eingeengt und durch das Fernrohr erhält man die Ueberzeugung, daß hier in den schönen Thälern allerdings der Pflanzenwuchs zu treffen ist, von dessen bewunderungswürdiger Schönheit man so oft erzählen hört.

Von der Rhede oder dem Ankerplatze aus gesehen, bietet Honoruru durchaus nichts Bemerkenswerthes dar, am mehrsten fällt auf ein großer aus Ziegelsteinen gebauter, schmuckloser Kasten, die Methodistenkirche, welche alles Fade und Langweilige des in ihr gepredigten Cultus schon auswendig verkündet. In der Nähe des Landungsplatzes liegt der Markt und daran eine Reihe von Schuppen oder Scheunen, vor deren offnen Thüren die Speisen bereitet werden, an denen sich der Eingeborne erfreut, obschon sie eine reichliche Fülle von Unappetitlichkeit einschließen, kaum übertroffen, vielleicht höchstens erreicht von den öffentlichen Garküchen der italienischen Städte, die mit ihren beschmutzten und von Fett triefenden Köchen, aus deren struppigem Haar man die zeitigen Einwohner gar häufig die Auswanderungswuth der armen Leute unseres Jahrhunderts theilen sieht — kaum übertroffen werden. Auf diesen Märkten und vor diesen Garküchen wird das Bereitete auch alsbald verschlungen und es verschwindet in viel größrer Eile, als es hat bereitet werden können.

Ist dieser Anblick, dessen wir uns durch die Fernröhre zu erfreuen hatten, unappetitlich, so ist um so appetitlicher der Anblick des Badeplatzes, der den halben oder ganzen Tag von halb und ganz nackenden Menschen wimmelt, die sich von den Wellen erfrischen und von der lauen tropischen Luft trocknen lassen und es wollte mir vorkommen, als hätten die Missionaire ihre Aufmerksam-

keit noch nicht auf diesen Gegenstand gerichtet, denn ich sah Kinder, Mädchen, Männer, Frauen und Greise gleichzeitig baden und wie eine Person das Bad verließ, bestiegen zwei andere dasselbe. Die meisten Mädchen hatten das sogenannte Missionshemde an und badeten mit demselben, und wenn sie dann das Bad verließen und auf dem Strande stehend das reiche schwarze Haar durch Winden von dem Ueberfluß an Wasser zu befreien suchten, konnte man sich ungefähr vorstellen, was die Bildhauer darunter verstehen, wenn sie von einer Figur im nassen Gewande sprechen. Die Formen des Körpers wurde auf eine überraschend schöne Weise ausgeprägt und nach meinem Geschmack schöner, als wenn dieses Gewand nicht vorhanden wäre. Man sieht nämlich nur die Formen und wird durch die dunkle Farbe nicht gestört, indessen viele große Männer lassen sich dadurch nicht stören, sie betrachten eine solche Figur wie eine Broncestatue, eine Höhe, zu welcher ich mich noch nicht habe erheben können.

Einige Mädchen und Frauen hatten übrigens ihre langen, grundhäßlichen Hemden abgelegt und hatten einen ganz kleinen Lappen benutzt, um einen ganz kleinen Theil des Körpers damit zuzudecken, obwohl derselbe ohnedies nicht sichtbar ist. Die Knaben und Männer waren sämmtlich völlig ungenirt, wenn schon bei ihnen die Natur nicht so rücksichtsvoll verfahren ist, wie bei dem weiblichen Geschlecht und sie wohl etwas zu verbergen gehabt hätten.

Am drolligsten kam es mir vor, wenn junge Männer die Anständigen spielen wollten, ohne Zweifel durch die Missionaire darüber belehrt, daß man sich kleiden müsse. Nun sie kleideten sich auch, manche sogar höchst vornehm, europäisch, mit Frack und Seidenhut, andere hatten wohl nur eine ärmellose Weste angezogen, noch andere eine zwei Ellen lange Decke, in der Mitte mit einem Loch versehen (wodurch sie den Kopf steckten) über die Schultern gehängt (der Pongo), andere trugen wohl gar wie echte Elegants ein Vorhemdchen und eine schwarze Halsbinde mit Vatermördern, aber allen, selbst den Elegants im blauen Frack mit blanken Knöpfen, fehlte das Kleidungsstück, welches die Engländer „das unaussprechliche" nennen, und es sah drollig genug aus, wenn solch ein guter Herr seine strammen, muskulösen Waden und Schenkel und was damit zusammenhängt, aller Augen preis gab in dem stolzen Gefühle der Mode und dem Anstand durch Weste oder Chemiset vollkommen Genüge geleistet zu haben. Dabei will ich durchaus nicht leugnen, daß der größere Theil der Männer Beinkleider von Leinwand und Baumwolle hatten, von greller Farbe, wie die Missionshemden der Frauen, denn diese Kinder der Natur lieben nun einmal lebhaftes Farbenspiel, selbst wenn es sich ihrem Körper mittheilt. Ich sah nämlich eine große Menge von Leuten, welche, bevor sie in das Bad gingen, eine sonderbar hochroth oder gelb oder blau und grün gestreifte Haut hatten, durch ihre Kleidungsstücke wurde mir dies erklärlich. Die Missionaire, die wackern Handelsleute und auch Kaufleute welche nicht gerade das eigentliche Missionswesen betreiben, sorgen vor allen Dingen dafür, schöne farbige Zeuge für einen

möglichst niedrigen Preis zu bekommen, um sie späterhin für einen möglichst hohen wieder abzusetzen; dabei darf man nun nicht mit übertriebener Gewissenhaftigkeit auf echte Farben sehen, die Farben werden alle ohne chemische Vorbereitung dem Zeuge mitgetheilt, gleich dem Waschblau, nur in größerer Menge und diese Zeuge theilen dann wieder dem Körper mit, was in überflüssiger Menge an ihnen hängt, besonders wenn der Körper in Schweiß geräth, wie dieses in den heißen Climaten und bei den stets offen erhaltenen Poren nicht anders sein kann. Daher also dieses liebliche Farbenspiel der nackten Körper, welches noch anmuthiger, mannigfaltiger wird dadurch, daß die Insulaner keinen beneidenswerth weißen Teint, sondern viel eher einen braunen, braunrothen oder olivenfarbigen haben, durch den die darauf ruhenden blauen, grünen u. s. w. Pigmente eine eigenthümliche Schattirung erhalten.

Alle diese Kleinigkeiten gehen aber so ungestört und so anmuthig vorüber, daß ich glaube die Ueberzeugung aussprechen zu dürfen, kein Einziger und keine Einzige fühlt, daß etwas Unschickliches oder Unrechtes geschehe.

Neunundsechzigstes Kapitel.

Das Nationalessen und die Nationalspeisen überhaupt. Branntwein und die Besteuerung desselben. Die Lichter und Abendbeleuchtung. Die Kochkunst auf den Sandwichs-Inseln.

Eine langgestreckte Landungsbrücke ist in den Hafen hineingebaut und gestattet, daß man mit Booten und kleinen Schiffen ganz dicht herankommt. Unfern derselben sitzen unzählige Weiber in ihren langen vielfarbigen, unbeschreiblich abgeschmackten Hemden und bieten Melonen und andere Früchte in ziemlicher Menge aber zu unverschämten Preisen aus. Auch die gewöhnlichen Lebensmittel, (namentlich der Poi) werden dort ausgeboten und sogleich gegessen oder vielmehr geleckt.

Dieser Poi verdient als Nationalessen näher beschrieben zu werden, man könnte ihn am besten mit der Polenta der Italiener vergleichen, nur besteht der Poi nicht aus Maismehl sondern aus dem Mehl der Tarowurzel, auch wird der Brei nicht so steif gemacht, daß er nach dem Erkalten geschnitten werden könne, sondern er bleibt flüssig und dadurch gährungsfähig.

Die Tarowurzeln werden getrocknet, geröstet und dann zu einem groben Mehl zerstampft oder zermahlen, hierauf mit Wasser gerührt und mit etwas bereits gegohrnem Tarobrei versetzt (Sauerteig). Dieser Zusatz leitet die Gäh-

rung ein und bringt sie schneller in Gang, als geschehen würde, wenn man sich des Gährungsmittels nicht bediente. Nach einigen Tagen ist die Maische so weit gediehen, daß sie einen entschieden säuerlichen Geschmack hat und nun ist sie zum Genusse fertig.

Die Missionaire haben zwar schlechte Baumwollenzeuge eingeführt, weil diese ein Gegenstand der heimischen Industrie sind, Löffel aber haben sie noch nicht in Gebrauch, wahrscheinlich weil diese eben kein solcher Gegenstand sind und so bedienen sich denn die wackern Leute auf den Sandwichs-Inseln noch immer des primitiven Löffels, dessen sich auch unsre liebenswürdige Straßenjugend bedient, wenn sie Syrup aus dem Tassenkopfe lecken will in welchen der Kaufmann denselben gethan, nämlich der beiden längsten Finger der Hand, welche tief in das Gefäß getaucht und dann in den Mund gesteckt und sorgsam abgeleckt werden.

Gewiß hat keine Mutter ihr Kind gelehrt, den kleinen und den Ringfinger in die Fläche der Hand zu krümmen und mit dem Daumen gewissermaßen festzuhalten, damit der Zeige- und der Mittelfinger desto ungenirter hervortreten, das ist der auf Syrup und Honig ausgehende Instinkt, das ist ganz naturwüchsig, denn genau ebenso machen es die Sandwichs-Insulaner. Die zwei Finger werden in den Brei getunkt, darin geschwenkt und wenn sich nun beim Herausheben ein langer Faden bildet, so wird dieser durch rasches Schlingen um die beiden Finger abgerissen und die Masse mit denselben bis an die Enden in den Mund gesteckt und abgesogen, daher diese beiden Finger auch immer besonders appetitlich rein sind, was man von dem übrigen Theile der Hand nicht gerade rühmen kann.

Auf diese Weise verschwindet der Brei aus den gewaltigen großen Kürbisschalen, in denen er aufgesetzt wird, mit einer Schnelligkeit, welche ein günstiges Zeugniß von der großen Geschicklichkeit der wackern Leute giebt. Als Zuspeise dient immer roher Fisch; mit den Fingern der linken Hand hält man einen ganzen frisch gefangenen Fisch, oder ein tüchtiges Stück eines solchen, wenn der ganze zu groß sein sollte und es wird immer abwechselnd eine Portion Poi und ein Stück Fisch in den Mund gesteckt. Nicht abgeschnitten, denn auch der Messer bedienen sie sich so wenig beim Essen wie der Löffel, sondern abgebissen und die Schmausenden legen großen Werth darauf, daß der Fisch bei der Operation — ich hätte beinahe gesagt, schreit, wenn der arme Kerl eine Stimme hätte, würde er es wohl auch thun, wie wir ja auch von einer Auster verlangen, daß sie beim Essen quikt, was allerdings nicht sie, sondern das kratzende Messer thut — sie legen Werth darauf, daß er zappelt, heftige Bewegungen macht, ein Beweis, daß er noch lebt und ein Beweis, den man ihm nur ungern erläßt. Es will mir beinahe vorkommen, daß die Ichthyophagen der alten griechischen Geographen z. B., die des Strabo es durchaus nicht besser hätten machen können, als diese Fischfresser der Gegenwart.

Die durchaus primitive Art des Verfahrens erinnerte mich lebhaft an das gemeine Volk in Italien, welches seine Tafel gleichfalls auf offner Straße vor den schauerlich schönen Garküchen hält, aber gewiß kann solch ein zerlumpter italienischer Spitzbube die ellenlangen Regenwürmer, die er Macaroni nennt, nicht mit größerer Geschicklichkeit in den Mund befördern, als die Leutchen hier es mit dem beinahe flüssigen Brei machen.

Es ist eigen mit den Nationalgerichten, wie sie so vollkommen in die Masse des Volkes bei Vornehm und Gering gedrungen sind. Die Macaroni dürfen so wenig auf der Tafel des Marchese wie das Sauerkraut in Schwaben auf der Tafel des Ministers, wie der Plumpudding auf der Tafel des Lord, oder wie der Poi auf der Tafel des Königs der Sandwichs-Inseln fehlen. Ich hatte späterhin Gelegenheit, zu sehen, daß Tamea-Mea III. den Poi mit gleicher Liebe schlürfte, wie der letzte seiner Untergebenen.

Die Leute scheinen in ihrer Sorglosigkeit vor allen Dingen großen Werth anf Speise und Trank zu legen. Die hübsche Stadt Honoruru hat breite ungepflasterte Straßen, einige mittelmäßige Häuser von Korallenfels gebaut, den Missionairen gehörig, ziemlich viele Holzhäuser, in denen die vornehmen Leute wohnen, aber dazwischen und um dieselben her eine unzählbare Menge von kleinen Gasthäusern, Kneipen, in denen neben dem Nationalgericht Branntwein geschenkt wird. Die Preise für denselben sind enorm, der Zoll, den die Missionaire darauf gelegt und den sie mit großer Strenge einziehen, beträgt ein Dollar für ein halbes Quart nach unserm Maße, ungefähr einer Weinflasche gleich, wenn sie als Dreiviertelflasche von dem Weinhändler in der Glashütte bestellt ist (es geschieht dies lediglich um der nützlichen Verbreitung physikalischer Grundsätze willen. Im vorliegenden Falle beabsichtigt der Gastwirth oder Weinhändler lediglich die Zusammendrückbarkeit tropfbarer Flüssigkeiten zu beweisen, denn er preßt mit einer beneidenswerthen Geschicklichkeit und so oft man es will, Dreiviertel Maaß Wein in eine halbe Maaßflasche).

In Folge dieser Zölle, welche aus Menschenfreundlichkeit auf den Branntwein gelegt sind, thut auch der Gastwirth in gleicher Absicht getrieben, das Seinige dazu, um durch ungeheure Preise dem abscheulichen Laster des Trunkes entgegenzuarbeiten, und so kostet auf Hawai und den ganzen Sandwichs-Inseln eine Flasche des abscheulichsten, räucherigen, irischen Branntweins, welcher den Namen Cognac führt, nach unsrem Gelde fünf Thaler.

Aber sonderbar, die Leute wollen sich durchaus nicht beglücken lassen, trotz der ungeheuern Vertheurung der berauschenden Genußmittel sieht man doch hier täglich auf allen Straßen und zu jeder Stunde alte und junge Männer auf die abscheulichste Art betrunken und zwar in unverhältnißmäßig größerer Anzahl, als in irgend einem polnischen Dorfe, woselbst die Steuer auf den Branntwein nur einen Groschen für das Maaß Spiritus, d. h. für fünf Fla-

schen Branntwein beträgt. Zölle verhindern also den Mißbrauch der Waaren nicht, sie geben höchstens Veranlassung zu schändlichen Verfälschungen.

Aus der Stadt selbst sind die primitiven Hütten der Urbewohner beinahe ganz verschwunden, man sieht sie nur vereinzelt, außerhalb der Stadt aber findet man sie auf allen Pfaden, ich glaubte zuerst, daß es lauter Heuschober seien. Diese Hütten werden aus Rasenstücken aufgebaut, bewachsen daher anfangs sehr schnell mit Gras, da dieses aber keine Nahrung hat, so verwelkt es und daher das Aussehen, welches ich vorhin anführte. In den mehrsten dieser Häuser sieht man nur eine Thüre, in einigen auch Fenster, im Innern ist es immer ganz ungewöhnlich reinlich, der Boden ist festgestampft und mit Matten bedeckt, welche täglich ausgeschüttelt und ausgeklopft werden, obwohl dieses der Insekten wegen nicht nöthig wäre, denn wunderbarer Weise ist daran kein Ueberfluß, man wird weder von Wanzen noch von Erdflöhen, weder von Moskitos noch von Scolopendren geplagt, aber das weibliche Geschlecht hat seine Reinlichkeitsliebe noch nicht verloren, obwohl es sehr zu seinem Nachtheil verändert erscheint und sich auch gar nicht vergleichen darf, mit den Frauen und Mädchen auf den Philippinen-, Mariannen-, Carolinen- oder Radak-Inseln.

Die Häuser sind immer durch Vorhänge von Matten in mehrere, wenigstens in zwei Theile getheilt; man sagt, daß die Weiber gänzlich schamlos wären (natürlich die Männer auch) und sich unbedenklich den letzteren am hellen Tage überließen; ich muß zu ihrer Ehre sagen, daß ich dieses niemals gesehen habe. Gewiß ist hier eine Liederlichkeit zu Hause, wie ich sie bisjetzt noch nirgends gefunden habe, aber trotz dessen sind die Wohnhäuser in ein Wohngemach und ein Schlafgemach getheilt, in dem Wohngemach brennt während der ganzen Nacht ein Licht, in dem Schlafgemach keineswegs, dies will doch wenigstens so viel sagen, daß selbst die Eheleute ihre Freuden in das Dunkel der Nacht hüllen.

Die Lichter werden aus den Nüssen des Duidui-Baumes gemacht (Aleurites triloba), indem man, wie bereits bemerkt, die höchst ölreichen Kerne auf ein dünnes Stäbchen reiht.

Gekocht wird niemals innerhalb des Hauses, sondern jederzeit, selbst bei starkem Regen, vor demselben. Die Kochgeschirre sind mehrentheils aus Gußeisen und sie werden durch die christlichen Missionskaufleute hier eingeführt und theuer verkauft, es ist dadurch die in früheren Zeiten sehr allgemein verbreitete Töpferkunst ziemlich in den Hintergrund getreten. Einen solchen eisernen Kessel oder Topf findet man wohl in jeder Wirthschaft, aber er wird nur benutzt, um gewisse, das Kochen nicht entbehren könnende Speisen zu bereiten, das Meiste wird roh gegessen und Fleisch wird noch bis zu dieser Stunde ganz in derselben Art gebraten, wie auf den Tonga-Inseln, es wird eine Grube ausgehöhlt, Feuer darin gemacht und Steine zum Glühen gebracht. Dann wird das ausgeweidete Schwein oder sonstige Thier mit den heißen Steinen gefüllt, hierauf viel-

sach mit Bananenblättern bewickelt und dann ganz, wie es da ist, in die ausgeräumte, glühende Grube gelegt, mit der Asche und dem übrigen Brennmaterial und hierauf mit Erde zugedeckt, was einen so saftigen Braten giebt, wie man ihn wohl auf keine andere Weise dürfte herstellen können.

Die Nahrungsstoffe, deren sich die Eingebornen bedienen, sind die allen tropischen Inseln dieses Meeres gemeinsamen: die Brodfrucht, die Banane, die Taro wurzel, in einzelnen Fällen auch die Kartoffel und im Falle der Noth, d. h. bei langer Dürre, welche den Taro mißrathen läßt, auch die Frucht des Pandanus, im übrigen essen die guten Leute noch mancherlei Pflanzen, so einige Farrenkrautwurzeln und auch die jungen Blätter derselben, so mancherlei Nüsse und besonders die Cocos, deren fades Wasser sie entweder trinken oder deren ölreiches Fleisch sie essen.

Daß „die Cultur, die alle Welt beleckt,“ sich in dem Maße auf die Sandwichs-Inseln erstrecken würde, wie ich es bei einer Kleinigkeit gesehen, würde ich nicht geglaubt haben. Alle sogenannten wilden Völkerschaften schlafen auf der flachen Erde auf einer Unterlage von einer Matte, bei Reichen von mehreren, sogar von vielen Matten. So war es auch hier, bis die Engländer kamen oder die Amerikaner und einen den Insulanern ganz fremden Gegenstand mitbrachten, das waren die Matratzen aus Roßhaaren oder aus schlechter Wolle gestopft. Die Eingebornen waren klug genug, die große Wohlthat, welche diese weiche Unterlage ihrem zärtlichen Körper gewährte, nicht zu übersehen, aber sie hatten keine Pferdehaare, auch keine Gerberwolle — was thaten sie nun? Sie suchten ein Surogat auf. Wieder ein Beweis der fortgeschrittenen Cultur, Surogate sind ein Gegenstand der Civilisation, Surogate für Kaffee, Chocolade, für Wein, für Leinwand, für Leder werden nur in höchst civilisirten Ländern gefunden und siehe, die höchst civilisirten Insulaner der Sandwichs-Inseln erfanden ein Ersatzmittel für Roßhaare, lange bevor man in Deutschland zu demselben Behufe die Waldwolle erfand und zwar war es auch eine Art Waldwolle, aber nicht von Tannenbäumen, sondern von den kleinen baumartigen Farrenkräutern, welche auf den Bergen der Inseln in unglaublicher Menge wachsen. Die jungen Schößlinge sind dick mit einer sehr elastischen Wolle bedeckt, welche beim Entwickeln und Reifwerden der Blätter von selbst abfällt, von den jungen Schößlingen aber händevollweise mit leichter Mühe abgerupft werden kann. Diese Waldwolle wird in Matten, welche man zu Säcken zusammengenäht hat gestopft, gleichmäßig darin ausgebreitet und nun als Matratze verwendet. Es liegt sich darauf ganz vortrefflich, höchst elastisch, man glaubt auf lauter Springfedern zu ruhen und die Elastizität wird durch den Gebrauch nicht verringert. Ich fand in den meisten Hütten auf dem Lande diese Matratzen und wo ich bei meinen Excursionen übernachtete und für den Gast eine Matratze fehlte, wurde eine solche alsbald neu gestopft.

Siebenzigstes Kapitel.

Die Stadt Honoruru, was man davon schreibt und wie ich sie fand.

Am ersten Tage schlenderte ich in der Stadt umher, welche sich längs der sackartigen Erweiterung des Canals hinzieht, der von dem Meere durch das Korallenriff führt. Die Stadt könnte man sehr gut angelegt nennen, aber man kann sie noch immer keine Stadt nennen. Die Straßen sind breit und grade, reihen sich an den Markt und durchkreuzen sich rechtwinkelig, allein es fehlt noch an Gebäuden, die wenigen den Missionairen und den Kaufleuten gehörigen ausgenommen, davon die ersteren allerdings palastartig genannt werden dürfen, im Vergleich mit den Häusern des Königs und der höchsten Würdenträger, denn sie sind von Stein und zweistöckig, indessen die andern nur einstöckig und dazu von Holz gebaut sind, zwischen ihnen aber ununterbrochen durch alle Straßen und über alle Plätze fortlaufend die Rasenhütten der ärmeren Eingebornen stehen, oder es sind auch wohl statt derselben kleine Häuser aus Lehmpatzen gebaut, d. h. aus denjenigen Ziegeln, welche man in Sachsen und Polen noch jetzt grade so bereitet, wie die Juden sie in der ägyptischen Sclaverei machen mußten, aus Lehm mit Stroh zusammengeknetet und wie man sie im spanischen Amerika gleichfalls verfertigt, nur nennt man sie nicht Lehmpatzen, sondern Adobes. Zusammengesetzt werden sie mittelst eines Mörtels von dünn gemachtem Lehm, der wie der Kalk bei den Ziegeln zwischen die einzelnen Steine geworfen wird. Die einheimische ist jedenfalls viel besser, viel zweckmäßiger, die hölzernen Häuser sind luftig und sie stürzen nicht bei jeder Erderschütterung zusammen, auch halten alle Eingebornen die Steinbauten für höchst abgeschmackt und bequemen sich selbst nicht dazu, in dergleichen zu wohnen.

Die Straßen, welche den Hauptweg längs des Hafens rechtwinkelig durchschneiden, haben alle abwärts eine Aussicht auf den äußerst belebten Hafen, aufwärts auf die Gebirge und späterhin mag das Ganze wohl schön werden.

Ueberaus belebt ist die Hauptstraße und diejenigen Theile der Querstraßen, welche nach dem Hafen hinabgehen und wenn, wie in dem Augenblick, wo wir vor Honolulu anlegten, der Hafen mit Walfischfängern gefüllt ist, die auf dem Wege nach Süden oder auf dem Heimwege nach Norden, hier Proviant einnehmen, so ist der Spectakel, so ist die Belebtheit der Straßen ganz außerordentlich groß, denn eine gewaltige Menge von Matrosen, welche soeben ihre Löhnung erhalten hat (die Auszahlung geschieht niemals auf dem Meere, um der verderblichen Spielwuth in den Weg zu treten, welche die Matrosen bei der Langenweile immer befällt, sondern erst wenn man irgendwo landet. In diesem Fall ist man gewiß, daß kein Matrose einen Pfennig von seiner Löhnung auf das Schiff zurückbringt), treibt sich, begierig, sie wieder los zu werden, umher und die Eingebornen, welche dieses sehr gut wissen, suchen nach besten Kräften von dieser schönen Neigung zu profitiren, die Mädchen, indem sie lange,

27 *

entbehrte Freuden darbieten und dafür außer durch Piaster auch noch durch andere Geschenke belohnt werden, die Frauen durch Kochereien, durch Verkauf von Lebensmitteln, die Männer durch Spenden von Branntwein u. s. w.

Es ist hiebei nicht blos auf die Matrosen abgesehen, sondern auch auf Offiziere und Beamten, doch lassen diese letzteren sich nicht direkt und einfach, sondern immer indirekt und also doppelt betrügen. Die schmutzige Jacke des Walfischfängers wird mit einem feinen Tuchrock mit blanken Knöpfen, die fettige Manchesterhose mit weißen leinenen Beinkleidern, die graue Mütze mit dem hohen schwarzen Cylinder vertauscht und auf die derben Fäuste, welche das Steuerrad schwielig gemacht hat, werden gelbe Glaceehandschuhe gezogen.

So drängt der Walfischthran suchende Elegant sich durch die Straßen von Honolulu und auf den ersten Blick kennt der hawaiische Lohnbediente seinen Mann, er führt ihn in das eleganteste Wirthshaus, wofür er seine Provision reichlich einstreicht, von hier führt er ihn in alle möglichen Kaufläden, jederzeit dem Verkäufer bemerklich machend, daß er den vornehmen fremden Herrn hieher geführt, dann gabelt er einen Eingebornen auf, der Muscheln, Korallen, krystallisirte Steine oder dergleichen darbietet und auch dieser weiß, was er im vorliegenden Falle zu fordern hat, endlich führt er dem Fremden eine hübsche, nicht selten wohl auch sehr schöne Genossin seines Aufenthaltes zu, welche das Geld mit dem Lohndiener theilt, dem Fremden indessen ein Geschenk macht, welches er nicht selten Jahre lang mit sich herumträgt.

Aber nicht blos zu Fuß, sondern auch zu Pferde sieht man die Leute durch die Straßen traben, den Engländer mit hochgeschnalltem Steigbügel und bis an die Brust heraufgezognen Knieen, den Eingebornen ohne Sattel ganz nackend, nur mit einem im Winde flatternden Pongo bedeckt, die vornehme Indianerin dagegen mit einem hohen schwarzen Männerhut und einer langen Straußfeder geziert.

Diese vornehmen, reichen Indianerinnen tragen zwar auch das geschmacklose Missionshemde, aber es ist vorne ganz offen und läßt mithin, wenn sie etwa gegen den Wind gehen sollten, den ganzen schönen Körper den bewundernden Blicken des Fremden frei (der Eingeborne sieht dies gar nicht, er ist dessen viel zu sehr gewohnt, als daß es irgend welchen Eindruck auf ihn machen sollte), allein die Art das Hemde zu tragen ist für das Reiten unerläßlich, wäre das Hemde nicht vom Saume an aufgeschlitzt, so könnte die Reiterin sich nicht auf das Pferd schwingen, welches sie in derselben Art besteigt wie der Mann. Die natürliche Folge hievon ist nun wieder, daß jeder Luftzug die flügelartigen Enden aufhebt und Waden, Knie, Schenkel, Hüften und wohl gar noch ein Stück des Leibes sehen läßt. Damit dieses nun nicht geschähe, wird über den Sattel ein etwa drei Ellen langes Stück Zeug, ein großes viereckiges Tuch von der angegebenen Ausdehnung gebreitet, dessen größerer Theil auf dem Halse und dem Kopf des Pferdes ruht. Hat nun die Reiterin das Pferd

bestiegen und mit Schenkeln und Knieen das untergebreitete Stück Zeug gefaßt, so nimmt sie die größere Hälfte, welche vor ihr auf dem Halse des Pferdes lag, zu sich und schlingt die beiden Zipfel desselben um die Taille. Auf diese Weise werden von beiden Seiten Beine und Hüften bedeckt, kein Wind kann ihnen etwas anhaben und man sieht sie im lustigen Galopp auf den steinigen und schlechten Wegen dahin fliegen, paarweise, wenn sie sonst nichts vorhaben, einzeln dagegen, wenn sie auf ein Abenteuer hoffen, was ihnen auch in der Regel nicht fehlt, da sie meistens von Gesicht recht hübsch, von Körperbau immer entzückend schön sind. Frauen von einigen zwanzig Jahren, bei denen dieses vielleicht nicht mehr ganz genau zutreffen würde, sieht man übrigens niemals zu Pferde.

Es ist zum Verwundern, welch einen Aufschwung der Handel hier genommen hat, aber zugleich ist auch zu sehen, daß er ganz den Amerikanern und Engländern gehört. So gut wie sämmtliche Straßen der Stadt nur englische Namen haben, so sieht man an den Gasthöfen und Kaufläden durchaus nur englische Firmen und unter denselben nicht ein einziges Wort, welches an die Sprache der Sandwichs-Insulaner erinnert und in den Zeitungen, welche denen von New-York in Allem nachgebildet sind bis zu dem, an das Verrückte streifenden höchst unbequemen riesigen Format, das 28 Spalten auf seinen vier Seiten hat, ist der Preis jeder Waare in Dollars und in Cents ausgedrückt wie in New-York oder San-Francisco. Alles was den Gaumen reizen, die gefallsüchtige Modedame zum Kaufe verlocken, den Elegant zur Verschwendung auffordern, dem einfachen Landmann die Befriedigung seiner nächsten Bedürfnisse bieten kann, Alles ist in englischer, oder wie man dort sagt, in amerikanischer Sprache angeboten und angepriesen (die Amerikaner weisen mit der äußersten Entrüstung die Ansicht von sich, daß sie englisch sprechen. Sie sprechen amerikanisch! Die englische Sprache — nun ja — sie hat wohl einige Aehnlichkeit mit der amerikanischen, aber sie ist doch immer nur den Amerikanern abgelernt und ist durchaus unvollkommen construirt, kann daher gar nicht mit der sonoren und herrlichen Sprache, mit der amerikanischen, verglichen werden).

Auch der Buchhandel beginnt sich bereits zu zeigen. Zu den drei Wochenblättern, welche in Honolulu erscheinen (The Polynesian, the New-Era und the Pacific Commercial Advertiser) hat sich auch noch eine eigentliche Buchhandlung gefunden, welche ihre neuen Ankömmlinge oft genug anpreist. Natürlich sind es nur amerikanische Bücher und nur in amerikanischer Sprache gedruckt.

Aus Allem zeigt sich, daß die eingeborne Bevölkerung hier wie überall, wo sie mit der angelsächsischen Bevölkerung in Berührung kommt, dem Untergange entgegengeht. Die englische Sprache verdrängt die einheimische, die englische Knickerei und Knauserei macht die Großmuth und die Gastfreiheit der Eingebornen schwinden, der engländische schroffe, abstoßende und harte Purita-

nismus verdrängt die heimathlichen Sitten und wenn er auch die Eingebornen nicht so anmaßend und unduldsam machen kann, wie es die Engländer selbst sind, so macht er sie doch wenigstens zu Heuchlern. Die engländische, unbequeme und für diese Gegenden beinahe unbrauchbare Bekleidung mit Tuchröcken verscheucht die leichte, anmuthige und bequeme Tracht und der Genuß des verfluchten Branntweins, welchen die Missionaire zugleich mit ihrer Religion eingeführt haben, betäubt und entnervt die Eingebornen und die scheußlichste der Krankheiten durch die engländischen Matrosen hierhergebracht, decimirt die Bewohner alljährlich gleich den Pocken, wovon die Menschen vor ihrer Bekanntschaft mit den Engländern auch nichts gewußt haben.

Durch das Studium der besten Werke über diesen Gegenstand war ich bereits ziemlich abgekühlt worden in meinen Erwartungen, ich wußte, daß es nicht mehr sei wie sonst, allein ich dachte doch, ich würde diese Naturkinder wenigstens ihre fröhlichen Spiele treiben sehen, ich glaubte, ich würde sie tanzen, wettlaufen, mit einander ringen, theatralische Aufführungen darstellen sehen, worin sie sonst so äußerst geschickt waren, womit sie sich sonst halbe Nächte lang unterhalten konnten — nichts von alle diesem sah ich, die einzige Freude, welche man den Unglücklichen im Austausch für die übrigen verbotenen gewährt hatte, war der Trunk — der Trunk in seiner allerabscheulichsten Form, nicht Wein oder Bier, um sich in fröhlicher Gesellschaft zu erheitern, sondern fuseliger, d. h. giftiger Branntwein, um sich damit für sich allein, ein Jeder auf seine eigene Hand zu berauschen.

Für die Fröhlichkeit, für die Zutraulichkeit, für die entgegenkommende Liebenswürdigkeit, für das Glück des Genusses, welcher mehr giebt als empfängt, hat man ihnen das Laster in seiner abschreckendsten Gestalt gebracht, für die unschuldigste Freude an dem, was die Natur in jedes Geschöpf gelegt hat, in das vollkommenste wie in das unvollkommenste hat man ihnen die Heuchelei gegeben und die Pest, von der ich vorhin sprach und welche sich in so furchtbarer Allgemeinheit verbreitet hat, daß ich selbst in den Gegenden, welche am fernsten von der Hauptstadt liegen, mich niemals entschließen konnte, Wünsche zu befriedigen, welche oft genug mit um so größerer Lebhaftigkeit erwachsen, als die Gegenstände desselben wohl werth waren. Ueberall fürchtete ich die Schlangen unter Rosen verborgen und sah ich junge Mädchen mit allen Reizen geschmückt und wie es schien so unerfahren, als es ihre Jugend voraussetzen ließ, so sah ich doch auch zugleich bei den älteren die offen hervortretenden Spuren schwerer Krankheiten und damit war, wie begreiflich, jede Regung unterdrückt, jeder Wunsch beseitigt. Was den Engländern hier gelang, wo eine überaus glückliche Natur und eine eben so glückliche und üppige körperliche Begabung die Menschen höchst sinnlich macht, das gelang ihnen ja selbst unter den stolzen, kalten und keuschen Nordamerikanern (den Eingebornen) lediglich durch das Gift des Branntweins.

Einundsiebenzigstes Kapitel.

Der Supercargo bleibt in der Stadt, ich begebe mich auf eine Reise in das Innere. Die Vorräthe auf die ganze Woche werden am ersten Tage verzehrt und ich von meinen Geleitsmännern verlassen. Ein schönes Mädchen zieht mich aus großer Verlegenheit.

Es ist mir nicht ganz klar, in wie fern der Supercargo hier auf große Handelsverbindungen hoffte und zwar um so weniger, als er wohl wissen konnte, daß die Engländer und Amerikaner den Platz vollständig besetzt hatten, daß ihre Kaufleute denselben beherrschen und daß das Phantom der Uebermacht der Nordamerikaner, die Engländer mit solcher Furcht erfüllte daß sie nicht einmal wagten von all' ihren Vortheilen Gebrauch zu machen. Diese Furcht ist eine Thatsache, aber allerdings eine, die ich mir nicht zu erklären weiß, denn die englische Kriegsmarine ist doch immer so gewaltig, daß sie es mit der amerikanischen im Schlafe aufnehmen kann und daß es ein Kinderspiel ist, die mächtigsten Handelsstädte der Union in Asche zu legen. Was sie zurückhält, ist vielleicht Canada zu verlieren, denn hierauf würden wohl die freundlichen Nachbarn zuerst ihr Augenmerk richten.

Es sei nun wie es wolle, die Thatsache steht fest, daß der Handel mit den Sandwichs-Inseln nicht mehr zu haben ist, daß er bereits ein Eigenthum der beiden genannten Nationen geworden, und daß also Herr Meyer sehr überflüssige Anstrengungen machen würde, wenn er versuchen wolle, einige Chancen für sich zu gewinnen. Er hatte auch vielleicht andere Absichten, gewiß hatte er gehört, daß das weibliche Geschlecht unter den Häuptlingen, unter den Aliris ganz besonders schön sei, eine Annahme, gegen welche sich nichts einwenden läßt, wenn man colossale Formen liebt. Die Männer dieses Stammes überschreiten fast alle die Höhe von sechs Fuß und die Frauen, wenn sie auch nicht diese erreichen, werden doch jedenfalls den Männern mittleren Schlages gleich. Was die Männer betrifft, so fand ich sie fast alle erträglich plump, die Körperformen waren unschön dick, durchweg fand ich eine Neigung zum Fettwerden und schon bei jungen Männern, die ganz unzweifelhafte Anlage zum dicken Bauche und bei solchen, die das 30. Jahr überschritten haben mochten, war natürlich von Anlage keine Rede mehr, sie war vollständig ausgebildet.

Nicht so beim weiblichen Geschlecht, das erst im späteren Alter dick und fett wird, aber dann allerdings auch ziemlich reichlich. So lange die Zeit der Jugend währt, sind die Mädchen schlank von wirklich wunderschönen Formen, oft sind die Züge des Gesichts so edel, daß ich erstaunte, daß ich meinen Augen nicht trauen mochte. Man schwatzt dabei viel von europäischem, vorzugsweise spanischem Blute; wer aber die Spanier der unteren Klassen kennt, wird alsbald von dem Gedanken zurückkommen — ein prächtiger Banditenkopf, die frappante Physiognomie eines Taureador kann einen Maler wohl ver-

anlassen, solchen Kopf zum Modell zu wählen, nur nicht zum Modell der klassischen Schönheit, auch liegt in der Physiognomie des hawaischen Adels nicht eine Spur von jener Wildheit, die sich in den Zügen der Spanier ausspricht, vielleicht könnte man eher sagen die Generation — wenigstens die gegenwärtige verdankt eine Schattirung den Engländern, allein auch dieses läßt sich nicht physiognomisch durchführen. Der engländische Adel normannischen oder sächsischen Ursprungs hat oft große und schöne, wenn auch häufig höchst langweilige Formen, aber dieser Adel ist es ja nicht, aus dem sich der engländische Matrosenstand rekrutirt und derselbe könnte zwar eine Race verändern, doch nicht verschönern, denn er selbst hat gar keine Race, er ist der Abschaum aller anderen aus dem niedrigsten Gesindel Englands und aus den Ueberläufern anderer Nationen rekrutirt und physiognomisch immer mit dem Stempel der Gemeinheit, der Brutalität versehen.

Der Faden übrigens läßt sich sofort abschneiden, denn diese Personen welche möglicherweise zur Veränderung der Race beitragen könnten, diese Personen welche sich den anlangenden Matrosen hingeben, sind niemals dem Adel der Insel angehörig, sondern den Kanakis, der Masse des Volkes, welche zwar auch recht hübsch, und selbst wenn dieses der Fall nicht wäre, doch immer von sehr schönen körperlichen Formen sind, aber niemals so groß, so kolossal wie die Airis. Diese letzteren nun, d. h. die Mädchen aus dieser Klasse, sind zwar keinesweges den Freuden der Liebe abhold, aber an sich ist einerseits die Race nur in geringer Zahl vorhanden, andrerseits sind sie in ihren Herrscherſitzen fern von den Küsten so wenig zugänglich, daß dieses wiederum ein vollständiges Hinderniß einer Vermischung genannt werden muß und so glaube ich mich überzeugt halten zu dürfen, daß die Race der Airis eine wirklich eigene, nicht eine Mischlingsrace sei. Sie gehört unzweifelhaft dem großen Völkerganzen dieses Erdstriches an, aber sie hat durch irgend welche physische Zufälligkeiten eine Ausbildung erlangt, deren Vollendung in Erstaunen setzen muß. Macht Herr Meyer sich auf Eroberungen aus dieser Klasse Rechnung, so kann man dreist sagen, er habe seine Rechnung ohne den Wirth gemacht.

Ich habe nicht zu sorgen für den Herrn Supercargo, will ihn daher sich selbst überlassen und meinen Weg in das Innere antreten, da ich hinlängliche Zeit vor mir habe und die schöne Stadt Honoruru mich nicht unmäßig reizte.

Wie immer, seit meine würdigen Freunde und früheren Begleiter von einigen Unglücksfällen betroffen waren, machte ich meine Reise allein, d. h. ohne Begleitung eines Europäers. Ich miethete mir sechs Träger meiner Instrumente und der nöthigen Mundvorräthe, und wollte alsbald das nächste Thal beschreiten, kaum waren wir indessen aus der Stadt heraus, als die Eingebornen sich niedersetzten, die Körbe mit Lebensmitteln öffneten und unaufhaltsam zu speisen — zu schlingen begannen.

Ich erklärte ihnen, daß dieses die Vorräthe seien, von denen wir sieben

mindestens vier Tage würden leben müssen. Sie verstanden alle ein wenig Englisch und waren über meine Aeußerung ziemlich verblüfft, doch hatten sie mich nicht ganz gefaßt, denn als derjenige, der den Dollmetsch versah, ihnen meine Rede wirklich übersetzte, brachen sie in ein homerisches Gelächter aus, beriethen untereinander bei fortwährendem Lachen eine Antwort und diese ging darauf hinaus, daß sie ihre Packete auf einen Haufen legten und sich mir zu geneigtem Andenken empfahlen, der Dollmetsch erklärte mir, daß wenn er geglaubt hätte, ich wolle meine Reisegefährten auf solche Rationen setzen, er sich nimmermehr für mich verwendet haben würde.

Da saß ich, oder vielmehr da stand ich bei meinem Barometer und Thermometer, bei meiner Botanisirkapsel und Flinte, bei meiner Jagdtasche und Wasserflasche und sechs leeren Körben — nein, so darf ich nicht sagen, etwas weniges war wirklich noch in jedem Korbe vorhanden, so daß ich allenfalls für meine Person hätte sechs Tage leben können, allein der Trost war nur gering, denn ich kannte doch weder Weg noch Steg und wußte mir eigentlich nicht zu helfen. Sollte ich in die Stadt zurückkehren und mich von dem Kapitain Waaterhocker tüchtig auslachen lassen, sollte ich die höhnischen Blicke und die hämischen Reden des Supercargo ruhig hinnehmen, oder sollte ich schwer bepackt mit den vorhandenen Resten des Mundvorraths weiter gehen? Ich stand lange zweifelnd da, völlig unschlüssig, bis ich ein junges Weib kecken Schrittes daher kommen sah, welches mich freundlich grüßte und dann meine Jammergestalt betrachtend, lachend fragte, ob ich den Weg nach Honoruru verloren habe.

Der Spott war zu deutlich, als daß ich ihn hätte mißverstehen können, denn Honoruru lag kaum 1000 Schritt weit von mir, ein Blinder hätte es mit dem Stocke herausfühlen können, ich gab ihr also lachend zur Antwort, es sei so und ich hätte nur auf sie gewartet, damit sie mir den Weg dahin zeige: in diesem Augenblick aber fiel mir ein, daß sie mir vielleicht wirklich den Weg in's Gebirge zeigen könnte. Ich suchte mich ihr so weit als möglich verständlich zu machen und malte ihr die Scene meines Mißgeschicks mit grellen Farben aus.

Sie setzte sich (nachdem sie ihr langes, buntes Hemde höchst ungenirt abgenommen und sich in weiten Falten um die Hüften gewickelt hatte) auf einen Felsblock mir gegenüber und sagte dann lachend: wenn nichts schlimmeres mich betroffen, so könne sie mir helfen, denn sie wohne dort oben in dem Thale wohin ich zu gehen beabsichtige, und wenn ich ihr einige der Körbe zum Geschenke mache, so wolle sie mir die anderen und den Inhalt derselben so weit tragen, als ich Lust hätte.

Das war ein Auskunftsmittel. Das Mädchen kam mir vor wie ein Bote vom Himmel, obgleich sie so schön braun war und so glänzend aussah, wie eine frisch ausgeschälte Kastanie, und man die Engel (*Αγγελος*, Angelos, Bote) gewöhnlich hellblond und rosig zu malen pflegt. Ich nahm ihr Gebot ohne wei-

teres an und versprach ihr alle sechs Körbe zur Belohnung; darüber war sie nun ganz glücklich, schüttete die Reste der Mahlzeit in einen Korb zusammen, setzte alle in einander, wie der Taschenspieler die blechnen Becher, wozu die



Eine junge Schönheit aus einem Gebirgsthale von Honoruru.

Form der Körbe sich sehr gut eignete, und gab mir die Versicherung, sie wolle für diese Großmuth sich dankbar bezeigen.

Nun nahm auch ich meine Sachen auf und vorwärts ging es auf einem ziemlich betretenen Pfade in das Thal hinein, dessen Steigung so gering war, daß der Marsch durchaus nicht ermüdete. Eine halbe Stunde waren wir in ziemlich heitrer Unterhaltung gewandelt, als meine Führerin plötzlich von ihrem

Wege abbog und mich in ein heiteres, grünes Waldesdickicht führte, etwa 200 Schritte vom Fußpfade entfernt, ihre Körbe abwarf und sich auf den prächtigen von Farrenwedeln gebildeten Teppich niedersetzte — niederlegte und mich einladete ein Gleiches zu thun.

Ich war gar nicht im Zweifel über die Absicht des hübschen Mädchens, ich sollte sichtlich belohnt werden für meine Großmuth, ich wäre auch an anderen Orten wohl nicht 'abgeneigt gewesen, mich belohnen zu lassen, allein ich hatte jeden möglichen Respekt vor den Sirenen von Oahu, gab daher vor, sie durchaus nicht zu verstehen, indem ich ihr etwas zu Essen oder zu Trinken anbot, was sie indessen verschmähte — und sich, sehr ärgerlich selbst verschmäht zu sein, sichtlich ergrimmt erhob, den verlassenen Fußsteig aufsuchte und den Weg fortsetzte, anfangs schmollend und schweigsam, dann das Schmollen vergessend, wieder zu ihren lustigen Plaudereien zurückkehrte, welche ich halb verstand, halb errieth, welche mich aber immerhin sehr ergötzten.

Als nun einmal die schlechte Laune verflogen war, ging es wieder ein paar Stunden lang munter vorwärts, jetzt begann ich aber einigen Appetit zu verspüren und sagte zu ihr, daß ich mich zu setzen wünschte, sie aber spielte die Spröde und erklärte: ich hätte vorhin nicht gewollt, jetzt wollte sie auch nicht. Ich mußte lachen über das komische Mißverständniß, denn was sie im Sinne hatte, wollte ich noch immer nicht. Ich suchte ihr meine Ansichten über diesen Gegenstand klar zu machen, das nahm sie zwar wieder etwas übel, doch setzte sie sich dann und wir hielten unter Scherzen und Lachen ein kurzes Mahl, wozu sie Wasser aus den Blattscheiden wilder Pisangstauden holte, welches ich durch Zucker und ein wenig Rum wohlschmeckend machte, da es an sich ziemlich fade ist.

Nach kurzer Rast gingen wir weiter und drei Stunden darauf erreichten wir ein paar zerstreute Hütten, welche sie als diejenigen bezeichnete, in denen ihre Eltern wohnten.

Da die Tochter den Ihrigen alsbald erzählte, daß sie von mir sechs Körbe bekommen habe als Geschenk für den kleinen Dienst mich das Thal hinauf zu führen, so war die alte Gastfreundschaft auch wieder da, welche man sonst so sehr zu rühmen pflegt an den freundlichen Bewohnern dieses Archipels; sie waren ja im Voraus bezahlt für ihren Tarobrei.

Mir wurde ein Lager bereitet aus frisch gepflückter Farrenkrautwolle und ich fand dasselbe so außerordentlich weich und elastisch als auch überflüssig breit genug um noch einen Gast aufzunehmen und in der That dieser Gast erschien. Ich hatte schon am Abend bemerkt, daß meine freundliche Führerin sich gebadet hatte, denn sie kam mit triefendem Haar in die Wohnung zurück und hatte viel an sich zu wischen und zu trocknen und ich konnte des sich mir aufdrängenden Gedankens, daß sie ein appetitlicher Bissen, nicht erwehren, aber ebenso oft drängte sich ein scheußliches Phantom zwischen dieses anmuthige Bild und mich,

sie auch sofort that. Da sie indessen bald genug bemerkte, daß meine Absichten ganz andere waren, als sie vermuthet haben mochte, so entledigte sie sich so schnell wie möglich ihres Gewandes und beeilte sich mein Bad mit mir zu theilen. Als sie meinen Schrecken bemerkte, rief sie mir lachend zu, ob es denn bei uns nicht Sitte sei, daß mehrere Frauen sich gleichzeitig badeten. Diese höchst naive Frage lehrte mich, daß die Tochter ihre Mutter von meinem Vorgeben, ich sei gleichfalls ein Frauenzimmer, unterrichtet hatte, jetzt war es natürlich zu spät um dieses Vorgeben noch aufrecht zu erhalten. Da ich ziemlich jung war und gar keinen Bart trug, wie man es gerne in den heißen Gegenden thut, so würde das Gesicht mich nicht unmittelbar verrathen haben, allein jetzt, im Bade und völlig unbekleidet, war nichts mehr zu leugnen, war es unmöglich etwas zu verbergen, und die enttäuschte Mutter zog sich bescheiden hinter ihr Gebüsch zurück, mir jedoch Gelegenheit gebend zu bemerken, daß die Schönheit der Körperformen viel später schwindet, als die Schönheit des Gesichts, dieses letztere war alt, den Körper würde man haben für zwanzigjährig halten können.

Auf dem weiteren Wege frug mich die Mutter um die Ursachen meiner Enthaltsamkeit, und sie schien dieselben durchaus nicht für freiwillig anzusehen, sondern sie irgend einem Zwange zuzuschreiben. Ich weiß nicht ob sie mich für einen Sopransänger hielt, der sich etwa aus der sixtinischen Kapelle hieher verirrt, oder ob sie mich in sonstiger Weise unfähig glaubte, kurz sie war sichtlich mit mir unzufrieden und schenkte der Angabe, daß ich eine sehr geliebte Braut habe und dieser meine Treue bewahren wolle, sicherlich keinen Glauben.

Unter solchen Demonstrationen und Erklärungen ging es immer weiter aufwärts und der bis zu der Hütte meiner freundlichen Führerin nur langsam ansteigende Weg begann sich jetzt schneller zu heben und mir das gewohnte Ausruhen nöthig zu machen, wobei ich dann wieder Gelegenheit hatte, die uns entgegenkommenden Eingebornen näher zu betrachten. Sie alle hatten, obwohl ziemlich gut beladen, ihr freundliches „guten Tag" bei der Hand und hatten auch immer einige Worte übrig für die Begleiterin, wahrscheinlich wurde sie nach dem Zweck ihrer Reise gefragt.

Die sämmtlichen Eingebornen trugen ihre Lasten an einer Stange von ungefähr Klafterlänge und ein Paar Zoll Breite auf einer Schulter und die Last war an beiden Enden ganz gleich vertheilt. Die Russen kennen eigentlich gar keine andere Art Lasten zu tragen, ich habe sie aber auch in Spanien und Italien in ziemlich gleicher Weise gesehen. In früheren Zeiten trug man bei uns in Norddeutschland ein paar Wassereimer in ähnlicher Art, aber *nicht auf einer* Schulter sondern auf *beiden*, und die breite ungeschickte Stange, welche schwer und unelastisch war, hieß Peede oder Trage und war mit ein paar langen Ketten versehen, gab auch den Trägern ein höchst ungeschicktes Ansehen. Die fröhlichen Leute hier tragen ihre Last wahrhaft mit Grazie und die auf den Schultern schwankende Stange giebt der ganzen, immer völlig

nackenden Gestalt etwas luftiges, schwingendes, man glaubt Ballettänzer zu sehen.

Ich muß bemerken, daß die Missionshemden, so wie sämmtliche Kleidungsstücke, welche die Leute in Honoruru zu kaufen genöthigt sind — unerhörte Preise haben, daher bei der Arbeit oder auf dem Marsche immer abgelegt werden und erst wieder den schlanken schönen Körper bedecken, wenn sie nach der Stadt gehen. Auch meine Führerin hatte nur eine Matte um die Hüfte gewickelt, welche ihr bei unsrem Nachtlager im Freien als einzige Decke diente. Ich sah dieselbe nach der Rückkehr von meiner Reise auf dem Markte von Honoruru bei vier Melonen stehen, welche sie zu ganz unvernünftigen Preisen ausbot, sie hatte ein blaugrünes Missionshemd an, ein rothes Tuch um den Hals, ein paar rothe Pantoffeln an den Füßen und ein paar gelbe Palmblätter als Hut um den Kopf gebunden und ließ sich noch von einem kattunenen blauen Schirm beschatten. Sie hielt sich ohne Zweifel für sehr schön und mochte glauben, daß man ihre Schönheit zu der Vortrefflichkeit der Melonen addiren und diese letzteren um so besser bezahlen würde.

Die uns Entgegenkommenden hatten außer den Stangen entweder zwei Bündel Tarowurzeln, Zuckerrohr oder ähnliche Ladungen von ihren Kunstwerken, Matten, ausgehöhlte Cocosschalen, Seile von den Fasern derselben oder sie hatten auch Lebensmittel aus dem Thierreiche; die meisten aber ausgehöhlte Kürbisse, eimergroß, mit Quellwasser gefüllt, denn die Stadt selbst hat nur sehr schlechtes, sumpfiges Wasser und dies Quellwasser, welches eine halbe Tagereise von den ferneren, höher gelegnen Thälern nach Honoruru getragen werden muß, hat einen hohen Preis.

Allen uns Begegnenden war ich ein Gegenstand zuerst der Neugierde und dann des Spottes. Meine Begleiterin sagte ihnen, daß ich Steine und Blüthen und Blätter von Pflanzen sammle, und daß ich sie in den grünen Kasten packe, oder daß ich auch Käfer und Schmetterlinge suche. Dies war ihnen überaus lächerlich. Bei den Schmetterlingen wußten sie sich noch etwas zu denken und sie fragten meine Begleiterin, ob ich sie auch umherschwirren ließe, wie sie. Als sie aber hierauf mit Nein berichtet wurden, kehrten sie mir halb lachend, halb verächtlich den Rücken. Dieses fordert einige Worte zur Erklärung. Unsere Leser wissen, daß die Kinder aus dem Maikäfer eine prächtige Windmühle zu machen verstehen. Sie binden ihm an einen Fuß ein ganz kurzes Fädchen an einer Schleife und ziehen sie über eine Stecknadel, deren Spitze sie in den Fingern halten, indessen der Knopf das Herabgleiten der Schleife hindert. Nun frei gelassen, entfaltet der Maikäfer seine Flügel und fliegt summend und schnurrend auf, aber nicht davon, denn der zolllange Faden hält ihn fest und er schwirrt daher so lange im Kreise um die Nadel bis er der vergeblichen Arbeit müde die Flügel zusammenfaltet.

Die Eingebornen machen es mit einem schönen Schmetterling, Sphinx



convolvuli, ebenso, nur halten sie ihn nicht am Bein, sondern am Rüssel fest, sie ziehen denselben, der gleich dem Elephantenrüssel, wenn er sich zur Vertheidigung anschickt, spiralförmig zusammengerollt ist, mehrere Zoll lang heraus und halten ihn an der Spitze desselben ganz leicht fest; nun flattert der schöne Vogel im Kreise umher nur majestätischer und langsamer als der brummende Maikäfer. Alt und Jung betheiligt sich an solchen Spielen und die Vorüberziehenden glaubten ich sei gescheidt genug dasselbe zu thun, wandten mir aber in mitleidigen Bedauern den Rücken, indem sie erfuhren, daß sie sich hinsichtlich meines Verstandes so gröblich getäuscht.

Dreiundsiebenzigstes Kapitel.

Eine überraschend prächtige Ansicht des Meeres. Ein Ziel, nach welchem ich nicht gestrebt und welches doch wohl des Erringens werth gewesen.

Ich schritt nun rüstig aufwärts und nicht minder behende — aber das soll eigentlich heißen noch viel behender — als ich, schritt meine Begleiterin mir voran. Diese Menschen sind geborne Turner und vielleicht hat der Turnvater Jahn den Dauerlauf nur von ihnen gelernt, denn in der That, sie verstehen dieses Kunststück, sie gehen und springen und hüpfen mit einer Leichtigkeit, welche an die Bewegungen der Ballettänzer erinnert und mit einer Ausdauer, welche in das äußerste Erstaunen setzt und dabei sind sie stets lustig und guter Dinge, denn sowohl meine Führerin, als die uns begegnenden Leute zogen in ununterbrochenem Singen und Plappern daher. Es schien als hätte ihr Mund vor allen andern Gliedern den Sankt Veitstanz, es schien als bewege er sich unfreiwillig. Ich habe schon viel plauderhafte alte Jungfern gesehen, aber so plauderhafte Menschen als diese Eingebornen, doch noch niemals. Meine Führerin war hievon durchaus nicht ausgenommen, auch ihr Mund war in einer steten Bewegung und wenn sie einen Augenblick stille stand um mit einem Begegnenden zu plappern, so eilte sie mit einer desto größeren Lebhaftigkeit mir nach oder mir voran, aber immer schwatzend und singend.

Das schöne Thal erhebt sich hier zwar etwas schneller, aber doch noch so mäßig, daß überall große Flächen zum Anbau des Taro benutzt werden können, weiter hinauf wird es von beiden Seiten von Basaltwänden begrenzt ohne gerade sehr eingeengt zu werden. Aber nun wird bei mangelnder Cultur der Marsch sehr beschwerlich, denn der eigentliche Pfad hört auf und das Thal ist in seiner ganzen Breite dergestalt mit kriechenden Pflanzen bedeckt, daß es völlig unmöglich wird sich eine Bahn zu brechen, falls man nicht zwanzig und mehr rüstige und willige Arbeiter hat, die mit scharfen Messern und Beilen das Gesträuch

am Boden sowohl, als an den Seiten des Pfades, welchen man sich bahnen will, durchhauen und dann forttragen. Mir blieb nichts übrig, als dem Beispiel meiner Führerin zu folgen, welche sich der Länge nach auf das blattreiche und nicht verletzende Gestrüpp legte und so auf allen Vieren bei weitem mehr emporkroch als ging.

Diese Art der Weiterbeförderung wäre eine unbeschreiblich langweilige gewesen, wenn man sie hätte unausgesetzt beibehalten müssen, glücklicherweise unterbrach der Wald sehr häufig diese Strauchpartieen und wo er den Boden beschattete, da war er ziemlich frei von Unterholz und gestattete das Weiterschreiten für eine Viertelstunde lang, bis von neuem ein sonniger Streif die Vegetation des Bodens erweckte. Auch bei steilen Steigungen wurde das Gehen nicht gehindert und wo der Basalt zu Tage lag, war er ganz frei von Vegetation. Aber es ist hier gerade am gefährlichsten zu wandern. Der Basalt ist in großen Massen zerklüftet, wo seine Oberfläche verwittert ist, bedeckt ihn eine äußerst üppige Vegetation. Die Wurzeln der Bäume, Nahrung suchend, dringen immer tiefer in die Spalten und durch ihr mächtiges Anschwellen erweitern sie die Klüftungen und da die Wände meist senkrecht sind, so gehört nur wenig Neigung dazu, um einen solchen Block stürzen zu machen.

Wo nun Wald ist, wo die riesigen Bäume häufig von sechs bis acht Fuß Durchmesser diesen Massen Hindernisse in den Weg stellen, da werden ein paar derselben niedergebrochen und nun hat die Gewalt des stürzenden Felsens eine Grenze erreicht. Wo aber solche Hindernisse nicht vorhanden sind, da springen solche Blöcke in ungeheuren Sätzen und mit vernichtender Gewalt den schrägen Felsenabhang hinunter, erreichen mit jedem Fuße breit eine größere Geschwindigkeit und dann sind ein paar Bäume auch nicht genug, ihrer furchtbaren Gewalt Schranken zu setzen und es will mir vorkommen, als bezeichneten die baumlosen und nur mit Gestrüpp bewachsenen Stellen, den Weg dieser Blöcke, sie haben die Bäume niedergeschmettert und an ihrer Stelle ist das Waldunkraut wuchernd emporgeschossen.

Da man keinen Augenblick vor ähnlichen Ereignissen sicher ist, überschritt ich die kahlen Lavaflächen immer mit möglichster Eile und als ich in einer Hütte, die sich hier in der Oeffnung eines zweiten Thales, das mit diesem gemeinschaftlichen Ursprung hat, meine Nachtruhe nahm, wurde ich durch solch ein Ereigniß erweckt. Ein furchtbares donnerähnliches Krachen störte mich plötzlich aus meinem durch Ermüdung ziemlich festen Schlafe. Der Schall war so erschütternd und betäubend und er war von einer so fühlbaren Bewegung des Erdbodens begleitet, daß ich es für ziemlich gewiß annahm, ein vulkanischer Ausbruch stehe bevor, oder ein Erdbeben sei bereits eingetreten.

Da ich mit Sicherheit annehmen konnte, daß der Palast, in dem ich mich befand, sich keineswegs zerschmetternd auf mein Haupt niederlassen würde, so beobachtete ich die Schreckenserscheinung mit genügender Ruhe. Der furchtbare

Donner hörte auch in weniger als einer Minute auf und da in der Nacht und im Walde wenig zu beobachten ist, so kehrte ich mich um und schlief wieder ein.

Am nächsten Morgen gelang es mir, nach etwa zweistündigem Suchen die Ursache jenes Getöses zu entdecken. Von dem Meere aus und von dem Strande, an welchem Honoruru liegt, gehen sehr viele Thäler in den Gebirgszug hinein, der die ganze Insel der Länge nach durchstreicht. Die mehrsten derselben sind parallel untereinder, einige aber laufen in einem ziemlich spitzen Winkel gegen einander und vereinigen sich nahe an dem eigentlichen Kamm des Gebirges; an einer solchen Vereinigungsstelle befand ich mich. Das Thal, welches ich beschritten, war in seiner obern Hälfte wenig bebaut, das andere Thal, welches sich mit dem ersten hier in einer Höhe von beinahe 2000 Fuß vereinigte, war breiter, wie es schien auch etwas milder in seiner Temperatur und war angebaut bis zur Vereinigungsstelle, auf welcher ich sammt meiner Führerin in dem Hause eines freundlichen Eingebornen übernachtet, der übrigens trotz aller Freundlichkeit entschieden und deutlich zeigte, daß er seit längerer Zeit mit den Amerikanern Umgang habe, denn er verstand es, sich das Nachtlager und den Tarobrei, den meine Führerin genoß, und das Wasser, das er mir zum Trinken gab, sowohl als das Feuer, woran ich mich wärmte, zur Genüge bezahlen zu lassen. Eine solche Forderung wäre in früheren Zeiten eine völlige Unmöglichkeit gewesen und das Anerbieten einer Bezahlung würde man als eine Beleidigung aufgenommen haben. Die glücklichen Leute sind über diese Vorurtheile, Dank dem trefflichen Unterricht den sie genossen, hinaus.

Diese sich zuspitzenden Thäler bieten in den schroffen Winkeln in denen sie zusammenstoßen die häufigste Gelegenheit zum Absturz der Felsmassen. Wie es scheint sind die Thäler durch eine Spaltung der Gebirgsmasse entstanden und in diesen Winkeln befinden sich also die steilsten Wände, finden sich die sichersten Spuren häufig wiederholter Abstürzung, und eine solche war es auch, die mich in der Nacht geweckt. Ich sah an dem Gipfel des vor mir stehenden Berges eine frisch ausgebrochene dunkle Fläche und sah auf der Höhe einige weit überhängende Bäume, deren Wurzeln die Spaltung hervorgebracht, oder vielmehr den Spalt so erweitert hatten, daß der Fels sein Gleichgewicht verloren und nach dem Thale zu gestürzt war. Der riesenmäßige Block hatte seinen Weg anfangs auf der schrägen Felsfläche durch tiefe Aushöhlungen und Zersplitterungen bezeichnet, dann war er an den Wald gelangt und hier erst konnte ich sehen, welch eine furchtbare Gewalt ein solcher Block ausübt. Der Duidui-Baum (Aleurites triloba), dessen Nüsse als Lichter benutzt werden, stand hier in Menge und in ungemeiner Pracht und Größe, aber Stämme von sieben bis acht Fuß Durchmesser waren in einer Reihe wie abrasirt. Die stehengebliebenen zeigten, daß sie durch die mächtigsten Schlingpflanzen, die wir gerne Lianen nennen, wenn es auch keine sind, daß sie durch straffe Seile von langen, emporschießenden Schlingern, oder von denen aus der Höhe der Zweige herab-

steigenden Wurzeln der Schmarozerpflanzen, von vier Zoll Dicke bis zu Hunderten an einem Baume, gehalten waren — allein sie hatten der vernichtenden Gewalt des stürzenden Felsens nicht Widerstand leisten können. Einige zwanzig derselben, untermischt von vielen kleineren, lagen auf einer Strecke von etwa zehn Minuten niedergebrochen und da, wo der letzte Baum halb geknickt halb umgebogen zu sehen war, hatte sich der ungeheure Basaltblock gespalten und lag nun in langen, fünf- bis sechseckigen Säulen zerstreut umher. In gleicher Dicke lagen die hohen Stämme der prächtigen Acacia heterophylla, aus denen die Eingebornen ihre Kriegskähne zu machen pflegten, umher und gaben ein Schrecken erregendes Zeugniß von der vernichtenden Gewalt dieser Felsstürze. Sehr vernünftig waren die Bewohner dieses Thales weit genug von den Wänden geblieben, um nicht selbst von den zermalmenden Blöcken erreicht zu werden.

Nachdem ich dieses Wunder der zerstörenden Macht der Natur betrachtet hatte, forderte ich meine gute, freundliche Wirthin auf, wenn sie wolle, mir den weiteren Weg zu zeigen, wo nicht, es den Leuten zu überlassen, bei denen ich übernachtete. Allein sie erklärte sich vollkommen bereit zur Fortsetzung unsres Marsches, lud den Korb mit Lebensmitteln bereitwillig auf und wir marschirten fürbaß, überall umgeben von der Pracht der üppigsten Vegetation, welche in diesen stillen Thälern so recht Zeit hat sich überall hin auf das Reichste und Ueppigste zu entfalten.

Die allerliebsten Hütten der Eingebornen waren durchweg innerhalb kleiner Gärten gelegen und als ob selbst in diesen glücklichen Gegenden das Eigenthum gefährdet wäre, waren die sämmtlichen Gärten von lebendigen Hecken der Dracaena terminalis umgeben, deren wundervolle purpurrothe Blätter der Gegend ein ganz eigenthümliches Ansehen gewährten. Die Eingebornen benutzen die Wurzeln dieser Pflanze, welche äußerst zuckerreich sind, zur Gewinnung eines sehr wohlschmeckenden Getränkes. Die sehr starken Knollen werden nach Herausreißen des Bäumchens abgenommen, dieses wird aber alsdann in die Erde gesetzt, befestigt sich sehr bald wieder und liefert nach einem Jahre neue Knollen. Frisch ist der Saft dieser Wurzeln rein süß, überläßt man ihn einige Tage der Gährung so wird er säuerlich und wirkt sogar berauschend, weshalb man auch versucht hat Branntwein daraus zu destilliren; die Missionaire aber, welche sich ihre Branntweinzölle nicht wollen schmälern lassen, haben diesen Fabrikationszweig sehr bald unterdrückt.

Hinter diesen reizenden Umzäunungen, welche den niedlichen Landschaftsbildern etwas ungemein Geordnetes geben, befanden sich sowohl die Nutz- als die Zierpflanzen, welche die Leute bauen, denn kein Mädchen verläßt ihre Hütte ohne einen Blumenkranz in dem Haar oder in der Hand, ohne ein duftendes Sträußchen hinter dem Ohr und so sieht man denn hier gepflegt die allerschönsten Kinder des Frühlings, und zu meinem größten Erstaunen sah ich hier einen Zweig unsrer Gartenkunst ausgeübt, von welchem ich glaubte, er gehöre ganz

ausschließlich den Hauptstädten von Europa an. Ich sah nämlich vielfältig kleine Strecken mit einer Nutzpflanze, mit der Argemona mexicana, besetzt und sah viele Mädchen beschäftigt den Samenstaub von den Staubfäden auf das Pistill, auf die Narbe übertragen. Ich fragte, wozu sie das thäten, und sie antworteten mir: es geschähe, damit die Kapseln mehr Samen tragen sollten; wir haben also hier die ganz richtige Kenntniß von der künstlichen Befruchtung und da diese bei uns keineswegs gar zu lange bekannt ist, so dürfte es wohl möglich sein, daß Reisende, namentlich Botaniker, die Nachricht von dieser Kunst nach Europa gebracht haben. Die Körner dieser Pflanze, welche der Mohngattung angehört, werden gegessen wie bei uns.

Die herrlichen Bäume des Pandanus sind die Hauptzierden der Thäler. Ich sah hier Früchte von der Größe eines Menschenkopfes. Seine Blüthe ist höchst wohlriechend und hat ihm den Beinamen odoratissimus eingetragen, sie wird zum Schmuck der Haare häufig benutzt. Die Frucht besteht aus vielen einzelnen Zapfen, welche ganz dicht zusammengedrängt neben einander stehen, ungefähr wie die einzelnen Theile der Ananas, aber nicht festgewachsen sind wie diese, sondern sich einzeln von einander trennen lassen. Die beinahe viereckige und gewölbte Fläche eines jeden einzelnen Stückes hat eine hochgelbe, glänzende Farbe und sie wird deshalb abgelöst, auf Fäden gereiht und dient so den Eingebornen als Schmuck, sie machen sich davon Armbänder, Halsbänder oder sie schmücken die Knöchel ihrer Füße damit.

Auch die fruchttragenden Bäume der Jambosa malaccensis werden hier cultivirt, sie bieten schöne weiße Aepfel mit rothen Backen und sehen reizend aus, wenn schon sie sich mit unsern Aepfeln (sie sind nicht im entferntesten damit verwandt, sondern gehören dem Myrthengeschlechte an) durchaus nicht vergleichen lassen. Die Früchte des wilden Baumes sind bitter, die des cultivirten dagegen ganz wohl eßbar.

Immer höher stieg ich aufwärts und meine Wirthin und Führerin unermüdlich voran. Endlich befand ich mich auf dem höchsten Punkte des Gebirges und war nicht wenig erstaunt, einen mächtigen Abgrund unmittelbar vor mir zu sehen, ich stand auf dem Gebirgskamm, welcher Pale oder Pele heißt, welcher sich 3000 Fuß bis zum Meere abwärts senkt und doch nicht das mindeste Schreckliche hat, da die ganze ungeheure Wand, welche sich 1200 Fuß tief ohne irgend einen Absatz niedersenkt mit Pflanzen aller Art, mit unzähligen Schlingern und Winden von der seltensten Blüthenpracht bedeckt ist.

Ich befand mich hier noch keineswegs auf dem äußersten Gipfel des Höhenzuges, sondern vielmehr auf einer Einsattelung, aber um so schöner war das Bild, welches durch die ziemlich nahe herantretenden Basaltmassen einen prächtigen Rahmen erhielt.

Vierundsiebzigstes Kapitel.

Ein Paß auf der höchsten Gebirgsscheide und der Abmarsch an den Meeresstrand hinunter. Ein Paar historische Thatsachen über diesen Paß.

Ich war vorbereitet auf den Anblick, ich wußte daß ich auf meinem Wege jenen Absturz erreichen würde, aber als ich hier zwischen dem Konahuanui und dem Waolani, den beiden höchsten Gipfeln auf Oahu stand, die drohenden düstern Bergmassen sich gen Himmel erheben sah und vor mir der Abfall des ganzen Gebirgszuges in hufeisenförmiger Gestalt, mit dem majestätischen Meere und der reizenden Felseninsel Makoli, gegen welche Capri im Meerbusen von Neapel nur ein Maulwurfshügel ist, sich ausbreitete — die schäumenden Korallenriffe, die geschützten Lagunen dahinter und die reizenden Dörfer im Schutze der den Strand säumenden Palmen — war ich doch so überrascht, daß meine laute Freude verstummte und ich sprachlos stehen blieb in anbetender Bewunderung; selbst meine Führerin, welche diesen Weg öfter gemacht, war recht eigentlich gerührt, es kamen ihr Thränen in die Augen, gewöhnlich sind die Wilden nicht sentimental, der Anblick hier schien aber auf meine Führerin doch in der That bewältigend zu wirken.

Eine unangenehme Kühle, welche ich zuvor gar nicht bemerkte, weckte mich aus meinen Träumen. Durch die Oeffnung des Gebirges, in welcher ich stand, drängte sich der Passatwind mit großer Macht und berührte meinen Körper mit einer unangenehmen Temperaturerniedrigung. Ich fing an zu frösteln, obwohl beinahe unter dem nördlichen Wendekreis stehend und ich hatte von dem Augenblicke an, wo die Empfindung sich mir klar machte, nicht mehr rechte Muße zur ferneren Betrachtung, erst im Herabsteigen bemerkte ich, daß meine Führerin sich wiederholt Haare ausrupfte und sie im Winde fliegen ließ, ich frug sie weshalb sie es thue, sie erwiderte „um mir die Mächtigeren gnädig zu stimmen."

Auf einzelnen Steinblöcken standen sonst hier ein paar groteske Steinbilder, die Götter des Abgrundes, ihnen pflegte man einige seiner Haare zu opfern und man glaubte, daß derjenige, der es unterlasse, von dem Gewaltigen in den Abgrund gestürzt würde. Die Götter selbst hat dies Schicksal ereilt, bei Einführung des Christenthums wurden die Idole von ihren Postamenten herabgeworfen; aber die Anhänglichkeit der Eingebornen an diese alten Denkmäler war so groß, daß sie die Trümmer derselben heraufholten, zusammensetzten und wieder an ihren Platz brachten bis endlich die Hartnäckigkeit der Missionaire die Oberhand behielt und die Steinbilder, zu Staub zermalmt, nicht wieder hergestellt werden konnten. Aber aus dem Gedächtniß der Eingebornen waren die Götter

noch nicht vertrieben, weit aus dem Thale herauf hatte meine Führerin sich einige Blumenkränze und Sträuße mitgebracht und sie opferte dieselben nunmehr der Pele, indem sie dieselben weit in die Luft hineinwarf, so daß sie tief unten in das prächtige Grün des üppigen Pflanzenwuchses versanken.

Dieser Paß hat noch eine schauerliche historische Erinnerung für sich. Tamea-Mea I. eroberte eine der Inseln nach der andern und auch die tapferen Bewohner von Oahu konnten seiner Heeresmacht nicht widerstehen, sie wurden in dieses Thal getrieben und in demselben wurde die letzte entscheidende Schlacht geliefert. Das geschlagene Heer zog sich immer weiter und höher zurück, aber der siegreiche Tamea-Mea verfolgte dasselbe in nicht zu stillender Kampfbegier und so wurde es bis hieher getrieben, doch es unterwarf sich nicht, das ganze noch übrige Heer von Oahu stürzte über die Felsenkante hinab in den Abgrund, der heldenmüthige König war der Erste, der diesen Weg um der Gefangenschaft zu entgehen, eröffnete.

Zwischen den Felsblöcken und den mächtigen Bäumen oder Sträuchern, welche diesem Absturz entsprießen, führte sonst ein beschwerlicher Fußsteig hinab, jetzt ist derselbe durch eine ziemlich bequeme Straße ersetzt, natürlich keine solche auf der man fahren könnte, wohl aber ein Saumpfad, bequem gangbar für die gelenkigen und ausdauernden Pferde, also für Menschen um so vollkommner ausreichend. Ich vertraute mich demselben unbedenklich an, nachdem ich meine Begleiterin nochmals gefragt, ob sie jetzt, nachdem sie mich auf einen gangbaren Weg gebracht, nicht lieber umkehren wolle. Sie lehnte das gutgemeinte Anerbieten jedoch ab, indem sie versicherte, es mache ihr Freude mit einem solchen verrückten Menschen, wie ich sei, noch einige Zeit weiter zu wandern, sie werde dann von meinen Narrheiten viel zu erzählen wissen. Ich sammle und trockne Pflanzen, welche ich jeden Tag von neuem habe könne, viel schöner als ich sie mir gepflückt, ich finge Schmetterlinge und verstünde sie nicht einmal an ihrem Rüssel festzuhalten und flattern zu lassen, ich liefe den Eidechsen nach, ich sammle sogar die häßlichen Thiere, vor denen man hier allgemeinen Abscheu habe (sie stichelte hiermit auf eine ungemein große, glänzend grüne Spinne und auf ein paar Tausendfüße, welche ich als wahre Seltenheiten aufgenommen und in Spiritus gelegt hatte), ich nähme Schnecken auf, die kein Mensch brauchen könnte und lasse solche, die Jedermann esse, unberührt liegen (sie hatte sehr scharfsichtig wahrgenommen, daß ich eine Auswahl treffe und nicht das Häufige, sondern das selten Vorkommende sammle) und so sei es denn möglich, Monate lang von mir zu erzählen, in mir einen Jahre lang ausdauernden Stoff zur Unterhaltung zu finden — was wollte ich nicht gerne der Frau zur Unterhaltung dienen, wie sie mir gerne zur Führerin diente?

Bergab steigend sah ich die Lagunen hinter den Riffen von vielen Indianern beschritten, sie schienen emsig umherzusuchen und schienen dann und wann etwas todt zu schlagen, was sich im Wasser befand, mein Fernrohr belehrte

mich nicht über das was hier eigentlich geschah, wohl aber klärte mich meine Führerin darüber auf. Die Männer da unten tödten den kleinen Lail (einen anderthalb bis zwei Ellen langen Haifisch), welchen man wegen seines zarten Fleisches sehr gerne ißt. Er folgt den kleineren Seethieren durch die Korallenbänke, die Oeffnungen, durch welche er eintreten soll, erhält man nach dem Meere zu so weit wie möglich, dagegen läßt man sie auf der inneren Seite so weit zusammengehen, daß der Fisch den Rückweg nicht findet. Die Leute dort unten im Wasser suchen sich nun ihre Beute auf, sie müssen aber sehr behutsam sein, denn es kommt leicht vor, daß man am Fuße gefaßt und unter Wasser gezogen wird, oder daß durch die sägenartig schneidenden Zähne der Fuß glatt abgebissen wird.

Als ich gegen das Ufer hinabkam, sah ich diese Aussage auch vollkommen bestätigt und ich konnte mir wohl denken, daß ein Biß von seinem breiten Maule gefährlich genug sein mochte.

Hier am Strande lag ein kleines Dorf von wunderhübschen Grashütten und es wollte mir scheinen, als ob die Einwohner desselben vorzugsweise vom Fischfange lebten, denn die Vegetation hier herum war durchaus nicht so üppig, wie ich sie oben und auf dem Abhange selbst gesehen hatte, vielleicht kommt dieses daher, daß in diesen Höhen der mit Feuchtigkeit gesättigte Passat anschlägt, sich seiner Feuchtigkeit entladet und daher jene Abhänge so überaus üppig nährt, auch ihnen eine bis zum Bewunderswürdigen gehende, üppige Vegetation erweckt. Hier unten schlägt der Passatwind nicht an, er wird gewissermaßen gestauet, nach den höheren Theilen hinaufgedrückt und er geht dann über die Insel hinweg, um sich weit jenseits wieder auf das Meer herabzusenken. Man hat ganz ähnliche Bemerkungen auf anderen, isolirt liegenden Inseln gemacht, wie auf Teneriffa und Sicilien, woselbst der bekannte Pic und der Aetna dieselben Erscheinungen hervorrufen.

Womit sich die Eingebornen erfreuen, welche so ganz abgeschnitten von der Welt — so ganz für sich gesondert leben, sollte man kaum glauben. Einfache Gemüther finden leicht und bald Zeitvertreib. Es wächst hier herum häufig ein Baum mit prächtig scharlachrother Blüthe, Metrosideros polymorpha, in dessen Zweigen und auf dessen Blüthen man unzählige kleine gelbe Vögelchen (Nectarina flava) umherflattern sieht. Dieselben sind nicht größer als ein mäßiger Colibri, jedenfalls sehr viel kleiner als unser Zaunkönig, sie scheinen nur von dem Blüthenstaube des Metrosideros zu leben, denn auf anderen Bäumen sieht man sie beinahe gar nicht.

Diesen Vögelchen stellen die Kinder der Eingebornen nach, fangen dieselben, indem sie verschiedene Zweige eines solchen Baumes mit einer Art Vogelleim bestreichen und dann sich ihrer bemächtigen. Es wird nunmehr den zierlichen Thierchen ein ellenlanger dünner Faden um ein Füßchen geknüpft, das andere Ende des Fadens wird aber an dem Gürtel befestigt, so laufen die Kinder, be-

sonders aber die halb erwachsenen Mädchen, jubelnd und tanzend umher und freuen sich an dem munteren Schwirren der kleinen Vögelchen, die übrigens bewundernswürdig zahm sind und sich, wenn sie müde werden, auf die dazu hingehaltene Hand, auf die Schulter oder auf den Kopf setzen. Ist man des Spieles müde, so löst man den Faden von dem Füßchen und giebt dem zierlichen Thiere die Freiheit, gewiß, dasselbe in jedem Augenblick wieder fangen zu können, dies ist aber auch nöthig, denn da man den kleinen Vogel nicht füttern kann, würde er bald verhungern.

Ich ging nunmehr längs des Meeresstrandes zurück von Dorf zu Dorf und nahm mein Nachtlager östlich von dem Vulkan, welcher Puwaina genannt wird, der ausgebrannt und nur von geringer Höhe ist, man hat denselben befestigt, allein obschon der Besuch verboten ist, scheint diese Festung mir von nur sehr geringer Bedeutung. Ueberall hatten wir Basaltblöcke größerer und kleinerer Dimensionen auf unsrem Wege und derselbe war ziemlich beschwerlich.

Mein Nachtlager hatte ich in einem größern Dorfe aufgeschlagen, welches, wie mir scheinen wollte gleichfalls von dem Fischfange und von dem Verkauf der Vorräthe nach der Stadt lebte. Man sah hier zwar noch Gärten mit Blumen und die gewöhnlichen Baumfrüchte der Tropen und den mehlreichen Pisang, allein man sah nicht mehr Tarofelder, dazu war das Erdreich nicht fruchtbar und die Wassermenge nicht groß genug, aber dennoch fehlte es den Leuten weder an Nahrungsmitteln, noch an Heiterkeit, Noth schienen sie also nicht zu leiden und ihren beliebten Poe, ihren Tarobrei, entbehrten sie auch nicht, denn sie tauschten die Wurzeln von den in den wasserreichen Gegenden wohnenden Landleuten gegen ihre Fische ein, auch hatten sie hier eine Taroart cultivirt, welche gleich dem Bergreis nicht des Sumpfes und des Wassers in solcher Menge bedarf, wie der Taro und der gewöhnliche Reis, aber allerdings ist auch der Ertrag dieses trocknen Taro bei weitem nicht so groß, demnächst hält man ihn auch nicht für so wohlschmeckend.

Die Leute unterhielten sich lange und bis tief in die Nacht hinein mit Singen und Schmausen, aber der Gesang wollte mir nicht besonders melodisch scheinen, er erinnerte höchst auffallend an das mechanische und eintönige Ableiern der Fibelweisheit ba — ba, be — be, bi — bi, bo — bo und wenn etwa einer der Anwesenden seine Kunst durch eine schöne Verzierung, durch eine Fioritur oder Coloratur, durch einen rührenden Triller oder eine lustige Cadenz zeigen wollte, so wurde er alsbald jauchzend ausgelacht und seine eigne sich überstürzende und überkugelnde Fröhlichkeit zeigte, daß er nichts anderes gewollt als die Heiterkeit der Anderen erwecken.

Fünfundsiebzigstes Kapitel.

Heimkehr nach Honoruru. Industrie der Eingebornen. Seltene Kunstfertigkeit im Flechten ihrer schönen großen Matten. Der Supercargo hat sein Serail rekrutirt und dabei einen greulich schlechten Kauf gemacht.

Der nächste Tag brachte mich nach Honoruru zurück; auf dem Wege dahin immer längs des Meeres hatte ich Gelegenheit zu bemerken, in welchem Maße Rinder und Pferde sich hier vermehrt hatten, die sämmtlichen Abhänge der Berge waren davon bedeckt. Das Vieh genießt hier nicht der allergeringsten Pflege, es ist ganz und gar sich selbst überlassen, gedeiht aber ganz vorzüglich, es liebt zwar vorzugsweise die höheren Gegenden, auf den Gipfeln, woselbst der Graswuchs viel bedeutender ist und wo dasselbe nicht nöthig hat, sich durch allerlei Gestrüpp zu drängen, aber es kommt doch manchmal in die Thäler hinab und sogar bis an das Meeresufer, woselbst es sich badet, wie mir scheint aber auch das Wasser mit großer Begierde säuft, wie denn die Thiere mit gespaltenem Huf überhaupt salziges Wasser lieben.

Die Thiere sind vollständig verwildert, um sich ihrer zu bemächtigen, muß man sie jagen gleich den Hirschen, und da sie heerdenweis leben, sehr muthig sind und sich mit ihren langen Hörnern sehr ernsthaft zur Wehr setzen, so ist diese Jagd durchaus nicht gefahrlos. Nicht selten sollen Heerden von nahezu 100 Stück die Dörfer überfallen. Es ist sehr schwer zu begreifen, welche Absichten sie dabei wohl haben, denn zu finden ist namentlich in diesen Dörfern am Meeresufer nichts, was sie besonders reizen könnte. Und sicher sind sie innerhalb ihrer Gebirge bei weitem besser daran, doch ist es eine Thatsache und die Eingebornen wissen, wenn sie die Heerden kommen sehen, nichts Besseres zu thun, als so eilig wie möglich ihre Hütten zu verlassen, welche sie gewöhnlich ganz zerstört finden, indem die Heerde im wilden Galopp darüber hergegangen ist und sie umgestürzt und niedergetreten hat. Die Häuser werden bald wieder aufgeführt und noch am Abende sitzen die davongelaufenen Leutchen wieder ganz ruhig in ihren friedlichen Hütten, haben auch wohl einigen Vortheil davon, denn es ist gar nicht selten, daß ein junger Stier sich das Haupt an einem Baume eingerannt hat, oder mit gebrochenem Halse liegen bleibt, das lassen die Eingebornen sich denn vortrefflich schmecken, da sie durchaus keine Kostverächter und auch vom Fasten keine Freunde sind.

Ebenso verbreitet haben sich die Pferde, welche, wie es scheint, einer spanischen Race angehören und sowohl äußerst feurig, als auch zugleich sehr ausdauernd sind. Je mehr ich mich der Stadt näherte, desto auffallender war die

Menge der Reiter und Reiterinnen, welche mir begegneten. Jeder nur einigermaßen Wohlhabende scheint es für eine Ehrensache zu halten, ein paar Pferde im Besitz zu haben und sobald die Sonne niedrig genug steht, um nicht mehr zu belästigen, eilt ein Jeder hinaus in das Freie, um sich an einem lustigen Galopp zu ergötzen. Ich kenne die Vortrefflichkeit dieser Pferde nicht weiter, aber daß ihre Hufe den Anforderungen auch des eigensinnigsten Pferdekenners entsprechen, ist gewiß, denn von einem wohlgebahnten Wege, von weicher Erde, welche den Huf schonte, ist keine Rede. Die Wege bestehen aus zertrümmerten Basaltstücken, welche man aus den Wiesen und den Gärten über die Umfriedigungen hinweg geworfen hat, und dazwischen trabt und galoppirt ein Pferd von Oahu drei Stunden lang, ohne die geringste Verletzung des Hufes, welcher durch nichts geschützt ist, denn niemals habe ich hier ein mit Hufeisen versehenes Pferd gefunden.

Ob die Pferde und Rindviehzucht in solchem Grade betrieben, wie hier, dem Fleckchen Landes nützlich sei, möchte ich beinahe bezweifeln, auch hört man die Eingebornen, obschon sie sich der Pferde mit sichtlichem Vergnügen bedienen, darüber klagen, daß der Anbau der nützlichen der Nahrungsgewächse ganz außerordentlich abgenommen habe; überall, wo sonst in der Nähe der Küste Taro, Reis, Zuckerrohr gebaut wurde, sieht man jetzt künstliche Wiesen, darum pflegt man bei uns in Europa mit Recht im gemäßigten Clima die Landwirthschaft, die ohne einen ordentlichen Viehstand unmöglich sei, dies ist aber nicht nöthig in den heißen Landstrichen, der Dünger ist hier ganz überflüssig und ein anderer Gegenstand, die Milch der Kühe, kommt deshalb nicht in Betracht, weil die wilden Kühe nicht gemelkt werden können und die wenigen, welche man als Hausthiere hält, die Milch sehr ungerne abgeben, es bleibt daher als Gegenstand des Nutzens nur das Fleisch und dieses ist nur von Wichtigkeit für die engländischen Ansiedler, denn die Eingebornen haben sich früher, ehe sie Schlachtvieh kannten, sehr viel besser befunden, auch existirt für sie dasselbe nicht einmal, da wie bemerkt, die Rinder gejagt werden müssen gleich den Hirschen, etwas, woran kein Bewohner dieser Insel denkt, da er durchaus nicht wüßte, was er mit einem getödteten jungen Stier oder einer Kuh anfangen sollte bei einer feuchten Wärme von 28° C.

Die älteren Reisenden schreiben alle mit sichtlichem Entzücken von der Schönheit der Vegetation an den Ufern der Insel, man sah nicht nur überall die prächtigsten Pflanzen, sondern man sah den Anbau derselben, noch zur Zeit des ersten Tamea-Mea waren die sämmtlichen Abhänge nach dem Meere zu mit den herrlichsten Anpflanzungen bedeckt, worunter die beiden Förster, die Camoten (Convulvolus batata) als besonders vortrefflich anführen. Es sind bekanntlich Knollen, ähnlich den Kartoffeln, aber viel zuckerreicher und sogleich so mehlhaltig, daß man sie besser mit den Kastanien vergleichen könnte. Jetzt sind die Pflanzungen bis auf die letzte Spur verschwunden und man sieht nur un-

fruchtbares, steiniges Land oder wenig Ertrag gebende Wiesen. So hat sich denn auch die Bevölkerung, so weit sie nicht gelernt hat, einen spitzbübischen Handel zu treiben, in die Gebirgsthäler zurückgezogen und scheint dort langsam ihrem gänzlichen Erlöschen entgegen zu gehen. Daß die Missionaire sich dabei durchaus nicht frei von Schuld fühlen, geht aus dem Umstande hervor, daß sie sich in allen ihren Schriften mit großer Lebhaftigkeit gegen diesen Vorwurf wehren, aber die angelsächsische Race ist ganz außer Stande, sich in fremde Verhältnisse und Ansichten zu schicken, überall hin trägt sie die ihrigen und zwingt sie den Leuten auf, zu denen sie kommt, wie wir bereits auf Neu-Seeland gesehen haben und wie es sich unaufhörlich und überall wiederholt.

Während ich meines Weges gen Honoruru ritt, hatte ich wieder Gelegenheit, die Geschicklichkeit der Eingebornen in der Kunst des Schwimmens kennen zu lernen. Es sieht reizend aus, wenn man die jungen Mädchen auf einem korkähnlich leichten Brette sitzen oder liegen und die Brandung durchschneiden



Badende Mädchen in der Brandung auf den Riffen.

sieht. Die niederschmetternde Welle würde sie hinwegreißen oder würde sie zermalmen, denn die Brandung ist eine gewaltige, aber sie verstehen es, in dem Augenblick, wo die Welle sich hoch aufbäumend dem Strande nähert, hindurchzubrechen, so daß sie, während die Welle noch dem Ufer zuschreitet, schon weit durch dieselbe gedrungen, im offenen Meere sich befinden und sich dann auf den Wellen gar anmuthig schaukeln oder von denselben übergießen lassen. Ich dachte, daß dabei die Haifische ihre gute Rechnung finden würden, allein ich wurde dahin belehrt, daß die Ungeheuer selbst die Brandung fliehen, weil sie

von derselben auf die zackigen Korallen geworfen werden und so verenden müssen.

Bei der Rückkehr nach dem Ufer lassen die Schwimmer sich von der Welle so nahe wie möglich ans Land tragen und wenn sie wissen, daß sie sich auf der Bank befinden, so durchbrechen sie abermals die Woge, aber in entgegengesetzter Richtung nicht dem Meere, sondern dem Lande zu, um auf den Grund zu kommen, weshalb sie auch das sie tragende Brett verlassen. Sie klammern sich an den Korallen fest und halten sich, bis die Welle verrauscht ist, worauf sie, ehe eine zweite kommt, das Riff verlassen, oder wenigstens so weit gehen, als erforderlich, um von der zerstäubten Woge nicht mehr gefährdet zu werden.

Ich stand lange am Ufer, um mich an dem heiteren Spiel zu ergötzen, welches hier bei der Geschicklichkeit der Eingebornen durchaus nicht gefährlich aussieht.

Gleichzeitig mit den Schwimmern waren einige Männer und Frauen beschäftigt, Muscheln oder große Krebse, Hummern aufzusuchen. Der hier gewöhnliche Krebs ist der Palinurus penniciillatus, sonderbar durch seine stets wechselnden Farben. Ich habe denselben ganz blau, grün, ich habe ihn schön roth und sogar in vielen verschiedenen Farben spielend gesehen, aber beinahe niemals zwei, die ganz gleich gewesen wären. Die Thiere wohnen in den kleinen Höhlen und Vertiefungen, welche die Korallenbauten in großer Menge offen lassen, bei ruhigem Wetter gehen sie hinaus und der Beute nach, von der Brandung überrascht, werden sie gewöhnlich weiter geworfen, als ihnen lieb ist und sie verlieren dabei häufig einzelne nicht unmäßig festsitzende Gliedmaßen, ein paar Beine, einen Fühler, so daß man selten einen Krebs unversehrt sieht. Die Thiere sind eßbar, sehr schmackhaft, die Eier sind eine ganz besondere Delikatesse und sie werden auch nach Honoruru zum Markte gebracht, sind aber gewöhnlich enorm theuer, obwohl man niemals etwas von einem bestimmten Preise sagen kann, da die Festsetzung derselben ganz von der Laune der Leute abhängt. Solch ein Indianer braucht zwei Dollars und wenn er sie wie natürlich nicht bekommen kann, trägt er seine Waare ganz ruhig wieder nach Hause. Bei der nächsten Gelegenheit, wo er vielleicht einen halben Dollar braucht, hängt er zwanzig solcher Thiere auf und verkauft sie in der Stadt für den gedachten Preis.

Nicht anders machen es die Frauen mit ihren Geweben. Aus den Fasern verschiedener Pflanzen, entweder aus Binsen oder aus dem Baste des Pandanus, aus den Fasern der Pisang-Staude werden Matten von verschiedener Feinheit und sehr verschiedenem Preise geflochten. Zu den feinsten derselben trocknet man die Grasstengel erst vorsichtig, dann zieht man die härtere Rindensubstanz in sehr dünnen, bandförmigen Streifen von dem Zellengewebe der Binse ab, schabt dann jeden Streifen mit einer scharf geschliffenen Muschel so lange, bis er blendend weiß wird, und nun beginnen die Mädchen oder Frauen

das Flechten der Matte, welche sie beinahe immer vollkommen quadratisch machen, sechs Fuß, zehn Fuß lang und breit, aber wohl auch achtzehn Fuß lang und eben so breit. Eine in dieser Arbeit sehr geschickte Frau kann eine solche Decke nicht in weniger Zeit als in einem Jahre fertig machen und sollte man es glauben, solch' eine riesige Decke von einer erstaunenswerthen Weichheit und Zartheit und von einem außerordentlich schönen, geschmackvollen und regelmäßigem Muster breit umsäumt und durchwebt, kostet 18 bis 24 Thaler unsers Geldes. Wie wohlfeil muß die Zeit diesen Leuten sein, da sie ihre saubere, wunderbar schön durchgeführte Arbeit nicht höher als zwei Groschen täglich anschlagen. Kleinere von dem vierten Theile der gedachten Oberfläche bekommt man zu 10 bis 12 Thaler, das will eigentlich sagen zum doppelten Preise, denn ein acht Fuß langer und breiter Teppich hat nur den vierten Theil des Flächeninhalts eines sechszehnfüßigen. Im übrigen werden die Decken nicht häufig zum Verkauf gebracht, da die Leute sie für sich benutzen, in keiner auch der ärmsten Hütte fehlt dieselbe, um den Erdboden zu bedecken, oft haben die Leute drei, vier solcher Teppiche übereinander liegen. Alle Abtheilungen im Innern einer Hütte werden nur durch Decken gemacht und häufig sind auch die Wände selbst von solchen Decken oder Matten, wodurch die Wohnungen äußerst angenehm und luftig erscheinen, aber freilich auch gegen heftigen Regen keinen besondern Schutz gewähren, doch in diesen glücklichen Climaten fragt man nicht danach und so schnell man auch naß, übergossen, oder wörtlich genommen durchgeweicht wird, so schnell entflieht auch wieder die unbequeme Nässe ohne üble Folgen für den Körper.

Wo ich an irgend einer der anmuthigen Hütten vorbei kam, wurde mir freundliche, nur nicht wie sonst gastfreundliche, d. h. unentgeltliche Aufnahme geboten. Die Leute waren, wie es mir schien, unzufrieden, wenn man ihr Erbieten nicht annahm, es hatte aber einen anderen Grund als früher, sonst war es die Betrübniß, den guten Willen ausgeschlagen zu sehen, jetzt war es der wirkliche Kummer, von dem Fremden nichts profitiren zu können — ob das ein Kummer ist?

Wenn man nämlich von den guten Insulanern Lebensmittel kauft, so ist das Zunächstliegende, daß sie nach erhaltener Bezahlung davon so viel essen, als irgend möglich, sie füllen sich gerne auf fremde Kosten den Bauch an und sind dabei nicht blöde. Wie schade für diese trefflichen, liebenswürdigen Charaktere, wie schade, daß durch Belehrung, durch amerikanische und ländische Engländer alles entwichen ist, das diese Naturkinder zu so liebenswürdigen Menschen machte und beim Himmel, daran sind ganz allein die genannten beiden Varietäten derselben Species schuld. Liebenswürdig, herzlich, zuvorkommend sind die Eingebornen noch immer, aber sie sind gewinnsüchtig geworden. Sie sind dazu gemacht worden durch die Verbreiter der christlichen Religion und des bedruckten Kattuns, welche es für eine Schande erklärten, nicht getauft

zu sein und zu einer Bedingung der Taufe machten, daß man Hemden aus baumwollenem Zeuge von möglichst bunter Farbe trage und diese Hemden kosten so viel Geld, daß der Arme, der zu Tragung derselben verurtheilt ist, genug zu thun hat, um das zu beschaffen, was die stets wiederkehrende Erneuerung dieses für die christliche Religion so höchst wichtigen und nothwendigen Kleidungsstückes kostet. Beim Himmel, man sieht, daß die Verbreitung dieser erhabenen Lehren den Missionairen reiche Früchte trägt, nicht erst jenseits dieses beschwerlichen Erdenwallens, sondern schon diesseits desselben.

Noch bevor es Abend wurde, gelangte ich zurück nach Honoruru und hatte das Glück, in dem ersten Hotel der Stadt mit dem würdigen Supercargo zusammenzutreffen. Er stellte mir drei Mädchen von einer seltenen Schönheit und Körperfülle vor, sie gehörten nicht dem Stamme der Kanakis, sondern der eigentlichen Edlen an, waren aber von den Ihrigen den Weißen überliefert gegen eine angemessene Morgengabe, damit er sie heirathe. Er hatte auch unzweifelhaft diese Absicht, wenn schon nicht in dem Sinne der vornehmen Leute, noch viel weniger im Sinne der Missionaire, sondern einfach in der Art, wie Matrosen und Leutel von ähnlicher Bildung und Gesittung Mädchen zu Frauen nehmen für eine gewisse Zeit.

Der Herr Supercargo beehrte mich mit dem Auftrage, ihm möglichst genaue Auskunft über den Gesundheitszustand der an sich genommenen Mädchen zu geben. Mir war dieser Wunsch ein sehr willkommner, indem ich mich dadurch in Stand gesetzt sah, über den Bau einzelner Theile des weiblichen Körpers möglichst genaue Forschungen anzustellen. Der ungemein glücklich geformte Hals einer Champagnerflasche diente mir als Spiegel (speculum uteri), aber noch vor Anwendung desselben bemerkte ich eine durchaus ungewöhnliche Ausdehnung des Clitoris, welcher aus dem inneren Raume, woselbst er verborgen zu sein pflegt, so weit hervortrat, daß die ganze glandula nicht nur, sondern auch der Körper derselben außerhalb sichtbar war. Ich habe zwar nie gehört, daß auf diesen Inseln Tribaden gefunden worden seien, die Vergrößerung kann also nicht von einem Mißbrauch herrühren, aber da sie einmal vorhanden, so genügt sie vollkommen, um zu erklären, daß das weibliche Geschlecht hier so ungemein entgegenkommend ist, denn es findet durch die Größe und der daraus folgenden Heraustretung aus den schützenden Theilen ein fortwährender lebhafter Reiz statt, welcher Befriedigung sucht, wie es bei jedem Jucken der Fall ist da man sich durch heftiges Kratzen, d. h. durch Erregung eines lebhaften Schmerzes von dem viel unerträglicheren Gefühl des Juckens zu befreien sucht.

Die Mädchen waren alle drei zwischen zwölf und vierzehn Jahren, aber von einer so ungemein üppigen Körperbeschaffenheit, daß ich daraus auf eine höchst vollständige, physische Reife schloß, die vorhin bemerkte Vergrößerung des Clitoris erweckte in mir die Frage, ob diese Kinder des Südens wohl noch ihre Virginität bewahrt hätten. Diese Frage war eigentlich überflüssig, denn

da sie sich seit mehreren Tagen im Besitz des Herrn Supercargo befanden, war zu schließen, daß er von allen Rechten eines Ehemannes Gebrauch gemacht haben würde und so stellte es sich auch heraus, nur waren die Spuren einer vorhandenen Zerstörung durchaus nicht frisch, sondern im Gegentheil waren sie völlig verschwunden und die Anwendung meines improvisirten Spiegels belehrte mich, daß ihnen dieses nicht erst vor kurzem begegnet sei, denn alle drei hatten so tief eingehende Geschwüre mit speckiger Oberfläche, daß ich mich bewogen fand, den edlen schwäbischen Holländer zu befragen, ob er nicht verschiedene, sehr unbequeme Symptome einer Krankheit empfände, welche ihn zwingen würde, seine Diät in auffallender Weise zu ändern.

Unter einer Million von Flüchen der allerkräftigsten Art fragte er mich, ob ich ihn für einen solchen Esel halte, mir die drei hübschen Mädchen gewissermaßen auf einem Präsentirteller darzubringen, wenn er nicht solche Symptome in der allerbeunruhigendsten Art empfunden hätte.

Um kurz von der Sache zu kommen, der Supercargo stand auf dem Punkte, eine sehr zerstörende Krankheit durchzumachen. Er verlangte von mir Hilfe und Geheimhaltung, da ich jedoch die zerstörende Kraft jenes Uebels in den heißen Zonen wohl kannte, hütete ich mich, seinem Verlangen nachzukommen, sagend, an Geheimhaltung sei nicht zu denken, da der Arzt unsres Schiffes, welcher zugleich die Medicamente als Apotheker verwaltete, klug genug sei, um sich nichts vormachen zu lassen, das Nöthige aber um so viel eher verrathen würde, als man sein Vertrauen zu umgehen versuche.

Herr Meyer sah dieses auch ein, barg aber seinen furchtbaren Grimm gegen die Mädchen nicht, sondern schickte sie mit Faust- und Fußstößen nach feiner feinen Manier zum Teufel, wofür er von ihren Verwandten gewiß auf eine nicht zu zärtliche Manier zur Rede gestellt worden wäre, falls er sich nicht eiligst zurückgezogen hätte.

Wie heilbringend kam mir jetzt meine Entsagung vor, und welche reichliche Belohnung dafür fand ich in dem glücklichen Umstande, gesund wie ein Fisch zu sein.

Ich hatte jetzt wohl Ursache, zu vermuthen, daß wir nicht mehr übertrieben lange hier bleiben würden und suchte daher noch so viel von den Sitten und Eigenthümlichkeiten des Volkes kennen zu lernen als möglich. So besuchte ich denn auch am nächsten Abende den Gouverneur, welcher auf dem eigentlichen Fort wohnt, das er nur für sich befestigt zu haben scheint. Dasselbe war von einer elenden Steinmauer mit etwas dahinter aufgeschütteter Erde umgeben, innerhalb derselben standen eine Menge Kanonen von verschiedenartigstem Kaliber, sie mochten indessen wenig Gefahr bringen, denn sie lagen fest auf der Brüstung und waren nicht zu bewegen oder zu richten. Im Inneren des Forts standen die Häuser, in denen der Gouverneur mit seinen Frauen und Dienern wohnten. Er gehört zu dem Stamme der Häuptlinge



und war demnach mäßig dick, schien aber, obgleich ganz nackend, trotzdem wie ein Lastthier zu schwitzen.

Ich fand den würdigen Mann mitten auf seinem Hofe auf einem Stuhle sitzen, rings umher sah ich wenigstens 100 Leute, Soldaten, Diener, Dienerinnen bunt durcheinander gelagert die in unaufhörlichem Lachen schlechte Witze machten, satyrische Geißelhiebe austheilten und empfingen und dadurch ihren würdigen Herrn nach besten Kräften zu unterhalten suchten. Es sind dieses die gewöhnlichen Abendvergnügungen der reichen Herren und sie ersetzen dort Schauspiel und Concert, Oper und Ballet, bis zu welchen Ergötzlichkeiten die Eingebornen es noch nicht gebracht haben, wiewohl die Weißen sich rühmen, eins und das andere Aehnliche arrangirt zu haben — von San-Francisco in Californien sind allerdings Schauspieler und Sänger nach Honoruru gekommen, ich glaube auch gehört zu haben, daß sie daselbst gute Geschäfte gemacht, aber die gnädigen Götter, welche wohl wissen, was einem Jeden gut ist, haben mich vor dem enormen Glück bewahrt, dergleichen zu hören.

Da der Kapitain und der Supercargo bei dem Könige gewesen waren und daselbst auch nicht ein Glas Wasser zur Erfrischung bekommen hatten, so kann ich mich nicht verwundern, daß bei dem würdigen Gouverneur gar nichts zu finden war, vorausgesetzt, daß dieses noch weniger ist, als nichts. Ich war auch darauf vorbereitet und hatte deshalb vorher gegessen, der würdige Gouverneur aber ließ sich durch meine Gegenwart nicht stören, er speiste, was man ihm des Wohlschmeckenden bot, Zuckerrohrabschnitte, gebratene Schweinsohren und dergleichen mehr.

Neben dem Gouverneur lag ein großer Haufen Matten, welcher sich hin und wieder einmal bewegte. Ich war sehr gespannt auf das, was wohl darunter stecken möchte, als unerwartet die Bewegung etwas stärker wurde und etwas ganz ungeheuerliches sich aus dem zusammengehäuften Matten mit Mühe herauswickelte. Es war die älteste Frau des Gouverneurs, ein Fleischklumpen von ungeheurer Größe und schreckenerregender Ungestalt. Den Bauch, welcher zum wenigstens eine Elle weit hervortrat, hielt auf der entgegengesetzten Seite ein Fleischgewächs das Gegenstück, das nur wenig den Dimensionen der vorderen Seite nachgab. Man pflegt die Schulterbreite eines Grenadiers auf achtzehn Zoll anzunehmen, meiner Schätzung nach hatte aber die würdige Dame reichlich das Doppelte. Da sie ganz nackend dalag, so hatte sie die größte Aehnlichkeit mit einem geschlachteten, bereits gebrüheten und rasirten Schweine, nur muß ich sagen, daß allerdings ein solches appetitlicher gewesen wäre. Durch das Brühen und Abschaben wird von dem Aeußeren desselben sehr viel entfernt, was alles auf der hellbraunen Haut der wohlgemästeten Insulanerin noch lagerte.

Die würdige Frau wurde, sobald man Leben unter der Decke bemerkte, durch sechs hinzueilende Damen ihres Gefolges unter großer Anstrengung so

weit aufgerichtet, daß sie auf den ungeheuren Polstern, die ihr von der gütigen Mutter Natur zugetheilt worden waren, saß, aber ihr Rückgrat hatte so wenig Halt und die schwache Muskulatur unter der ungeheueren Fettlage so wenig Kraft, daß diejenigen, welche sie erhoben hatten, sich nun neben und hinter sie setzten und mit ihren Rücken von drei Seiten an sie gelehnt, sie stützen mußten, damit sie nicht falle, obschon ihre Unterlage genügend breit war.

Ich war anfänglich sehr geschmeichelt in dem Gedanken, daß die würdige Dame sich hatte aufrichten lassen, um mir die Hand zu geben, denn dieses war es, was sie zunächst that, alsbald aber sah sie sich ängstlich schmatzend um und man begriff ganz ihre Sehnsucht, denn es wurde ihr von zwei anderen Damen eine reichliche Portion Schweine- und Hundebraten gebracht, welches beides sie in großer Hast verzehrte, sich dann viel zu trinken reichen ließ, dann aber ihrer Umgebung einen Wink ertheilte, worauf diese sie langsam niederlegte und die gute Frau sich nun ungestört dem Verdauungsgeschäfte überließ. Dasselbe wurde durch starke Lufteruptionen von beiden Seiten hörbar, bezeichnet. Die Ausbrüche aus dem Munde erregten kein Aufsehen, die aber, welche aus der polar-entgegengesetzten Oeffnung hervorbrachen, erregten bei den anwesenden Dienern und Untergebenen des Gouverneurs ein äußerst ungenirtes Lachen, worin auch der Gouverneur selbst wiederholt einstimmte, es wollte mir scheinen, als fände er sich sowohl durch die kühnen Thaten seiner Gattin, als auch durch die ergötzlichen, sehr wechselvollen und mitunter recht maliciösen Bemerkungen höchlichst unterhalten.

Sechsundsiebzigstes Kapitel.

Die Fischseen des Königs. Der Perlen-Fluß. Eine Musterwirthschaft des Spaniers Marini. Intriguen gegen denselben von Seiten der Missionaire. Der erloschene Vulkan Mauna-Roa.

Nachdem ich mich über alle Maßen hinlänglich an dem Schauspiel einer solchen Gesellschaft ergötzt und derselben keine neuen Seiten mehr abzugewinnen vermochte, empfahl ich mich dem würdigen Gouverneur zu Gnaden, um noch eine Parthie für den nächsten Tag sowohl nach den Fischseen als dem Perlen-Flusse und von da zu der einzigen, großartigen Besitzung, welche ein Europäer angelegt, fortzusetzen. Es ist die von dem Spanier Marini angelegte Musterwirthschaft, so kann man sie in der That nennen, denn sie umfaßt Alles, was in diesem Klima erzeugt werden kann und hat eine musterhafte

Ordnung, obwohl ihr vielfach angefeindeter Begründer, Marini selbst das Zeitliche längst gesegnet hat.

Ungefähr eine Viertelmeile weit von der Stadt liegen die Fisch-Seen des Königs. Dieselben sind künstliche Anlagen, in dem Korallenfels des Ufers ausgehauene Vertiefungen. Sie liegen beträchtlich unter der Linie der Ebbe, so daß zu dieser Zeit sie noch immer drei Fuß Tiefe haben, gegen das Meer sind sie abgeschlossen, bieten aber gegen dasselbe eine Menge weitmündiger Eingänge dar, wodurch die Fische ungehindert in diese Seen gelangen können. Im Innern, wo die Zugänge sich beträchtlich verengern, sind sie mit einer eignen Vorrichtung versehen, wodurch der Fisch gehindert wird, aus diesen Teichen oder Seen zu gehen. Es sind zwar nur dünne Stäbe von Rohr, welche sich dem Fische widersetzen, da sie aber sämmtlich zugespitzt sind, so kehrt der Fisch zurück, sobald er sie berührt.

Der Weg zu dem Perlen-Flusse führt durch diese Seen, welche den König jeder Zeit mit Fischen versehen, auch wenn Sturm und aufgeregte Brandung den Fischfang im Meere verhindert. Bei der Fluth, welche den Meeresstand um zwei bis drittehalb Fuß erhöht, kann man sie nicht passiren, man wählt in diesem Falle eine höher gelegene Gegend, aber da so gut wie gar keine Regelung des Weges stattgefunden hat, so ist selbstverständlich von einer bequemen Fahrt keine Rede, von einer Fahrt überhaupt nicht, denn für dergleichen haben nur die Damen der Missionaire einen Sinn, sie lassen sich, wie der: dem:, in kleinen Handwagen durch Menschen ziehen. Zur Zeit der Ebbe durch die Seen reitend, gehen die Pferde bis an den Bauch im Wasser, zur Zeit der Fluth reitet man zwar im Trocknen, hat aber eine solche Menge von Bächen, Gräben und Sumpfstrecken zu passiren, daß man in diesem Falle verzicht, ein Boot zu benutzen.

Ist der eine oder der andere Weg zurückgelegt, so kommt man endlich zu dem Perlen-Flusse, welcher nach meiner Schätzung drei deutsche Meilen von der Hauptstadt entfernt ist; vom Messen der Entfernung ist gar keine Rede. An diesem Bache miethete ich ein kleines Canot, welches mich Stromauf begleiten sollte, theils um mich über vorkommende Flüsse und Gräben zu führen, die dann das Pferd durchschwimmen mußte, theils aber um die nöthigen Lebensmittel aufzunehmen, welche allenfalls noch hier an der Küste für Geld zu haben sind. Hier wurden mir auch Perlen zum Kauf angeboten, aber es waren nicht jene schönen aus der Perlen-Auster kommende Edelsteine, es waren die der Landmuscheln, welche man auch in einigen Bächen in der Gegend von Hof im Voigtlande findet und diese haben einen nur sehr geringen Werth. Da ich in dieser Hinsicht durch einen glücklichen Zufall reich versehen war, hatten natürlich die vorhandenen Dinger keinen Reiz für mich, auch bin ich vollkommen überzeugt, daß die Engländer oder Amerikaner längst ihre schwere Hand darauf gelegt hätten, wenn sie wirklich als Schmuck brauchbar gewesen wären.

Es ging nun den Bach entlang immer höher hinauf durch eine so reich bewachsene, so üppig mit den schönsten Früchten und Blumen erfüllte Gegend, daß es mir selbst hier, wo es doch so viel des Schönen giebt, noch auffiel. Der Fluß oder Bach scheint trotz der Breite des Thales zu der Ueppigkeit der Vegetation das Meiste beizutragen. Hier sah ich zum erstenmal eine kleine vierfüßige Bestie als Schooßthier gebraucht, welche sonst in der Regel zu diesem Zwecke nicht gehalten wird. Es war das Schwein, allerdings das noch sehr kleine, das Spanferkel, auch war das kleine Thier nebst allen seinen Verwandten oder Gespielen wirklich sehr reinlich gehalten, aber es kam mir doch sehr komisch vor, als ich beinahe vor jeder Hütte des nunmehr erreichten Dorfes eine Frau sitzend und ein Schweinchen liebkosen sah, streicheln oder am Halse oder hinter den Ohren krabbelnd, mit großer Zärtlichkeit an Brust und Wangen drückend und alle die Tollheiten treibend, welche man sonst mit hübschen kleinen Hunden zu treiben pflegt. Diese letzteren mußten hier einem anderen Zwecke dienen. Es läßt sich über den Geschmack überhaupt nicht streiten, dies aber muß ich sagen, wenn ich die Wahl hätte zwischen einem Schooßhündchen und einem Schooßschweinchen, so würde ich das erstere vorziehen, wäre es auch nur, weil das Schweinchen immer einen sehr durchdringenden Geruch hat, vielleicht ist aber gerade dieses den Indianerinnen angenehmer, die Hunde dagegen werden auch gepflegt und zwar so sehr, daß sie in der Regel schon nach dem ersten halben Jahr ihre volle Größe, dazu aber eine reichliche Fülle von Fett erlangt haben, sie werden dann nach der Stadt verkauft und von den dort wohnenden, wohlhabenden Eingebornen, besonders von denen aus dem Stamme der Häuptlinge sehr theuer bezahlt, da ihr Fleisch für das allerfeinste und alles andere übertreffende gilt.

Ich besuchte hier den erloschenen Vulkan Mauna-Rea, welcher kaum 300 Fuß Höhe hat, auf seinem Gipfel hat er eine Vertiefung, welche, obschon nur höchst gering und ganz ausgeebnet, doch den ehemaligen Krater ziemlich deutlich anzeigt. Die sehr häufigen Regen verwandeln diese Flächen in einen Tümpel, der Boden ist aber so stark mit Salz geschwängert, daß nicht nur sein Wasser sehr salzreich ist, sondern auch bei der Verdünstung eine reichliche Salzkruste zurückläßt. Während der trockenen Jahreszeit verschwindet das Wasser hier und die ganze innere Fläche ist reichlich mit Salzkrystallen bedeckt.

Nachdem ich mich in dieser öden Gegend an den mitgebrachten Vorräthen gestärkt hatte, setzte ich meinen Marsch weiter fort. Ich kehrte zum Thale des Perlen-Flusses zurück und fand denselben zu meinem nicht geringen Erstaunen beträchlich höher als zwei Stunden vorher, was ich mir dadurch zu erklären glaubte, daß ich starke Regengüsse in der Quellengegend des Gebirges annahm. Da ich indessen bei größerer Annäherung an den Fluß denselben rückwärts fließen sah, wußte ich auf einmal, woran ich war, die Fluth drang so hoch und noch viel weiter hinauf, denn das Thal selbst ist so außerordentlich ebensöhlig,

daß die Barometermessung von der Mündung des Perlen-Flusses bis zu Marini's Besitzung keinen Unterschied angab. Die Fluth bis hierher dringend, erklärt dieses. Sie beträgt, wie oben schon angeführt, zwei Fuß und diese durch das Barometer zu messen, möchte immerhin sehr schwierig sein, da der Unterschied des Barometerstandes in der Ebene der Meeresfläche nicht viel über den hundertsten Theil einer Linie beträgt.

Die Fluth bildet an verschiedenen Stellen kleine Seen, welche sich bei der Ebbe wieder entleeren; zu der geringen Tiefe des Flusses aber die der Fluthhöhe addirt, erhält man doch so viel Wasser, daß ganz erträglich große Schaluppen drei Meilen weit in's Land dringen können. Hier liegen auch die ausgedehnten Besitzungen des Don Francisco de Paulo Marini, welcher für die Cultur der Sandwichs-Inseln mehr gethan hat, als alle Missionaire zusammen, und dessen Namen, wie Meyen sagt, in der Culturgeschichte dieser Inseln stets obenan stehen wird, selbst wenn die Namen der Missionaire längst vergessen sein werden.

Es ist mir nicht gelungen, etwas näheres über diesen ausgezeichneten Mann zu erfahren, es ist mir auch nicht bekannt, was ihn bewogen hat, sich gerade hier niederzulassen, es sei denn die ungewöhnliche Fruchtbarkeit und das trotz der tropischen Lage doch so milde Clima, aber er muß lange gewählt haben, denn an seinen Pflanzuugen erkennt man, daß er weit in der Welt herumgekommen sei. Er hat eine große Menge der höchst wichtigen tropischen Pflanzen hier vereinigt, man sieht die schönsten Ananas in ungeheuren Mengen, an schattigen Plätzen sieht man den Weinstock reich mit Trauben beladen, welche vollkommen ausreifen, was sonst in heißen Ländern nicht geschieht. Der Kaffeebaum, die sauern, bittern und süßen Orangen und der Cacao sind durch ihn hier eingeführt, Kaffee und Cacao bilden schon beachtenswerthe Handelsgegenstände, an Früchten sieht man noch die Papaya, die Mango und die Mangustin, doch nur vereinzelt, während Orangen und Cacao auf diesen Besitzungen bereits so ausgedehnt sind, daß man sie eher Wälder als Gärten nennen kann. Baumwolle, Zuckerrohr, Reis und Mais, sowie Tabak der edelsten Art bedecken ungeheure Strecken und sämmtliche Besitzungen des tüchtigen Mannes sind von seinen Nachkommen so wohl und ordentlich gehalten, daß man erstaunt, dergleichen hier unter sogenannten Wilden zu sehen, auch wußte man hier das Angenehme dem Nützlichen beizugesellen, so sind sämmtliche Zäune durch lebende Hecken der großen Opuncia ficus indica umgeben, welche nächst einer Undurchdringlichkeit in Erstaunen setzt bei einer Pflanze, von der man zu glauben geneigt ist, sie sei aus Wachs gemacht (so weich und widerstandlos sind ihre jüngsten Zweige). Diese Cactusart trägt große, birnenähnlich gestaltete Früchte von außerordentlicher Würzigkeit und Lieblichkeit, deren Genuß auch nicht den geringsten Nachtheil bringt, obwohl sie eine Eigenschaft haben, welche den Unkundigen zu beängstigen im Stande ist. Ihr Genuß färbt die flüssigen

Excremente so dunkelroth, daß man glaubt, man habe die gefährliche Krankheit, welche das Blutharnen genannt wird, die Aengstlichkeit indessen verliert sich bald, wenn man sieht, daß auch nicht der geringste Nachtheil daraus entsteht.

Man sollte es wohl kaum glauben, daß die Unwissenheit und die Tyrannei der Missionaire bis zu dem Grade gehen könne, den sie hier erreicht hat. Marini hatte zur Benutzung des Zuckerrohrs eine Mühle angelegt und eine Siederei eingerichtet. Marini beschäftigte hierbei eine große Menge der Eingebornen und wurde dadurch ihr Wohlthäter, indem er sie daran gewöhnte, zu arbeiten, um dadurch etwas zu verdienen. Die Niederlassung dieses tüchtigen Landwirthes wurde nun der Sammelplatz von vielen Leuten aus Honoruru, die dort keine Arbeit, oder keine ihnen zusagende, und die bei Marini eine ihren Neigungen und Gewohnheiten entsprechende Arbeit fanden, die außerdem besser bezahlt wurde, als die Missionaire und ihr Anhang zu zahlen geneigt waren. Dies mag wohl der Grund gewesen sein, weshalb plötzlich ein Bannstrahl auf Marini niederfiel, er mußte seine Zuckersiederei aufgeben, denn, so sagten die Missionaire, Marini zöge die von ihnen bereits zu Christen gebildeten Indianer aus der Stadt auf seine Ländereien und entfremde sie daher dem Christenthume.

Hierauf hat schon Chamisso geantwortet, welcher sagt, daß die Einwohner meistens nur die Missionsschulen besuchten und die Predigten der Lehrer anhörten, um sich an der Nachahmung ihrer absonderlichen Gebehrden und der wunderlichen Betonung ihrer Reden zu ergötzen. Dieses ist um so glaublicher, als die Geistlichen der englischen Secten, noch mehr aber die Leute, welche nicht zu den Geistlichen gehören, nicht Theologie studirt haben, sondern nur als Gehilfen in dem Amte der Bekehrung als Missionaire ausgesendet werden — die barockesten Formen haben und ihre Predigten, unbekümmert um die Sprache des Volkes, zu dem sie reden, stets in englischer Sprache halten. Ein schwer zu begreifender Unsinn, welcher dadurch nicht gut gemacht wird, daß sie das Vaterunser und die Evangelien in hundert verschiedenen Sprachen drucken und unentgeltlich in aller Welt vertheilen lassen. Sie vergessen, daß diejenigen, vor denen sie völlig unverständliche und unbegreifliche Reden halten, gar nichts von dem Zweck und dem Inhalt der Reden in sich aufnehmen können, wohl aber die ihnen lächerlich erscheinenden Aeußerlichkeiten lebhaft auffassen und das Studium derselben mit dem ihnen ganz eigenen Geiste der Satyre und Ironie zum Gegenstande ihrer eifrigsten Bemühungen machen, um sich für die sonst tödtliche Langeweile zu entschädigen.

Jetzt ist es freilich nicht mehr ganz so, denn seit der ersten Missionspredigt auf den Sandwichs-Inseln sind bereits zwei neue Generationen herangewachsen und die dritte ist im Werden, jetzt verstehen — was die Engländer überall verlangen — die Eingebornen so ziemlich das Englische, und sie haben die ihnen auferlegten Gebräuche der Methodisten angenommen, ob sie dadurch

Christen geworden sind, ist eine andere Frage. Aber die Missionaire hielten es doch schon in jenen früheren Zeiten für durchaus nöthig, ihre Schäflein dem Satan zu entziehen, dem Satan Marini, der sie nicht nur zur Arbeit verführte, sondern ihnen sogar gestattete, zu tanzen und zu spielen.

Sie beabsichtigten offenbar den braven Mann zu ruiniren. Sie waren ja die Kaufleute, wie konnte er sich unterstehen Zucker, Tabak, Reis hier auf der Insel zu erzeugen, wohin sie dieselben als theure Handelswaare bringen wollten, ihm wurde die Zuckerfabrikation noch unter einem anderen Vorwande verboten. Er brauchte dabei Feuer, er kochte, dies war ein nicht abzuleugnendes Zeichen, daß er Branntwein brenne, daß er Rum fabricire und was kann es schrecklicheres geben, als Branntwein, es sei denn, daß die Missionaire ihn einführten als hochbesteuerten Handelsartikel.

So kam es, daß die Zuckersiederei unterbrochen wurde, aber einem Manne, wie Marini war nicht so geschwind beizukommen. Er preßte nach wie vor das Zuckerrohr aus, versetzte es mit dem Safte von Ananas und von Banane, ließ diese Substanz gähren und erzeugte einen Wein von der allergrößten Vortrefflichkeit, den er und seine Nachkommen allerdings nicht auf den Sandwichs-Inseln verkaufen durften, der aber in großen Massen nach den Hauptstädten an den Westküsten von Südamerika geht und dem Erzeuger viel Geld einbringt.

Siebenundsiebzigstes Kapitel.

Die Bevölkerung fern von der Hauptstadt, noch ziemlich frei von dem Einfluß der Missionaire. Die Insel unter dem Schutze Englands. Bedeutung dieses schweren Wortes. Die Kleider der Eingebornen und ihre Art, sie gegen Benetzung zu schützen.

Auf dieser Ansiedelung hörte ich von einem seiner Nachkommen, daß Marini vor sehr langer Zeit, nämlich bereits im vorigen Jahrhundert auf die Sandwichs-Inseln gekommen sei und zwar durch einen Spaß, durch einen unschuldigen Witz engländischer Matrosen. Marini war etwa 15 Jahr alt, als er von seinem — man weiß nicht Herrn oder Vater, oder den sonstigen Verwandten mit allerlei Lebensmitteln auf ein Schiff geschickt wurde, um diese daselbst zu verkaufen. Das Schiff stand auf dem Punkte, die Bai von San-Francisco (damals noch ein erbärmliches Dörflein) in Californien, zu verlassen. Die Matrosen gaben dem spanischen Jungen zu trinken und dieser, nicht wie die

Engländer an Branntwein und Rum gewöhnt, wurde berauscht und verfiel in einen schweren Schlaf. Die Matrosen konnten den Knaben nicht an's Land bringen, ohne sich einer Strafe auszusetzen und deshalb wurde der arme Bursche irgendwo im Schiffsraume verborgen. Als er seinen Rausch ausgeschlafen hatte und aus dem Versteck hervorkam, befand sich das Schiff auf hohem Meere und der verzweifelte und weinende Knabe wurde noch verhöhnt und mußte für die Erlaubniß an der Matrosenkost Theil zu nehmen, den Schiffsjungen machen.

Die harte Schule, in welche ihn sein Schicksal oder die Rohheit einiger Bösewichter geworfen hatte, dauerte zu seinem Glück nicht übermäßig lange. Auf den Sandwichs-Inseln angelangt, entsprang er, da er jedoch sehr bald dafür sorgte, daß eine Menge nützlicher Pflanzen von anderen Inseln hierher nach seinem jetzigen Aufenthaltsorte gebracht wurden, so mußte er diese anderen Inseln und deren Erzeugnisse auf seiner gezwungenen Seereise kennen gelernt haben, er mag also immerhin einige Jahre in der ihm damals gewiß fremden Lage verweilt haben, denn auf Oahu angelangt, war er, wenn auch noch nicht ein Mann, doch ein vollständig erwachsener Jüngling.

Man wußte mir nicht zu sagen, wie es gekommen, daß er sich sofort mit der Landwirthschaft beschäftigte und daß er sich ein beliebiges Stück Landes für seine Unternehmungen auswählen konnte, ohne daß irgend Jemand Einspruch gethan hätte, selbst bei dem gewaltigen Häuptling Tamea-Mea I. soll er sich nicht um dessen Gunst beworben, sondern sich vielmehr frei und unabhängig erhalten haben. Dies aber scheint gewiß, daß er schon nach kurzer Zeit mit europäischen Handelsschiffen Verbindungen hatte, oder dieselben knüpfte, sowie sie das Land berührten, was vielleicht von der sehr glücklichen Lage seiner Ländereien herkam, da die Fluth in den Perlen-Fluß hineinführte und ihn täglich zweimal für Schaluppen schiffbar machte. Besonders verstand und legte er sich darauf, das Schweinefleisch, von welchem die Insel einen ungeheuren Ueberfluß bot, einzusalzen, was man bis dahin innerhalb der heißen Zone für unmöglich gehalten hatte. Er widerlegte diese Annahme und gewann ungeheure Summen durch Verproviantirung der Schiffe, welche wiederum die Nachricht von dem guten Hafen und dem trefflichen Proviantmeister verbreiteten, so daß vielleicht diesem Umstande zuzuschreiben ist, daß die Sandwichs-Inseln eine so stark besuchte Station sind.

Daß Marini's Geschäfte sich mit der Zeit in's Ungeheuere steigerten, ist da, wo ein gescheidter Kaufmann und Landmann allein steht und die Preise selbst macht, nicht weiter zu verwundern und eigentlich ist auch die ihm gewidmete, ehrenhafte Feindschaft der Missionaire nicht zu verwundern, ist doch der Neid ein ganz böser Kauz und giebt es doch trotz aller Klagen gegen ihn noch keine Gesetze, welche ihn unschädlich machten oder zur Strafe zögen.

Die Nachkommen Marini's haben jetzt bereits mit einer starken Concurrenz zu kämpfen, allein die Wirksamkeit des Stifters dieser Niederlassung ist so

segensreich gewesen, daß sie das Aufblühen der Stadt Honoruru und die Ansiedelung einer großen Anzahl mit bedeutenden Mitteln versehener Kaufleute überdauert und ohne Nachtheil ertragen hat. Die anderen Händler mußten von den Eingeborenen kaufen, was sie an die Schiffe abliefern wollten, Marini's Nachkommen auf seinen Besitzungen erzeugten die Produkte selbst und erzielten mithin einen doppelten Gewinn, obwohl sie schließlich im Stande waren, weniger unverschämte Preise auf ihre Produkte zu setzen, als die Engländer oder Amerikaner.

Bei meinem weiteren Vordringen sah ich hier fern von der Hauptstadt die Bevölkerung noch gewissermaßen ungeschminkt, unverändert, oder wenn das zu viel gesagt ist, wenigstens nicht so stark verändert, als näher bei Honoruru und in genauerer Berührung mit den Handelsleuten. Aber ach die Armen, auch hier waren sie nicht sicher vor den Plünderungen, welche durch die Steuerregulirung über sie verhängt worden waren und ich wunderte mich anfangs über die Gastfreundschaft, welche von allen Reisenden so sehr gerühmt worden war. Ich wunderte mich jetzt nicht mehr, denn die ärmeren Leute hatten nichts, was hätten sie geben sollen oder wollen. Es werden von ihnen gewisse Leistungen gefordert, sie müssen jährlich so und so viele Dollars beschaffen, die würdigen Missionaire geben sich mit der Erhebung der Steuern natürlich nicht ab, das würde sie herabsetzen, sie verpachten die Steuern an Leute, die Uebung darin haben, dem Armen, welcher beinahe nichts mehr hat, auch noch das Letzte zu nehmen, was er hat. Die Engländer haben dieses System mit außerordentlichem Glück verfolgt, von da an, wo sie in Indien festen Fuß faßten bis jetzt, sie haben durch die Semindars Indien höchst glücklich verwandelt, sie haben das Land diesseits des Ganges, was ein blühender, reicher Garten war, in einen herrlichen, großen Friedhof verwandelt, auf dessen Oberfläche die Gebeine von 50 Millionen verhungerter Menschen bleichen, und auf welchem als Denkmale ihrer Thaten die Ruinen und der Schutt von mehr als 1000 Städten prangen. Ja, sie haben Großes geleistet diese Männer, warum sollten nach so herrlichen Vorgängen sie nicht berechtigt sein, Aehnliches oder Gleiches von diesem kleineren Fleckchen Erde zu erwarten? Verhungert sind vielleicht noch nicht viele, das steht noch immer erst zu erreichen und zu erwarten, aber Bettler sind sie Alle, diese sonst so glücklichen Kinder einer so überaus glücklichen Natur, sie haben nichts mehr, als die Früchte, welche sie von den Bäumen pflücken, sie bauen nichts mehr an, sie häufen keine Vorräthe mehr an, wozu auch, es würde ihnen ja doch bei dem nächsten Besuch des Steuererhebers genommen werden.

Aber trotz alles dessen lassen sie sich nicht klein kriegen, sie sind und bleiben fröhliche, spielende Kinder, sie lachen bei dem Wenigen, was sie haben, nur bleibt ihnen freilich nichts übrig um es mitzutheilen, die schönste Tugend

der wilden Völker, die Gastfreundschaft, haben sie keineswegs verloren, die Ausübung derselben ist ihnen nur unmöglich gemacht.

Wo das Schärflein der Armen geblieben ist, sieht man sehr deutlich. Die Wohnungen der Missionaire sind große, mit vielem Fleiß, zum Theil mit Kunst ausgeführte Gebäude von Stein, allerdings nicht Paläste in unserem Sinne, wohl aber Paläste und Prachtbauten im Vergleich mit den Wohnungen der eingebornen Fürsten, welche nicht reich genug sind, um sich ähnliche Häuser zu bauen, wie die demüthigen Verkündiger der Demuth Christi. In den Wohnungen der Missionaire sieht man nur gebohnerte Fußböden, sieht man Teppiche von der größten Kostbarkeit, ihre Möbeln sind von den kostbarsten und feinsten Hölzern, prächtige Oelgemälde und kostbare Kupferstiche zieren die mit den theuersten Tapeten geschmückten Wände, die Plafonds sind schön gemalt, die breiten Flügelthüren nicht wie in den reichen Häusern des Festlandes von Föhrenholz, aber so verziert, als ob sie von Mahagoni, von Polysander oder Rosenholz wären, sie sind wirklich von diesen feinen Hölzern, sowie ihre Fenster aus großen geschliffenen Glastafeln bestehen und ihre Spiegel in schwer vergoldeten Rahmen den Salons der reichsten Leute zur Zierde gereichen würden, sie essen von dem theuersten Porzellan mit schweren silbernen Gabeln und Löffeln und wissen sich das Leben so angenehm und so bequem zu machen, daß man wohl fragen muß: wer hat diesen Missionairen, die als ganz arme, demüthige Leute nach den Sandwichs-Inseln kamen, das Geld zu solchem Luxus gegeben und woher haben sie das Geld bekommen, welches sie in großen Summen zwar nicht in der Bank von England, wohl aber in den bedeutendsten Banken und Handelsplätzen von Europa niedergelegt haben. — Ist es nicht dem Volke entzogen, zu dessen Veredelung, zu dessen Beglückung sie nach diesen Inseln geschickt worden sind? und wird die Kirche, welche in Honeruru mit einem enormen Aufwande und in einer ungeheueren Ausdehnung aufgeführt worden ist und vermöge deren sie 4000 Menschen fassen kann, den armen Leuten so viel Glück und Segen bringen, als sie ihnen Arbeit und Geld gekostet hat?

Die Herren Missionaire haben auch dahin gewirkt, daß sich die Könige der Sandwichs-Inseln unter den Schutz der Krone Englands begeben haben. Die Folge war die Anlage eines Kastells auf jeder Insel, welches durch die Eingebornen erbaut werden mußte, ohne daß sie nur den geringsten Lohn oder auch nur Lebensunterhalt davon gehabt hätten. Sie wurden mit schweren Kanonen besetzt, welche das Volk bezahlte, aber die Besatzung war eine engländische, natürlich nur zum Schutz der armen Eingebornen. Das Fort in Honeruru, welches Tamea-Mea I. erbaut hatte, überließ man großmüthig seinen Nachfolgern, weil man wußte, daß seine Mauern nicht einem Sechspfünder Widerstand leisten konnten. Als aber Tamea-Mea II. ein schönes, altes französisches Kanonenrohr gekauft hatte, fanden die Missionaire

dieses Spielzeug zu gefährlich und sie ließen dasselbe, nachdem es auf ein widerstandsfähiges Gestelle gebracht worden war, in einer regnerigen Nacht vernageln, d. h. es für die Sandwichs-Inseln ein für allemal unbrauchbar machen.

Nachdem ich mich weit genug in dem Thale des Perlen-Flusses umgesehen hatte, kehrte ich nach der Stadt zurück, welche ich auf demselben Wege, den ich hierher gemacht, zu erreichen hoffte, allein ich hatte mich über den Verlauf von Ebbe und Fluth getäuscht. Ich gedachte noch vor der Höhe der Fluth dort anzukommen und die Fischseen des Herrn Königs durchschreiten zu können, vollzog auch mein Wagestück, aber die Gewässer waren bereits so hoch, daß ich mich auf den Rücken des Pferdes flüchten mußte, denn dasselbe ging bis an die Satteltaschen im Wasser.

Meine Begleiter zogen sich ihre dürftigen Kleider aus bevor sie ins Wasser gingen und erschienen nun in dem Kostüm des Zeitalters Adams. Da zugleich ein sanfter Regen eingetreten war (wie denn die Sandwichs-Inseln sehr viel und sehr unregelmäßigen Niederschlag haben), so wurde ich eine neue Art seine Kleider zu transportiren, gewahr.

Die selbstverfertigten Stoffe der Eingebornen sind eine Art Filz. Der Bast verschiedener Bäume wird übereinander gelegt, benetzt, damit der darin enthaltene Schleim erweiche, und die sich kreuzenden Streifen werden durch Klopfen mit einander vereinigt. Getrocknet sind diese Zeuge weich genug, um sie an den Körper zu schmiegen, aber benetzt gehen sie auseinander wie Papier, wenn der den Filz zusammenhaltende Leim aufgeweicht ist. Diese Eigenschaft kennen die Eingebornen natürlich sehr gut, sie hüten sich also, ihre Kleider naß werden zu lassen und dies thun sie in folgender Art. Sie wickeln ihre Mäntel und Decken um den Stamm einer sehr jungen Dracaena ganz dicht unter der Krone derselben. Dann brechen sie die Blätter so weit nieder, daß sie das ganze Kleidungsstück ringsum bedecken, eine Schnur von Bast hält die Blätter in dieser Lage fest. Nunmehr schneiden sie das sehr dünne Stämmchen nahe an der Wurzel ab und tragen es aufrecht und frei in der Hand, sicher, daß kein Tropfen, auch des stärksten Regens, durch diese Umhüllung dringe.

Mit dieser Eigenschaft ihrer Kleider scheint mir auch der Umstand zusammenzuhängen, daß ihre Hütten niemals im Schatten oder Schutze großer Bäume stehen. Sie erhalten sie dadurch zwar nicht kühl, aber doch sehr trocken. Würde dieses nicht der Fall sein, so läßt sich vermuthen, daß ihre Mäntel gelegentlich einmal in zwei Theile getrennt von der Leine fielen, auf welche sie gehängt sind.

Auch der Spanier und Italiener, auch der Grieche liebt den Schatten der Bäume nicht, aber aus anderen Gründen. Die südlichen Länder von Europa und alles in Asien, Afrika, Amerika, was eine ähnliche klimatische Lage hat, wird geplagt von einer Unzahl lästiger Insekten und von kriechendem Gewürm, worunter kleinere und größere Schlangen, Gekkos, Eidechsen eigentlich noch nicht

die schlimmsten sind und Skolopendern und Skorpione sich auch in mehr als überflüssiger Menge zeigen. Hier auf diesen glücklichen Inseln findet dies gar nicht statt, all dies böse, kriechende Gewürm habe ich überhaupt gar nicht zu sehen bekommen, ich möchte fast glauben es sei nicht vorhanden und wenn ich fern davon bin, mich selbst für eine Autorität in diesen Dingen zu halten, so sind doch wirkliche Autoritäten, wie die beiden Forster, Chamisso, Elsholz, Meyen, Dubouzet und Duroch — die Begleiter d'Urvilles, vorhanden, welche dieselbe Bemerkung gemacht haben. Die Zahl der Insekten beschränkt sich auf dreizehn und die peinigenden Muskitos sind erst durch Bligh und seine Unglücksgefährten hierher gebracht worden. Hier könnten sie also ohne alle Besorgniß ihre Hütten unter den Schatten der prächtigen Brodfrucht- und Pandanusbäume setzen, sie ziehen es aber vor, sich unter Cocospalmen anzubauen, welche keinen Schatten geben.

Achtundsiebzigstes Kapitel.

Eine Audienz beim Könige und eine Reihe ganz überflüssiger Betrachtungen über das Glück des Völkchens, bei welchem ich mich aufhielt.

Als ich mit meinen Begleitern — sie nur die Haut naß, ich bis auf die Haut naß — in Honoruru angekommen war, erfuhr ich zu meiner nicht geringen Verwunderung, daß Seine hawaische Majestät, der König der Sandwichs-Inseln, nach mir gefragt und sich höchst verwundert geäußert, daß ich noch um keine Audienz bei ihm nachgesucht, was doch jeder blaßhäutige Lump zu thun pflege. Der Bote des Königs, ein Airi, wartete auf mich, um meine Antwort in Empfang zu nehmen und ich gab sie dahin, daß die Unterlassung eben daher komme, daß ich kein blaßhäutiger Lump sei und keine Gunst oder Gnade oder wie man dergleichen nennt, von Seiten des Königs beanspruche, daß ich aber, sobald der König mich zu sprechen wünsche, keinen Augenblick anstehen würde, seinem Befehle nachzukommen.

Der Eri oder Erei oder Airi (jede Nation schreibt die Fremdwörter nach dem Klange, den sie den Buchstaben ihres Alphabets beilegt) sagte, ich möchte dann nur gleich mit ihm kommen und ich hatte auch nichts dawieder und erbat mir nur Zeit, um mich selbst trocken zu setzen. Hierauf begab ich mich mit ihm nach dem Palast des Fürsten, dem an Wohnlichkeit und Bequemlichkeit jedes pommersche oder westphälische Bauernhaus weit vorgezogen zu werden verdient und fand den würdigen jungen Mann, so lang derselbe war, auf seinen

feinen Matten liegend, spielend und Cigarren rauchend, gleich dem pfiffigsten Schusterjungen von Wien oder Berlin, auch stand neben ihm eine Flasche mit dem köstlichsten Genevre, der so räucherig und fuselig war, als man denselben nur irgendwo in Alt- oder Neu-England, d. h. in Nordamerika zu bereiten versteht. Offenbar hatte er von diesem köstlichen Naß bereits zu viel getrunken und zwar nicht nur heute, sondern auch sichtlich seit längerer Zeit, denn sein Körper trug die Zeichen der Zerstörung durch dies abscheuliche Gift, in Menge an sich.

Das Nächste was mir auffiel an dem jetzigen Machthaber, war das gedankenlos schwimmende Auge, welches keinen Punkt fest erfassen konnte, sondern in einer steten oder vielmehr unsteten Bewegung war, demnächst aber war in seinem ganzen Aeußeren eine an das Schreckhafte gehende Schlaffheit zu erkennen, so daß er, obschon ein Mann von kaum 30 Jahren, sichtlich Mühe hatte als er sich aufrichtete um mich zu bewillkommnen. Bei uns zu Lande steht ein Dreißiger vom Boden auf, ohne nur der Arme als Stütze zu bedürfen.

Seine Fragen an mich waren durchaus unbedeutend und es leuchtete beinahe aus jeder die verletzte Eitelkeit hervor, er war ärgerlich und machte es mir zum Vorwurf, daß ich ihn nicht aufgesucht hatte, that aber doch lauter nichtssagende Versprechungen, so daß ich mich nur mit Mühe des Lachens erwehren konnte, weil ich an eine Audienz dachte, zu welcher ein Verwandter von mir zu Kaiser Franz I. befohlen worden war. Dieser mein Verwandter war etwa einen Monat in Wien, als er dem Fürsten Metternich vorgestellt wurde, der ihn fragte, ob er nicht Audienz beim Kaiser haben wolle. Er erklärte, daß er keine Veranlassung dazu habe und daß er dem Kaiser seine Zeit nicht rauben wolle. Fürst Metternich ließ ihm aber einige Tage darauf sagen, daß er für die und die Zeit beim Kaiser angesagt worden und es blieb natürlich nichts übrig, als dem so ertheilten Befehle zu folgen. Der Kaiser fragte, was der Besuchende von ihm verlange und war im höchsten Grade erstaunt, zu erfahren, daß er durchaus nichts wolle, worauf der Kaiser nachdenklich antwortete: „Nix? das ist sehr fill, mir ist noch Niem'nd in aner Audienz begegn't, der nix von mir g'wollt hätt, Alle habn's was g'wollt." Hierauf wurde meinem Verwandten in Gnaden von dem Kaiser gewährt, was er wollte, ihm auch gesagt, er könne in diese oder jene kaiserlichen Anlagen, Museen, Gärten, Bibliotheken gehen, sich auf ihn, den Kaiser, berufen und wenn man ihn dann hineinlasse, sich Alles auf das Genaueste betrachten. So war auch Tamea-Mea III. gleichgültig gegen mich, er gestattete mir Alles zu sehen, was ich zu sehen bekommen könne und zeigte sich nicht einmal hochmüthig, daß ich, ein Mann aus fremden Landen ihn besucht, worauf Kaiser Franz allerdings großen Werth gelegt hatte, indem er meinen Verwandten wiederholentlich gefragt: „Also von Amerika sind's herkomma, bloß um mi z'sehn — Na Gott z'egns' Enne."

Die Audienz war mir dennoch keineswegs ohne Interesse, denn ich konnte

hier erst recht den auffallenden Unterschied wahrnehmen, welcher zwischen der Race der Eris und der Kanakis stattfand. Diese letzteren bilden das eigentliche Volk, die große Masse, sie gehören der bekannten, weit verbreiteten Race an, welche unsere Naturforscher mit dem Namen der oceanischen belegt haben, es sind dieselben wohlgewachsenen mittelgroßen Leute, die man auch auf den Carolinen, den Radak-Inseln, auf den Mariannen und Philippinen findet und welche nichts auffallendes haben, außer etwa daß sie einen bei weitem schöneren Körperbau zeigen, als die Papuas, die Malayen und die Mischlinge von diesen und den Chinesen, die Eris aber sind hievon durchaus verschieden. Vor allen Dingen haben sie eine viel hellere Hautfarbe, demnächst sind sie durchweg um vieles größer als die Kanakis. Sechs Fuß rheinländischen Maßes erreichen die Frauen, indessen die Männer für klein gelten, wenn sie nur 6 Fuß und 2 Zoll messen, 6 Fuß und 6 Zoll scheint die mittlere Größe zu sein und unter den Eris, die den König umgeben, waren viele die sieben Fuß erreichten. Ich habe sie zwar nicht messen können, denn dies wäre gegen den Anstand gewesen, aber ich selbst gehöre nach den Begriffen der Europäer zu den großen Leuten, denn meine Körperlänge kommt derjenigen gleich, welche ich an den Damen aus dem Eri-Geschlechte wahrnahm und auf mich sahen die edlen Ritter herab mit einer so entschiedenen rechtwinkligen Vorwärtsneigung des Kopfes, daß ich mich geradezu schämte, denn ich war gewohnt auf die Leute herabzusehen und hier mußte ich mir's gefallen lassen, daß man auf mich hernieder sah, in einer, ich möchte fast sagen, an's Beleidigende streifenden Weise.



Die Prinzessin Nahi Enaena.

Ich hatte nicht Gelegenheit eine der Damen aus der Herrscherfamilie zu zeichnen, allein das hier gegebene Bild, aus Lord Byron's Voyage to the Sandwichs Islands entlehnt, stellt die Prinzessin Nahi Enaena vor und man muß gestehen, daß sie würdig sei, schön genannt zu werden, aber freilich muß man

sie sich ungefähr so vorstellen wie die prächtigen Statuen vor dem Zeughause von Berlin, man erschrickt, wenn man sich denkt, daß man von solch einer erhabenen Schönheit umarmt werden soll, man glaubt, man müsse dabei nothwendigerweise zermalmt werden und in der That, als ein paar der anwesenden Damen mir beinahe unumwunden zu erkennen gaben, daß sie erwarteten ich werde sie den andern anwesenden Damen vorziehen, — befiel mich ein leises Zittern, wohl nur dem Umstande zuzuschreiben, daß ich ihnen gegenüber im Gefühle meiner Unzulänglichkeit mir selbst noch viel dürftiger vorkam als ich am Ende wirklich war. Der Kapitain, welcher, während ich in Thäler und Schluchten umherkroch, sich im Cirkel des hawaischen Hofes bewegt hatte, gab mir die Versicherung, daß diese Damen nicht nur über alle Begriffe reizend, sondern im Gefühle des eignen Glückes auch zärtlich und sanft und wieder beglückend, durchaus aber nicht gewaltthätig seien.

Die ungewöhnlichen Maße dieser Personen rühren aber durchaus nicht von Fettigkeit, sondern nur von wirklicher Beleibtheit her; erst die Frauen mittleren Alters, erst die, welche über die Dreißig hinaus sind, verlieren das Ebenmaß, werden fett, bekommen Hängebäuche; bei den Männern tritt dieses um ungefähr 10 Jahre später ein. Bis zu der gedachten Grenze ist das eine wie das andere Geschlecht höchst proportionirt zu nennen, ihre außerordentliche Fülle überschreitet die Grenzen der Wohlgestalt nicht. Hört man von einem Mädchen, daß es einen Oberarm von 16 Zoll und eine Wade von 18 Zoll Umfang habe, so kann man ob dieses einzigen Factums allerdings in Erstaunen gerathen, setzt der Erzähler aber hinzu, ihre ausgebreiteten Arme maßen von einer Fingerspitze zur anderen gerade eine Klafter und ihre Höhe von der Ferse bis zum Scheitel betrug volle sechs Fuß, so hört alle Ungestalt auf; wenn nun der Körper vollends gar nicht oder nur sehr leicht bekleidet ist und man alle Verhältnisse sich den gedachten anschmiegen sieht, und wenn dazu ein Gesichtsausdruck von unendlicher Gutmüthigkeit kommt, wozu die ganz runden, fast möchte man sagen kindlichen Formen in einem Widerspruch stehen mit dem beinahe verzehrenden Feuer und den Verlangen ausdrückenden Blicken der feurig schwarzen Augen — so kann man gewiß nicht leugnen, daß hier eine große Fülle von Reizen vorhanden ist und selbst den kältesten Beobachter bestechen, ja zu Thorheiten hinreißen können, und wie gerne verzeihen die freundlichen Mädchen diese Thorheiten.

A. von Chamisso sagt: „die Schaam scheint mir dem Menschen angeboren zu sein, aber die Keuschheit ist nur nach unsern Satzungen eine Tugend. In einem der Natur näheren Zustande wird das Weib in dieser Hinsicht erst durch den Willen des Mannes gebunden, dessen Besitzthum es geworden ist, bis zu diesem Augenblick schaltet das Weib über sich ebenso frei als der Mann. Der Mensch lebt von der Jagd, der Mann sorgt für seine Waffen und für den Fang; er ernährt die Familie. Der Waffenfähige herrscht rücksichtslos im Gebrauche

seiner Uebermacht, das Weib dient und duldet. Er hat gegen den Fremden keine Pflicht, wo er ihm begegnet, mag er ihn tödten und sein Besitzthum sich aneignen. Schenkt er aber dem Fremdling das Leben, so schuldet er ihm auch das, was zum Leben gehört, seine Mahlzeit ist also für Alle, auch für den Fremdling bereitet und der fremde Mann bedarf eines Weibes, das ihm der Gastfreund gewähren muß.

„Auf einer höheren Stufe des Völkerlebens wird die Gastfreundschaft zu einer Tugend und der Hausvater erwartet am Wege den Fremdling und zieht ihn unter sein Zelt oder unter sein Dach, damit er den Segen des Höchsten in seine Wohnung bringe. Da macht er sich denn auch zur Pflicht ihm sein Weib anzubieten, welches dann zu verschmähen eine Beleidigung sein würde.

„Das sind reine unverderbte Sitten.

„Diesem Volke der Lust und Freude — o könnte ich doch mit einem Athemzuge dieser lauen und würzigen Luft, mit einem Blicke unter diesem licht- und farbenreichen Himmel euch lehren was Wollust des Daseins ist! — Diesem Volke, sage ich, war die Keuschheit als eine Tugend fremd, wir aber haben ihm Gewinnsucht und Habsucht eingeimpft und die Schaam von ihm abgestreift. Schon auf der nördlichen Seite der Insel durch das Gebirge von der verderbten Hafenstadt abgesondert, wähnte ich patriarchalischere und mehr unbescholtene Sitten zu finden, nicht die allgemeine zudringliche gewinnsüchtige Zuvorkommenheit des anderen Geschlechts, nicht die uns ringsher laut zugeschrienen Anträge aller Weiber, ja aller Männer im Namen ihrer Weiber."

So war es schon damals, als vor vierzig Jahren Chamisso diese Inseln besuchte, wie nicht erst jetzt, wo das Verderben und der Eigennutz seit so lange gewaltet, ich möchte fast sagen gewüthet hat unter diesen Kindern des Glückes und der Freude. Kann es etwas Schrecklicheres geben, als was mir der Kapitain erzählte, daß die vornehmen Mädchen aus dem Stamme der Eris ihn fragten, was er ihnen für ihre Gunstbezeugungen schenken werde!

Diese Gunstbezeugungen sind also zu einem Handelsgeschäft geworden, man hat eine Waare für diese bedingt oder fordert einen Preis, so machen es ja nicht einmal die Dirnen auf den Straßen der europäischen Hauptstädte und dahin hat man es bei den liebenswürdigsten aller Naturvölker gebracht.

Neunundsiebzigstes Kapitel.

Ansichten über die Verschiedenheit der Racen, welche die Sandwichs-Inseln bewohnen. Verschiedene Schriftsteller aus verschiedenen Zeitaltern über diesen Gegenstand.

Sonderbar kommt mir vor, daß bei diesem mächtigen Geschlechte die Zahl der Frauen größer ist als die der Männer, der ersteren sind mehr als doppelt so viel vorhanden, daher mag auch wohl eines Theils die Sitte kommen, daß ein Mann mehrere Frauen nehmen darf. Woher kommt aber die Sitte, daß eine Frau mehrere Männer nehmen kann? welche auf diesen Inseln unter den Eris zwar nicht ganz allgemein ist, aber ganz unbestritten herrscht, und der Frau, welche sich dieser Sitte anschließt, nicht die geringste Schande, nicht den kleinsten Nachtheil bringt.

Eine gewaltige Schönheit, die Königin Keopulani — die ich leider nicht mehr zeichnen konnte, da sie bereits seit mehr als 30 Jahren gestorben war — gehörte nicht nur zu diesem Riesengeschlechte der Eris, sondern auch zu denjenigen, welche mit einem Manne nicht zufrieden waren. Sie wählte sich nach einander mehrere junge Männer und zwar keineswegs aus ihrem eignen Stamme, sondern aus dem der Kanakis. Nach einer Zeichnung, welche ich von ihr sah, war sie durchaus nicht mehr jung, aber man sieht noch die Spuren einstiger Schönheit auf ihrem Gesicht. Eine neben ihr sitzende Figur stellt einen ihrer Lieblinge vor, den Kanaka Hoapiri, von dem sie mehrere Kinder gehabt, ich sah zugleich in dieser Zeichnung das Verhältniß der Körpergröße und Fülle ausgedrückt, der Mann muß wenigstens um einen vollen Fuß kleiner gewesen sein als die Königin, denn sitzend schon zeigt er sich um einen Kopf kleiner. Als Tamea-Mea I. sich die übrigen Inseln unterwarf und der König oder oberste Häuptling von Oahu gefallen war, nahm Tamea-Mea die Königin zur Gattin, ohne zu verlangen, daß sie ihre früheren Gewohnheiten aufgäbe, ohne zu verlangen, daß sie weniger Lieblinge habe als früher und ihre Kinder von diesem Kanaki waren seine Lieblinge.

Die Anschauungsweise verschiedener Schriftsteller über den nämlichen Gegenstand ist offenbar sehr verschieden. Turnbul sagt hierüber: „der Königinnen waren fünf und die Favorite wog zum mindesten vier Centner, obschon sie von allen die Schlankeste war, die andern waren mehr unförmliche Fleischmassen als menschliche Gestalten. Zweie von ihnen glichen ziemlich den Meerelephanten, welche sich schwerfällig auf dem Ufer hinschleppen, alle lagen wie diese auf dem Bauche und ich muß sagen, daß ich überhaupt niemals eine hawaische vornehme Frau anders als so liegen gesehen habe."

Ich muß gestehen, daß die letztere Ansicht ausgenommen, das Uebrige wie

eine ironische Uebertreibung scheint, ich habe auch die schönen Damen, die Gattin sowohl als die Favorite des Königs Tamea-Mea III. gesehen, habe soweit es sich durch Schätzung machen läßt ihre Maße genommen, aber keine habe ich gefunden, welche mir Veranlassung gegeben hätte zu glauben, daß sie vier Centner wiege; es wird wohl an der Hälfte genug sein.

Diejenige, welche der König vorzugsweise seine Gattin nannte, war eine schöne und trotz ihrer Größe gewandte, in allen ihren Bewegungen elastische Dame, von den anmuthigsten kindlichen Manieren, aber doch auch schon bis zu dem Grade von der Neigung zu Genüssen angesteckt, daß sie mir die entschiedensten Avancen machte, mich nöthigte, neben ihr auf dem Boden Platz zu nehmen und so nahe an mich heranrückte, daß ich nicht umhin konnte, die Fülle ihrer, nur durch das Missionshemd bedeckten Schenkel zu fühlen. Der König selbst sah diesem Treiben ohne die allergeringste Regung der Eifersucht zu, er schien gegen diese seine Frau sowohl, als gegen die anderen Damen durchaus gleichgültig, ein Umstand, welcher gewöhnlich bei starken Trinkern einzutreten pflegt, sobald sie sich dem verderblichen Stadium nähern in dem der unglückliche junge Mann bereits stand.

Sonderbar ist mir aufgefallen, daß ich unter dem Hofpersonal nicht blos Eris, sondern auch Kanakis sah, und zwar nicht etwa nur in der Lage als Bedienten; dagegen fehlte es ganz und gar an Damen aus dem Kanakigeschlechte, sie schienen weniger ebenbürtig zu sein als die Männer. Der König hatte, wie mir gesagt wurde, zehn Nebenfrauen, von denen vier, den Eris angehörig, gegenwärtig waren. Die sechs Kanakimädchen aber hatten nicht das Recht in seinem Hause zu erscheinen, so hat die Etiquette doch überall ihre Gesetze und hier scheint sie zu sagen es ist nicht unehrenhaft des Königs Geliebte zu sein, aber es ist nicht passend, wenn der König eine Geliebte aus niederem Stande wählt.

Das königliche Haus ist zwar anständig, aber durchaus nicht königlich möblirt. In dem 40 Fuß langen und etwa 20 Fuß breiten Thronsaal sah ich einige Komoden, Sophas und Stühle an den Wänden, sowie auch die Bilder Friedrich Wilhelms II., Friedrich Wilhelms III. und des Fürsten Blücher, welche alle drei, nebst vielen reichen Geschenken, der König von Preußen an Tamea-Mea II. geschenkt hatte und welche noch immer als die ersten Zierden des königlichen Hauses und als der Stolz der königlichen Familie hoch in Ehren gehalten werden.

Auf einer Erhöhung steht ein Thronsessel und dieser ist mit dem kostbaren Königsmantel bedeckt, welchen Tamea-Mea I. getragen hat und wovon es nur zwei Exemplare giebt, den eben gedachten und denjenigen, den Tamea-Mea dem Könige von Preußen zum Geschenk machte, und welcher sich in dem ethnographischen Cabinet des Museums zu Berlin befindet.

Ein solcher Mantel ist eine Kostbarkeit von einem ganz unberechenbaren Werthe. Ein auf diesen Inseln nicht häufig vorkommender Vogel, den bis jetzt

noch kein Naturforscher gesehen und bestimmt hat *), trägt unter jedem Flügel eine kleine Feder von prachtvoll hochgelber, goldschimmernder Farbe. Der Vogel wird auf Leimruthen gefangen, und nachdem er seiner beiden Federn beraubt ist, wieder entlassen. Diese einzelnen Federn werden nun aneinander gereiht, so daß sie sich decken und allmälig eine immer größere Fläche und zuletzt einen Mantel bilden. Um denjenigen, welchen Tamea-Mea an den König von Preußen schickte, anzufertigen, hatte man so viele Jahre gebraucht, daß neun Herrscher nach einander die Würde des obersten Häuptlings von Hawai erlangt hatten. Wollte man diese Arbeit, Zeit und Mühe nach unsern jetzigen Arbeitspreisen berechnen so würde sein Werth sich auf viele Millionen von Thalern stellen.

Es hat sich ein curioses Ceremoniel eingefunden, welches den König selbst zu beschweren und verlegen zu machen scheint, wie auch gewiß die Kleidung, welche er dabei anlegt, ihm lästig sein muß. Er trägt Stiefeln, darin seidene Strümpfe die bis über die Knie reichen, wo sich ihnen ein enges Casimirkleid anschließt, welches einen reichen Tressenbesatz hat, dazu kommt ein blauer Frack mit blanken Knöpfen und übermäßigen Goldstickereien und einem gewaltig großen Stern von Goldtressen auf der Brust, der einheimische königliche Orden, dessen Name ich nicht habe erfahren können, den aber auch mehrere Verwandte des Königs, oder nach unserer Redeweise Prinzen von Geblüt, doch in einer kleineren Ausgabe tragen.

Der Frack von schwerem Tuch liegt auf dem bloßen Leibe eng an und läßt die ganze Brust offen, der Hals aber ist von einer engen Binde mit hohen steifen Vatermördern umschlossen und auf dem mit gebrannten Locken versehenem Kopf ruht ein englischer Offiziershut mit Federn und Tressen quer gesetzt, welcher den guten Mann noch mehr zu geniren scheint als die Glacéhandschuhe die bei ganz unvernünftiger Kleinheit die Bewegung der Finger hindern und doch aus allen Nähten gerissen werden.

Das Ceremoniel und die Kleider sind von seinen engländischen Freunden, von dem Finanzminister Dr. Judd, einem Schotten, und von dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten, gleichfalls einem Schotten, Wyllie, und dem Minister des Unterrichts, Armstrong, einem gebornen Amerikaner (alle drei früher Mitglieder der amerikanischen Missionsgesellschaft), vorgeschrieben und es scheint mir als ob sie es wären, welche auf Erfüllung des von ihnen eingeführten Ceremoniels mit besonderer Strenge sähen und als ob der König dergleichen gerne los wäre, wenn er sich nur herausnähme, gegen die Vorschriften der Großwürdenträger der christlichen Religion etwas zu thun. Diese anglicanischen Priester aber dulden dergleichen gar nicht, sie sind noch bei weitem unfehlbarer

*) Mann kennt ihn jetzt allerdings, es ist der Moho, ganz schwarz von Farbe, er hat von den Ornithologen den Namen Melithreptes pacifica erhalten. Seine berühmten goldenen Federn bilden noch jetzt den kostbarsten Kopfschmuck reicher Damen und werden das Paar mit 60 bis 100 Dollars bezahlt.

als ein Papst es je gewesen ist und wenn so ein armer Mann nicht thut, was sie befehlen, was sie für Recht halten, so wird er verketzert, so hört er auf ein Christ zu sein, so erklärt er gewissermaßen von selbst, daß er in die Abscheulichkeiten des Heidenthums verfallen sei.

So auch mit dem Ceremoniel bei den Audienzen, welches mit großer Strenge aufrecht gehalten wird und bei welchem ich Gelegenheit hatte zu beobachten, in welch auffallender Weise die Aengstlichkeit des Königs sich kundgab, so lange seine drei Minister gegenwärtig waren. Als sie sich nun aber entfernten — und es ist mir nicht ganz klar geworden, ob dieses in Geschäften, oder ob es aus Nachsicht gegen die sichtliche Genirtheit des Königs stattgefunden — da wurde auf einmal der Herr König ein ganz andrer Mann, fort flog sein Hut durch den heftigen Ruck beider Hände, welche in die Haare, in den künstlichen Lockenbau fuhren und ihm eine annäherungsweise natürliche Lage gaben, fort flog die schnürende Halsbinde und der enganliegende, und wie das farbige Seidenfutter zeigte, schrecklich durchschwitzte Rock. Mit ebenso großer Eile schleuderte er die Stiefeln von sich und gleich hinterher auch die casimirnen Unaussprechlichen und er stand bis auf die seidnen Strümpfe im natürlichsten Costüm da, sich durchaus nicht genirend vor den Damen, welche ihrerseits die Gène auch nicht zu lieben schienen, denn sie kleideten sich so rücksichtslos aus, als ob sie ganz allein gewesen wären — so rücksichtslos, wie eine vornehme Dame der amerikanischen Union sich in Gegenwart ihrer Niggers auskleidet, wenn sie sich in's Bad oder wenn sie sich mit ihrem Gatten zu Bett begeben will.

Die dicken Damen, auch die jüngste und schönste derselben nicht ausgeschlossen, ließen ihre Gewänder fallen und ließen sich dann von anderen den unerläßlichen Maro, den Gürtel, umlegen und begaben sich nun ins Freie woselbst Musik gemacht wurde nach der die Damen tanzten, oder vielleicht besser gesagt, trotz deren sie tanzten, denn daß die Musik zum Tanze animirt oder auch nur den Takt dazu angegeben hätte, könnte ich nicht sagen.

Nach einem jeden Tanze suchte eine jede der anwesenden Damen (wir wollen doch diesen Ehrentitel nicht vernachlässigen und uns zurückrufen, daß es Königinnen, Favoriten und durchweg Personen vornehmsten Standes waren) mit ihrem Tänzer irgend ein schattiges Plätzchen des Gartens auf, um sich daselbst zu erholen oder auszuruhen oder was weiß ich zu thun — ich kann hierüber keine Nachricht geben da ich nicht selbst tanzte, noch mich ausruhte, ich sah nur, daß die Damen nach einiger Zeit wieder kamen, mit anderen Männern tanzten und hierauf wieder das Bedürfniß des Ausruhens fühlten, in welcher Weise es so fort ging, bis ich mich zurückzog.

Dieselben Damen sah ich am nächsten Tage zu Pferde in der bereits beschriebenen Weise reiten und ich muß sagen, ich habe selten einen Anblick gehabt, der in gleichem Grade romantisch und wild gewesen wäre. Bei der ungeheuren Kraft ihrer Schenkel sind sie vollkommen Herren des Thieres, das

durchaus nicht zugeritten und von äußerster Wildheit sich doch sowohl unter der Last seiner Reiterin, als dem Zwange, den ihm Schenkel und Wade auflegen, beugt. Innerhalb der Stadt wird allerdings nur langsam geritten, weil die Missionaire es so befohlen haben, außerhalb der Stadt aber entschädigen sie sich vollständig, sie galoppiren dahin, als ob es gälte, die verlorene Zeit einzuholen und machen mit ihren Pferden Wagestücke, welche an die Geschicklichkeit der Kunstreiter erinnern, aber es scheint als hätten sie gar keine Begriffe davon, daß die Hufe eines Pferdes verletzt werden könnten. Ein Hauptspas nämlich ist für diese Damen, auf die Korallenbänke in die Brandung hineinzureiten. Diejenigen von ihnen, welche in Stoffe gekleidet sind, die man hier im Lande macht, d. h. die ärmeren unter den Eris, welche sich keine gewebten Cattune oder Wollenzeuge verschaffen können, werfen dann ihren dünnen Mantel von dem Filz des Maulbeerbaumes noch auf dem Trocknen von sich, um ihn nicht durch Benetzung zu verderben. Da diese nun auch keinen kostbaren englischen Sattel bezahlen können, so sitzen sie nackend auf dem nackten Pferde, und es war mir, als ich dieses zum erstenmal sah, als ob ich die Modelle zu des großen Rubens berühmter Amazonenschlacht vor mir sähe.

Mit sichtlicher Lust, mit Jubeln und Jauchzen zwangen sie ihre Pferde in die Brandung hinein und ließen die prächtigen, beinahe colossalen Körper einmal über das andere von dem hochaufspritzenden Wogenschaum überstürzen und wenn sie des tollen Spieles genug hatten, galoppirten sie nach dem nächsten Bache um sich von dem Pferde aus in das süße Wasser zu stürzen um das Salz abzuspülen und dann kehrten sie zurück um sich über den unterdessen getrockneten Körper die leichten Gewänder zu werfen und ein wenig gesetzter nach der Stadt zurückzukehren.

Die reicheren Frauen gewährten keinen so entzückenden Anblick, denn sie legten erstens ihre Gewänder nicht ab, dann aber sah man von denselben die schlecht haftenden Farben sich auf dem Körper verbreiten und diesen, wo er irgend entblößt war, sehr verunziert.

Wie übrigens die Pferde auf solche Galoppaden auf den spitzen Korallen aushalten mochten, ist mir gänzlich unbegreiflich.

Achtzigstes Kapitel.

Einige statistische Notizen, und auf welche Weise die Missionaire zuerst nach diesen glücklichen Inseln gekommen sind.

Der Minister der Unterrichtsangelegenheiten belehrte mich, daß die Missionaire das Unerhörteste geleistet indem sie Schulen aller Art gestiftet, und die erforderlichen Lehrer für dieselben beschafft, und das arme bisher so irregeleitete

Volk unterrichtet hätten. Die Zahlenangaben, welche mir gemacht wurden, streifen wirklich an das Unglaubliche, ich will nur eins und das Andere davon hervorheben:

Im Jahre 1850 gab es auf den hawaischen Inseln 441 protestantische Schulen mit 13,000 Schülern und 100 katholische mit 2400 Schülern. In diesen Volksschulen wird Schreiben und Lesen der englischen Sprache, Geographie, Geschichte, Mathematik, Physik und Chemie gelehrt. 14 Gymnasien befinden sich daselbst, welche für die höhere Ausbildung der Sandwichs-Insulaner bestimmt sind, in diesen wird die alte Geographie, die alte Geschichte, wird Latein und Griechisch, wird Integral- und Differentialrechnung und Astronomie gelehrt, zwei Universitäten sorgen dafür, daß auch die Philosophie, die Rechtskunde und die Medizin, vor allem aber die Theologie in ihrem ganzen Umfange, d. h. die methodistische und die bischöfliche Gottesgelahrtheit zur Geltung komme. Die Frauen der Missionaire geben sich häufig damit ab, Pensionsanstalten zu errichten, in denen die jungen Ladys die nöthigen Formen und die unerläßliche Politur erhalten können. In diesen erhabenen Instituten wird vor allen Dingen Theetrinken und Stillesitzen gelehrt, die eingebornen Damen haben aber für das Theetrinken kein Talent. Ein würdiger Missionsprediger, in dessen Hause ich durch Zufall eingeführt worden, sagte mir, daß seine Teppiche durch die Damen entsetzlich litten, indem diese fortwährend spieen, gleich den tabackkauenden Amerikanern. Bei dem ersten Thee bemerkte ich, daß es eben nur der Thee war, den sie ausspieen und ich konnte ihnen, an meine Erfahrungen in Neu-Seeland denkend, durchaus nicht Unrecht geben. Im übrigen spieen sie nicht mehr wie andere Leute, welche nicht Taback kauen, wie sie denn dieses keineswegs thaten, sondern es dem Herrn Missionsprediger selbst überließen, der dafür gleich allen Amerikanern eine außerordentliche Leidenschaft zu haben schien.

Es sieht unbeschreiblich komisch aus die hawaischen, lebenslustigen, feuersprudelnden Mädchen, in deren Adern Quecksilber zu fließen scheint, unter der furchtbaren puritanischen Strenge der geselligen Formen ächzen zu sehen. Das Erste womit sie gequält werden, ist das Missionshemde das oben am Halse eng zugeschnürt mit seinen Falbeln und Frisuren bis zum Ohre hinaufreicht. Allen diesen Unglücklichen, welche in den Instituten sich befinden, wird unter dem Missionshemde das Schnürleib und der Reifrock angelegt, während ersteres täglich mehr zugeschnürt, letzterer um so mehr an Umfang wächst, eine um so größere Ungestalt bildend, als das Hemde nicht wie bei den Reiterinnen vorne offen und überhaupt zu eng ist, so daß jeder einzelne Rohrstab des ungestalteten Dinges für sich besonders zu sehen.

Unter allen Damen, welche ich hier sah, war nur eine einzige im Stande, sich in ihr Geschick so weit zu fügen, daß man ihr den Zwang nicht mehr ansah, sie gehörte auch dem Geschlechte der Eris an, war aber von ungewöhnlich kleiner

Gestalt, sie hatte nur 5 Fuß 6 Zoll, war auch von so heller Hautfarbe, daß ich ihre Mutter, eine der Prinzessinnen, Schwestern des vorigen Königs in kaum zu widerlegenden Verdacht habe, daß sie irgend einen blonden Schweden, vielleicht von der Fregatte Eugenia, begünstigt habe (doch nein, da könnte ihre Tochter noch nicht 17 Jahre alt sein) und sie befand sich bereits seit zwei Jahren in der Anstalt und war seit einem Jahre mit einem Kaufmanne verheirathet, der sie aber in der Pension eingemiethet, weil er sich fortwährend auf Reisen befand und nicht Lust hatte seinen Schatz mit Anderen zu theilen. Diese wirklich schöne junge Frau trug ganz moderne europäische Kleider, auch so weit, daß man den Reifrock darunter nicht sah und schien sich darin ganz erträglich zu finden. Welche Seufzer sie ausgestoßen, wenn sie Abends beim Schlafengehen sich des entsetzlichen Zwanges entledigt, muß ich ungesagt lassen, denn ich hatte nicht Gelegenheit sie in einer solchen Situation zu belauschen.

Von den Frauen der hier wohnenden Fremden will ich nicht sprechen. Die Fremden sind Abenteurer, Viele Verbrecher der gemeinsten Art, manche dem letzten Akt der Gerechtigkeit durch einen glücklichen Zufall ausgewichen, was diese für Frauen haben, wenn sie nicht etwa zu den Insulanern zählen, möge sich ein Jeder denken. Nur ganz wenige Ausnahmen darf man gestatten, in sofern wenigstens die Frauen der Missionaire und einiger Kaufleute anständig genannt werden dürfen, aber ich bitte meine geliebte Leser, nicht davon zu zu sprechen, meine Behauptung könnte einer dieser Damen zu Ohren kommen und ich wäre dann wohl meiner gesunden Augen nicht mehr sicher, falls nicht der edle Ritter der so Beleidigten es vorziehen sollte, mir sein langes amerikanisches Schlachtmesser in den Leib zu stoßen. Im übrigen sind die europäischen Damen doch alle einander ebenbürtig, der unverschämte englische Hochmuth richtet sich nur gegen die Farbigen. Man sieht auch hier auf diesen einst nicht so glücklichen Inseln des stillen Meeres, die Coketterie mit den Menschenrechten, in jener empörenden Weise sich zeigen wie man sie in ganz Nordamerika sehen kann, und wie die Engländer, als sie den Handel mit schwarzen Sklaven verboten, welcher den Handel der weißen Sklaven nach sich zog, sie herauf beschworen. So wie die Engländer die Colonien der anderen Nationen ruiniren wollten, so wollen die Bewohner des nördlichen Theils der Union ihre südlich wohnenden Nachbarn ruiniren, deren großer Reichthum ihren Neid erweckt.

Würden sie bei ihrem Geschwätz über Menschenrechte wirklich etwas fühlen, so würden sie die Neger nicht für unehrlich, für unfähig gegen einen Weißen aufzutreten, erklären, so würden sie ihnen nicht eine besondere Kirche bauen und besondere Prediger geben, um nur nicht das Unglück zu haben, mit der verabscheuten Race gleichzeitig zu Gott zu beten, so würden sie nicht dem Weißen, den sie nicht persönlich, den sie nicht genau genug kennen, den Nasenknorpel befühlen, um daraus zu ermitteln ob nicht vielleicht von der siebenten oder achten Generation her, noch ein kleines Restchen Negerblut in seinen Adern wallt.

Als die Abkömmlinge der Spanier in Mexico ihre Trennung vom Mutterlande aussprachen, machten sie auch die Neger frei, aber sie gaben ihnen auch dasjenige, was allein der Freiheit Werth verleihen kann, sie gaben ihnen gleiche Rechte mit allen übrigen und unter den Richtern und unter den Geistlichen, unter den Lehrern auf ihren Schulen und Universitäten, unter den Offizieren findet man eine große Anzahl von Negern, drei ihrer tapfersten Generale waren Neger und einer der tüchtigsten Präsidenten der Republik war ein Mulatte.

Dies ist bei den Engländern und Nordamerikanern unmöglich, wer erzählen wollte es sei so, würde sich der unverschämtesten Lüge schuldig machen. Auf demselben Punkte steht man hier auf den Sandwichs-Inseln, jeder Farbige ist verabscheut und die ansässigen Engländer oder Amerikaner verheirathen sich zwar, wenn sie durchaus nicht anders können, oder wenn sie einen großen Vortheil dabei haben, mit Abkömmlingen der Herrscherfamilien, aber sie verachten die unglücklichen Weiber mit einer seltenen Gründlichkeit, und auch die Herrscher werden nur darum von den Missionairen aufrecht erhalten, weil das Volk dieselben abgöttisch verehrt und darin, daß die Missionaire von diesen Herrschern geduldet oder wohl gar beschützt werden, einen genügenden Grund findet, sie nicht todt zu schlagen, denn Liebe haben sie sich nicht erworben und ihre Tyrannei wird von dem niederen Volke auf das Tiefste empfunden. Und wie kann es auch anders sein, da bei diesem durchaus heitern, fröhlich sein wollenden Volke, da bei diesem unter dem glücklichsten Himmel wohnenden, bedürfnißlosen, zu Tanz und Spiel gebornem Volke die puritanische Strenge und Langweiligkeit eingeführt, singen, tanzen und spielen als irreligiös verboten und die Uebertretung des Verbots mit blutigen Mißhandlungen bestraft wird.

Es war etwas anderes mit den ersten Missionairen, welche hierher kamen, sie brachten doch wenigstens Menschenliebe mit; die Veranlassung war Opukohora, der Sohn eines Priesters, welcher mit einem Walfischfahrer nach New-York gekommen war, indem er sich mit vier anderen Landsleuten eingeschifft hatte um die Welt zu sehen, bis zu seiner Landung aber nichts weiter davon zu sehen bekam als die Wände seines Schiffes und den in Tonnen gepackten übelriechenden Speck. Der gewissenhafte Walfischfänger hatte für seine Heimreise auch ein halbes Dutzend Insulaner gefangen und ließ sie bei dürftiger Kost, reichlichen Schlägen und niemals ausbezahltem Sold arbeiten und setzte sie, als er sie nicht mehr brauchte, unbekümmert um ihr Schicksal, an's Land.

Zu jener Zeit (im Jahr 1820) konnte man auf den Sandwichs-Inseln überall, die Stadt Honoruru ausgenommen, von dem leben, was der üppige, reiche Boden gab, zu jener Zeit aber konnte man in New-York verhungern, ohne daß sich ein Mensch darum bekümmerte, wenn man keine Dollars aufzuweisen hatte.

In diesem Zustande befanden sich die armen Insulaner und sie saßen auf der steinernen Treppe eines großen Hauses neben einander, resignirend den Tod

erwartend, als ein Bewohner dieses Hauses, eines Missionsseminars, als der Vorsteher desselben, Dr. Dwight, heraustrat und die jungen Menschen anredete. Der vornehmste derselben, Opukohora, nahm das Wort, erklärte ihre Erscheinung und stellte den traurigen Zustand, in dem sie sich befanden, mit beredten Worten dar.

Der gelehrte Doctor fand hierin einen Fingerzeig Gottes, er sollte den Sandwichs-Inseln das Christenthum bringen. Die jungen Leute wurden in das Collegium aufgenommen, wurden unterrichtet, der junge Priestersohn starb zwar, aber die anderen lernten im Laufe zweier Jahre das Nöthige, um in ihrer Heimath selbst als Lehrer der neuen Religion aufzutreten und im Jahre 1823 erschienen die ersten Missionaire, wackere, wenn schon etwas zu eifrige Leute, welche möglicherweise wirklich die besten Absichten hatten. Aber ach! wie hat sich das alles verändert, wie hochmüthig sind die demüthigen Missionaire geworden, mit welcher tiefen Verachtung sehen sie auf Alles herab, was nicht von ihrer Farbe ist, welch' eine Macht haben sie sich angemaßt, wie tyrannisch ist ihre Herrschaft, wie habsüchtig haben sie das arme Volk geplündert, es in Noth und Elend gestürzt, ihm Alles, sogar die Subsistenzmittel geraubt und ihm für das Geraubte den schwärzesten Aberglauben und die schnödeste Heuchelei, den Eigennutz und die Lüge gegeben. Nein, wahrlich das Missionswesen ist doch nicht segenbringend aufgetreten, denn es ist nicht mit der Liebe Hand in Hand gegangen, es sieht beinahe so aus, als habe nur die Absicht, das Land von den Eingebornen zu befreien, um der amerikanischen Race einen neuen Ansatzpunkt zu gewinnen, gewaltet. Es ist doch sonderbar, daß überall, wo deutsche Missionaire aufgetreten sind, z. B. im Süden von Afrika die Völker ihre Kriege aufgeben, zu friedlichen Ackerbauern werden und an Zahl bedeutend zunehmen, während da, wo die Engländer und die Amerikaner auftreten, sie gleich einer Landplage, gleich einer Pest wirken, vernichtend, zerstörend, die Bevölkerung aufreibend.

Ich will nicht davon sprechen, daß man in den Berichten von Cook und vielen Anderen von einer Summe von 400,000 Einw. der Sandwichs-Inseln phantasirt, ich will zugeben, daß es möglich sei, aber durchaus nicht behaupten, daß es wahr sei, obschon bei einer Größe von 250 Quadratmeilen auch in diesem extremen Falle die Bevölkerung kaum ein Viertel von dem beträgt, was das Land nähren könnte, nämlich 1600 Einw. auf die QM., was in der That unbedeutend genug ist. Im Jahre 1823 begann man die mehr in's Einzelne gehenden Schätzungen und man fand, daß die sieben Inseln des Archipels 142,000 Bewohner zählten. Im Jahr 1832 wurden wirkliche Volkszählungen gemacht und die Seelenzahl betrug 130,000. Im Jahre 1836 nur noch 108,000. Im Jahre 1850 nur noch 84,000 und im Jahre 1855 hatte die Gesammtbevölkerung bis auf 70,000 Seelen abgenommen. Höchst auffallend ist dabei die ungeheure Abnahme der Menschen auf der Hauptinsel Hawai, es

waren ihrer im Jahre 1823 85,000 und von Jahr zu Jahr nahm die Zahl ab, bis sie 1855 auf 20,000 gesunken war. Die Insel Oahu, auf welcher der Haupthafen mit der Stadt Honoruru liegt, zeigt in dem ersten Decennium eine Vermehrung von ungefähr 1000 Menschen jährlich, sie betrug im Jahr 1823 20,000, im Jahr 1832 nahezu 30,000, vier Jahre später trat aber schon wieder die Abnahme ein; 1836 betrug die Einwohnerzahl 27,000, 1854 25,400 und im Jahre 1855 nur noch 23,200, die anfängliche Vermehrung rührte daher, daß durch Verlegung des Königssitzes nach Oahu sehr viele Familien dorthin übersiedelten und eine große Menge von Einwanderern europäischer Abkunft sich daselbst niederließ.

Seit jener Zeit sind nun Kirchenbücher eingeführt worden, und da beinahe sämmtliche Einwohner der Inseln zum Christenthume übergegangen sind, befolgen sie auch die ihnen eingeschärften Gebote der An- und Abmeldung und man ersieht aus diesen Kirchenbüchern, daß im Jahre 1848 die Zahl der Geburten auf allen Inseln 1478 betrug, die Zahl der Gestorbenen aber 7943, also beinahe sechsmal so viel Todte als Geborne. Nicht ganz so schlimm ist das Verhältniß im Jahre 1849, der Geburten waren 1422 und der Sterbefälle 4320. Das bessere Verhältniß ist das stehende geblieben, die Zahl der Geburten betrug im Jahr 1855 1131 und die der Todesfälle 3420; wie lange wird es dauern, so ist die englische Race die vollkommen siegreiche, und es hilft zu diesem schauerlichen Resultat die Besatzung der unzähligen, hier anlegenden Schiffe, durch welche die unter ihnen herrschenden Krankheiten, vor allen Dingen die verheimlichte Syphilis stets von neuem unter den Einwohnern ausgebreitet wird. Unter dem milden Himmelsstrich könnte die Krankheit auch wohl allmälig milder werden, da aber doch jährlich zum Mindesten 20,000 neue Einimpfungsfälle mit frischem, kräftigem Gifte vorkommen, so wird es hierdurch völlig unmöglich, daß die Krankheit erlösche.

Einundachtzigstes Kapitel.

Der kranke Supercargo wird flüchtig. Abreise von Honoruru nach der Hauptinsel. Einige Abscheulichkeiten ohne Gleichen und ein Brief des Königs an die Amerikaner. Eine mit dem Meer in Verbindung stehende Höhle und ein See darin.

Unsere Vorsehung war schwer erkrankt, schimpfte und fluchte nicht auf sich selbst, wie es vernünftig gewesen wäre, sondern auf Honoruru und hieß den Kapitain die Anker lichten um das verruchte Land zu verlassen. Als derselbe jedoch seinen Bugspriet gegen Norden richtete, war das wieder nicht recht, er wollte nach Süden, sein Ziel war diesmal die Hauptinsel der Gruppe, Hawai und das war mir über alle Begriffe angenehm, denn ich hatte bereits gefürchtet, diese schöne und größte Insel der Gruppe nicht zu sehen zu bekommen.

Hawai hat beinahe die Form der Insel Sicilien und würde im Alterthume gewiß auch Trinakria, die Dreivorgebirgige genannt worden sein, man kann dieselbe ohne die geringste Uebertreibung als dreieckig bezeichnen, nur ist der Anblick malerischer, denn die Gebirge darauf beschränken sich nicht auf einen einzigen vulkanischen Centralpunkt, sondern sie bilden ausgedehnte Bergjoche, welche die Ufer der Insel nahezu begleiten, und deren Höhepunkte die europäischen Bergriesen um ein sehr Bedeutendes übertreffen. Der Mauna-Roa (oder Loa — R und L wird hier immerfort verwechselt) mißt 13,760 Fuß und der Mauna-Kea beinahe 14,000 Fuß und selbst der Mauna-Hualalai, wenn schon nur 10,000 Fuß hoch wie der Aetna, macht doch einen großartigeren Eindruck, weil er bei einer stärkeren Steigung zugleich näher am Meere liegt.

Die westliche Länge der Insel beträgt ungefähr 85 geographische Meilen, die südöstliche 65 und die nordöstliche 75 und der Quadratinhalt mag 200 geographische Quadratmeilen, oder vier Fünftheile des Flächeninhalts der Gesammtgruppe betragen.

Daß die Zahlen nicht richtig seien, ergiebt sich eigentlich ganz von selbst; nimmt man die längste Linie zur Basis und die Hälfte der kürzesten zur Höhe des Dreiecks, so erhält man 2450 Quadratmeilen, was mehr als zehumal zu viel ist. Nimmt man dagegen an, daß diese geographischen Meilen solche sind, deren 60 auf einen Grad der Breite gehen, so müßte man die Zahl der Quadratmeilen mit 16 dividiren und würde dann 150 bekommen, was wieder beträchtlich zu wenig ist. Aber dergleichen Zahlen schreibt immer Einer dem Anderen nach, gedankenlos die Fehler von Buch zu Buch übertragend. Die Länge der Insel von Süden nach Norden beträgt 20 deutsche Meilen, ein und ein Drittel Grad, die Länge der senkrecht darauf stehenden Linie vom Vorgebirge Kapoho bis zum gegenüberliegenden Kairua beträgt beinahe genau ebenso viel, das würde, da die Insel dreieckig ist, 200 deutsche Quadratmeilen betragen, und so dürfte es auch ganz richtig sein, denn die unregelmäßigen Ausbiegungen im Nordosten werden vollständig ausgeglichen durch die Einbiegungen im Westen und Südosten.

Wir sahen zuerst das nördlichste Vorgebirge der Insel, das klippenreiche Opolu, fuhren dann längs der Küste südwärts und hatten noch am nämlichen Tage den etwa 8000 Fuß hohen Kohala vor uns. Immer höher entwickelte sich die ganze Gebirgskette, bis wir am Morgen des folgenden Tages an der westlichsten Spitze der Insel vorbeifahrend, den Mauna Kuararai über 10,000 Fuß hoch emporsteigen sahen, am Nachmittage legten wir einige Meilen von Kearakekua bei, fern von der Küste, weil sie durch heftige Brandung sehr unsicher gemacht wurde. Das Meer war hier viel zu tief, um Ankergrund darzubieten und so auf der Rhede liegen bleiben konnte man auch nicht, wenn man nicht Gefahr laufen wollte, durch die Strömung an das Land und so auf die Korallenriffe geführt zu werden. Der Kapitain schickte daher die Schaluppe

mit dem Senkblei aus, um das Terrain zu sondiren. Reiner Zufall führte dieselbe auf eine Bank, welche in 80 Faden Tiefe lag und vielleicht eine Ausdehnung von 1000 Faden hatte. Es wurde rings umher sondirt und gefunden, daß dies die einzige Stelle sei, auf der das Schiff verankert werden könne, wenn man nicht ganz ruhiges Wetter abwarten, wenn man nicht so lange auf der Rhede bleiben wolle, bis die Brandung sich verloren und man versuchen konnte, durch die gefahrvollen Eingänge hinter das Dammriff zu kommen, welches die Insel umgiebt.

Der „van der Kapellen" zog in stiller Majestät heran, seine schwersten Anker wurden an Ketten hinausgebracht und in einer beträchtlichen Spannung von einander niedergelassen, so daß man wohl sicher sein konnte, denn die Ketten zerscheuern sich nicht so leicht auf den Korallen wie Seile oder Taue und der großen Schwere der Anker wegen war wohl ein Losreißen nicht denkbar, falls nicht ein heftiger Sturm das Schiff erfaßte. Ich bat den Kapitain, einige Sondirungsversuche anzustellen und diese ergaben eine so große Tiefe, daß unsere Leine, welche nur eine Viertelmeile lang war (1000 Klafter oder 6000 Fuß) nirgends ausreichte.

Für den Abend war es zu spät ans Land zu gehen, aber am nächsten Morgen hatte ich keine Ruhe, bis das Landboot ausgesetzt und ich ans Land gebracht war. Wir fuhren direkt auf den riesigen Berg zu, welcher sich vor meinen Blicken immer prächtiger und höher entfaltete.

Der Anblick des Ufers ist ernst, ja man möchte sagen traurig. Das Dorf Kala-Loa (oder Kawa-Roa) liegt auf einem Basaltboden, der beinahe unfruchtbar ist und über das Dorf her hängt ein mächtiger, 6000 Fuß hoch aufsteigender Basaltfelsen, welcher so steil aufgerichtet ist, daß man sich nicht des Gedankens erwehren kann, er hänge über und er werde früh oder spät das Dorf zermalmen und die Bai zuschütten. Warum gerade dieser Ort zur Anlage eines Dorfes gewählt ist, würde ich nicht sagen können, wenn nicht die Bai selbst es wäre, welche diese Anlage bedingt. Hier allein können die Schiffe nahe genug an's Land und diese Bai ist auf große Strecken hin der einzige Zugang zur Küste, ein paar tausend Schritt davon, sowohl nördlich als südlich zeigt die Küste eine so üppige Vegetation, wie sie nur bei der überaus fruchtbaren, verwitterten Lava möglich ist. Man bemerkt auch alsbald eine fleißige, eine heitere Bewohnerschaft, welche, obschon auch von Missionairen unterjocht, ihre alte Heiterkeit und ihr freundliches Entgegenkommen noch nicht ganz verloren hatten. Dies mag wohl daher kommen, daß die Bai, vor welcher wir vor Anker lagen, weder eine besonders günstige Lage hat, noch viel von Fremden besucht wird, obschon es diejenige ist, in welcher Cook gelandet war und in welcher er sein Leben verlor. Für die Walfischfänger, welche sich hierher verirren, sorgt das Dorf durch den Proviant, welchen es aus den benachbarten, fruchtbaren Ländereien bezieht. Eine christliche Kirche findet sich allerdings auch

hier, ein Prediger ist aber nur zu den Zeiten da, wo die amerikanischen Wal-fischfänger aus dem Süden des Stillen Meeres zurückkehrend, hier anlegen.

Ich hatte auf mehrere Tage Urlaub genommen, aber allerdings durfte ich nicht hoffen, die mächtigen Vulkane selbst zu besteigen, wozu es mir an Zeit, sowie auch an den nöthigen Geldmitteln fehlte. Die Hochebene indessen, von welcher sie ansteigen, hoffte ich noch zu erreichen.

In dem Dorfe versah ich mich mit einem Führer, der mich vor allen Dingen aus dem abscheulichen, schwarz bestäubten Lavaneste nach den grünen Ufern im Norden brachte, dies war auch in einer halben Stunde geschehen, ich war auf einer reizenden Privatbesitzung angelangt.

Ich war überrascht, als ich die Ausstattung derselben sah. Die schön belaubten Bäume mit ihren, zum Theil sehr breiten Kronen welche den Hintergrund bildeten, waren von ferne, als den Tropen angehörig, nicht zu erkennen, von den näher an den Häusern stehenden gehörten nur zwei dem Geschlechte der Palmen an und diese waren gefiedert und hatten dadurch eine entfernte Aehnlichkeit mit unsern nordischen Eichen, aber das ganze Bild machte überhaupt den Eindruck eines nordischen Käthnerhofes. Der Bauer pflegt sich mehr auszudehnen und wenn er auch sehr zweckmäßig unter einem Strohdache wohnt, so hat er doch immer große Räumlichkeiten, nicht so der Käthner und der Kossäthe, der für sein Pferd und seine paar Kühe bald Platz hat. Da stand ein mit Rohr bedecktes größeres Gebäude, die Scheune und nahe dabei einen Winkel damit bildend ein kleineres, das Wohnhaus, gegenüber lag eine offene Bude, in der ein paar Mädchen arbeiteten, auf dem grünen Platze vor dem Hause lag ein Stück Leinwand ausgebreitet zum Bleichen, die Mädchen waren beschäftigt ein anderes Stück aufzurollen und zu demselben Behufe vorzubereiten, ein paar Andere schienen sich mit Haushaltungsgegenständen zu beschäftigen — so hatte ich es hundertmal gesehen — der einzige Unterschied war, daß die Mädchen hier beinahe nackend gingen, aber auch dieser Unterschied war nicht eben groß, denn die Knaben und die Dirnen, so lange sie nicht dem Alter der Pubertät nahe sind, gehen in manchen Ländern, wie z. B. in Polen sehr ungenirt, ja sogar im Winter ganz nackend und die Erwachsenen tragen bei der Arbeit nur ein kurzes Hemde, welches durch einen Strick oder ein Bastband als Gürtel über den Hüften festgehalten wird und sie halten sich in diesem Falle für sehr anständig gekleidet, der rothwollene Rock mit der blauwollenen Jacke darüber und den rothen Schnüren zum Besatz, die violetten Strümpfe, das grüne Halstuch und orange Kopftuch — werden nur angewendet, wenn man Sonntags zur Kirche geht.

Näher kommend sah ich denn allerdings, daß ich mich auf einem Fleckchen Erde befand, welches man früher vielleicht das glücklichste hätte nennen können und die heiteren Gestalten der jungen Geschöpfe, welche dort bei der leichten Arbeit standen, wollten mich durchaus glauben machen, daß sie auch jetzt noch

zu den Glücklichsten gehören bei den geringen Bedürfnissen, bei der Leichtigkeit diese zu befriedigen und dem unbeschreiblich wohlthätigen Leichtsinn, der nur den Moment und nichts weiter in Betracht zieht — so kann man ja nicht einmal sagen, sie ziehen ihn nicht in Betracht, sie genießen seiner nur und dies ist das einzige wahre Glück. Sobald der Mensch Sorgen hat, wären sie auch nur auf den nächsten Tag oder auf das nächste Jahrzehend gerichtet — so ist er nicht mehr glücklich.

Als ich mich mit meinem Führer näherte, sah ich so wenig die in Honoruru übliche Frechheit der Weiber als die thörichte Ziererei, wleche es für nöthig zu halten scheint, das Natürliche zu unterdrücken, blos weil es natürlich ist. Die Mädchen grüßten mich freundlich, keiner fiel ein, daß sie nackend sei und deshalb konnte diese Nacktheit durchaus nicht für unanständig gelten, Keine bemühte sich ein Tuch über die Schultern zu nehmen oder ein bei der Arbeit abgelegtes Missionshemde anzuthun und nach den ersten freundlichen Begrüßungen ging auch jede wieder an die Arbeit, bis auf die Frau vom Hause, welche ihr Geschäft liegen ließ, mich bat, an einem recht primitiven Tische Platz zu nehmen, welcher unter einem Baume stand (aber keineswegs zu den Mobilien gehörte, nein mobil war er nicht, seine Füße wurzelten ziemlich tief in der Erde) auf den sie mir dann geröstete Bananenschnitte und eine Kalebasse voll geronnener Milch setzte, im übrigen mir überlassend, wie ich damit fertig werden wolle. Mir half natürlich der Löffel aus der Verlegenheit, welcher an meinem etwas großen Taschenmesser befindlich war, das in drei Theile zerlegt werden konnte, Messer, Gabel und Löffel enthaltend. Mein Führer, welcher nicht einen solchen Löffel hatte, nahm denjenigen, welchen Diogenes durch den Affen kennen gelernt hatte, er fuhr ungenirt mit der ganzen Hand in die dicke Milch, wie er gewohnt war mit zwei Fingern in den Tarobrei zu fahren, ich aber, der ich solche Gemeinschaft nicht gerade bis zum Exceß liebe, machte schnell mit meinem Löffel einen wohl sichtbaren Schnitt durch die Sahne und bedeutete ihn, daß er mit seinen Schöpfgelüsten auf jener Seite des Striches bleiben und das mir überlassene Viertheil unangetastet lassen sollte, eine Forderung, auf die er auch sofort einging, zur größeren Sicherheit die abgeschnittene Sahne sofort an sich ziehend.

Zweiundachtzigstes Kapitel.

Yankee-Gerechtigkeit und energische Anwendung der Selbsthilfe. Der König erläßt ein Manifest. Die Sandwichs-Inseln unter engländische Hoheit. Kampf mit einem Hai.

Ich fragte die freundliche Wirthin, wo sie ihren Mann habe, denn ich dachte vielleicht denselben als Führer für weitere Excursionen benutzen zu können. Sie

erzählte mir in leidlich gutem Englisch, daß ihr Mann in gräßlicher Weise ermordet worden sei und daß sie deshalb die Insel Oahu verlassen habe und hierher gezogen sei. Auf meine Frage nach dem Zusammenhange erzählte sie mir das Folgende:

Die Umgegend von Honoruru ist bis zur Nähe der Bergabhänge unbebaut und das Land dient den Anwohnenden zur Weide, dort sieht man viele Pferde und Kühe durcheinander und man ist gewohnt, die eigenen Felder während des Tages zu hüten und zur Nachtzeit übernehmen die Besitzer der Thiere die Wache, so daß dieselben nicht in die Pflanzungen einbrechen und dieselben verwüsten. Die Eingebornen befolgen dies Gesetz getreulich, den Engländern aber fällt es gar nicht ein, dasselbe zu thun, und so entstehen denn häufige Beschädigungen des fremden Eigenthums, über die wohl geklagt, aber nicht gerichtet wird, wie sollte es auch möglich sein, wie sollte ein lumpiger Eingeborner irgend einen Anspruch haben können gegen einen Engländer.

Dies ist das Factum, welches mir bekannt war und welches ich nur vorausschicke, um das Nachfolgende verständlich zu machen. Die Frau erzählte mir, daß sie mit ihrem Manne und den anderen hier anwesenden Frauen desselben ein schönes Stück Landes am Fuß des Gebirgszuges hinter Honoruru bebaut haben und daß sie durch den Verkauf der vielen Früchte sehr reich geworden seien, aber sie hätten ihren großen Kummer gehabt wegen des Viehes, das sich immer in der Nähe der Höhen gehalten habe und welches während der Nachtzeit sehr oft in ihre Gärten eingedrungen sei.

Ihr Mann hätte verschiedentlich darüber Klage geführt, doch jederzeit ganz vergeblich, denn niemals würde eine Klage von einem Eingebornen gegen einen Engländer angehört. Endlich beschloß ihr Mann sich selbst Recht zu verschaffen, er pfändete eine Kuh und verlangte von dem am Morgen sich einstellenden Besitzer Entschädigung. Dieser, ein Kaufmann aus Honoruru, fragte einfach, ob er verrückt sei? Von der Pfändung frühzeitig benachrichtigt, war er mit mehreren Dienern herausgekommen, befreite die Kuh gewaltsam unter Beschimpfung und Mißhandlung des Beschädigten und drohte ihn todt zu prügeln, wenn er sich noch einmal eine solche Frechheit erlauben würde.

Die Kuh hatte sich mit großer Vorliebe des dort in einem künstlichen Sumpfe gezogenen Zuckerrohres angenommen und sie kam in der nächsten Nacht. Jetzt nahm der Eingeborne sein Gewehr und schoß das Thier todt mitten in seinem Zuckerrohrfelde, woselbst er es auch liegen ließ.

Ich weiß nicht in wie weit der Mann dazu berechtigt war, ob er sich im Falle der Nothwehr oder in dem der eigenmächtigen Selbsthilfe befand, in dem letzteren befand sich aber jedenfalls der Engländer, als er mit sechs Dienern wieder kam, den Mann furchtbar zerbläute, die Frauen desselben schlagen und beschimpfen, sein Haus anzünden, und den Mann selbst mit den Händen an den Schweif seines Pferdes binden ließ und im Galopp nach Honoruru jagte, wäh-

rend die Diener hinterher galoppirten, den schändlichen Verbrecher animirten, gleichfalls weiter zu galoppiren, was natürlich nicht lange dauern konnte, da das Pferd sich durch Schlagen von seiner Last zu befreien suchte und der Unglückliche über die scharfen Basaltsteine geschleift, bald nur eine einzige Wunde über den ganzen Körper war.

Er wäre eines natürlichen Todes gestorben, wenn nicht ein Nachbar des schändlichen Verbrechers, diese Strafe mit ansehend, höchst rebellisch den Strick durchschnitten hätte, mittelst dessen er an den Schweif des Pferdes gebunden war.

Die Wittwe hat mir nicht gesagt, ob ein unzeitiges Mitleid oder ob die noch nicht vollständig befriedigte Rache den würdigen Engländer bewogen hat zu verordnen, daß der schuftige Kerl gebunden nach Honoruru gebracht wurde, gleichviel es geschah und er wurde daselbst in das Gefängniß geworfen, und da der Engländer gegen ihn klagte, wegen Tödtung eines werthvollen Stückes Vieh, so wurde der Bösewicht — o die Justiz läßt nicht mit sich spaßen — zu einer angemessenen Zahl von Stockstreichen verurtheilt — zu einer Zahl, welche wohl geeignet gewesen wäre ihm Reue einzuflößen wegen seiner unerhörten Schändlichkeiten, wenn er nicht in unerhörtem Eigensinn seinen passiven Widerstand so weit getrieben hätte, an den selbstverschuldeten Verwundungen — warum konnte der Kerl nicht so gut galoppiren, wie das Pferd — gestorben wäre.

Daß dieser Zufall für den Engländer keine Folgen hatte, brauchte mir die Frau nicht zu erzählen, das ist zu natürlich, um aufzufallen und daß die Frau oder vielmehr die Frauen nun auch noch zum Schadenersatz herangezogen wurden und das wohl kultivirte Landgut verloren, muß ein Jeder, der den Werth einer milchgebenden Kuh kennt, durchaus begreiflich finden. Zum Unglück hatten die Frauen eine Ahnung von dem, was nach engländischen Gesetzen geschehen konnte und sie hatten demnach ihre Dollars in Silber oder Gold bei Seite gebracht und waren entwichen, so daß die strafende Gerechtigkeit ihrer leider nicht mehr habhaft werden konnte und hier war es, wo ich die Wittwen wieder fand, welche für das schauderhafte Verbrechen ihres Mannes hätten gezüchtigt werden müssen, wie man ja auch in allen geordneten Staaten echt biblisch die Kinder, Enkel u. s. w. bis in's vierte Glied für das Verbrechen des Vaters straft, indem man sein Vermögen confiscirt und die Kinder an den Bettelstab bringt — Verbrecherkinder! — Pah!

Von dem merkwürdigen Vorfall hatte ich schon in Honoruru gehört und war nicht wenig erstaunt hier bestätigt zu finden, was ich dort nicht hatte glauben wollen, was mir wie ein Märchen aus der Türkei vorgekommen war. Die Wittwe konnte mir die Sache nicht erzählen, denn ihr war der Verfolg vollkommen fremd, ich aber hatte es dort gehört und nicht geglaubt weil ich es für unmöglich gehalten, daß die Engländer nach diesem schrecklichen Vorfall, der ihre



Sicherheit bedrohte, bei dem Könige mit einer Monstrepetition eingekommen waren, um seine Einmischung zu ihren Gunsten anzurufen. Sie versicherten, unter solchen Umständen könnten sie ferner auf Oahu nicht leben und forderten strenge Gesetze gegen solche, das öffentliche Wohl beeinträchtigende Gesetze. Die Engländer hatten große Ursache, sich über die Ungerechtigkeit des Königs zu beschweren, der so weit ging, sich nach den Einzelheiten bei der lumpigen Bevölkerung zu erkundigen und darauf eine Antwort erließ, welche den Ansichten der Europäer durchaus nicht entsprach. Der König hatte die Kühnheit, in Verbindung mit seinem Staatsrathe Folgendes zu beschließen und durch den Druck bekannt zu machen:

„Die Gesetze Meines Landes verbieten die Meuterei, den Diebstahl, den Ehebruch, die Hasardspiele, den Verkauf des Branntweins und die Entheiligung des Sabbaths durch Vergnügungen.

„Wenn Jemand diese Gesetze bricht, so wird er bestraft, gleichviel, ob er einheimischer oder europäischer Abkunft sei.

„Eine solche Gleichheit erkennt Ihr nicht an, Unsere Umzäunungen um Grundstücke sind heilig gehalten, die Eurigen nicht, wenigstens habt Ihr Uns niemals angezeigt, daß sie tabu seien bis zu dem Augenblick, wo Unser Vieh in Eure Plantagen eingetreten ist, dann habt Ihr dasselbe, ohne Euch einen Augenblick zu besinnen, getödtet.

„Wir haben Euch von Anfang an davon unterrichtet, daß Unsere Pflanzungen tabu sind, aber Wir haben zuerst Euer Gethier, wenn es in Unsere Pflanzungen kam, keineswegs getödtet, sondern Euch vor allen Dingen von dem Uebertritt Anzeige gemacht und Euch gewarnt. Erst nachdem dieses verschiedene Male geschehen war, hat der eine oder der andere der Unsrigen von dem Rechte der Pfändung oder der Tödtung Gebrauch gemacht.

„Der König will Euch sagen, welches die Mittel gewesen wären, Euch Recht zu verschaffen, den Fall angenommen, daß Euch wirklich Unrecht geschehen wäre. Wenn Ihr den Mann für schuldig gehalten habt, so mußtet Ihr denselben nicht alsbald bestrafen, wozu Ihr durchaus kein Recht hattet, sondern Ihr mußtet bei Uns, dem Herrn der Inseln eine Klage anbringen und erwarten, was von Uns beschlossen werden würde und wenn Wir den Mann schuldig befunden hätten, so dürft Ihr überzeugt sein, daß Euch eine Entschädigung geworden wäre. Ihr habt dieses aber nicht gethan, sondern Ihr habt ihn auf dem Fleck, und zwar auf das Grausamste und Härteste nicht sowohl bestraft als gemißhandelt, dies war ein Verbrechen von Eurer Seite und Wir müssen Euch, wenn Ihr es wirklich nicht wissen solltet, obwohl Ihr täglich von Eurer Religion und Euren heiligen, menschlichen Gesetzen sprecht — Wir müssen Euch sagen, daß die Verwundung, welche ein Thier erleidet, Euch niemals die Berechtigung giebt, dafür einen Menschen zu verwunden. Solltet Ihr dies nicht wissen, da doch Eure heiligen Bücher lehren, daß der Mensch Herr sei über alle

Thiere? Aber Ihr wißt wohl Lehren aufzustellen und deren Handhabung auf das Strengste zu vollziehen, wenn es Euer Vortheil heischt, nichts aber wißt Ihr davon zu halten, sobald Euch der geringste Nachtheil daraus erwächst.

„Das ist Unsere Meinung Euch gegenüber, die Ihr Euch die Väter des Volkes nennt, die Ihr vom Aufgange der Sonne herkommt, die Ihr aus den Gegenden kommt, wo die Winde erwachen, welche über das Meer streichen.

„Ihr sagt, Wir seien ein Volk von Kindern, für welche Ihr väterliche Liebe habt, schwach und unerfahren und noch in der Dunkelheit des Geistes wandelnd — gut, Wir sind Kinder, aber Ihr seid nicht Väter. Die Väter belehren wohl ihre Kinder und zeigen ihnen das Unrecht, welches sie gethan und warnen sie davor wieder ein solches zu thun, aber sie mißhandeln, sie martern ihre Kinder nicht, sie zerfleischen sie nicht auf den Steinen des Weges, sie binden sie nicht an den Schweif eines Pferdes, viel weniger fordern sie nach allen solchen Abscheulichkeiten die Bestrafung dessen, der gar kein Unrecht gethat hat, denn die getödtete Kuh hatte ein Verbrechen begangen, sie hatte das Tabu verletzt und darauf steht der Tod, da aber ein Thier nicht Vernunft hat, so verlangt Niemand, daß es das Gesetz kenne, man umgiebt die Stellen, welche tabu sind, mit Schranken. Eure Kuh wurde von Euch nicht gefüttert, sondern sie sollte sich nähren auf Kosten Anderer, und so durchbrach das hungernde Vieh die Schranken des mit Tabu belegten Grundstückes und fraß sich satt. Erst nachdem sie dies vielmal gethan, Ihr auch wußtet, daß sie es that, Ihr aber keine Abhilfe gewährtet, nahm sich der Mann das ihm zustehende Recht und jetzt wollt Ihr klagen? — Was seid Ihr für Menschen, was sollen Wir von Euch denken und was von der Erziehung Eurer Kinder, wenn Ihr also gegen Uns verfahrt?

„Nun aber kommt Ihr, nachdem Ihr Euch auf eine aller Menschlichkeit Hohn sprechende Weise selbst Recht genommen habt, herbei und klagt bei Mir und bringt Lügen zum Vorschein, welche Wir bei dem Volke, was da vorgiebt, die Wahrheit zu verkünden, nicht gesucht hätten. Ihr behauptet, die Kuh sei getödtet auf der Gemeindeweide und sie ist doch getödtet in dem umschlossenen, umzäunten Grundstück des beschädigten Eigners. Ist es der Gott der Wahrheit, den Ihr Uns zu verkünden vorgebt, welcher Euch solche schamlosen Lügen eingiebt?

„Nun kommt Ihr, nachdem Ihr den Mann, den Ihr für einen Verbrecher ausgebt, auf die schamloseste Weise gemißhandelt habt, zu Uns und verlangt — Bestrafung desselben Mannes, — Ist es der Gott der Liebe, den Ihr zu verkünden vorgebt, welcher Euch solche Grausamkeiten zu thun lehrt?

„Wahrlich, wenn das die Erfolge der Religion sind, die Ihr Uns verkündet und die Ihr Uns als die beste preist, so wollen Wir zufrieden sein mit Unsrer schlechten Religion, und Uns nicht begierig zeigen nach derjenigen, die Ihr verkündet.

„Hört Unseren Spruch: Ihr habt einen Mann gemißhandelt, so daß er an diesen Mißhandlungen gestorben, Ihr habt die Frauen des Mannes gemißhandelt und geschändet, eine That, welche kein wildes Pferd und kein wilder Stier verübt — Ihr habt das Haus eines friedlichen Mannes angezündet und dessen Felder verwüstet. Ihr nennt das, was Ihr Uns bringt, Wohlthaten der Religion, Wir nennen das, was Ihr gethan habt, Ihr Bekenner dieser Religion, Schandthaten. Nach Euren eignen Gesetzen wäret Ihr des Todes schuldig. Wir wollen nicht Böses mit Bösem vergelten, aber Wir wollen Euch den Rath geben, diese Insel zu verlassen und Eure Heimath wieder aufzusuchen und dort zu thun, wie Ihr hier gethan habt."

Unterzeichnet: Kau Ikae Uli.

Dieser königliche Brief, so natürlich und doch so weise, so gemäßigt und doch so wahr und von den trefflichsten Gründen unterstützt, wurde gedruckt und in vielen tausend Exemplaren unter den Europäern und den mit ihnen handelnden Eingebornen verbreitet. Er machte das ungeheuerste Aufsehen und er brachte gleichzeitig eine merkwürdige Spaltung zwischen den Europäern selbst hervor. Die Missionaire, welche fühlten, wie sehr das Recht auf Seiten der Eingebornen war und wie durch die schnödeste Verletzung der christlichen Lehre, welche sie verbreiteten, ihre Autorität und das Gewicht dieser Lehre schwankend werden müsse, fügten zu dem Briefe des Königs noch ihre öffentlichen und herben, nur gegen die Europäer gerichteten Ermahnungen. Und die Europäer, welche glaubten, sich Alles erlauben zu dürfen und dabei erwarteten, von den Missionairen unterstützt zu werden, begannen diese letzteren zu hassen und anzufeinden, so daß eine entschiedene Spaltung und eine gegenseitige, gehässige Verfolgungs- und Verleumdungswuth auftrat, sie gaben den Eingebornen das schöne Schauspiel des Egoismus, des Hasses, der wilden Leidenschaftlichkeit lange genug, um sie den Werth der Verkündiger der neuen Religion kennen zu lernen.

Der König aber, welcher sich machtlos fühlte gegenüber den Kanonen der Amerikaner, beschloß sich unter den Schutz Englands zu begeben, sandte eine Botschaft dahin, unterwarf sich vollständig der Königin Victoria und es wurden nun engländische Gesetze auf den Inseln verkündigt, welche die Willkür doch einigermaßen beschränkten und die frechen Amerikaner so weit im Zaume hielten, daß sie sich nicht mehr jede Schurkerei nach Belieben erlaubten, wenigstens so weit Schranken anerkannten, wie sie es in den Vereinigten Staaten thun mußten, was doch immer etwas, wenn auch leider wenig war.

Hier auf Hawai, fern von der Hauptmacht der Engländer lebten nun die Frauen des Ermordeten in Frieden und Ruhe, hier hatten sie sich Hütten gebaut, hier freundliche Gärten angelegt und bis zu der Zeit, wo es einem Engländer einfallen wird, ihre Gärten für unrechtmäßig angeeignet und für Gemeingut zu erklären, werden die wackren Frauen wohl in Ruhe und Frieden bleiben.

Es ist bewunderungswürdig, bis zu welchem Grade die vereinten Kräfte von vier Frauen das Stückchen Landes, was sie sich ausgesucht, kultivirt hatten. Nicht allein die sämmtlichen hier heimischen Pflanzen, sondern auch diejenigen, welche durch den Spanier Marini eingeführt worden waren, hatten sie um sich her vereinigt, sie fruchtbringend benutzt. Ihr kleines Gütchen war eine vollständige Idylle, und da der glückliche Boden und das herrliche Klima nur wenig Arbeit fordern, der Müssiggang ihnen aber nicht eine süße Wohlthat zu sein schien, so waren sie in anderer Weise fleißig, sie webten Zeuge, sie machten die feinsten Teppiche in Gemeinschaft, wodurch die Arbeit außerordentlich gefördert wurde, sie erhielten sich in der fröhlichsten Laune und sie vermehrten ihren Wohlstand sichtlich, waren aber gescheidt genug, das Silber, welches sie erwarben zu verbergen, wie man es in der Türkei macht. Eine Vorsicht, welche, wenn ich nicht irre, nöthig war und höchst weise genannt werden mußte.

Da mein Führer mich nicht auf die Höhen bringen konnte, was überhaupt von dieser Seite aus schwer sein mochte, so nahm ich nach kurzer Ruhe wieder Abschied von den guten Leuten und setzte meinen Stab weiter.

Ich wandte mich südlich und gelangte nach einem mäßigen Tagemarsch in eine Art Hauptort, Ke ara kekua, in welchem ein Gouverneur des Königs der ganzen Inselgruppe residirte.

Von Wirthshäusern ist selbstverständlich keine Rede hier, das kann man wohl in Honoruru, keineswegs aber an den sonstigen Orten der Sandwichs-Inseln haben, denn nur der erstgenannte ist ein Hauptort, ist ein Hafen von Bedeutung, es blieb mir daher nichts übrig, als die Gastfreundschaft des Statthalters in Anspruch zu nehmen, in der stillschweigenden Voraussetzung, daß er mich empfinden lassen werde, er sei mit den Missionairen und deren Dollars bereits in ziemlich genaue Berührung getreten. Zu meiner großen Verwunderung war dies nicht der Fall, er ließ sich Geschenke ohne Weiteres gefallen, schien aber nicht im Entferntesten mehr erwartet zu haben, als ich ihm gab, hier ist also die frühere Gastfreundschaft noch nicht völlig verschwunden.

Nachdem er mich mit einer patriarchalischen Weise empfangen und sogar an die Bedürfnisse gedacht hatte, deren Besorgung man in civilisirten Staaten den bedürftigen Personen selbst überläßt (etwas, das mich in eine nicht geringe Verlegenheit setzte, da die Zurückweisung zu einer Beleidigung wird) legte ich mich sehr ermüdet zur Ruhe in den außerordentlichen Strapazen des weiten Marsches eine Entschuldigung suchend bei der freundlichen Tochter meines Wirthes, die auf sein Geheiß mir mein Schlafgemach angewiesen hatte. Meine wirkliche Ermüdung unterstützte mich in der Befolgung der mir auferlegten Enthaltsamkeit, inwiefern ich darin Recht hatte, will ich ununtersucht lassen, es ist wohl möglich, daß die Verderbniß hier noch nicht so weit um sich gegriffen hat, wie auf Oahu, weil hier nicht jährlich 1200 Schiffe anlegen, immer aber dachte ich,

besser ist besser und ich fühlte, daß ein Genuß mit großer Angst vor den Folgen — kein Genuß sei.

Der folgende Morgen sah mich neu gestärkt erwachen und da mein gastfreundlicher Wirth erfahren hatte, weshalb ich herkomme — um die Merkwürdigkeiten und Eigenthümlichkeiten des Landes kennen zu lernen, schlug er mir eine Partie nach den natürlichen Höhlungen vor, welche sich hier in dem steil ansteigenden Gebirge zeigten.

Eine derselben, welche mein freundlicher Wirth Rani akea nannte, nahm uns bald in ihren geheimnißvollen Schooß auf. Wir waren mit Fackeln versehen und dies war sehr nothwendig, denn der Weg innerhalb derselben schien mir wie ein wahres Labyrinth, er schlängelte sich bald in engen und niedrigen Gängen fort, bald wurde er 10 und 20 Fuß breit und eben so hoch, so daß der Schein unserer Fackeln die Decke nur schwach erhellte, an manchen Stellen sie gar nicht erreichte, aber doch immer viel des Wechselvollen bot, so daß ich Säulengänge, Nischen, wohl gar schlecht gemeißelte Statuen zu sehen glaubte, was mich um so mehr in Erstaunen setzte, als sich nirgends eine Spur von Tropfsteinbildung zeigte, welche dergleichen wunderliche Formen hervorzubringen pflegt.

Nachdem ich etwa 1500 Schritt zurückgelegt hatte, fand ich auf einmal ein Hinderniß auf meinem Pfade, ich stand an einem Salzsee, welcher sich hier, ich kann nicht entscheiden in welcher Art, gebildet hatte. Der Gouverneur ließ seine Begleiter sämmtlich sich in eine Reihe stellen, ihre Fackeln von den verkohlten Holztheilen befreien, darauf aber dieselben hoch genug erheben, um ihren Schein möglichst weit zu verbreiten. Es geschah nur, um mir zu zeigen, daß man das gegenüberliegende Ufer von hier aus nicht erblicken könne. Nun gaben fünf von den Eingebornen ihre Fackeln an die Anderen ab, legten ihre leichten Mäntel und sonstigen Bekleidungsstücke ab und schwammen durch die Salzfluth hinüber auf das jenseitige Ufer. Jetzt konnte ich den Schein der Flamme auf ihren hellbraunen Körpern erkennen und dadurch auch die eigenthümlichen, zackigen Hervorragungen unterscheiden, welche aus glänzender Lava gebildet, wie Nadeln, Trauben, Frangen von der Decke herabhingen und sich der Wasserfläche mitunter bis auf einige Zoll näherten.

Als ich diese wunderlichen, phantasmagorischen Bilder betrachtete, als ich diese braunen Gestalten unter den schwarzen, blitzenden Felsen hinweg schwimmen und ihre beinahe klagenden Stimmen durch das mysteriöse Dunkel zu mir herüberschallen hörte, kam das Bild mir vor wie ein Stück der Unterwelt, des Tartarus von Styx, vom Höllenflusse begrenzt.

Das Wasser soll 50 bis 60 Fuß tief sein und es soll mit der Fläche des Meeres außerhalb in gleiche Höhe stehen. Da sich Ebbe und Fluth hier deutlich sichtbar macht, wie ich an den Felsen wahrnehmen konnte, so muß dieser

kleine See durch irgend eine Höhlung, einen Canal mit dem Meere in Verbindung stehen.

Als die abgesendeten Schwimmer zurückkehrten, suchten wir auch wieder den Heimweg und ich sah jetzt außerhalb der Höhle etwas, daß ich beim Eintritte nicht wahrgenommen hatte, die Spuren einer alten Befestigung in roher cyklopischer Bauart. Der Statthalter sagte mir, daß diese Mauern ein ganz unerhörtes Alterthum hätten, ich aber sagte ihm, daß sie von Europäern errichtet seien, denn erstens waren deutlich drei Giebel neben einander zu sehen, wie man dieselben bei allen Häusern in den alten Seestädten findet, ferner waren in den Mauern einzelne wohlgebrannte Ziegel eingelassen. In Ermangelung eines besseren Kittes waren die unbehauenen Steine durch nassen Lehm miteinander verbunden, die dazwischen gelegten, zur Ausfüllung rechtwinkeliger Räume gebrauchten gebrannten Ziegelsteine von einem gelben, durch das Brennen nicht roth werdenden Thone, rührten wahrscheinlich von der Kombüse eines möglicherweise hier gestrandeten Nordsee-Schiffes her, woselbst man von Hamburg bis Holland gelbe, sogenannte Klinker, zur Ausfüllung der Fachwerkgebäude anwendet. Die sein sollende uralt heidnische Befestigung ist demnach nichts weiter als ein Zufluchtsort eines hier gestrandeten oder gescheiterten Schiffes.

Nachdem mich der Statthalter in seiner Behausung erfrischt und erquickt hatte, führte er mich weiter nach Süden zu einem weit in das Meer streifenden Vorgebirge. Dies ist, sagte er, ein Stück Landes, welches vor meinen Augen entstanden ist. Der mächtige feuerspeiende Berg Muna hua rarai hat es vor meinen offenen Augen ausgespieen. Eine glühende Masse wälzte sich aus seiner Mündung hervor und nahm mit jedem Augenblick an Menge und an heller, feuriger Farbe zu, wälzte sich über mehrere Dörfer und deckte die schönsten Pflanzungen, tödtete Tausende von Menschen und Thieren, änderte das ganze Aussehen der Küste, er füllte eine tiefe Bucht ganz und gar und trat dann mehrere Meilen weit (drei englische Meilen, dreiviertel deutsche Meilen) in das Meer hinein, ein weites Vorgebirge bildend und zu schwarzem Fels erstarrend.

Bevor der vernichtende Feuerstrom an das Meer gelangte, schnitt er den Baum an seinen Wurzeln ab und trug ihn flammend auf seiner Oberfläche weiter dem Meere zu. An manchen Stellen schritt der feurige Strom über alte, längst erstarrt daliegende Lava, die stets in erneuerter Menge und in frischer Gluth dem Bergkessel entquellende gewaltige Masse erhitzte die alte Lava brachte sie zum Schmelzen und führte sie so geschmolzen mit sich fort dem Meere zu, welches Monate lang in kochendem Zustande blieb und welches seine unnatürlich erhobene Temperatur nach allen Richtungen fortpflanzte dergestalt, daß man auf Meilenweite nichts als getödtete Fische im Meere sah, welche einen verpestenden Leichengeruch verbreiteten und die von dem entsetzlichen Ereigniß verschonten Einwohner auf große Strecken weit vertrieb.

Um diese schreckliche Geißel abzuwenden, um den Zorn der Götter zu beruhigen, warf man lebende Schweine auf den glühenden Lavastrom, wo sie zwar in kurzer Zeit zu Kohle und Asche verbrannten, den Feuerstrom jedoch in seinem Fortschreiten nicht hinderten. Gebete, Gelübde, Gesänge der Priester, Alles war vergeblich gewesen, man hatte den Feuerstrom nicht aufhalten können. Lange schon hatte die furchtbare Plage gewüthet, da entschloß sich der große Tamea-Mea, welcher ganz und gar Tabu war, in eigner Person zu erscheinen und den Kampf mit der erzürnten Göttin Pele selbst aufzunehmen. Begleitet von allen Würdenträgern seines Reiches und von den sämmtlichen Priestern näherte er sich der Quelle des Lavastromes, dem Vulkan. Hier schnitt er eine seiner Locken ab und warf dieselbe auf den dahinziehenden Gluthstrom. Die Locke war so heilig wie irgend etwas an dem großen Tamea-Mea, die Lava verzehrte dieselbe nicht, sondern trug sie unversehrt auf ihrer Fläche dem Meere zu, und zwei Tage nach diesem wunderbaren und höchst königlichen Opfer stand der Lavastrom still. So hatte das Tabu des Königs über den Zorn der schwarzen Göttin den Sieg davon getragen und das entsetzte Land war beruhigt.

Dieses Ereigniß trug nicht wenig dazu bei, das hohe Ansehen des greisen Königs zu befestigen und seine Macht bis zum Unwiderstehlichen zu erheben, denn man sah in ihm ein mit übernatürlichen Gaben geschmücktes Wesen, einen Herrscher, auf dessen Willen selbst die grausamen Götter und Göttinnen der Feuerberge Rücksicht nähmen und dessen Beleidigung sie gewiß auf das Entsetzlichste rächen würden.

Der glühende Fluß, in welchem die Lava das Meer erreichte, hat dieses in Dämpfe zersetzt und diese wieder haben, wo sie in die Lava eingeflossen waren, mannigfaltige große und kleine Höhlungen hervorgebracht. Wenn Stürme das Meer gegen die Küsten werfen, so dringen die Wellen mit großer Gewalt in die Höhlungen ein und scheinen den ganzen Felsendamm zu erschüttern. Wo nun diese Höhlungen in der glasharten Decke kleine Spalten oder Oeffnungen finden, wie sich durch Zusammenziehung der Massen bei Erstarrung derselben gebildet haben, da steigt das Wasser in starken, oft sehr hohen Strahlen hoch empor und bildet prächtige, weit ausgreifende Fontainen, leider wurde mir ein solcher Anblick nicht.

Dreiundachtzigstes Kapitel.

Rundreise um die Insel in Begleitung des Gouverneurs. Einige Notizen über den Zusammenhang der Inseln, sowie Sagen über deren Entstehung. Furchtbare Menschenopfer.

Es traf sich besonders günstig, daß der Gouverneur seine Rundreise um die Insel zu machen hatte und er bot mir an, ihn auf derselben zu begleiten. Dieselbe war zunächst nach dem entgegengesetzten Theile der Insel, nach der

Bai von Wai akea gerichtet, welches beinahe diametral entgegengesetzt von seiner Residenz Ke ara kekua liegt. Die Reise ging also in einem seiner Regierung angehörigen Lande um die ganze südliche Hälfte der Insel herum, wobei wir uns an verschiedenen Punkten, wo die Anwesenheit des Gouverneurs nöthig war, längere oder kürzere Zeit aufhielten und mir Gelegenheit wurde, die Insel nach mehreren Richtungen hin kennen zu lernen, aber den gewaltigen und berühmten Vulkan Kirau ea auf der Ostküste zu besteigen, gelang mir leider nicht, weil es mir an den erforderlichen Mitteln gänzlich fehlte. Binnen drei Tagen war ich um die ganze Insel gereist, hatte das nördlichste Vorgebirge Opulu umschifft und wir wandten uns nunmehr südlich, um noch Kohaihai zu erreichen, das größte Dorf, oder vielmehr die ehemalige Hauptstadt und die Residenz des alten Tamea-Mea, seinem Lieblingssitze, bis zu dem Augenblicke, wo er Honoruru vorzog. Der Ort ist wie natürlich seit dieser Zeit sehr gesunken und nur noch merkwürdig durch die natürlichen Salinen, welche sich daselbst vorfinden. Ganz flache Wasserbecken auf der ebenen Lava, in welche die höchste Fluth durch ein paar kleine Oeffnungen Wasser ergießt, welches durch die Sonnenwärme verflüchtigt, das Salz zurückläßt, das nun ganz mühelos gesammelt werden kann.

Unfern des nördlichen Vorgebirges liegt ein Dorf, welches eine gewisse Berühmtheit in der mythischen Geschichte der Insel hat, es heißt Pau epu und wurde durch einen Priester Pao mit einem Tempel Mokini versehen, welcher der obersten Gottheit der Insel gewidmet war. Er selbst war fremd auf der Insel, aber mächtig genug, um seine beiden Götter, einen großen und einen kleinen, auf die Insel einzuführen und sie ohne Widerspruch unter die Götter der Insel einzureihen. Mit Hilfe dieser Götter konnte er alle Krankheiten heilen und er machte sich dadurch um das Königshaus hoch verdient. Der Priester war hell von Farbe, er war also ein Kind der Sonne und darum war sein Gott auch so mächtig. Es scheint mir hierin nichts weiter als eine Andeutung zu liegen, daß dieser Priester der erste Weiße war, welcher auf Hawai gelandet.

Da alle halbwilden Völker große Freunde von wunderbaren Geschichten sind, so wird es Niemanden in Erstaunen setzen auch hier dergleichen zu finden. Eine der sonderbarsten ist die von einem Riesen, welcher nicht nur im Stande war, von Insel zu Insel durch das Meer zu gehen, ohne jemals tiefer als bis an die Knöchel in das Wasser zu kommen (das will sagen, daß er von der Sohle bis zum Knöchel etwa 10,000 Fuß maß), sondern daß er sich mitunter den Spaß machte, mit einem Beine auf Oahu, mit dem anderen auf Hawai zu stehen, was bei einer Entfernung von 60 deutschen Meilen zwischen den beiden Mittelpunkten eine Höhe von wenigstens 120 Meilen voraussetzt. Der gute Mann gehörte daher ziemlich zu den größten Gebilden, die die Phantasie sich erdacht hat, den Adam des Talmud vielleicht ausgenommen, der am Ende

noch größer gewesen sein mag, da er sein Haupt bis zur Veste des Himmels erhob, und wenn er sich niederlegte mit Kopf und Füßen, den Auf- und Niedergang der Sonne berührte.

Es herrschen über diesen gewaltigen Mann verschiedene und mannigfaltige Sagen, ich will nur eine derselben anführen, welche mir mein freundlicher Wirth, der Statthalter, mittheilte:

Eines Tages hatten die Bewohner von Hawai den König von Taiti beleidigt, dieser dagegen hatte, um sie dafür zu bestrafen, die Sonne ausgelöscht. Nachdem die armen Einwohner von Hawai einige Tage in der Finsterniß zugebracht, fingen sie an große Besorgniß für die Zukunft zu haben und sie wandten sich daher an den Riesen, welcher bei ihnen wohnte. Der gute Gottlieb, so heißt bekanntlich der mit Stiefeln versehene, wackerste der sieben Schwaben, zog seine langen Wasserstiefeln an und spazierte die paar Schritt hinüber nach Taiti, wo damals Kahoa Arii residirte, welcher die Sonne zu repariren hatte.

Der Riese sprach mit dem wackern Uhrmacher oder Lampenfabrikanten und erhielt von ihm die Versicherung, daß er binnen Kurzem die hawaische Sonne wieder herstellen würde, worauf denn der Riese heimkehrte mit der tröstenden Botschaft. Kahoa Arii hielt Wort und damit ein ähnliches Unglück in Zukunft nicht wiederkehre, goß er so viel Oel auf die Lampe, daß sie nicht mehr verlöschen könne und damit es auch nicht gelinge, die Sonne einmal heimlich bei Seite zu bringen, nagelte er sie am Himmel fest, woselbst sie denn auch noch bis auf diese Stunde unbeweglich steht.

Dies ist die Fabel. Rechte eifrige Conjuncturenmacher würden darin vielleicht etwas ganz anderes als eine Fabel sehen, es könnte möglicherweise auch eine allegorische Darstellung wissenschaftlicher Geheimnisse sein. Ich würde z. B. sagen, diese wunderbare Mythe deutet nichts anderes an, als den Weg, den das Licht der Civilisation gegangen ist, das früher über Taiti als Hawai geleuchtet und welches daher (nach Hawai) später hierher gekommen ist. Der Riese, der ohne Hinderniß durch das Meer gewandert und leicht von Insel zu Insel geht, ist die Schifffahrt und daß die Geschichte so alt ist, daß kein Mensch ihren Ursprung kennt, deutet an, daß die Kunst der Schifffahrt seit undenklichen Zeiten in diesen Gegenden bekannt war.

Man sieht, wie klar sich Alles aneinander schließt, und ich bin stolz darauf sagen zu können, daß diese Combinationen aus meinem erleuchteten Kopfe entsprungen sind.

Auf meinem weiteren Wege sammelte ich noch einige nicht uninteressante Nachrichten über die wirkliche Verbindung zwischen Taiti und Hawai. Es ist unglaublich, auf welche Entfernung diese Männer in ihren Doppelpiroguen sich wagen. Diese können allerdings von den Wellen nicht umgeworfen werden, wenn man aber bedenkt, daß die Entfernung von Hawai nach Taiti 40 Brei-

tengrade beträgt, d. h. 600 deutsche Meilen, und daß zwischen beiden Inselgruppen nicht etwa andere Inseln liegen, so daß man allenfalls, wie der berühmte Herr von Schöpfersdorfer verlangt, alle Nacht ein Einkehrwirthshaus träfe, sondern im Gegentheile auch nicht ein einziges kleines Inselchen auf diesem Wege liegt, wenn man ferner bedenkt, daß am Ende dieser 600 Meilen langen Seereise nicht etwa ausgedehnte Continente, wie Amerika, sondern nur kleine Pünktchen im unendlichen Weltmeere liegen, so muß man doch im höchsten Grade erstaunen, so über die wunderbare Kühnheit der Schiffer, als über die Geschicklichkeit derselben, mit der sie diese kleinen Endpunkte auffinden, mehrmals ihre Reisen hin und her machen, was alles für unsre jetzige Schifffahrt ein Spaß, für Leute aber, die ohne Compaß und ohne Sextanten reisen und keine Seeuhr haben, welche ihnen durch ihre Abweichung von der Sonnenzeit die Länge angiebt, **kein Spaß** ist. Die Thatsache aber, daß zwischen den beiden Inselgruppen mehrmals Reisen gemacht worden sind, steht fest.

In Kohai hai, dem Wohnsitz des ersten Tamea-Mea, lange bevor er zu einer solchen Höhe stieg, zeigt man noch jetzt die Stelle, auf der das bescheidene Häuschen des nachmaligen Beherrschers eines weit ausgedehnten Inselreiches gestanden hat. Er war allerdings ein Abkömmling der Herrscherfamilie, doch zu weit von der Erbfolge entfernt, um auf seine dereinstigen Rechte besonders stolze Hoffnungen zu bauen. Aber schon damals wußte er sich unter seines Gleichen auszeichnen und seine Gefährten zu kühnen Unternehmungen zu begeistern. Eine solche war die Anlegung einer Schiffswerfte mehr als 120 Fuß hoch über dem Meeresspiegel, weil in dieser Höhe die schönsten Bäume standen und es ihm natürlicher schien, die Schiffe dort zu bauen und sie dann fertig ans Meer zu ringen, als die einzelnen Bäume nebst vielen Ballast hinabzuführen und dort nten erst den Bau zu vollbringen.

Vom Meere bis zum Berge erhob sich das Ufer nur um 20 Fuß, von rt stieg eine ganz steile Felswand 100 Fuß empor und hier breitete sich auf eite Strecken bis zum Gebirge hin, ebenes, wohlbebautes Land aus.

Tamea-Mea ermunterte seine Gefährten, eine schräge Ebene durch diese Aesmauer zu bauen und das kühne Unternehmen wurde ausgeführt. Ich sah dses Wunderwerk, welches ohne Schießpulver, ja sogar ohne irgend ein der de Steinhauern nothwendigen Geräthschaften ausgeführt worden war. Es war eit ganz gleichmäßig fortlaufende geneigte Bahn von 800 Fuß Länge, welche di kühnen Unternehmer durch ununterbrochene Arbeit von etwa zwei Jahren gehaffen hatten. Die fertigen Doppelpirognen wurden oben auf Rollen gesetzt un dann, an Seilen gehalten, langsam herabgelassen, ein freies Abgleiten von den Stapel wäre darum nicht thunlich gewesen, weil die Boote hätten ausweien und an die Felswände gerathen können.

Man sagt Tamea-Mea hätte damals schon Gelüste auf den Thron gehab und er habe seinen Gefährten nur zeigen wollen, was man durch gemein-

schaftliche Arbeit, durch Muth, durch Unterwürfigkeit unter eine obere Leitung gewinnen könne, was man auch durch geringe Mittel zu leisten im Stande sei, wenn man mit Ausdauer ans Werk gehe. Aehnliches soll er auch gethan haben, indem er ein großes Stück der Strandgegend gleichmäßig unter seine Gefährten, unter die jungen Leute vom adeligen Stamme vertheilte, und sie anspornte aus dem wüsten Lande Gärten zu schaffen. Es gelang vollkommen und sie erhielten abermals dieselbe große Lehre durch deren Befolgung der junge, kühne Mann das große Ziel erreichte. Man zeigte mir auch dort eine große Menge von jetzt stolz und prächtig hervorragenden Bäumen die Tamea-Mea mit eignen Händen gepflanzt hatte.

Auf einem vorgebirgsartigen Felsenplateau, das sich von der senkrechten Mauer nach dem Strande zu erstreckte, hatte er einen Steinhaufen, eine Art von Pyramide errichtet, welche das Haus des Tairi hieß. Dieser Ort war so überaus heilig, daß in früheren Zeiten Jeder, der sich ihm nahete ohne dazu berechtigt zu sein, dem Tode verfallen war. Mehrere Personen, welche nichts weiter gethan, als daß sie sich dem abgegrenzten heiligen Raume zu sehr näherten, sind oben auf der Höhe, um den Gott zu versöhnen, um die Beleidigung abzubüßen, verbrannt worden. Die Missionaire versichern, daß sie diese Gräuel abgeschafft hätten, was ich keinen Augenblick bezweifeln will, sonderbar ist jedoch der Umstand, daß, so lange Menschen den Göttern geopfert, gefangene Krieger geschlachtet und gebraten wurden, diese Inseln eine reichliche Bevölkerung hatten, während von der Zeit der Einführung der christlichen Religion durch die Missionaire die Bevölkerung in einer ununterbrochenen Abnahme begriffen ist, was zu sagen scheint, daß der Branntwein und die Matrosenpest mehr Menschen geschlachtet haben als die Messer der heidnischen Priester.

Vierundachtzigstes Kapitel.

Tamea-Mea und einige seiner kühnsten Thaten. Ueber den Vulkan, der bei dessen Lebzeiten einen Ausbruch hatte und den der König durch seine Gegenwart glücklich beschwor.

Nachdem ich die Erinnerungen, welche Tamea-Mea hier hinterlassen, aufgesucht, begab ich mich weiter nach einem berühmten Abgrunde, der in historischer Zeit, d. h. als bereits Tamea-Mea den Gipfelpunkt seiner Macht erreicht hatte, entstanden ist. Mein Führer erzählte mir die Sache folgendermaßen: es war an einem Morgen sehr früh auf dem Gipfel eines mehr als 600 Fuß ansteigenden Berges ein Feuer bemerkt worden, eine aufsteigende Flamme, welche jedoch bald wieder verschwand und welche man für einen Blick des feurigen

Auges der Pele, für einen Vulkanblitz ansah. Die Sonne zerstreute die Nebel, durch welche man das Leuchten wahrgenommen und der Oberpriester der Pele versicherte, er werde durch Gebete den Zorn der Göttin abwenden, und darum betete er den ganzen Tag und dies hatte auch die gehoffte Wirkung, nur spät Abends muß er sein Beten eingestellt haben, was die Göttin benutzte, um in diesem Zwischenraum ihre Schändlichkeiten auszuführen. Nicht lange nach Mitternacht spaltete der Berg in der Länge einer halben Meile und es versank ein Stück in das Meer, einen furchtbaren Abgrund zurücklassend. Alle diejenigen, welche am Meeresufer wohnten und alle diejenigen, welche ihre Hütten auf dem Berge erbaut, erlagen diesem Ereigniß und es bildete sich ein tiefer Einschnitt in das Land, dessen charakteristische Formen noch jetzt deutlich genug zeigen, wie furchtbar das Ereigniß gewesen sein müsse. Die Felsen sind beinahe senkrecht abgebrochen, andrerseits so schräge abgedacht, daß eine Erhaltung selbst in dieser Lage, viel weniger in einer noch steileren kaum möglich scheint. Gewiß ist vieles Land in das Meer versunken, denn man sieht jetzt den tiefsten Winkel eines vorher nicht dagewesenen, durch den Absturz neuentstandenen Thales. Die Masse des Berges verlor ihre ganze Stütze auf der Vorderseite und es glitt dem stürzenden Antheil alles dasjenige nach, was die Höhlung des Thales bildete. Gewässer stürzten sich von den Felsen in diese Thalschlucht, befruchteten sie und sammelten sich zu einem Bache und die glücklichen und vergeßlichen Einwohner hatten bald keine Erinnerung mehr, von der furchtbaren Catastrophe, durch welche dieses Thal entstanden, und sie bauten sich vertrauensvoll auf dem unsicheren Boden an.

Unfern dieses Thales und mit demselben ziemlich parallel laufend, ist ein anderes, welches sehr berühmt ist und in den Nationalgesängen immerfort wiederklingt. In diesem Thale wohnten Miru und Akea, die ersten Könige der Insel, ferner deren Nachfolger Umi und Riro, welche gleichfalls zu den Helden der hawaischen Geschichte gehören, endlich auch Hoa-Kau, welcher in der Geschichte der Insel berühmt ist durch seine unerhörte Grausamkeit. Ein Beispiel davon möge genügen. Er ließ einem Manne den rechten Arm abschneiden, weil derselbe schöner tattowirt war, als sein eigner Arm.

In diesem Thale befindet sich auch der geheiligte Zufluchtsort, oder die Freistätte Puho-Nua, bezeichnet durch ein Denkmal, ähnlich jenem oben beschriebenen Hause Gottes, welches Tamea-Mea gestiftet hatte, nur scheint dasselbe viel älter zu sein. Es ist von so großer Heiligkeit, daß alle Verbrecher, selbst die sich an den Königen und Priestern vergriffen hier ihre Zuflucht finden. Unter einem gewaltigen, uralten Pandanus befindet sich das Grab des Riroa, des zweitältesten Königs der Insel. Man behauptet, daß man seine Gebeine hier verwahre, unter gewissen Umständen kann man dieselben auch zu sehen bekommen; die Umstände sind die Darbringung eines Schweines an die Priester. Niemand ist davon ausgenommen, selbst Tamea-Mea der Große mußte sich dem Opfer unter-

werfen und als späterhin ein Missionair das Heiligthum sehen wollte und sich der Abgabe nicht unterwarf, weil er sie für heidnisch hielt, bekam er denn auch das Heiligthum nicht zu sehen, sondern mußte sich damit begnügen, einen Stein zu betrachten, auf dessen Oberfläche das Bild des längst verstorbenen Königs zu sehen sein sollte. Es hatte jedoch damit die Bewandtniß, wie mit dem berühmten Frescogemälde des Eulenspiegel, welches nur Leute von ehrlicher Geburt und untadeligem Lebenswandel sehen konnten.

An dieses Thal und dessen Heiligthum knüpft sich eine schaudererregende Sage. Nach einem Kriege, welchen der mit Riroa gleichzeitig herrschende König Umi siegreich durchgefochten hat, wurden die Gefangenen zu dem Heiligthum gebracht um einestheils geopfert zu werden, anderntheils das erhabene Schauspiel der Opferung mit anzusehen. König Umi hatte sechs Opfer bezeichnet, um seinen Sieg zu feiern. Als sie getödtet waren, rief ihm sein Gott zu: „Mehr! mehr! schlage todt! immerfort schlage todt!"

Der König folgte diesem schrecklichen Befehle und tödte noch Einen und noch Zehn, und immer rief die Stimme seines Gottes: „mehr! mehr! immer mehr!"

Der König konnte sich dem Befehle nicht entziehen, seine Keule zerschmetterte Einen nach dem Andern, während die göttliche Stimme immerdar eine Fortsetzung der fürchterlichen Opfer forderte.

Es blieb zuletzt nur ein Mensch übrig, dem der König gerne das Leben geschenkt hätte, allein die grausame Stimme des Gottes ließ dieses nicht zu, sie forderte auch das Opfer des letzten, achtzig Opfer dieses grausamen Gottes lagen niedergeschmettert und nur der König und der Oberpriester blieben zurück. Gewiß unter dem milderen Scepter der amerikanischen Missionaire kann eine solche Metzelei nicht vorkommen, und wenn trotz dessen Menschen sterben müssen, um die Abgaben auf den Branntwein ertragreich zu machen, so geschieht es doch nicht unter Keulenschlägen, sondern unter den süßen Träumereien des delirium tremens, und wenn überhaupt Blut vergossen wird, so bewirkt es nicht die Kriegskeule, sondern nur die neunschwänzige Katze.

Unter der Leitung meines liebenswürdigen Führers, dessen Bild ich hier gebe, da er während eines scheinbaren Mittagschläfchens meinerseits sich unter einen Pandanus gesetzt hatte, vollendete ich nicht die Rundreise um die Insel, sondern ich umfuhr mit ihm die südliche Hälfte zum zweitenmal bis zu der Bai von Wae-akea, da er vernommen habe, daß ich den praktikabelsten der Vulkane, den auf der Ostseite gelegnen Kirau-ea zu besuchen wünsche und dieses am besten aus der gedachten Bai zu bewerkstelligen war, wohin der waldreiche Saum des Vulkans ein Flüßchen sendet, auf dessen Wellen wir auf einem Kahn der Eingebornen eine ziemliche Strecke aufwärts fuhren. Nachdem wir nicht mehr Wasser genug unter dem Boden unsres Kahnes hatten, mußten wir einem schmalen Fußpfade folgen, der sich durch eine Strecke des Urwaldes zog, dessen

Inneres bald alle Schrecken darbot, welche nur mit dem Begriffe Urwald vereinigt sind indem ein schwankender Sumpf seinen Boden bildet, dichtes stacheliges Unterholz und eine unglaubliche Menge von Kletterpflanzen oder von Wurzeln der Schmarozer das Weiterdringen hindert, ausgenommen auf einem einzigen ganz schmalen Fußsteig.

Nach mehrstündigem Marsch hatten wir diesen Waldsaum durchschritten und es zeigte sich nun vor uns der, wie es schien, ganz von Lava aufgebaute



Akea-Kani, Gouverneur von Havai.

Vulkan, zum Theil so blank und spiegelnd, wie der berühmte gläserne Berg der altdeutschen Mährchen.

Aus den verkrüppelten Bäumen, welche beiderseits von diesem Lavafelde sich zeigten, schloß ich, daß es nicht gar zu ausgedehnt sein könne und ich fragte deshalb meinen Führer, warum wir nicht dort im Schatten der Gebüsche gingen, was er als unthunlich bezeichnete, vor allen Dingen, weil sie zu niedrig seien, um Schatten zu geben, dann aber auch, weil der Boden so voller scharf-

kantiger Lavabröckel liege, daß man keinen Schritt machen könne, ohne sich die Füße zu verwunden.

Einige Hütten standen am Saume des Waldes, wir erhielten in einer derselben ein erträgliches Unterkommen und die Ablehnung jeder Bezahlung zeigte mir, daß die berühmte Gastfreundschaft der Südsee-Insulaner auch hier noch keineswegs ausgestorben war.

Unser Abendmarsch war erst vollendet, als wir die ganz kahle Lavastrecke, welche ein paar Meilen lang war, überschritten hatten. Dort schlugen wir unter einem breitästigen, weithinschattenden Aleutites unser Nachtlager auf, welcher, wie mir mein Führer sagte, das Ziel aller Wanderer für den ersten Tag zu sein pflege.

Der vulkanische Kegel selbst war uns noch nicht nahe genug, als daß er hätte die Vegetation bereits unterdrücken können, erst nachdem wir bis beinahe gegen Mittag gestiegen waren, verlor sich der Baumwuchs immer mehr, machte niederem Gesträuche Platz und nun sahen wir auch zuerst leichte Wolken vulkanischen Rauches und sahen auch, wie diese immer näherrückend sich in dunkle, braune Aschensäulen verwandelten, allein zu meiner Verwunderung nicht so hoch als ich erwarten zu müssen glaubte, nachdem ich die Wolkensäulen von dem Hafen her gesehen hatte.

Das Räthsel löste sich sehr bald, denn nach einiger Ruhe und einem darauf folgenden zwei Stunden langen Marsch kamen wir an einen steil abfallenden Felsenhang, der zu einer weiten Ebene führte, welche schon ganz den vulkanischen, tödtlich verödeten Charakter trug. Die Fläche mochte reichlich eine halbe Meile breit sein, denn wir brauchten, um hinunter zu gelangen und sie zu überschreiten, mehr als anderthalb Stunden und dann standen wir abermals an einem Abgrund von doppelt so großer Tiefe, von dem nun erst die vulkanischen Eruptionen in ununterbrochener Folge ausgingen, aber nicht aus einem Krater, sondern aus einer großen Menge, welche sämmtlich vereinigt waren, in einem nochmals herniedergesenkten Abgrunde von Lavaschichten begrenzt.

Unser Bild vermag uns nur einen sehr geringen Theil dieses Kraters zu geben, denn trotz der außerordentlichen Verkleinerung, welche wir anzunehmen gezwungen waren, konnten wir doch nur einen ganz geringen Theil des Terrains selbst geben.

In dieser tiefsten eingeschlossenen Ebene, welche sich ganz auf der uns entgegengesetzten Seite der großen Fläche befand, erhob sich eine Anzahl von einigen dreißig Kegeln, theils Asche auswerfend, theils scheinbar erloschen, die einen leichten Wirbel von Rauch auswerfend, die andere mächtige Massen mit großer Vehemenz ausstoßend und bald die charakteristische schwarze Asche, die man Rauch zu nennen pflegt, bald schneeweiße Wasserdämpfe ausstoßend, sowie auch eine Locomotive zu der Zeit, wo frische Kohlen aufgeschüttet werden, einen kohl-

chwarzen Qualm verbreitet, indessen kurze Zeit darauf die durch den Schlot entweichenden Dämpfe wie weiße Wolken erscheinen.

Es ist schwer sich einen Begriff zu machen von diesem wunderbaren Chaos. Die Stelle von der ich einen ganz kleinen Theil skizzirte, während mein Freund und Begleiter sich neben mir niedergelassen hatte, ist nur als ein Ausläufer der



Ein Theil des Kraters des Vulkans Kirau-ea.

ganzen vulkanischen Vertiefung zu betrachten, denn die in Thätigkeit befindliche Fläche ist mehr als hundertmal so groß, als das kleine Stückchen, was ich zunächst übersehen konnte, auch liegt es zwar von meinem Standpunkte als Zeichner gesehen, nicht viel über 10 Fuß unter diesem Standpunkt, allein der ganze Raum auf dem ich stand und welcher beinahe zwei Meilen im Querdurchmesser

hatte, lag etwa 2000 Fuß tief zu dem ersten Absatz, zu dem ich herabgestiegen war.

Während ich zeichnete, ward ich unaufhörlich von dem nicht zu bewältigenden Gefühl beunruhigt, unter meinen Füßen wanke der Boden, ich wurde davon schwindelig und da ich mir am Ende sagen konnte, daß dies Gefühl des Schwankens eine Täuschung sei, so schob ich sie auf das durch die Kohlensäure, welche sich hier in Menge entwickeln mochte, afficirte Gehirn. Allein mein Begleiter saß um 4 Fuß tiefer als ich und fühlte nichts von der Besorgniß und dem Schwindel, die mich erfaßt hatten.

Hier ist der Sitz der Göttin Pele, der Königin der Vulkane, derjenigen furchtbaren Göttin, welche Hawai aus dem Grunde des Meeres emporgehoben und so vielfältig verändert hat, daß die Eingebornen der Ueberzeugung sind, sie werde bei nächster Gelegenheit den äußeren Anblick von Hawai durch irgend welche entsetzliche Feuererscheinung bis zur Unkenntlichkeit verändern.

Der ganze Boden, vor allen Dingen aber die Hügel, welche durch den Auswurf entstanden sind, erscheinen mit Schwefel bedeckt und ich glaube beinahe, daß man hier fast eine unerschöpfliche Quelle dieses Materials liegen hat.

Es ist möglich, daß der Anblick einer aus dem Vesuv aufsteigenden Feuergarbe schöner und prächtiger ist, als derjenige, den ich hier fand, aber wunderbar und großartig, wie ich noch nie etwas gesehen habe, ist dieses entsetzliche Chaos, welches vor dem Beschauer liegt, es läßt sich nicht beschreiben, denn die trocknen Worte und die besten Zeichnungen, ja, wären es selbst von Meisterhand ausgeführte Oelgemälde, können nur einen höchst schwachen, dürftigen Begriff geben, von dem wunderbaren Anblick, welchen ich hier hatte, ich will daher nicht weiter versuchen, was mir von vorne herein unerreichbar scheint und will für den Besuch des zweiten Vulkans die Worte des Kapitain Wilkes entlehnen.

Fünfundachtzigstes Kapitel.

Besteigung des Mamaloa durch die amerikanische wissenschaftliche Expedition. Große Beschwerden, welche dieselbe zu erdulden hatte.

Mit der Idee eines feuerspeienden Berges verbindet man gewöhnlich die aus den Zeichnungen vom Vesuv hergenommene Ansicht, es müsse ein mehr oder minder regelmäßiger Kegel sein. Der Mamaloa entspricht keineswegs dieser Vorstellung, indem er sich von einer so breiten Basis erhebt, daß die Kegelform vollständig verschwindet. Die Insel ist zwar nicht 70 geographische Meilen breit, wie manche Bücher uns erzählen, aber doch zwanzig, und da der Berg ähnlich dem Mont Blanc, 13,760 Fuß, d. h. etwa eine halbe Meile hoch ist,

so sieht man ein, daß, wenn er auch ohne Absatz aufsteige, er doch nur ein Vierzigtheil seiner Basis zur Höhe haben müsse. Nun aber ist diese Regelmäßigkeit nicht einmal vorhanden, denn drei Bergzüge säumen die Insel parallel mit ihren Ufern und von dem Rücken derselben steigt man wieder um ein Weniges herab, zu einer großen dreieckigen Ebene (von der Gestalt der Insel) und aus diesem sehr ungleichartig gehobenen Plateau steigen die furchtbarsten Vulkane, zwar nicht die höchsten aber gewiß die größten der Erde empor.

Die Abhänge des Mamaloa (Mama-Roa, Mauna-Loa) sind mit zahlreichen Schlackenkegeln übersäet und viele derselben sind in einer fortwährenden Thätigkeit. Will man sich dem gewaltigen Vulkan nähern, so besteigt man ihn am besten von der Südostseite her, von welcher ich auch bis Kilau-ea gedrungen war, doch meiner Zeit als meiner Mittel wegen, eine weitere Fahrt unterlassen mußte. Der Amerikaner Wilkes besuchte den eigentlichen größten Vulkan und zwar nicht flüchtig, um eine an sich tadelnswerthe Neugier zu befriedigen, sondern um ihn zu vermessen und um längere Zeit physikalische Beobachtungen auf dem Gipfel desselben anzustellen.

Der Weg geht anfangs durch ein tiefes Thal von einer unbeschreiblichen Fruchtbarkeit, von einer Ueppigkeit der Vegetation, welche in großes Erstaunen versetzt, es haben sich hier hinein auch bereits Kaffee- und Zuckerplantagen gedrängt, die letzteren in den niedrigen, sumpfigen Stellen des Thales aber doch noch in so geringer Menge, daß eine hundertfache Ausdehnung die Bodenfläche noch lange nicht ausfüllen würde.

Nachdem das Thal durchschritten worden, gelangt man in einen Wald, welcher zeigt, daß hier Europäer gearbeitet haben. Ein anderthalb Meilen langer Weg, vollkommen gerade und ziemlich breit, ist hindurchgeschlagen und in einen Knüppeldamm verwandelt, indem man baumartige Farren umgehauen und dicht beieinander quer über den Weg gelegt hat —; das Holz dieser Farren ist beinahe ganz unverweslich und leistet daher sehr gute Dienste, und von dem Wege abzukommen ist nicht gut möglich, weil derselbe von beiden Seiten mit tüchtigen Lavablöcken eingefaßt ist.

Die schönsten und edelsten Palmen empfangen den Wanderer und hier, wo ein wenig Luft und Licht in den Urwald hinabdringen kann, gewahrt man die unnennbare Pracht desselben, indem man die unzähligen Schlingpflanzen und die schönen Blüthen derselben, welche die Stämme der Bäume schmücken, beinahe mit Händen erreichen kann.

Wenn man den Wald durchschritten hat, befindet man sich bereits auf einer ziemlich beträchtlichen Höhe und die Baumvegetation macht den Farren Platz, vor sich hat man einen schwarzen Streifen, der zwischen den niederen Büschen durchführt, es ist der Fußpfad und der Boden ist Lava, deren verwitterte Oberfläche die Spalten ausgefüllt hat und innerhalb derselben eine reichliche Nahrung für die Krautvegetation bietet. Von dem Pfade abzuweichen ist höchst ge-

fährlich, da diese Spalten mitunter groß genug sind, um einen Menschen aufzunehmen und Arm und Beinbrüche zwischen dem harten, zackigen Gestein unvermeidlich sein dürften.

Die Steigung ist aus dem angegebnen Grunde überaus gering, man kommt insofern mühelos empor, daß man fast zu glauben geneigt ist, man gehe auf einer ununterbrochenen Ebene fort, allein sobald man den Lavaweg erreicht hat, befindet man sich bereits in einer Höhe von 4000 Fuß über dem Meere. Ebenso unmerklich weiter steigt man, um nach dem Mama-Loa zu gelangen, aber die Hochebene, welche anfangs eine ganz ruhige Fläche zu sein scheint, wird, je weiter man fortschreitet, desto unruhiger und immer weiter glaubt man ein sturmbewegtes Meer zu sehen, welches in seinem Toben, in seinen heftigsten Bewegungen erstarrt ist. Die Temperatur nimmt immer mehr ab und da die Lava auch hier noch nicht verwittert ist, so hört auch die Vegetation allmälig auf. Hier war es, wo die Beschwerden der Reise den Kapitain Wilkes auf eine sehr unangenehme Weise erreichten.

Um seine Instrumente und alles was zu seinen Beobachtungen erforderlich war, zu tragen, hatte er sich mit 250 Eingebornen versehen, allein hier auf dieser kalten Ebene zeigte sich schon am dritten Tage ein sehr aufrührerischer Geist unter den Lastträgern, deren Ausdauer von nun an nicht mehr zu trauen war, da ein unheimliches Gefühl, das des Frostes sie ergriff.

Wilkes schickte einen seiner europäischen Begleiter nach dem Schiffe zurück mit der Ordre ihm sofort 50 Matrosen mit der nöthigen Menge von Lebensmitteln für einige Wochen nachzusenden, ein Befehl, welcher als ein durchaus zweckmäßiger bezeichnet werden mußte, wie der Erfolg unwiderleglich darthat, denn selbst der Führer der Karawane, obwohl er behauptete, frühere Reisende, unter ihnen den Schotten Douglas und den Schweden Loewenstern, auf den Mama-Loa geführt zu haben, zeigte sich nicht nur widerspenstig, sondern bald auch so vollständig unfähig seinem Dienste vorzustehen, daß Kapitain Wilkes es übernehmen mußte, die Karawane durch das gewaltige Steinlabyrinth nach dem Compaß zu leiten.

Wie beschwerlich die Reise war, möge man daraus entnehmen, daß sie am 14. Dezember 1840 begonnen, am 24. desselben noch nicht beendet war, an welchem Tage nunmehr bei 3° unter Null, die zähneklappernden Eingebornen flüchteten. Ein schneidender Wind führte ihnen schon am Fuße des eigentlichen letzten Kegels des Mama-Loa den Schnee in sprühenden Flocken entgegen, so daß sie dachten die furchtbare Pele schleudere ihnen diese ganz unbekannte Substanz mit vollen Händen entgegen und darum ihr Gepäck von sich warfen und den Berg hinabstürmten, um so bald als möglich eine mildere Region zu erreichen.

So sahen sich die Amerikaner auf dem öden Bergrücken verlassen, mitten im wildesten Toben eines eisigen Sturmes, überfallen von der bekannten Krank-

heit, welche alle diejenigen ergreift, die sich in eine solche Höhe begeben, daß das Barometer nur noch die Hälfte seines gewöhnlichen Standes hat, Kopfschmerzen, Fieber, Athemlosigkeit, Unfähigkeit zur geringsten Anstrengung, vergesellschaftet mit einem schmerzhaften Pochen in den Schläfen und dem immerwährenden Bestreben der Lunge durch mächtige Ausdehnung genug Luft aufzunehmen, welcher Zweck nicht erreicht wird, da, wenn auch das Volumen vorhanden ist, doch wegen des viel geringeren Druckes die wirkliche Masse und folglich auch die nöthige Menge Sauerstoff fehlt.

Nur ganz Wenige waren im Stande noch etwas zu leisten, vor allem wenigstens ein paar Steine zu einer Umzäunung zusammenzutragen, hinter welcher man hätte ein Zelt aufschlagen können. Die Steine wurden zu einer runden Mauer gehäuft, sie wurden mit wollenen Decken behangen um den schneidenden Wind, der durch die trockne Mauer pfiff, abzuhalten und dann wurde ein Zelttuch darüber gebreitet, so daß sich ein erträglicher Schutz darunter finden ließ.

Das eigentliche Zelt für die Reisenden war schon früher von den Gepäckträgern abgeworfen worden und bei der wilden Flucht derselben, hätte man es verloren geben müssen, wenn nicht drei Matrosen hinabgegangen wären, um dasselbe zu holen. Als es nun Abend geworden war, vermißte Wilkes diese Männer und es wurde versucht ein Leuchtfeuer anzuzünden, was indessen der Sturm immer wieder auseinander warf, bis es gelang, innerhalb eines ausgehöhlten Kürbis ein Licht zu befestigen, so daß die Oeffnung bergab und nach der Seite gerichtet war, nach welcher die Matrosen gegangen.

Es geschah zu ihrem Glück, denn sie waren allerdings auf der Rückkehr begriffen, hatten aber doch, als sie das Licht erblickten, wirklich den Weg bereits verfehlt und hatten große Mühe über das ganz unwegsame Lavafeld auf Händen und Füßen zu kriechen, da das Gehen sie bei jedem Schritt mit einem Sturz bedrohte.

Die erschöpften Reisenden suchten nunmehr, da sie alle beisammen waren, Schutz hinter dem Gemäuer und hinter der Zeltdecke, bei — 8 ° R. (10 ° C.) und bei einem Sturmwind, der heulend und pfeifend durch die Basaltschlacken sauste und eine solche Masse Schnee herbeitrug, daß unter der Last desselben die Zeltdecke zusammenstürzte und die Schläfer sehr unwillkommen um vier Uhr Morgens weckte.

Es mußte im Finstern und mit erstarrenden Gliedern der Schnee hinweggeräumt werden, was die armen Leute dergestalt angriff, daß sie sich nach gethaner Arbeit zusammendrängten, wie eine Heerde Schafe, um sich vor völliger Erstarrung zu bewahren. 10 ° unter Null in einer Gegend wo die mittlere Temperatur 30 ° über Null ist, kann allerdings kein Spaß genannt werden.

Als es tagte, ließ die Heftigkeit des Sturmes etwas nach und der Kapitain sandte einige Leute zurück um einen Theil dessen heraufzuholen was die fliehen-



den Arbeiter von sich geworfen hatten, sie brachten auch nach ein paar Stunden Holz und Lebensmittel herauf und das unerwartete Glück eines warmen Frühstücks machte Alle so froh, daß sie der ausgestandenen Strapazen bald genug vergaßen und auch die bis dahin krank gewesenen sich schnell erholten.

Es mochte 11 Uhr sein, als man trotz dessen, daß der Schnee fußhoch lag und noch immer reichlich niederfiel, sich auf den Weg machte um nicht nur den Gipfel zu ersteigen, was nach zwei Stunden wirklich geschah, sondern auch in der Hoffnung, das Zelt für die nächste Folge auf warmem Boden, d. h. im Innern des Kraters selbst und unter dem Schutz seiner steilen Wände aufzuschlagen, welches letztere jedoch keineswegs erlangt wurde, da man vergeblich versuchte an der Wand des Kraters hinabzuklettern und man mithin das Zelt oben auf dessen Rande und in einer Höhe von 13,200 Fuß aufzuschlagen genöthigt war. Hier 60 Fuß vom Rande des Kraters auf einer ziemlich ebenen Stelle wurde es errichtet, mit Lavablöcken befestigt und dann gingen die Matrosen an eine weiter unten liegende, mehr geschützte Stelle, indessen Kapitain Wilkes mit zweien seiner Offiziere allein zurückblieb, um nach einer, hoffentlich ruhigeren Nacht seine Beobachtungen zu beginnen.

Sechsundachtzigstes Kapitel.

Versuche in den Krater hinabzukommen. Ueber die mögliche Abkühlung der Erde und eine daraus hervorgehende Zusammenziehung der Rinde, d. h. über die Möglichkeit, daß der Erde noch eine Katastrophe bevorstehe.

Die Hoffnung wurde gewaltig getäuscht, der Sturm wurde so heftig, daß er das Feuer verwehte und das Licht ausblies und das Zelt in Stücke zu zerreißen drohte, dergestalt, daß die darin Wohnenden die ganze Nacht in Sorgen waren mitsammt allem um sie her, den Berg hinab gefegt zu werden. Glücklich genug widerstand das Zelt wirklich den wüthenden Angriffen und am Morgen erfreute und erquickte sie der Anblick der aufgehenden Sonne, es war der erste Weihnachtstag und zugleich der erste Tag den jemals ein Mensch auf dem Gipfel des Mama-Lea zugebracht hatte; aber trotz der schön und heiter aufgehenden Sonne war der Tag keineswegs ein angenehmer. Der wüthende Sturm hatte sich kaum beruhigt als er schon von neuem sein wildes tumultuarisches Spiel begann, die Temperatur innerhalb des Zeltes auf 9 ° C. erniedrigte und kaum erlaubte, bei der geringen Menge Holz, welches sie hatten, ein paar Tassen Chocolade zu wärmen. Das Brüllen des Windes in den Schlünden des Kraters, war so furchtbar, daß es selbst die tapferen Seeoffiziere mit Grauen und Entsetzen erfüllte.

Am 29. Dezember kam endlich die vom Schiffe berufene Hilfe herbei und nun war der eigentlichen Noth abgeholfen und die Vermessungsarbeiten konnten beginnen. Der Krater konnte umgangen werden, man fand seine Form eliptisch, 13,000 Fuß lang nnd 8000 Fuß breit. Die Höhe der Wandung des Kraters betrug an der westlichen Seite nahe 800 Fuß, an der östlichen aber 470. Dieser ungeheure Schlund schien von oben betrachtet, ziemlich eben zu sein, aber er war, wenn schon aus erstarrter Lava gebildet, doch von zahlreichen Spalten und Rissen durchzogen, welche immerfort Wasser- oder Schwefeldämpfe in gewaltigen Wolken ausstießen.

Innerhalb dieser ungeheuren Kraterfläche senkt sich ein zweiter Krater nochmals abwärts in eine schwer zu bestimmende Tiefe, aber in einer solchen Ausdehnung, daß sie beinahe die ganze Breite des größeren, flacheren Kraters einnimmt.

Gegen zwei Uhr erreichte Wilkes die höchste Stelle des Domes des Mama-Loa an seiner Westseite. Die Lüfte waren ruhig, es herrschte eine todtenähnliche Stille und da die Luft klar geworden, so bot sich eine über jede Beschreibung erhabene Aussicht dar. Zunächst im Nordosten lag der Mama-Kea, im Nordwesten der Mama-Hualalai und zwischen diesen dreien Riesen der Inseln (den Mama-Loa mitgezählt) breitete sich die mächtige Hochebene aus die noch nie eines Europäers Fuß betreten. Von seinem Standpunkte aus suchte nun Wilkes die Höhenunterschiede der hervortretenden Berggipfel zu bestimmen und von dem schönsten Wetter begünstigt, gelang alles über Erwartung, obwohl an den Berghöhen empor die Dünste, in Nebel verwandelt, stiegen und nur die schneeigen Häupter der Bergriesen unverhüllt ließen. Das Meer war nach allen Seiten völlig unbegrenzt, nur im Norden konnte man den 10,000 Fuß hohen Berg der Insel Mawi sehen dessen Unterland mit der Nordspitze der Insel Hawai zusammenfloß.

Beim Herabsteigen sah Wilkes auch noch jenes merkwürdige Schmelzungsprodukt, welches die Eingebornen Pele's Haar nennen. Es ist haarfeines Glas, dadurch entstanden, daß die bis zur Dünnflüssigkeit geschmolzene Lava, von zusammengepreßten glühenden Dämpfen in Blasen und Tropfen hoch emporgeworfen wird und sich dabei zu feinen Haaren auszieht. Man sieht ähnliches auch auf dem Vesuv, doch scheint selten die Lava heiß genug zu werden, um diese Bildung zu begünstigen. An den Abhängen des Mama-Loa ist dagegen die Erscheinung eine äußerst häufige, und manche Strecken sind viel dichter damit bezogen, wie bei uns zur Herbstzeit die trocknen Wiesen durch Spinnen überzogen werden.

Nicht immer ist der Mama-Loa so ruhig, so gnädig gegen seine Besucher und seine Ausbrüche, wenn sie einmal beginnen — und er ist nicht sparsam damit — sind entsetzliche, sind furchtbare Naturereignisse. Im Jahre 1840, 42, 43, 46, 52, 55 u. s. w. fanden Lavaausbrüche von ungeheurer Ausdehnung statt. Dabei pflegt die ganze Oberfläche des Kraters sich in einen Feuersee zu

verwandeln. Zuerst füllt sich der innerste Raum, der tiefste Theil des Kessels an. Da die Oberfläche desselben immerhin mehr als 60 Millionen Quadratfuß einnimmt, so ist das schon ein Leuchtfeuer, welches durch seinen Wiederschein am Himmel bemerklich genug wird. Wer nun Neigung und Geld hat, den Gipfel des Berges zu besteigen, kann noch zeitig genug kommen, um das allmälige Anfüllen des doppelten Kraters anzusehen, er nimmt dann wahr wie der innere Raum sich immer weiter mit der geschmolzenen Masse füllt. Sobald er die Oberfläche derselben zu sehen bekommt, zeigt sich ihm dieselbe im lebhaften Kochen und bei diesem eben entstehen jene Tropfen und Blasenauswürfe, welche sich allmälig in Pele's Haar verwandeln.

Nun beginnt der See über seine Ufer zu steigen, er füllt nach und nach den größeren Krater an, zuerst wird nur die Oberfläche bedeckt, bald aber ist die Masse des feurig flüssigen Gesteins, welches dem gewaltigen Schlunde entquillt, so groß daß der weite Umfang des Kraters sich damit füllt und die glühende Masse daran emporsteigt, fußhoch, ellenhoch, viel höher, viele Klafter hoch, so daß der entsetzte Zuschauer flieht, in der sehr natürlichen Besorgniß, die Wand des Kraters, auf welcher er steht, würde unter seinen Füßen geschmolzen werden und er in den glühenden Abgrund stürzen.

Hat die Lava eine solche Höhe erreicht, daß ihr hydrostatischer Druck genügt, um sich irgendwo einen Ausweg zu öffnen, so macht sie sich gewaltsam Bahn, ein hellrother Strom, ein Strom von Sonne beschienenem Rubinglase bricht in der Breite von mehreren tausend Fuß irgendwo aus der geöffneten Seite des Berges hervor und wälzt sich den Abhang hinunter, oft die prächtigsten Kaskaden bildend, da Bergstürze, da senkrechte Wände von 50 — von 100 Fuß überschritten werden müssen. Wo die Lava nasse Landstriche, wo sie Sümpfe berührt, hüllt sie sich in dichte Wolken von Wasserdampf ein, aber selbst durch diese Wolken hindurch bemerkt man die furchtbare Gluth. Unter dem Winde kann man sich dem Feuerstrom bis auf Meilenweite nicht nahen, unter dem Winde wird auch alles versengt, dort sieht man die prächtige Vegetationsdecke wie durch einen Waldbrand zerstört, über dem Winde kann man sich dem Strome bis auf ein paar Ellen nähern, aber immer nur mit Lebensgefahr, denn ein Moment der Windstille läßt die Hitze nach den Gesetzen der Strahlung sich so rasch, mit solcher Gewalt und in solche Entfernung verbreiten, daß man ganz umsonst versuchen würde, dieser Gluth zu entgehen.

Die Quantität, welche der größte europäische Vulkan, der Aetna, auswirft, ist so unbedeutend, daß man kaum ein Zahlenverhältniß findet. Ein Lavastrom von ein paar hundert Schritt Breite, ein paar Fuß Tiefe, der vom Fuße des Aetna bis nach Catania läuft — was will er bedeuten, gegen die 14,000 Millionen Kubikfuß, welche nach einer wahrlich nicht übertreibenden Berechnung der Vulkan im Mai des Jahres 1855 auswarf.

Diese ungeheuren Schlünde des Erdinnern, diese Vulkane, welche so riesige

Massen emporschleudern, gehören zu den wunderbarsten Phänomen der Erde und es hat nicht an Naturforschern gefehlt, welche in den ungeheuren Auswürfen die Möglichkeit sahen, die Erde mit einer neuen Katastrophe zu bedrohen. Unsere Geognosie hat uns gelehrt, daß die verschiedenen Umwälzungen, welche unser Planet erlitten, daher kamen, daß die äußere Kruste der Erde nach und nach erkaltend, sich zusammenzog und folglich das geschmolzene Erdinnere innerhalb der kleiner werdenden Hülle nicht mehr Platz hatte und diese zerriß, über die Oberfläche emporquellend. Ein solches Ereigniß schuf das scandinavische Gebirge, ein ähnliches schuf die Pyrenäen und die Alpen bis zum schwarzen Meere und vielleicht auch noch bis zum Kaukasus, ein ähnliches das gewaltige tybetanische Gebirge und das größte und wahrscheinlich letzte Ereigniß dieser Art hat das Festland von Amerika auf seiner äußersten Westseite mit einem Spalt und mit einem darüber emporquellenden Gebirge versehen, das beinahe von Pol zu Pol geht.

Man pflegt nunmehr ziemlich ruhig über die Zukunft der Erde zu denken, man sagt nämlich eine fernere Zusammenziehung der Erdkruste könne nicht mehr stattfinden, weil die Erdoberfläche sich nicht mehr ferner abkühlt.

Die Behauptung könnte zum mindesten äußerst kühn genannt werden, wenn nicht historische Forschungen nachgewiesen hätten, daß seit länger als 3000 Jahren die Erde thatsächlich in ihrer mittleren Temperatur dergestalt stehen geblieben ist, daß — wenn eine Abnahme stattgefunden hat, sie bei weitem nicht die Hälfte eines Grades des hunderttheiligen Thermometers beträgt; es ist also nicht vorauszusehen, daß die ganze Erde so einmal zu einem Eisklumpen erstarren würde, wie dieses in den Polarregionen geschehen ist, und wie einige Pessimisten behaupteten, daß es durch die natürliche Abkühlung, durch die fortwährende Ausstrahlung gegen den Weltraum nothwendig geschehen müsse. Diese Annahme ist dadurch widerlegt, daß die Einwirkung der Sonnenstrahlen auf die Erde ebenso stark erwärmend ist, wie die Ausstrahlung gegen den Weltraum erkältend.

Steht dieses fest, so kann natürlich eine fernere Temperaturabnahme nicht stattfinden, denn das Temperaturgleichgewicht ist erlangt. Nun sagen aber die neueren Forscher: ihr großen Rechner habt einen großen Faktor vergessen; von der Oberfläche der Erde wird allerdings nicht mehr Wärme ausgestrahlt als der Oberfläche zurückgegeben wird, von dem Centralgestirn, von der Sonne, aber aus dem Innern der Erde quellen glühende Massen empor, die wir Lava nennen, so wie wir die Quellen selbst Vulkane genannt haben und diese Wärme geht der Erde wirklich verloren, d. h. sie wird nicht ersetzt von außen her. Auf diese Weise muß mit der Zeit die Erde mehr erkältet werden, als sie jetzt erkältet ist und daraus folgt eine spätere Zusammenziehung der Oberfläche, ein größerer Druck auf das Innere und daraus folgt mit Nothwendigkeit ein neues Bersten der Oberfläche, eine neue Erhebung eines gewaltigen Gebirges, also eine neue Sündfluth, überhaupt eine furchtbare, alles Bestehende vernichtende Katastrophe.

Darin scheint etwas zu liegen, aber wir wollen uns doch nicht so ohne weiteres ins Bockshorn jagen lassen, wir wollen den Bleistift zur Hand nehmen und rechnen, da werden wir finden, daß 14,000 Kubikfuß nicht viel mehr als der tausendste Theil **einer Kubikmeile** sind, und daß die Erde einen Inhalt von 2600 Millionen Kubikmeilen hat. Die Erde ist zwar einer der kleinsten Weltkörper, aber doch immer so groß, daß dergleichen Kleinigkeiten, wie der tausendste Theil von dem zweitausendsechshundertmillionsten Theile keinen großen Eindruck auf das ganze mächtige Gebäude machen kann.

Es ist möglich, daß man mir antwortet ich hätte insofern Recht, als der hervorgebrachte Eindruck wirklich kein besonders großer sei, daß aber, wenn er sich häufig wiederhole (wie dieses ja doch der Fall, da vulkanische Ausbrüche mit Lavaergüssen durchaus nicht vereinzelt sind) zuletzt doch ein Resultat daraus hervorgehen müsse, das uns immerhin in Schrecken versetzen könne und daß vielleicht nicht heute oder morgen aber wohl in einer oder zwei Millionen Jahren eine solche Katastrophe, wie die oben angedeuteten, eintreten müsse.

Hierauf habe ich nun eine erträgliche Antwort.

Es ist nicht die Oberfläche der Erde, welche durch die Lavaergüsse abgekühlt wird, es ist das geschmolzene Innere der Erde, welches sich unter dem vorhandenen Drucke der erstarrten Masse aus einzelnen Oeffnungen ergießt und je mehr ein solches temporäres Ergießen stattfindet, desto weniger von einer Wirkung nach Außen hin die Rede sein kann, jeder vulkanische Erguß eines Theiles des geschmolzenen Inneren verringert die Wirkung der Gesammtmasse, indem er die Masse selbst verringert, wie sich nach und nach eine geringe Quantität der eingeschlossenen Masse gegen die Oberfläche erhebt, so wirkt wiederum nach und nach der Druck der geschmolzenen Masse gegen die feste Oberfläche geringer und so wäre es wohl gerade möglich, ja sogar wahrscheinlich, daß die allmäligen Ergüsse eines Theiles des geschmolznen Erdinneren nicht eine neue Katastrophe befördern, sondern das sichere Mittel sind eine solche zu verhindern, wie wir denn auch in den als vorzüglich vulkanisch bekannten Gegenden wahrnehmen, daß Erderschütterungen gewöhnlich erscheinen, wenn die dort liegenden Vulkane lange Zeit nicht in Thätigkeit waren, daß diese Erdbeben um so schrecklicher werden je länger die vulkanische Thätigkeit ausgesetzt war und daß endlich mit dem Eintreten des feurigen Ausflusses des Vulkans das Erdbeben beendet ist.

So denke ich — meine geehrten Leser — wir dürfen unser Haupt ruhig niederlegen und wenn zu dem, durch Rechnung geführten Beweise, noch ein anderer, durch Beobachtung nöthig wäre, so würde er darin zu finden sein, daß die Achsendrehung der Erde seit es astronomische Beobachtungen giebt, noch nicht um eine Sekunde schneller geworden ist, was wiederum geschehen müßte, wenn sie seit dieser Zeit eine Abkühlung erlitten hätte, mit der Abkühlung wäre eine Verkleinerung des Volumens verbunden und die Folge einer solchen wäre eine Beschleunigung der Umdrehung.

Siebenundachtzigstes Kapitel.

Fülle von Naturschönheiten, welche die Insel darbietet. Die felsige Westküste, die fruchtreiche Ostküste. Widersprechende Züge in dem Charakter der Eingebornen.

Die Insel Hawai hat eine Fülle von wunderbaren Naturschönheiten aufzuweisen. Auf der Westküste, vor welcher der „van der Kapellen" lag, ist der Regen ziemlich selten, daher die Vegetation im allgemeinen eine dürftige und nur da schön zu nennen, wo sich Schluchten in das Basaltgebirge hinein öffnen und wo aus dem Innern Bäche niederströmen; denn wo auf dem mehr strandwärts gelegenen Theile auch wirklich Regen fällt, ist doch der Boden zu porös, um denselben nicht sofort zu verschlucken, dagegen sind höchst malerisch die kahlen, sonnenverbrannten Bergkolosse, die schwarzen, himmelanstrebenden Basaltblöcke, welche die reizenden Thäler begrenzen und sich oft mitten aus der üppigsten Vegetation dunkel und unheildrohend erheben und auch manchmal unglückbringend sind, denn die Blöcke zeigen sich bei sehr großer Ausdehnung vielfältig zerklüftet und es gehört nicht gerade viel dazu, um diese Zerklüftung in Zerreißung zu verwandeln. Keine Hypothese, sondern eine Thatsache, da es große, ausgedehnte Felder giebt, welche über und über mit den Trümmern zerbrochener Lavablöcke bedeckt sind, über welche hinweg man nur von Stein zu Stein springend unter steter Gefahr auszugleiten und sich seine gesunden Beine zu zerbrechen, kommen kann, eine Passage um so gefährlicher, als zwischen diesen mächtigen Trümmern die Vegetation nicht fehlt und so die Spalten und Abgründe dem Auge entzogen werden.

Auf dieser Seite der Insel sieht man die blasigen Lavamassen sich weit in das Meer erstrecken. Es sind nicht einzelne Landzungen, wie wir eine solche oben beschrieben haben, es sind vielmehr Bedeckungen des Strandes durch Lavatrümmer, und die Brandung braust und tost in furchtbarer Gewalt über sie hinweg und es scheint, als ob das Meerwasser sich weite unt tiefe Höhlungen ausgearbeitet habe. Nicht nur jene einzelne Höhle, welche ich besuchte, sondern Hunderte von kleinen und vielleicht auch von gleich großen sieht man sich hier öffnen.

Aber unendlich viel schöner als die auf eine beinahe grauenvolle Art malerische Westseite ist die frucht- und blumenreiche Ostküste. Der Passat, welcher 50 Breitengrade über das Meer streicht, bringt eine unendliche Fülle von Feuchtigkeit mit — an den Gipfeln der dem Passat entgegentretenden Bergkette schlägt dieselbe sich nieder, hüllt die Gipfel meist in Wolken, rieselt aber in reichen Bächen und in kleinen Flüßchen von allen Seiten hernieder und befruchtet auf diese Weise die Küstengegend auf eine an das Wunderbare grenzenden Weise. Nun liegt die schöne Insel und die ganze Inselgruppe in den Tropengegenden,

in dem Raume zwischen den Wendekreisen und zwar, was wieder segenbringend ist, nicht in der eigentlichen Aequatorialregion, sondern in der Nähe eines Wendekreises, wodurch ein Unterschied der Jahreszeiten bedingt wird, der in unmittelbarer Nähe des Aequators nicht gefunden wird. Alles dieses kommt zusammen, um das schöne Fleckchen zum reichsten und glücklichsten, zum segenreichsten zu machen. Berg und Thal in gleicher Weise befruchtet, sind mit dichtem Gesträuch, üppigem Graswuchs oder ausgedehnten Wäldern bedeckt, die viele Feuchtigkeit hilft die Lava zersetzen und es giebt beinahe keinen furchtbareren Boden, als die verwitterte Lava, wie wir aus den übermächtig üppigen Vegetationen des Aetna und Vesuvs wohl wissen.

Wenn eine liebliche, wohlthuende Wärme, fern von dem, was wir Hitze nennen, wenn eine unbeschreibliche Schönheit und Fülle der Pflanzen, wenn eine nie endende Wandelbarkeit des Himmelszeltes und eine wunderbare Farbenpracht desselben, sei es nun im aufsteigenden, prachtvoll gefärbten Gewölk, sei es in niederrieselnden Regenschauern, sei es im unendlich klaren, tief blauen Himmel, sei es in der unendlichen Fülle der schönsten Blüthen und Früchte ein irdisches Paradies geben könne, so finden wir es hier, wo dies Alles gleichzeitig zusammentritt und zusammenwirkt.

Und was geht über die Schönheit eines Regenbogens, welcher sich in Tropfen von der Größe einer welschen Nuß bildet (das sind die Dimensionen der Regentropfen zwischen den Wendekreisen, was geht über die unendliche Pracht solch eines Regenbogens, dessen Farben so intensiv sind, wie die des reinsten Flintglasprisma, nicht matt und verwaschen wie unter dem grauen Himmel des Nordens, den man nur spottweise blau nennen kann, was geht über die Pracht eines solchen Regenbogens, der uns so nahe steht, daß man glaubt, unter ihm hindurchgehen zu können, wenn es nicht etwa der ruhige, indigoblaue Nachthimmel mit seinen tausend und abertausend Fixsternen wäre, deren jeder im reinsten planetarischen Lichte glänzt, indessen die in meßbarer Entfernung stehenden Gestirne selbst einen deutlichen Schatten werfen, man möchte fast sagen, so kräftig wie der Mond, der selbst im vollen Lichte den Glanz der Planeten nicht beeinträchtigt — ja das ist ein irdisches Paradies.

Von den Gebirgen strömen unzählige Bäche hernieder, sie vereinigen sich zu kleinen und wohl auch zu größeren Flüssen. Der wasserreichste derselben ist der Wai ruku (Wai Luki, Boouai Rokoa u. s. w., jede Nation schreibt die Namen anders, je nachdem sie die Buchstaben ausspricht; der Franzose schreibt: Roukou, der Deutsche: Ruku), welcher unsern des Ufers in der Bai von Waiakea zwei schöne Wasserfälle macht, die mit ihrem weißen Schaum, in dem die Sonnenstrahlen sich brechen, um so lebhafter von dem Hintergrunde abstechen, als derselbe theils dunkler Basalt, theils dunkle, überaus üppige Vegetation zeigt.

Da, wo der Strom sich in eine 20 Fuß niedriger liegende Vertiefung

stürzt, von dieser einen zweiten geringeren, aber compakter zusammenhängenderen Sturz in ein weites Becken machend, baden sich die Eingebornen ohne Umstände sich den Wellen anvertrauend, den Sprung in den Wasserfall machend, von Fall zu Fall, um erst weiter unten wieder dem Lande zuzuschwimmen. Es mag Muth dazu gehören, aber die Eingebornen haben ihn und zwar die Mädchen nicht minder als die Männer, denn gerade sie sind am häufigsten dort zu finden, sie schwimmen ein paar hundert Schritt oberhalb des Falles in den Fluß hinein und lassen sich von demselben bis zum Sturze tragen, hier halten sie die Hände über den Kopf und schießen so hinab, einen Augenblick sieht man ihre dunklen Körper auf der hellen Wasserfläche erscheinen, dann sind sie verschwunden — 30 und mehr Schritt von dem Falle tauchen sie wieder auf, um alsbald den zweiten kleineren Fall hinabzuschießen und in dem großen Becken sich zu tummeln. Sie klettern dann wohl an den Felsen empor und wiederholen das gefährliche Spiel zum zweiten und dritten Mal aus lauter Uebermuth, aus Ueberfülle der Kraft und es muß nichts leichtes sein, denn drei englische Matrosen von einem Kriegsschiff, mit welchem der berühmte Walpole die Sandwichs-Inseln besuchte, machten diesen kühnen Sprung erst, nachdem er ihnen von Knaben und Mädchen vielfach vorgemacht worden war. Sie waren sehr gute Schwimmer und ihr Unternehmen lief ohne den mindesten Unglücksfall ab, allein sie versicherten doch, daß sie das Kunststück um keinen Preis wiederholen möchten.

Wie sonderbar ist es bestellt mit diesen Leuten, was haben sie für widersprechende Charakterzüge. Geneigt, den ganzen Tag und auch die ganze Nacht auf ihren Matten zu liegen, sind sie doch, wenn ihre Leidenschaft erwacht von einer an's Unbegreifliche gehenden Thätigkeit und diese Thätigkeit zeigen sie, wenn sie einer Gefahr Trotz bieten wollen, wenn sie sich freuen, wenn sie Rache üben wollen. Einen ruhig stehenden, einen sitzenden Insulaner habe ich kaum gesehen, er liegt so lange auf einer Seite, bis diese ihm wehe thut, dann kehrt er sich auf die andere Seite, er unterhält sich im Liegen, er ißt und trinkt im Liegen, er badet sich im Liegen und er kriecht auf den Strand, um sich im Liegen von der Sonne trocknen zu lassen. Wenn aber der Sturm die Brandung auf die stacheligen Korallenbänke wirft, dann fängt das Auge des Eingebornen an zu leuchten, dann erhebt er sich, geht an das Meeresufer, und wenn die hohen, brandenden Wellen über das zackige Gestein schlagen, so stürzt er sich in das Meer und läßt sich von der rücklaufenden Woge weit hinaustragen und er weiß es zu hindern, daß eine neue brandende Welle ihn auf das Ufer werfe.

Seine Ruhe scheint ihn nicht zu langweilen, er giebt sich derselben hin, ohne daß er dazu genöthigt wäre, aber er kennt die Bewegung nicht als ein Bedürfniß, wenn er aber auf seinem schmalen, schwankenden Kahn die Wellen durchstreicht und wenn dieselben kurz und scharf gebrochen, wie sie auf dem zackigen Grunde sein müssen, ihn schaukeln und er keinen Augenblick vor dem

Umschlagen sicher ist, oder wenn er auf dem Ufer steht, während der Sturm durch seine Felsen pfeift, die schlanken Palmen gleich Rohrhalmen beugt, wenn der Schaum wild aufgeregter Wogen ihn überstürzt und der Blitz zischend in das Meer schlägt und der Donner so furchtbar wirkt, daß man glaubt, es seien die zusammenstürzenden Gebirge, welche so furchtbar herüber tönen und der Schall sich tausendfach an den zackigen Felsen bricht, dann muß man ihn sehen, dann ist er erwacht. Es hat des Zornes einer großartigen Natur bedurft, um seine Thätigkeit zu wecken, nun ist sie aber erwacht und nun ist der Mann auch unbesiegbar. Solche Leute konnte Tamea-Mea brauchen und er kannte sie und eroberte mit ihrer Hilfe eines der kleinen Königreiche nach dem andern, denn sie waren bereit, ihr Leben einzusetzen für einen Gedanken. Mit solchen Leuten kann man viel ausrichten, gegen solche Leute nichts, es sei denn, daß man es verstehe, sie vor allen Dingen zum Schweigen zu bringen, das haben Engländer und Amerikaner gethan. Schweigen bedeckt die Gegenden, welche sie beherrschen, die Bevölkerung hat aufgehört sich zu widersetzen, denn sie hat aufgehört zu sein.

Von der Thätigkeit dieser Leute erhielt ich ein kleines Pröbchen bei dem Uebergang über die Bai Wai-Akea, in welche der vorhin genannte Fluß sich ergießt. Mein wackerer Häuptling hatte mich in eine zierliche Niederlassung geführt, in welcher wir nach einem tüchtigen Tagemarsch ruhen sollten, um am folgenden Morgen der Perlenfischerei beizuwohnen, die am entgegengesetzten Ufer vorgenommen werden sollte.

Das Häuschen war nur bewohnt von einem Manne in der Mitte der Dreißiger und von seinen beiden Töchtern von dreizehn und vierzehn Jahren, die miteinander hier ein idyllisches Leben führten, d. h. beim Mondschein tanzten, beim Sonnenschein badeten und von Zeit zu Zeit ansehnliche Massen von dem vertilgen, was ihnen an Früchten das Land, oder an Thieren der Fluß und das Meer gaben.

Die beiden Mädchen waren sehr hübsch, ihre jungen Glieder ebenmäßig und schön, wie wir es nur an den Erzgebilden der alten Griechen sehen, mit denen sie auch durch ihre Broncefarbe die größte Aehnlichkeit hatten. Ich würde im Stande gewesen sein meine Furcht zu überwinden und alle meine guten Grundsätze aufzugeben, wenn nicht der Vater zu mir gesagt hätte, daß ich zu meiner Gefährtin nehmen könne, welche von beiden ich wolle, seinetwegen auch beide zugleich, und wenn nicht die Mädchen so viel von der englischen Sprache gekonnt hätten, um in mir den Verdacht zu erwecken, ich sei nicht der erste, sondern vielleicht der hundertste oder zweihundertste Europäer, dem der Vater den gedachten Liebesdienst erweise. So wurde denn ihre nächtliche Ruhe nicht gestört, wiewohl dieses die kleinen schelmischen Dämonen durchaus nicht hinderte, meine nächtliche Ruhe gänzlich null und nichtig zu machen.

Der Morgen kam und ich hatte viel von den Neckereien der Mädchen zu dulden, welche meine Enthaltsamkeit durchaus nicht begreifen konnten, da sie fern davon waren, die Gründe zu ahnen.

Achtundachtzigstes Kapitel.

Ein Bad innerhalb der Brandung. Neckereien innerhalb der aufgeregten Wellen. Ein schöner Haifisch. Sieg über denselben. Erstaunliche Kaltblütigkeit der Eingebornen.

Nach einem schmackhaften Mahl von vortrefflichen, frisch aus dem Meere geholten Austern und gegohrnem Palmsaft sollten wir hinüber nach dem anderen Ufer, was reichlich eine halbe Meile von dem diesseitigen entfernt war. Nun aber war Noth am Mann, denn es befand sich kein Boot auf dieser Seite der Bai. Die Leute sind so gute Schwimmer, daß es ihnen ganz gleichgültig ist, ob sie innerhalb des Wassers, oder ob sie auf trockner Erde wandeln, so hatte Keiner daran gedacht, etwas zur Ueberfahrt zu veranstalten und auch noch in diesem Augenblick fiel es Keinem ein, die beiden Männer und die beiden Mädchen gingen, wie sie da waren, hinein und ich stand etwas verblüfft am Ufer.

Das eine der schelmischen Mädchen sah sich nach mir um und bemerkend, daß ich nicht nachkam, machte sie die Andere darauf aufmerksam, worauf diese umkehrten und der Häuptling mich fragte, weshalb ich ihnen nicht folge, denn der Gedanke, daß ich möglicherweise nicht schwimmen könne, lag einem Jeden so fern, daß kein Mensch daran dachte, gerade diesen Grund aufzusuchen. Auch konnte ich wohl schwimmen, nur allerdings nicht eine halbe Meile weit, wozu denn schon die Amphibiennatur der Insulaner gehört, deren ich mich freilich nicht rühmen kann.

Ich setzte den Leuten das auseinander und kann nicht leugnen, daß ich eine gewisse ironische Bewegung der Mundwinkel bei allen Vieren wahrnahm, welche indessen nirgends in jenes unartige laute Lachen ausartete, vermöge dessen wir gebildeten Leute uns der Verwunderung über Können oder Nichtkönnen eines Anderen zu entledigen pflegen.

Ohne ein Wort zu sagen, ging unser Gastfreund, der Kanaki, bei dem wir übernachtet zu dem nächststehenden Pandanus und schnitt ein etwa drei Klafter langes Ende einer Rohrpalme, welche sich daran emporgeschlängelt hatte, ab. Ich mußte mich entkleiden, alles was ich um und an mir zu tragen gewohnt war, meine Jagdtasche, Botanisirkapsel, Gewehr, Stock, Barometer u. s. w. wurde in ein Pack sauber zusammen gebunden, der Kanaki nahm dasselbe auf

den Kopf und wieder ging's in das Wasser hinein. Als wir ungefähr so tief waren, daß das Wasser bis unter die Arme reichte, wurde mir die lange Liane unter die Achseln gelegt, jeder meiner Begleiter nahm ein Ende davon zwischen die Zähne und eine Minute später lagen wir Alle schwimmend auf dem Wasser. Unter solchen Umständen brauchte ich allerdings wenig Besorgniß zu haben, abgesehen davon, daß ich wirklich schwimmen konnte, so war ich auch noch getragen durch die Kletterpalme und es ging also mit frischem Muthe vorwärts, wiewohl ich keineswegs ganz so gut davon kam, als ich geglaubt hatte. Wir waren etwa sechs Fuß weit von einander, damit wir uns nicht gegenseitig im Schwimmen hinderten, nun aber kamen die beiden Mädchen mitten hinein zwischen die beiden Eingebornen und mich, sie begannen mich zu necken, mir das hochgehaltene Gesicht mit Wasser zu bespritzen und endlich sagte die Eine, welche ganz nahe an meiner Seite schwamm, ich würde Kopfschmerzen bekommen, wenn ich mit dem Kopfe nicht untertauchte, und kaum hatte sie dies gesagt, als sie schon neben mir aufrecht stehend, wie wenn sie festen Boden unter sich gehabt hätte, mir den Kopf mit beiden Händen niederdrückte und mich lachend ein paar Mal unterzutauchen zwang.

Die Mädchen sowohl als die Männer verstanden sich vollkommen auf das sogenannte Wassertreten, sie waren im Wasser zu Hause, als ob sie Fische wären, doch nein, jedenfalls noch besser, denn sie waren eben so vollkommen auf dem Lande zu Hause, sodaß sie ihre Amphibiennatur gar nicht verleugnen konnten.

Meine beiden Geleitsmänner schritten prächtig vorwärts und unter den fortwährenden, mitunter etwas zu keck werdenden Neckereien der Mädchen gelangten wir in der Zeit von ungefähr dreiviertel Stunden hinüber und hatten jetzt feinen Korallensand unter den Füßen, nun dachte ich mich an den Spitzbübinnen zu rächen, bückte mich und umfaßte schnell die eine von beiden bei den Beinen und kehrte sie um, so daß sie mit dem Kopf drei Fuß tief unter Wasser stand.

Trotz dieser für sie jedenfalls sehr ungünstigen Lage hatte ich mich doch über ihre und meine Kräfte vollständig geirrt. Mit ihren ganz freien Armen umfaßte sie meine Beine und drückte dieselben so schnell und mit solcher Vehemenz zusammen (d. h. aneinander), daß ich das Gleichgewicht verlor und umfiel. Dies zwang mich, sie loszulassen, aber sie ließ mich keineswegs los, sondern schleppte mich zurück in tieferes Wasser, woselbst sie mich offenbar abstrafen wollte, da sie mich für wehrlos hielt. So ganz wie sie es glauben mochte, war ich es jedoch keineswegs, ich kämpfte mit ihr um den Sieg, da sie mir wohl an Gewandtheit, keineswegs aber an Kräften überlegen war.

In diesem Augenblick sah ich die Finne eines Haifisches, die auf dem Rücken stehende kammartige Erhöhung, die Oberfläche durchschneiden und auf uns zu-

kommen, ich machte mich durch einen Ruck plötzlich von dem Mädchen los und rief den beiden Männern zu, auf das Unthier zeigend.

Ich war bleich vor Entsetzen geworden, alles Spaßen war mir vergangen, ich hatte eine unbestimmte Ahnung, daß hier meine Reise zu Ende sei und daß mein geehrter Leser mich nicht weiter würde verfolgen können, als bis hieher, da man in dem Bauch eines Haifisches in der Regel nicht Memoiren schreibt, um so weniger, als man dort meistentheils in drei Stücke zerbissen, anlangt. Meine geehrten Leser sehen aus dieser Mittheilung allein, daß es nicht so schlimm mit mir wurde, daß ich ihnen also das Fernere durchaus nicht erlassen kann.

Ich hatte geglaubt, wir würden alle Fünf uns möglichst beeilen, um an's Land zu kommen, allerdings ein schweres Stück Arbeit, da Herr von Haifisch mit einem mächtigen Ruder versehen, viel schneller schwimmen, als ein Mensch laufen kann und vollends, wenn der arme Mensch noch vier Fuß im Wasser steht. Die beiden Männer mochten nun auch wohl glauben, daß dieser Umstand nicht geeignet sei, eine große Chance für das Entkommen zu bieten, sie kehrten sich daher um und traten dem Feinde entgegen, der Kanaki jedoch in respektsvoller Entfernung hinter dem Häuptling, denn es war eine Ehrensache, diesem den Kampf zu überlassen und nur in dem Augenblick der Gefahr ihm beizuspringen. Die Anwesenheit des Haifisches schienen Beide vorläufig nicht für unmäßig gefährlich zu halten.

Ich sah nicht, daß der Häuptling irgend eine Waffe gehabt hätte, konnte mir daher nicht erklären, was er denn eigentlich mit dem Ungeheuer anfangen wolle, das doch wohl die Länge von 16 bis 18 Fuß haben mochte, da die Entfernung von der Rückensinne bis zur oberen Schwanzspitze, deren Stellung ich an der Bewegung des Wassers erkennen konnte, wohl zwei Klafter betragen mochte. Er konnte doch unmöglich mit diesem Thiere Walzer tanzen oder irgend welche Kunststücke machen wollen, und dem Haifisch auf den Rücken springen und mit ihm so davon gehen, während man ihm die Augen ausdrückt, nun — das sind allerdings Geschichten, welche sehr gewissenhafte Reisende zum Ergötzen des Publikums geschrieben haben, aber in jetziger Zeit pflegt man dergleichen nicht mehr recht zu glauben, man sagt wohl gar, solche Geschichten seien längst in's Fabelbuch geschrieben.

Der Häuptling stand ruhig vor dem Haifisch, welcher schnurgrade auf ihn zuschoß. Noch mochte er eine Elle weit von ihm entfernt sein, als ich ihn sich um einen kleinen Schritt seitwärts bewegen sah und der Haifisch mit großer Gewalt an ihm vorbeischoß, aber sich alsbald auch auf die Seite legte, mit Schweif- und Brustflossen furchtbar um sich schlagend, doch wie es mir schien, keineswegs gesonnen, einen neuen Angriff zu machen.

In dem Augenblick, wo der Haifisch vorbeischoß, hatte der tapfere Eri sein Messer, was ich nicht gesehen hatte, da er es unter Wasser hielt, in den Win-

kel des geöffneten Rachens gesetzt und der Hai hatte im unaufhaltsamen Vorbeischießen sich den Leib aufgeschlitzt bis unter die Rückenfinne, ein Stückchen Arbeit, wozu von Seiten des Mannes nicht nur ein gewaltiger, kaltblütiger Muth und eine große Sicherheit der Hand gehört, sondern auch eine Kraft, welche man kaum taxiren kann. Die Haut des Haifisches ist zwar, so lange er lebt, nicht so hart und widerstandsfähig, als die getrocknete, aber sie ist doch immer zähe wie Leder und ist mit unzähligen kleinen Stacheln besetzt, welche das Messer bald genug stumpf machen dürften. Doch es war geschehen und die fußlange Klinge hatte tief genug gewirkt, um das Innere des Ungeheuers dem Tageslichte zu öffnen, der Körper klaffte auseinander, als wäre er vom Fleischer zerlegt.'

Dem Hai zu nahen war sehr gefährlich, ein Schlag von der Brustflosse konnte schon schwer verwunden, ein Schlag vom Schwanze mußte nothwendig tödten. Die beiden Männer näherten sich dem Thiere auch nicht in solcher Art, wohl aber wollten sie sich seiner bemächtigen und dazu diente das Seil, was mich hierher getragen. Die beiden Männer faßten die Liane an den Enden, nahmen den zappelnden, planlos schlagenden Fisch in ihre Mitte und hielten diese Leine so über denselben, daß sie damit hinter die Brustflossen kamen und nun gingen sie dem Lande entgegen den Hai mit sich schleppend, welcher zwar furchtbaren Lärm machte, aber sich doch eigentlich nicht widersetzte, nicht zurück zu schwimmen versuchte, in welchem Falle es ganz unmöglich gewesen wäre, das Unthier heranzuziehen. Das planlose Umherschlagen aber hinderte dieses nicht, und als er nun endlich auf dem Trocknen war, als er nämlich nicht mehr Wasser genug unter sich hatte, um noch getragen zu werden und also beim Schleppen den Erdboden streifte, kamen vom Lande her die Perlenfischer hinzu, um den wilden Patron weiter ziehen zu helfen, was zweien nicht gelungen wäre, da ein solcher wohlgewachsener Haifisch ein paar Loth mehr wiegt als ein mäßiger Karpfen.

Das Erforderliche geschah und trotz des wüthenden Schlagens und Hauens mit seinem mächtigen Ruder, was jetzt, wo er immerfort den Sand streifte, schlimm genug war und das Wasser um ihn her in Staub verwandelte und die mit ihm Beschäftigten mit einem tüchtigen Regen von dichtem Salzwasser übergoß — brachte man ihn an's Land, wo er denn auch sofort zerhauen und zerlegt wurde, er auch, obschon man dies mit wenig Rücksicht auf seine Gesundheit vollzog, kein Wort dagegen sagte.

Alte Seebären von Matrosen behaupten, der Hai gehöre zu den Fischen, welche schreien können und welche — wenn sie geschlachtet würden, zu brüllen pflegten, wie geschlagene Stiere. Man ist mit dem nunmehr in Gott ruhenden Haifisch gewiß nicht zärtlich umgegangen, aber brüllen hörte ich ihn nicht. Zum Schreien gehört Lunge und Luft in derselben, der Haifisch aber hat weder Luft noch Lunge. Die Kiemen ziehen zwar das Sauerstoff aus dem Wasser und

führen es dem Körper zu, aber sie sammeln es keineswegs in einem Behälter und aus diesem kann auch nichts ausgestoßen werden, wodurch allein ein Ton ermöglicht würde. Man wird sagen, der verwundete Walfisch stöhne und schreie, warum ein anderer Fisch dasselbe nicht auch thun solle? — sehr einfach deshalb, weil der Walfisch kein Fisch ist, sondern ein warmblütiges Säugethier, welches lebendige Junge gebärt, dieselben an seinen Brüsten mit Milch nährt und Lungen hat, in welche es Luft an der Oberfläche des Wassers aufnimmt, daher dieses Thier wohl auch tauchen und ziemlich lange unter Wasser bleiben kann, aber gleich dem Seehund, dem Walroß, dem Delphin und allen anderen Meeressäugethieren immer wieder an die Oberfläche zurückkehren muß, um atmosphärische Luft zu athmen.

Nachdem die Angelegenheit der Vertheilung des schreckhaften Thieres beendet war, wobei der Häuptling sich sehr großmüthig benahm, indem er nur die im Innern liegende sogenannte Milch — ein großer Sack mit einer eiweisähnlichen Flüssigkeit, die beim Kochen gerinnt, äußerst nahrhaft ist und zu den größten Delikatessen gezählt wird, für sich in Anspruch nahm, wurde zur Perlenfischerei geschritten, oder vielmehr sie wurde nach der Unterbrechung durch den Haifischfang von neuem wieder aufgenommen.

Es würde überflüssig sein, die Operation des Fanges nochmals zu beschreiben, das ist zu häufig dagewesen, um noch Reiz zu haben, auch will ich nicht in Abrede stellen, daß die Perlen, welche man hier findet, nicht unmäßig schön sind, sie haben zwar ein hübsches Farbenspiel, aber sie sind bläulich, sind also durchaus nicht von der Art, welche man „von reinem Wasser" nennt. Hin und wieder allerdings wird eine gefunden, die sehr schön ist und es wäre wohl möglich, daß, wenn die Perlenfischerei verständig und in den nöthigen Zwischenräumen betrieben würde, sie einen Ertrag lieferte, der der Mühe lohnte, vorläufig aber ist noch nicht viel besonders davon zu sagen.

Die Engländer haben eine Nase, wie man sie nur einem guten Hühnerhunde wünschen kann, sie haben diese Perlenaufsternbank gewittert und haben unfern derselben eine Kolonie angelegt und ihr auch den stolzen Namen Queens Town (Königin Stadt) gegeben; vorläufig ist noch nicht viel Rares davon zu sehen, es sei denn, daß man ungeheuer lange Doppelreihen von Pfählen, welche die dereinstigen Straßen bezeichnen sollen, für wirkliche Straßen ansähe, ein Talent, welches die angelsächsische Race in Nordamerika bis zur allerhöchsten Vollkommenheit entwickelt hat. Ein Blick auf eine spezielle Karte lehrt uns, daß 100,000 Städte wenigens auf dem Boden der Union zu finden sind. Würden dieselben durchschnittlich nur mit 1000 Menschen besetzt sein, so gäbe das für die Union eine Bevölkerung von 100 Million Menschen, da aber die mehrsten derselben nicht tausend, nicht hundert, sondern nur fünf oder sechs Einwohner zählen, so muß es beinahe in Verwunderung setzen, daß es gelingt, noch 25 Millionen herauszurechnen. Es sind nämlich nur die Mitglieder der

Familie, welche die Meierei gegründet haben, deren Haupt aber die Kühnheit gehabt hat, seine Farm mit dem Titel Stadt zu belegen — „bei Gott, viel Selbstgefühl — doch stolz will ich den Spanier" sagt König Philipp, und warum soll nur der Spanier stolz sein, geben wir denn dem Engländer durch unsere bodenlose Demuth nicht die ungeheuerste Berechtigung dazu?

Hier befinden sich gegenwärtig zwölf Häuser, jedes auf einem anderen Stadtviertel und jedes — gescheidt genug für dieses vulkanische Land — von Korallenfels gebaut, statt von Holz und mit Dachplatten aus Sandsteinschiefer gedeckt, vortrefflich, um bei einem vorkommenden Erdbeben der Familie ein Grab zu bereiten und gleichzeitig ein Denkmal zu setzen. Fragt man die stolzen Einwohner dieser neuen Stadt nach der Bestimmung der großen leeren Räume, so zeigt ein Jeder auf einen Plan von Queens Town, auf welchem ein Parlamentsgebäude, eine Mairie, ein Guildhal, fünf Kirchen, eine Börse, ein Opernhaus, ein Schauspielhaus, ein Konzertsaal, ein Museum, eine Bank, ein Arsenal, eine Schiffswerfte, zwei Docks und sehr viele andere höchst vortreffliche, wunderbar großartige, öffentliche Gebäude verzeichnet sind.

Verzeichnet, das dürfte wohl der richtige Ausdruck sein.

In dieser großen Stadt von 12 Häusern fand ich einen Mr. Wilkinson, welcher mich mit großer Zuvorkommenheit aufnahm und mir anbot, die Insel Mawi zu besuchen, die an Hawai gelegene, welche genau genommen ihm persönlich gehöre, da er sie dem Häuptling derselben, Tapui Hmawi, abgekauft habe, und nur noch die Bestätigung Seitens der Regierung fehle, welche aber auf das Vollständigste gesichert sei, da bei dem Könige und seinen Ministern die nöthigen Schritte zur Erlangung der großen Erlaubniß gethan wären, er wolle mir, wenn ich Werth darauf lege, wirksame Empfehlungen an seine Agenten geben, deren er an jedem Hauptort einen habe.

Ich nahm das freundliche Anerbieten mit herzlichem Danke an, wiewohl es mir um so überraschender kam, als ich nur wenige Stunden mit dem wackeren Manne zugebracht hatte und die Engländer in der Regel nicht an überflüssiger Zuvorkommenheit leiden, indessen warum sollte es nicht auch unter ihnen sogar einmal eine Ausnahme geben?

Der Engländer gehörte der Hochkirche an, feierte mithin äußerst streng den Sonntag, ging weder in Oper noch Konzert, besuchte auch nicht die Postoffice, um Briefe zu empfangen, oder das Telegraphenamt, um Depeschen aufzugeben, ja er konnte sich für sehr fromm halten, da er alles dieses aus triftigen Gründen auch an den Wochentagen unterließ. Er hatte ferner in durchaus christlichem Sinne sich nur eine Frau antrauen lassen und hatte diese, um den Segen der Civilisation und der christlichen Hochkirchlichkeit unter den Wilden zu verbreiten, aus der Zahl der Eingebornen gewählt, und seine liebenswürdige Frau hatte wieder, gewiß in gleicher Absicht eine hübsche Anzahl eben so junger und anmuthiger Mädchen in ihre Dienste genommen. Er nannte

dieselben seine Kebsweiber und schien sich etwas darauf einzubilden. Der Ausdruck ist ganz biblisch, die Kebsweiber des großen Salomo und des noch größeren David waren ja beinahe ohne Zahl, so werden einem wackren, hochkirchlichen Engländer wohl ein paar Dutzend gestattet sein.

Während der Nachtruhe hatte mein zuvorkommender Wirth ungefähr ein Dutzend Briefe geschrieben, die er mir am Morgen übergab, mit dem Bemerken, daß sie die Ordre enthielten, mit allem Wünschenswerthen kostenfrei, oder vielmehr auf seine Kosten mich zu versehen, immer etwas sehr dankenswerthes, wenn man sich ohne alle näheren Beziehungen in einem ganz fremden Lande befindet.

Mein freundlicher Führer, der Häuptling, ließ sich, als ich ihm den Wunsch äußerte, Mawi für einige Tage zu besuchen, die Ehre, mich dahin zu führen, nicht nehmen, so sagte er mir. Ich nahm Abschied von den schelmischen Mädchen, welche sich während der Nacht genau genug über mich unterrichtet hatten und um so weniger begreifen konnten, weshalb ich des Glückes nicht genossen das sie mir boten — ich nahm Abschied von dem braven Vater, tröstete die ersteren und belohnte den letzteren durch ein wohlbemessenes Geschenk und setzte mich dann in eine Barke, d. h. in ein Doppelboot mit Segeln und reichlicher Bemannung, und nun ging es zum zweiten Male längs der Nordostküste von Hawai nach dem Vorgebirge Upolu, von wo aus man Mawi ganz deutlich sieht, denn es liegt nicht über fünf deutsche Meilen von der Hauptinsel entfernt.

Mawi besteht aus zwei Theilen durch eine Landzunge verbunden und von Süden her durch eine Bai so tief eingeschnitten, daß schon manches schöne Schiff in der Voraussetzung, es befinde sich in einer Straße oder Durchfahrt, dort verunglückt ist. Der südliche Abschnitt ist ungefähr viermal größer, als der nördliche, beide Theile überragen ein Weniges die Insel Oahu an Größe, sind äußerst bergig und auf der Südhälfte steht sogar einer der größten Berge der ganzen Gruppe, Haleakala, das Haus der Sonne, höher als der Aetna und früher einer der mächtigsten Vulkane, jetzt aber, wie es scheint, gänzlich erloschen.

Auf der westlich gelegenen, kleineren Halbinsel liegt im Schutz der hohen Bergkette die von Südosten nach Nordwesten verläuft, der bedeutendste Hafen nach Honoruru, mit dem Städtchen Lahaina, in welchem jährlich fünfzig und mehr Walfischfänger anlegen, um Proviant einzunehmen, daher die furchtbarste Demoralisation auch bereits nach diesem kleinen Fleck Erde getragen worden ist.

Die West- und Südseite ist von einer schrecklichen Dürre geplagt und es ist schwer zu begreifen, daß gerade auf diesen Seiten die Städte angelegt sind, wie es auch auf Hawai und Oahu der Fall ist; unzweifelhaft findet man auf den Ostseiten dieser Inseln gleichfalls vortreffliche Häfen und hier herrscht nicht eine ewige Dürre, sondern ein Reichthum von Vegetation, eine unbeschreibliche Fülle der prächtigsten, frühtragenden Gewächse und ein wohlthätiges, mildes und

segenbringendes Klima, das mit dem Passat immer von neuem frische und kühle Luft und eben damit auch Regen in genügender Menge bringt, um Bäche und Flüsse zu nähren und reichlich mit süßem Wasser zu versehen (auf der Westküste überall eine Seltenheit) und mehl- und fruchttragende Pflanzen zu erzeugen.

Auf einer kleinen Halbinsel des südlichen Gestades lag ein anmuthiges, in Palmen verstecktes Dorf und mein Führer bezeichnete es als eines derjenigen, deren der wackere Engländer in Queens Town erwähnt hatte, aber allerdings war hier kein von ihm eingesetzter Consul und überhaupt kein Engländer am Orte. Der Häuptling frug einige der Männer, aber Niemand kannte den Engländer, von welchem ich die Briefe erhalten.

Ich besuchte den Halea-Kala, der mich höchlichst interessirte, weil sein Krater gegen 2000 Fuß Tiefe hat und bei einem Umfange von nahezu vier deutschen Meilen jedenfalls bedeutend größer ist, als der des berühmten und für den ausgedehntesten gehaltenen Kilau-Ea auf Hawai, er ist indessen so weit erloschen, daß man nirgends mehr eine Spur ehemaliger Thätigkeit wahrnimmt.

Ich gelangte, über die Hochebene hinweggehend nach der großen Bai, welche die Insel in zwei Halbinseln trennt. Auch hier war ein kleiner Ort, an dem ich mit einer Empfehlung gewiesen war, allein auch hier gab es weder einen Chargé d'affaires des Engländers, noch hatte man je dessen Namen gehört.

Unsere Doppelpirogue war um das südliche Vorgebirge herum zwischen Mawi nnd der kleinen Insel Tahu-Rawe hindurch in die Bai gekommen und ich benutzte dieselbe, um nach Lahaina überzusetzen. Ich bewunderte hier die zackigen, hoch ansteigenden Berge mit ihren tief in's Land eingehenden Thaleinschnitten, welche nicht selten von 4000 Fuß hohen, senkrechten Wänden eingeschlossen sind, aber selbst diese ganz steilen Felsmassen sind noch von einer lebhaften Vegetation bedeckt, ja es hatte das Ansehen, als ob diese Pflanzenfülle oben an den Gipfeln befestigt wäre und herabhinge gleich einem prächtigen bunten Teppich; einzelne armsdicke Ranken lassen sich, durch ihre braune Farbe ausgezeichnet, von oben herab weit genug verfolgen und man kann sich nicht vorstellen, daß diese auf dem glatten Basalt Wurzel fassen könnten, doch mag es wohl möglich sein, denn die vegetabilische Schöpfungskraft ist durchaus wunderbar, man möchte sagen unbegreiflich und die geringste Ritze in den ungeheuren Felsen ist, sobald sie sich mit Staub und verwitterter Lava gefüllt hat, wie ein Blumentopf mit fruchtbarer Erde, geeignet, jede Pflanze aufzunehmen und die an den Wänden niederströmende Feuchtigkeit sorgt dafür, daß es nie an Nahrung fehle.

An dem kleinen Handelsorte wollte ich endlich meine Empfehlungen, so weit sie mir der Engländer gegeben hatte, geltend machen, allein auch hier war es vergeblich, weder der engländische noch der amerikanische Consul kannten den

Mann, sie hatten nie seinen Namen nennen gehört, ich war, was man „plantirt" zu nennen pflegt — ich war geradezu gefoppt. Um sich für eine kurze Zeit in meinen Augen das Ansehen zu geben, als sei er ein Mann von Wichtigkeit, als habe er irgend einen Einfluß, hatte er mir eine Menge von Lügen vorgeschwatzt, hatte er Briefe an Personen geschrieben, welche auf der Welt nicht existirten, hatte er mich in den Kreis seiner eignen Lächerlichkeit gezogen, denn die ernsten Geschäftsmänner fanden es drollig, daß ich mich hatte so hübsch „foppen" lassen. Es war ein Glück für den guten Mann, daß ich nicht zurückkehrte zu seiner großen Kolonie, ich bin noch nicht alt genug, um solche Dinge ruhig hinzunehmen, es wäre daher leicht möglich gewesen, daß er mit mir in eine unangenehme physische Berührung gekommen, denn die Fopperei hatte zur Folge gehabt, daß mir die Mittel zur Fortsetzung der Reise durch die Insel fehlten und ich vollständig gegen meinen Willen zurückkehren mußte; indessen schickte ich mich, so gut es gehen wollte, in die unangenehme Nothwendigkeit und Kapitain Waaterhocker sah mich in Folge dessen ein paar Tage früher, als er erwartet.

Neunundachtzigstes Kapitel.

Die Marquesas-Inseln. Besuche von verschiedenen Nationen und Wirksamkeit dieser Besuche auf die Eingebornen. Die Inseln unter französischem Protectorat.

Der Supercargo konnte vorläufig keinen entfernteren Punkt für das Ziel seiner Reise angeben, als die Marquesas-Inseln und dahin wurde nun unser Cours gerichtet. Ich wäre wohl recht gerne noch einen Monat auf Hawai oder wenigstens auf den benachbarten kleineren Inseln geblieben und hätte besonders den prächtigen Wasserfall im Hanapepe-Thal auf der Insel Kauai besuchen mögen, allein je lauter ich diesen Wunsch geäußert hätte, desto gewisser wäre er unerfüllt geblieben, so begnügte ich mich denn mit dem, was ich von diesen reizenden Inseln und seinen liebenswürdigen Bewohnern gesehen hatte und fort ging es nun dem Süden zu.

30° der Breite von Norden nach Süden zu durchziehen, das ist immer eine Aufgabe, welche nicht in 24 Stunden gelöst ist. Liefe der Weg von Ost nach West, so hätte man den Passat immerfort hinter sich, aber von Norden nach Süden fahrend, muß man ihn rechtwinkelig kreuzen, man fährt also mit halbem Winde, und da der Passat zwar an sich ein sicherer Führer, aber kein übermäßig schneller Bote ist, so hatte ich Zeit genug, um zu erfahren, was ich

von den Marquesas wissen wollte, Zeit genug, um mich mit der Geschichte dieser Inselgruppe bekannt zu machen.

Die Inseln liegen zwischen dem 8 und 10° südlicher Breite, die Hauptinsel Nuka Hiwa gerade in der Mitte, den 9° noch berührend. Die Entdeckung derselben fällt in jene Zeit, da die Spanier von Amerika aus mit dem Passat gegen Westen steuernd, neue Länder aufsuchten für ihre Beutegier, fällt an das Ende des 16. Jahrhunderts, das in seiner ganzen Ausdehnung bestimmt gewesen zu sein scheint, den Spaniern die Schlüssel zu zwei großen Welttheilen in die Hand zu geben, sie verstanden sich aber nicht darauf, sie zu gebrauchen, sie waren zwar als Räuber und als Bekehrer sehr tapfer, sie waren aber nicht geschickt in Auffindung neuer Länder, wie sie denn von da an, wo sie die Philippinen entdeckt hatten, ein paar Jahrhunderte lang nur in gerader Linie, nur von Manilla nach Akapulko und von Akapulko nach Manilla fuhren, weder rechts noch links schauend und sich nicht im geringsten um das bekümmernd, was sich möglicherweise in der Nachbarschaft dieser Straße finden mochte.

Im Jahre 1595 entdeckte Mendana eine kleine Insel, die südlichste von den Marquesas und er landete daselbst, um seine Schiffe zu verproviantiren. Das Geschäft wäre sehr gut von Statten gegangen, wenn die Spanier nur ein wenig Geduld gehabt hätten, denn sie wurden von einer Menge eingeborner Leute umringt, welche Alles brachten, was sie an Nahrungsmitteln besaßen und welche sehr geneigt waren es für einen billigen Preis, für Glaskorallen und einige bunte Tücher, zu verkaufen. Die Spanier wollten aber lieber Alles umsonst haben, als etwas noch so billig bezahlen und sie nahmen weg, was sie vorfanden; dies muß ganz gerechtfertigt erscheinen, wenn man bedenkt, daß die Schiffe, obwohl ein jedes einen Kalenderheiligen zum Taufpathen hatte und das vergoldete Bild desselben an seinem Schnabel, den Namen aber in goldner Schrift am Hintertheile trug, doch nur bemannt waren mit dem Ausschuß des Auswurfs, welchen Spanien über Amerika ausgespien hatte. Alles was dort unbrauchbar, ja was unmöglich geworden war, ging oder floh nach Amerika und Alles, was man in dem neuen Welttheile nicht mehr brauchen konnte, schickte man nach Entdeckungen aus auf den von den Heiligen angeführten Schiffen.

Man hätte denken können, die Herren würden mit einer gewissen Nachsicht solche Leute behandeln, die sich als Geistesverwandte zeigten, allein dies war keineswegs der Fall, im Gegentheil nahmen sie es entsetzlich übel, wenn die nackten Wilden mit einer Taschenspieler-Gewandtheit, an welche Bosco Vater und Sohn nicht reichten, Kleinigkeiten, Messer, Knöpfe und dergleichen aufhoben, ihre Zehen geschickter brauchend, als die meisten Leute ihre Hände und sie dann, um sie zu verbergen, von Fuß zu Fuß wandern ließen, ganz in derselben Art, wie unsere geschickten Taschendiebe es mit den Fingern thun, bei denen man auch vergeblich nach der gestohlnen Sache suchen würde, indem sie dieselbe sofort weiter spediren.

Die Spanier nahmen dieses sehr übel und begannen mit ihren Schwertern um sich zu hauen und zu stechen, worauf die Eingebornen ein wüthendes Kriegsgeschrei erhoben, sich mit ihren Kähnen dem Admiralschiff näherten, um dasselbe zu erklimmen, nun aber durch Flinten- und Kanonenschüsse abgewiesen wurden. Wie immer, so war auch hier die Bekanntschaft der Eingebornen mit den Europäern auf das Grausamste mit Blut befleckt und nachdem dies in reichlichem Maße geschehen war, setzten die Schiffe ihre Segel bei und zogen weiter. Mehrere Inseln des Archipels wurden besucht, nach Heiligen benannt, die ganze Gruppe wurde dem Marquis von Mendoza, dem Vicekönig von Peru zu Ehren entweder nach seinem Titel oder nach seinem Namen benannt (bald so, bald so findet man sie auf den älteren Karten verzeichnet, auf den neueren und neuesten sieht man sie unter dem Namen des Mendana Archipels). Jede Landung war mit dem gräulichsten Blutvergießen bezeichnet, jede Landung endete mit der Taufe der Insel mit dem Namen eines Heiligen, mit der Besitznahme im Namen des Königs von Spanien, mit der Errichtung von dreien Kreuzen im Namen der christlichen Religion und endlich mit der Bezeichnung irgend eines großen Baums mit dem Namen des Entdeckers und dem Datum der erhabenen Handlung.

Nachdem die Eingebornen dieser sie beglückenden Besuche los waren, hörten sie beinahe zwei volle Jahrhunderte nichts mehr von Fremden, doch hatten sie das Andenken an die furchtbare Erscheinung derselben durch die Sage von Vater auf Sohn vererbt und sie kannten in Cook und seinen Gefährten eben solche Himmelssöhne oder Atuas, wie sie früher ihren Ureltern erschienen waren. Dennoch naheten sie sich, wenn auch voll Angst dem Schiffe, die Schleudern, die sie Alle bei sich hatten und die mit runden Bachkieseln gefüllten Boote verkündigten ihr Mißtrauen, es wurde indessen durch Geschenke und werthvolle Tauschgegenstände beschwichtigt, und von der Ankunft Cooks (6. April 1774) bis zur sechs Tage später erfolgenden Abfahrt wurde wenigstens kein Blut vergossen.

Von hier ab datirt nun ein häufiger Besuch der Inseln. Amerikaner, Spanier, Engländer, Franzosen kamen wiederholt herbei, sie alle wußten den Muth und die ungewöhnliche Kraft der Eingebornen zu rühmen, aber alle hatten, durch die Brutalität der Matrosen herbeigeführt, blutige Kämpfe zu bestehen, deren Erfolg kein zweifelhafter, welche aber auch nie geeignet waren, freundschaftliche Beziehungen zwischen den Eingebornen und Fremden zu veranlassen. Im Jahr 1797 wagten sich engländische Missionaire hierher; es waren ihrer zwei, Harris und Crook, welche auf dem Schiffe Duff ankamen, um das Bekehrungswerk zu beginnen. Der Erstgenannte entfloh aber sogleich, als er die tattowirten Eingebornen sah und ihre furchtbaren Bewegungen erblickte, die ihm alle Verderben drohend schienen. Crook hielt ein Jahr lang aus, war aber

doch sehr zufrieden, als ein engländisches Schiff, die Betsy unter Kapitain Fanning ihn aufnahm und in Sicherheit brachte.

Es hatte sich ein Häuptling seiner mit großer Freundlichkeit angenommen und hatte auch erklärt, daß er ihn beschützen wolle und ihm gestatte, seine Religion zu predigen. Kurz nachher desertirte aber von einem vorüberfahrenden Schiffe ein Matrose, ein Italiener von Geburt, welcher ein Gewehr und eine nicht unbeträchtliche Menge von Pulver und Blei mitbrachte und sich dadurch sowohl sehr furchtbar, als auch bei ein paar Häuptlingen sehr nützlich machte, indem er ihnen mit seinem tödtlichen Geschoß beistand.

Als derselbe nahe am Ende seines Pulvervorraths war, schien er zu bemerken, daß der Missionair ihm gefährlich werden könne, und er wollte daher denselben aus dem Wege schaffen. Ob dieses wahr oder ob es nur in der Phantasie des Missionairs so gewesen, wollen wir ungesagt lassen, weil darüber nichts zu ermitteln ist. Der Missionair behauptet es und der Kapitain der Betsy glaubte es, sowie er auch glaubte, daß die Freundlichkeit der Eingebornen eine verstellte sei und daß sie nichts weiter beabsichtigten, als in der nächsten Nacht die Anker zu kappen, das Schiff auf's Land zu ziehen, es zu plündern und die Matrosen zu verspeisen, denn Menschenfresser waren die Bewohner des Mendana-Archipels allerdings.

Die Betsy floh und entging der wahren oder eingebildeten Gefahr und gelangte nach der Hauptinsel des Archipels, Nuka-Hiwa, woselbst von allen solchen Feindseligkeiten nicht eine Spur zu finden war, weshalb sich auch der Missionair entschloß, das rettende Schiff zu verlassen und hier zu bleiben, allein ohne den gehofften Erfolg, so daß er auch einige Jahre darauf sich eines Handelsschiffes bediente um nach Neu-Holland zurückzukehren. Er muß damals sehr jung gewesen sein, denn Dumont d'Urville fand ihn 40 Jahre später (1838) auf der Insel Tahiti wieder in der Eigenschaft eines Missionspredigers.

Wie so wenig bösartig das vielfach beschimpfte Volk des Mendana-Archipels gewesen, mag daraus hervorgehen, daß der russische Kapitain Krusenstern, welcher im Jahr 1804 längere Zeit dort verweilte, sowohl als der Naturforscher Langsdorff und Hofrath Tilesius, ein Jeder für sich und ein Jeder in einem selbstständigen von denen der Anderen unabhängigen Werke, die Liebenswürdigkeit und Gutmüthigkeit der Eingebornen rühmt, wenn schon keiner derselben Fehler vergißt, welcher sie nach dem Begriffe eines Europäers haben müssen, der sich nicht über den Gedanken erheben kann, daß *seine Sitten* und Gebräuche, daß *seine Moralität die einzig richtige*, jede andere eine verwerfliche sei.

Im Jahr 1813 nahm der amerikanische Kapitain Porter im Namen der Union Besitz von den Marquesas, errichtete die amerikanische Flagge, damals noch mit 13 Sternen, auf einem Hügel, baute auf demselben ein Fort und hatte die Unklugheit, sich in die Kämpfe der Eingebornen zu mischen. Diese waren

so außerordentlich tapfer, daß selbst das ungeheure Uebergewicht der Feuerwaffen sie nicht schreckte, nicht einschüchterte und in Folge dessen der Sieg der Amerikaner verschiedene Male so zweifelhaft wurde, daß selbst die mit ihnen Verbündeten sich mißtrauisch, ja beinahe verächtlich von ihnen abwendeten und nur die von den Schiffen stets neu ergänzten Mannschaften und Kriegsvorräthe die Ehre der europäischen Waffen retteten.

Nach einiger Zeit verließ der Amerikaner die Inseln, kehrte aber im Jahre 1825 zurück, um durch Missionaire einen Sieg zu erringen, den er durch seine Waffen nicht hatte erringen, wenigstens nicht befestigen können.

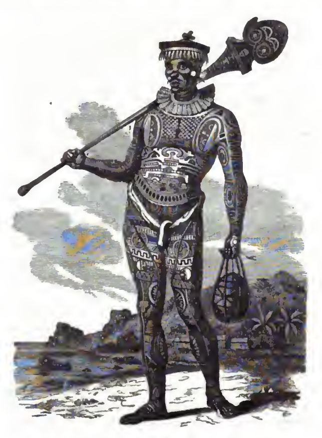
Im Jahre 1838 lief das französische Kriegsschiff Venus von Kapitain Dupetit Thouars in den Hafen von Waitahu ein und setzte katholische Missionaire an's Land; kurze Zeit darauf kam auch Dumont d'Urville dahin, und im April 1840 wurde den Missionairen unter Befehl des Kapitain Bernhard von der französischen Brigg Pilates eine Kirche gebaut, darauf denn auch zwei Jahre später, am 30. Mai 1842, das französische Protectorat anerkannt und die Inseln im Namen Ludwig Philipp's mehr in Besitz als in Schutz genommen.

Neunzigstes Kapitel.

Die Einwohner der Marquesas-Inseln. Das Tattowiren kommt ganz aus der Mode. Wie ein vollständig tattowirter Mann vor 40 Jahren aussah. Schmuck und Bekleidungsgegenstände der Eingebornen.

Noch Langsdorff sah die Leute so tattowirt, wie umstehende Figur sie zeigt. Ich hatte diese Bilder vor mir und freute mich darauf, Menschen zu sehen, welche über den ganzen Körper von der Stirne bis zu den Fußspitzen mit den mannigfaltigsten bunten Zeichen bedeckt waren. Allerdings wußte ich aus den bilderreichen Werken dieser Reisenden, daß so über und über tattowirte Leute zu den Seltenheiten gehörten, daß die Kunst des Tattowirens nur von einzelnen Personen angewendet werden dürfe, daß um sich tattowiren zu lassen, eine gewisse Berechtigung gefordert würde, daß die Operation eine schmerzhafte sei und sich immer nur auf ein sehr mäßiges Stück der Körperoberfläche, einen dreißigsten, wohl gar den vierzigsten Theil des Ganzen erstrecke und daß, um ganz tattowirt zu sein, man zwischen 40 und 50 Jahre stehen müsse, daß mithin der bei weitem größere Theil der Krieger niemals zum vollen Glanze der Tattowirung gelange, und daß ein halb tattowirter Mensch viel mehr komisch als merkwürdig erscheine. Aber ich hoffte doch eine genügende Zahl von Exemplaren im Schmuck der Tattowirung zu sehen, um mir ein Bild von dem Ganzen machen zu können.

Die Hoffnung wurde schmählich getäuscht, der amerikanische Puritanismus und der anglikanische Mysticismus hatten alle Romantik verjagt, ich sah keinen tattowirten Menschen mehr. Wohin man blickte, kamen einem statt dessen schwarze Kutten entgegen, der heitere Glaube, den katholische Missionaire verbreitet hatten, der Glaube, daß alle Sünden zu verzeihen wären, wenn man sie nur bereue und sich vornähme, nicht mehr zu sündigen, war als viel zu menschlich,



Eingeborner von Nuka-Hiwa vor 40 Jahren (1824).

beseitigt worden, er hatte dem Glauben Platz machen müssen, der da lehrt, daß Gott fortwährend im Zorne sei und die Hand mit der neunschwänzigen Katze immerfort erhoben habe, um sie grauenvoll schwer auf das Haupt desjenigen fallen zu lassen, der etwas Anderes thue, als seine geliebten Söhne, die Missionaire in ihrem Eifer befohlen.

Konnte ich nun auch nicht Männer sehen, welche so reich und so mannig-

faltig mit Verzierungen bedeckt waren, als die hier gegebene Figur, so sah ich doch Männer von einer so seltenen Schönheit, von einer so wunderbaren Vollendung der Formen, daß sie weit über jene hinausragen, die man auf der Hawai-Gruppe findet. Während nämlich das herrschende Geschlecht auf den Sandwichs-Inseln sich durch Größe und Leibesfülle auszeichnet, gewahrt man auf den Marquesas unter dem herrschenden Geschlechte zwar immer noch erhabene und große Gestalten, aber nicht mehr jene unbequeme Fettfülle, welche schon die Männer, vor allen Dingen aber die Frauen schwer beweglich, man möchte fast sagen unbeweglich macht. Auch unterscheidet sich hier die herrschende und die dienende Klasse nicht so auffallend von einander wie auf den Sandwichs-Inseln, wo man den Kanaki von dem Eri in Größe, Wuchs, Farbe, Beleibtheit u. s. w. auf den ersten Blick unterscheidet.

Als ich das Land betrat, war ich überrascht durch die schönen, ich möchte sagen durch die prächtigen Gestalten der Männer. Es schien mir, als sei jeder einzelne Muskel durch den vortheilhaften Gebrauch der nackten Glieder auf das Kräftigste ausgebildet. Das Gesicht drückt gewöhnlich völlige Gleichgültigkeit gegen äußere Eindrücke aus, aber an den blitzenden Augen kann man wohl sehen, daß dieses eine Täuschung sei, denn das Auge ist so lebendig, blickt so feurig und klug, daß es unmöglich wird, zu glauben, es stecke in einem gewöhnlichen, in einem unempfindlichen Körper, und bei allen Begegnungen mit den Europäern hat sich auch herausgestellt, daß es ihnen an geistiger Begabung nicht fehlte.

Zwei Häuptlinge sah ich hier, welche bei den herrlichsten, athletischen Formen eine Gewandtheit zeigten, die mich in Erstaunen setzte. Sie machten nicht etwa Kunststücke, sie ließen sich nicht sehen und bewundern, was man wahrnahm, war das Erzeugniß eines Augenblicks. Der Eine sprang, um sich uns zu nähern, mit gleichen Füßen von einer 20 Fuß hohen, senkrechten Felswand herab. Er hätte einen kleinen Umweg machen dürfen, so wäre er leichter davon gekommen, aber das hatte er nicht nöthig, er sprang und senkte im Augenblicke des Sprunges seine etwa sieben Fuß lange Lanze mit dem stumpfen Ende abwärts, und als sie nach einer Sekunde den Boden berührte, schwebte er in der Länge seiner beiden Arme über ihr und ließ sich so ruhig daran herab, wie unsereins eine Treppenstufe herabsteigt und ohne die mindeste Aufregung, vollkommen ruhig, kam er auf uns zu und bot uns die flach vorgehaltene Hand als Friedenszeichen und reichte uns dieselbe dann zu Einschlagen.

Gewöhnliche Hindernisse, ein sechs Fuß hoher Zaun, eine Felswand oder dergleichen werden durch das Auflegen einer Hand überschritten, indem der Körper sich auf diese stützt, erhebt und jenseit des Hindernisses mit gleichen Füßen niederkommt. Die Plateformen, auf denen die Häuser stehen, gewöhnlich von unbehauenen Steinen, cyklopisch aufgemauert, vier Fuß hoch, sah ich von Männern und Frauen nie anders, als mit einem Sprunge besteigen, obschon in der

Regel ein paar Stufen auf irgend einer Seite angebracht waren. Und diese Weiber, waren sie etwa frech, unbescheiden und zudringlich? Nein, sie waren nur schön, sie waren nicht spröde, aber bescheiden, sie wollten nicht gewinnen, sie wollten gewonnen sein. Was liegt schon allein darin für Reiz. Von den beiden Töchtern des Häuptlings Katenu, hatte die ältere noch nicht den christlichen Glauben angenommen, sich also auch von der Tattowirung nicht ausgeschlossen, doch beschränken sich die aufgedrückten punktirten Zeichen bei Frauen und Mädchen nur auf die Hände und den nächstgelegenen Theil des Unterarmes und auf die Knöchel der Füße. Im übrigen bleibt der bewundernswürdig schön geformte Körper mit der hellen und sammetartig anzufühlenden Haut von den Spitzen der Haifischzähne gänzlich unberührt. Auf diese weiße weiche Haut hält das weibliche Geschlecht große Stücke; das jüngere der beiden Mädchen konnte ich nur durch das Geschenk eines Spiegels von der Größe eines Octavbrief-Bogens bewegen, den Mantel aus dem Baste des Papiermaulbeerbaums abzulegen, wie ihn auch ihre ältere Schwester trug. Natürlich sollte dies außerhalb ihrer Wohnung geschehen. Innerhalb derselben gehen sie sämmtlich ganz nackend, ja sie legen sogar das leichte Geflecht ab, welches wir mit dem Namen Schamgürtel bezeichnen und welches bei den Männern Tschiabu, bei den Weibern aber Teweu genannt wird. Da sie indessen immer den Mantel tragen, wird dieser Gürtel bei Frauen und Mädchen seltener gesehen, als bei den Männern und abgesehen davon, daß bei Naturvölkern in dem Nackendgehen so wenig etwas schändliches liegt, als bei den Thieren — so ist ja auch wirklich bei dem weiblichen Geschlechte nichts zu verbergen. Dafür hat die Natur gesorgt, welche Alles selbst auf das Sorgfältigste verborgen und zwischen den Lenden in Schutz genommen hat. Noch kommt dazu die Sitte, welche fast allen Polynesiern gemein ist, die Haare von allen Theilen des Körpers zu entfernen, den Kopf ausgenommen und auch an diesem unterliegt der Bart noch demselben Gesetze. Ich erinnere mich noch mit Lachen des Schreckens, den der Häuptling, der Vater der beiden schönen Mädchen, zeigte, als er in meiner Nase ein paar Haare erblickte, die er auch sofort mit den Nägeln des Daumens und Mittelfingers erfaßte und ausriß. Nun untersuchte er mich genauer, denn das hatte seinen Verdacht erweckt und nun sah er auch in meinen Ohren einige Haare, und erst als er diese mit ängstlicher Sorgfalt ausgerupft hatte, hielt er mich für anständig genug zurecht gestutzt, um mich seiner Familie zu präsentiren, das glatt rasirte Gesicht befriedigte ihn übrigens, wenigstens erregte es nicht seinen Verdacht und ich, der ich sonst mich nur einen Tag um den anderen rasirt hatte, hielt es doch für angemessen, dieses nunmehr täglich zu thun, um dem wackren Manne nicht Gelegenheit zu geben, seine Künste auch an meinem Kinn oder meinen Backen zu versuchen.

Die Neigung zum Putz hat die Leutchen bewogen, mancherlei Gegenstände aufzusuchen, mittelst deren sie sich schöner machen können, als die Natur sie

gemacht hat; was sie nur auftreiben können an bunten Muscheln, an Flügeldecken von Käfern, an glänzenden oder schön gefärbten Kernen mancher Früchte, an Federn prächtig gefärbter Vögel, das sammeln sie, das reihen sie künstlich aneinander, um daraus ein Halsband, ein Armband, einen Kopfschmuck zu machen und sich auf solche Weise in ihren eigenen und in den Augen Anderer auszuzeichnen. Der beliebteste und schönste Halsschmuck besteht aus kleinen Brettchen von Sandelholz, auf welche mittelst eines ziemlich festen Harzes die brennend rothen Bohnen oder Erbsen von abrus precatorius befestigt sind. Sie nehmen auch wohl die Bohnen allein und verwenden sie zu Schnüren, ohne dieselben irgendwie aufzukleben, aber der Stolz der Krieger sind Perlenschnüre von aneinander gereihten Menschenzähnen, diese sind gewissermaßen Trophäen, denn sie werden von den Leichnamen erschlagener Feinde genommen und es ist ein Ehrenpunkt, sich nicht mit solchen zu schmücken, die von einem Leichnam kommen, der nicht durch die Hand desjenigen fiel, welcher die Zähne trägt, wie auch der Skalp bei den Eingebornen von Nordamerika nur insofern ein ehrenvolles Zeichen ist, als derjenige, der ihn dem Feinde abreißt, diesen Feind auch selbst erlegt hat.

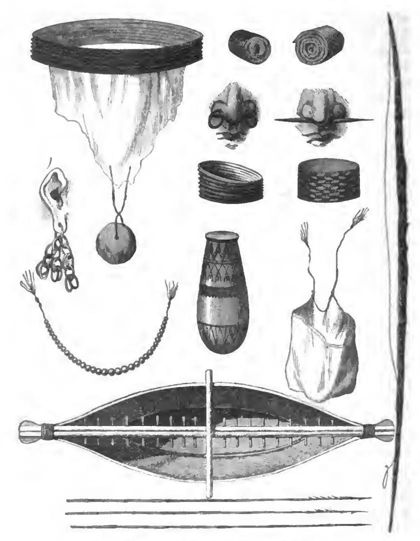
Demnächst tragen die Männer von Nuka-Hiwa auch Halsbänder von den Hauern der Eber, welche sie erlegt haben.

In dem nachstehenden Bilde habe ich einige der Waffen, Schmucksachen und sonstigen Geräthschaften der Eingebornen zu geben versucht.

Zu oberst sehen wir einen Kopfschmuck aus einer rund um das Haupt gehenden Binde und aus einem Stückchen Matte bestehend, welches über den Nacken hinabhängt. Daneben sieht man ein paar Rollen aus Blättern bestimmt, um in die sehr erweiterten Ohrlöcher geschoben zu werden. Unter diesen sehen wir zwei Nasen mit dem üblichen Schmuck, mit Ringen, welche sie durch die Nasenflügel oder mit einem an beiden Enden zugespitzten Stäbchen, welches sie durch die Scheidewand der Nase ziehen. Unmittelbar hierunter sind einige zierliche Geräthschaften, Behälter und dergleichen aus Bast oder aus Rinde geflochten, theils gerade stehend, theils zum Zusammendrücken eingerichtet, wie die bei uns üblichen Papierlaternen. Dem Ohre hängen sie gerne mancherlei Schmuck ein, so z. B. kleine Ketten, entweder von Draht gemacht, wie sie dieselben von den Schiffen bekommen oder auch aus Ringen von den elastischen Schalen der Cocosnuß, die dann mit großer Sauberkeit geschnitzt und geschnitten, endlich aber auf einer Seite gespalten werden, wodurch man bei der Elastizität des Holzes in Stand gesetzt wird, ein paar Ringe ineinander zu hängen, eine Kette bildend, eine Arbeit von seltener Zierlichkeit, welche den Beweis führt, wie weit die Geduld der Leute geht.

Unter diesen Ohrgehängen sehen wir eine Korallenschnur, welche ganz zierlich und geschmackvoll so gereihet ist, daß die größten in der Mitte sind und daß sie regelmäßig nach beiden Enden hin, abnehmen. Auch wir würden es so machen,

aber wir halten uns für etwas Besseres, wir halten uns wenigstens für sehr bevorzugte Leute und es ist denn immer schon anzuerkennen, wenn rohe Wilde,



Allerlei Utensilien der Bewohner der Marquesas-Inseln.

wie wir gar zu gern zu sagen pflegen, so viel Geschmack zeigen, wie die civilisirten Menschen. An der Seite und ganz unten gewahren wir Bogen und Pfeile und unmittelbar darüber ein Instrument, welches beinahe aussieht, als ob es

einen Kahn vorstellen solle, es ist aber nichts weiter als ein Stellvertreter unseres Reibeisens, das Gefäß ist aus Baumrinde gemacht, darüber ist ein starker Stab von Holz gelegt, welcher vielfältig durchbohrt ist und in die Bohrungen fest eingekeilte Holzstücken trägt, die nach der Befestigung scharf geschnitten werden. Es sind ihrer viel mehr als die Zeichnung angiebt, welche vielleicht undeutlich geworden wäre, wenn die Zahl verhältnißmäßig vergrößert worden wäre.

Auf diesen Kanten, auf diesen hölzernen Messern, werden die Tarowurzeln oder andere Gegenstände die man zerkleinern will, verrieben, wodurch sich die Fasern ganz bequem von einander trennen und man den beliebten Tarobrei in seiner ganzen Vollkommenheit erhält — doch nein — um diese zu erlangen muß er zuvörderst in Gährung gerathen.

Man sollte kaum glauben, daß Leute, welche Tag für Tag unbekleidet umhergehen, empfindlich gegen den Temperaturwechsel sein könnten, bei den Bewohnern der Marquesas ist es in einem hohen Grade der Fall, sie suchen gern den Schatten auf, um sich nicht von der Sonne braten zu lassen und sie hüllen sich Nachts in eine Menge dünner Matten und Decken, um bei einer Temperatur von 25° über 0, nicht zu frieren (allerdings haben sie am Tage auch eine Temperatur von 45° über Null und ein solcher Wechsel ist so empfindlich wie uns ein ähnlicher zwischen 25° Tageswärme und 5° nächtlicher Temperatur sein würde). Während des Tages, wenn sie zu viel von der warmen Luft zu leiden haben, bedienen sie sich eines Fächers und zwar nicht ihre Damen oder die Elegants unter den Herrn, sondern die mannhaften, kriegerischen Helden selbst. Dieser Fächer hat Aehnlichkeit mit dem Instrument unserer Gürtler und Vergolder, welches diese Fucher nennen und dazu dinnt, Kohlenfeuer anzufachen, ohne, wie es ein Blasebalg thun würde, die Hitze auf einen kleinen Raum zusammenzudrängen, doch ist der Fächer auf Nuka-Hiwa nicht aus Federn, sondern aus den steifen Blättern kleiner Palmen gemacht, die mit großer Geschicklichkeit an einen Stiel befestigt und sehr sauber geordnet sind. Dieser Stiel ist immer der Schenkelknochen eines erschlagenen Feindes, der Fächer ist also gleichzeitig ein nützliches Abkühlungsinstrument und eine Trophäe.

Noch eine andere war sonstmals der Schädel des erschlagenen Feindes, er wurde von der Haut entkleidet, nachdem der Krieger Blut und Mark daraus getrunken und geschlürft hatte, dann wurde alles Fleisch sorgsam entfernt, die untere Kinnlade an die obere festgebunden, ein paar Schnüre durch künstliche Oeffnungen gezogen und so dieser ganze schwere Schädel als Trophäe am Gürtel befestigt, was bei Versammlungen der Häuptlinge und bei einem Gefecht nie unterlassen wurde. Die Einwohner sind indessen so zahm geworden, daß man von ihren Kriegen wenig oder nichts erfährt. Ich hörte dieses als einen Sieg des Christenthums rühmen, doch muß ich sagen, daß ich von der christlichen Religion äußerst wenig bemerkte, daß auf die Frage, ob er getauft sei, kein

Einziger mit Ja antwortete. Ein Einfluß europäischer Civilisation ist unverkennbar, die Männer halten es nicht für eine Schande Bäume zu pflanzen, Gartenbau zu treiben, für ihr Vieh zu sorgen und haben ihren Blutdurst abgelegt, sie stehen nicht mehr fortwährend unter einander in einem Vernichtungskriege, sie tattowiren sich auch nicht mehr, wie bereits oben bemerkt, im übrigen haben sie aber noch ihre früheren Sitten beibehalten, sie haben Zauberer wie sonst, sie opfern geheimnißvollen Wesen wie früher, sie schließen und trennen ihre Ehen so oft und so leicht als es ihnen beliebt und sie halten nur das Weib für verpflichtet die Keuschheit zu bewahren, nicht aber das Mädchen, welches, wie auf den mehrsten Südsee-Inseln, vollkommen frei über sich schalten kann.

Die Marquesas liegen nicht, gleich den Sandwichs-Inseln, auf der großen Straße nach den Mariannen und Philippinen, auch nicht wie die Gesellschafts- oder Freundschafts-Inseln auf dem Wege nach Neu-Holland, sie werden daher nicht so regelmäßig von Seefahrern, am wenigsten von den verruchten amerikanischen Walfischfängern berührt, darum sind sie von der Verderbniß, welche auf jenen viel besuchten Inselgruppen eingerissen ist, soweit ich bemerkt habe, ganz verschont geblieben. Nirgends sah ich Spuren des so furchtbaren, entstellenden Aussatzes, nirgends Spuren der furchtbaren Syphilis, welche in ihren secundären Formen noch viel abschreckender ist als in den ursprünglichen, nirgends sah ich triefende Augen, schwarze oder zerbröckelte Zähne, Ausschläge im Gesicht, eingesunkene Nasen, nirgends vernahm ich eine entstellte Stimme und ich konnte mich einmal erfreuen an dem Gedanken, bei einem Volke zu sein, das seine besseren Eigenschaften noch nicht vertauscht habe, gegen die abscheulichen und verderblichen Laster und Krankheiten und Unsittlichkeiten der Europäer.

Zum Theil mag hiezu auch das eigenthümlich glückliche Klima beitragen. Obschon zwischen den Wendekreisen gelegen, wo es also am heißesten sein sollte, hat doch der ganze Nuka-Hiwa Archipel schon in gewisser Art Theil an den Eigenschaften der Zone der immerwährenden Regen (eine allerdings grundschlechte, aber nun einmal gebräuchliche Bezeichnung für diejenige Gegend in größter Nähe des Aequators gelegen, welche beinahe täglich, wenn auch nur auf eine, zwei und drei Stunden Regen haben, sonst aber vom glücklichsten Klima, von Sonnenschein und Luftströmungen begünstigt sind), so daß sie an Befruchtung, an der erfrischenden Kühle der Regen Theil haben und doch gleichzeitig einer wohlthätigen Wärme durchaus nicht entbehren. Um kurz zu sein, darf ich sagen, daß auf meinem ganzen Wege und auf einer Reise, welche bis jetzt vielleicht den dritten Theil des Erdumfanges umfaßt und welche beinahe zwei Jahre gedauert, ich niemals wohlgebildetere Menschen gesehen hatte als gerade hier.

Man pflegt von den Bewohnern der Südsee-Inseln zu sagen, daß sie zu-

dringlich, daß sie diebisch, und von dem weiblichen Geschlechte braucht man noch schlimmere Worte, daß es unverschämt sei; ich muß ehrlich gestehen, daß eine solche Bezeichnung mir verleumderisch erscheint. So lange der „van der Kapellen" in der Nähe der verschiedenen Inseln des Nuka=Hiwa=Archipels lag, ist nichts vorgekommen, was zu einer Klage hätte Veranlassung geben können. Von den Männern wurden allerdings nur solche an Bord des Schiffes gelassen, welche man als Häuptlinge erkannte, hinsichtlich der Mädchen aber gab es kein Mittel zur Bestimmung des Rangunterschiedes, und da sie alle schwammen wie die Wassernixen, so kamen ihrer viele an Bord. Alle waren freundlich, aber keine war frech, einige derselben wurden in große Verlegenheit gesetzt, indem die auf dem Verdeck umherlaufenden Ziegen sich mit ihnen bekannt zu machen und von ihnen zu profitiren suchten was zu profitiren möglich war, nämlich die Schürzen von Laub, welche sie sich beim Schwimmen nach dem Schiffe vorgebunden hatten, um nicht derjenigen verloren zu gehen, welche, aus dem Baste des Papiermaulbeerbaums gefertigt, innerhalb des Wassers aufgeweicht und fortgeschwemmt worden wären.

Sobald die Mädchen diese räuberischen Angriffe auf ihre Kleidungsstücke wahrnahmen, suchten sie sich der Thiere zu erwehren, allein die liebenswürdigen Ziegen bekamen viel zu selten frisches Grün, als daß sie sich dieses durch seine Salzigkeit besonders wohlschmeckenden Laubes hätten begeben mögen, war es doch mit dem lauen Meerwasser hinreichend getränkt.

Sobald die Mädchen bemerkten, daß sie sich der unverschämten Ziegen nicht erwehren konnten (welche wohl gewaltsam nahmen, was ihnen nicht gutwillig gegeben wurde) sprangen sie lieber über Bord, als daß sie sich hätten ohne Kleidungsstücke (ohne den Gürtel) sehen lassen.

Die Begriffe sind allerdings verschieden. Wenn in Europa irgend eine Dame in Badehosen umhergehen wollte, würde man wahrscheinlich finden, daß dieses frech sei, selbst wenn man zugestehen müßte, daß es schön sei. (Wohlverstanden, setze ich dieses als einen einzelnen Fall voraus, denn es wird eine große Menge anderer Fälle geben, in denen man solche Zugeständnisse gar nicht wird machen können.)

Ganz ähnliche Begriffe hat man auch auf den Südsee=Inseln, nur ist die Grenze eine andere und daß diese Grenze immerhin enger gesteckt, als in Europa, waren die eingebornen Mädchen sich vollkommen bewußt. Und als irgend welche Bestialität, möge sie nun von Ziegenböcken mit gespaltenen Klauen oder solchen mit fünf Zehen ausgehen, sich bemerkbar machte, waren sie verschwunden, waren sie mit einem Satz, der dem geschicktesten Turner Ehre gemacht haben würde, von einer Seite des Bords auf die andere gelangt, im Meere versunken und nach einer halben Minute sah man sie weit vom Schiffe auftauchen und dem Lande zu eilen.

Ich beabsichtige nicht zu sagen, daß sie unüberwindlich gewesen wären, die

Volontairs unsers Schiffes und die Offiziere, selbst der Kammerdiener des Supercargo, waren glücklich genug, die Aufmerksamkeit der jungen Damen von Nuka-Hiwa zu fesseln und ich kann nicht behaupten, daß es gerade blanke Knöpfe oder rothe Tücher oder Dollars gewesen sind, welche diese Aufmerksamkeit erweckt, vielmehr will es mir scheinen, als sei es die — um nicht zu sagen, mehr gefällige, doch mindestens weniger ungefällige Form gewesen, welche sie dazu bewog, aber dies bemerkte ich ebenso gut, daß die Zärtlichkeit des Supercargo einen so geringen Eindruck machte, als die Brutalität der Matrosen. Der Accord wurde in allen mir bekannt gewordenen Fällen durch gegenseitiges Wohlgefallen geschlossen. Vielleicht lag die Hoffnung auf Geschenke im Hintergrunde, aber nirgends machte sie sich voreilig geltend, nirgends trat sie Bedingungen machend, auf.

Einundneunzigstes Kapitel.

Die Bewohner der Marquesas nach Queiros Beschreibung. Dieselben nach meinen eigenen Anschauungen. Eine sehr hellfarbige Race, muthmaßliche Ursachen dieser helleren Hautfärbung.

Ich habe in einigen Reisebeschreibungen gelesen, daß die Mädchen bei Annäherung an die Schiffe sich bemüht hätten, die unanständigsten Stellungen oder Lagen anzunehmen. In wie weit das Erste innerhalb tiefen Wassers möglich, ist mir in der That unbekannt und will ich unerörtert lassen. Vielleicht meinte der Berichterstatter die Stellung beim Wassertreten, wobei die Beine auseinandergebreitet, bald angezogen, bald ausgestoßen werden, was allerdings möglichst unanständig aussehen würde, wenn es g e s e h e n w e r d e n könnte. Da aber der ganze Körper aufrecht stehend bis an die Schultern im Wasser ist, so findet meine Moralität sich außer Stande etwas Unanständiges zu erblicken. Die Lage betreffend, so ist dies allerdings etwas anderes, wenn ein Mensch ganz nackend (nach unsern Begriffen) auf dem Rücken schwimmt, so kann allerdings eine andere Person, als die schwimmende, auf die Idee kommen, es sei unanständig. Da aber beide Geschlechter hier gar nicht, das heißt völlig unbekleidet sind, so fällt auch dieser Begriff wie ein altes Haus zusammen und was nun die unanständigen Bewegungen betrifft, so reducirten sich dieselben, so weit ich sie beobachtet habe, lediglich auf diejenigen, welche man beim Schwimmen auf dem Rücken zu machen genöthigt ist. Wer darin etwas unanständiges sieht, hat es nur bei sich selbst, entweder bei seiner Sinnlichkeit oder bei seiner puritanischen Prüderie zu suchen.

Queiros, einer der ersten Besucher dieser Insel, giebt uns durch das beistehende Bild eine Anschauung von den Insulanern derjenigen Landungsstelle, welche er nach der Art seiner Zeit Madre de Dios (Mutter Gottes) genannt hat, auf der Insel Santa Christina, die aber bei den Eingebornen Tauata heißt. Die Gegenden sind dieselben geblieben, die Häuser auch, die Art zu sitzen und zu liegen ebenfalls, aber die Tattowirungen und die drolligen Frisuren der Kopfhaare findet man nicht mehr. So sah ich die Eingebornen in großer Fröhlichkeit und Ungenirtheit neben einander sich unterhalten, singend, spielend, Scherze



Eine Indianergruppe nach Queiros Zeichnungen.

treibend, aber nur nicht mehr tattowirt. Schade! Ich hätte es gerne gesehen, aber die Civilisation macht so gut ihre Reise um die Erde, wie die Revolution nach Chateaubriand's Ausdruck, und so gut die letztere Alles umstürzt, so nivellirt die andere Alles. Die nächste Generation findet höchst wahrscheinlich die Chinesen im Frack und die Japanerinnen im Reifrock, die Einwohner der Sandwichs-Inseln in Hosen und Stiefeln und die der Marquesas im Schlafrock und Pantoffeln — schauerlich, schauerlich! wenn man einmal neun tausend deutsche Meilen wird reisen können, ohne etwas anderes zu sehen, als das Gewohnte und Alltägliche (einem geehrten Kritiker sei bemerkt, daß der Verfasser sehr wohl weiß, die Erde habe nicht mehr als 4500 Meilen im Umfange, allein derselbe hat einige Umwege in Betracht gezogen und wenn nun auch die jetzige Kritik eine große Freundin von Umwegen ist, so könnte ihr doch im gegenwärtigen Falle beikommen, diese unberücksichtigt zu lassen).

Der Häuptling Katenu, welcher sich bei meinem ersten Landen mir angeschlossen hatte, nahm mich in sein Haus und überließ mir mit seinen beiden sehr hübschen Töchtern fertig zu werden, wie es mir gefalle, er gab mir auch den nöthigen Spielraum, was jedoch vorläufig für mich ganz gleichgültig war, bis ich meine vorhin niedergelegten Beobachtungen hatte machen können. Da ich reichlich zwei Stunden zu gehen hatte, bevor ich mit ihm in seine Wohnung gelangte, so schien ihm das nächste Bedürfniß ein reichliches Mahl zu sein und seine beiden Töchter beeiferten sich ein wohlschmeckendes Gericht zu bereiten, welches aus zerriebener Brodfrucht, Milch und Zuckerrohrsaft bestand, welche zusammengerührt in Gährung übergegangen waren und wovon die beiden fröhlichen Mädchen jetzt einen ziemlichen Vorrath herbeiholten um denselben auf heißen Steinen zu backen. Während der Zeit, welches dieses erforderte, zerrieben sie das Innere einer Cocosnuß und preßten aus dem Geriebenen eine milchähnliche Flüssigkeit aus, welche auf das Täuschendste demjenigen Getränk gleicht, welches unsere Conditoren Orgeade nennen und welches zu dem Gebäck getrunken wurde. Das hier allgemein verbreitete Schwein bildete das zweite Gericht. Auf die bereits beschriebene Weise in einer Grube gebraten, konnte man dieses ein lucullisches Mahl nennen, um so mehr, als der nie fehlende gegohrne Palmsaft dasselbe noch in anderer Weise würzte.

Es will mir nach den Betrachtungen, die sich mir vielfältig aufdrängten, beinahe scheinen, als könne auf diesen glücklichen Inseln ein jeder Europäer sich wohl fühlen, wenn er nur mit einigermaßen bescheidenen Anforderungen auftritt. Ich will damit nicht behaupten, daß ein großer Philosoph oder Sprachforscher, daß ein berühmter Jurist oder Alterthümler sich hier besonders wohl fühlen würde, für Geistesnahrung ist hier nicht sehr gesorgt und ein Leihbibliothekar würde hier nichts anders thun können, als seine Bücher selbst lesen, aber wenn ein Landmann, ein Handwerker, überhaupt Jemand der ein nützliches Gewerbe treibt, sich hier niederlassen wollte, so würde er des Glückes, wie er es versteht, in Hülle und Fülle haben. Das Land bietet nämlich die reichlichste Nahrungsfülle, die herrlichsten Gegenden und die schönsten Menschen dar, allein Zufriedenheit ist ein Schatz, den nicht ein Jeder in seinem Herzen trägt, Gewöhnung und Vorurtheil ein Anderes, darum kann ein Engländer auf den überaus glücklichen Inseln durchaus nicht fertig werden. Was soll er hier, wo es durchaus keine Beefsteaks, keinen Porter und keinen übelschmeckenden Branntwein giebt, darum sieht man auch die Engländer sobald als möglich die Inseln verlassen, wenn sie sich etwa daselbst angesiedelt haben sollten. Ein Paar Jahre halten sie es wohl aus, dann erwacht ihre Sehnsucht nach den heimathlichen Schätzen mit solcher Gewalt, daß sie außer Stande sind, dieselbe mit Erfolg zu bekämpfen, sie verlassen mit dem ersten besten Schiffe das irdische Paradies und begeben sich wieder in die gewohnten Verhältnisse, gesalzene Schiffskost und die

neunschwänzige Katze, welche ihnen offenbar mehr werth und angenehmer sind als das bisher genossene süße und friedliche Glück.

Als ich dieselbe immer wiederkehrende Thatsache mehrmals beobachtet hatte, kam mir unwillkürlich zur Erinnerung, was mein Vater mir von dem ehemaligen Militairdienst am Anfange dieses Jahrhunderts erzählt hatte. Die gewöhnliche Strafe bei den Soldaten war das Spießruthenlaufen (Unteroffiziere bekaman den ehrenvolleren Rohrstock zu kosten, junge Offiziere die Fuchtelklinge). Wer nun eine Neigung zu lustigen Streichen hatte, konnte zu dem Glück des Spießruthenlaufens schon im ersten Jahre seiner Dienstzeit mehrmals kommen, dann empfand sein jedesmal ganz blutig geschlagener Rücken nach vollständiger Heilung ein solches Jucken, daß der Inhaber desselben einen neuen Aderlaß für nöthig fand, er machte dann irgend einen dummen Streich, welcher ihm die Erlaubniß eintrug, ein Mal durch ein Bataillon von 500 Mann auf und ab zu marschiren, nun war er des Juckens wieder los. Und so wiederholte sich von Jahr zu Jahr dieses Manöver und die Unteroffiziere wußten schon was da kommen würde. „Jetzt wird der Michel bald wieder da sein."

So kamen mir die engländischen Ansiedler aus dem Matrosenstande in den Tropenländern vor, sie hatten nur kurze Zeit Ruhe, sehnten sich nach der früheren anmuthigen Lebensweise, ihr Rücken juckte ihnen nach der neunschwänzigen Katze. Ich glaubte zwar auch, daß ich nicht mein ganzes Leben würde hier zubringen mögen, allein das hat doch immer andere Gründe, vorläufig war ich übrigens mit meiner Lage sehr zufrieden und die liebenswürdigen Kinder meines gefälligen Gastfreundes waren wohl geeignet, einen großen Theil davon auf ihre Rechnung zu nehmen.

Die Wohnungen der Insulaner kann man am besten mit der Länge nach in der Mitte durchschnittenen Bauernhäusern vergleichen, doch sind sie ganz ohne Fenster. Das Dach steht auf einer Seite ganz hoch und senkt sich nach der anderen Seite zu der halb so niedrigen vorderen Wand hinab, in welcher die Thüre ist. Um Licht in diese Wohnungen zu bringen sind die halben Giebel ganz offen gelassen. Das Haus steht aber — und dieses macht dasselbe wieder auffallend verschieden von unseren Bauernhäusern — auf einer mehrere Fuß hohen Plateform von Stein, deren einzelne Stücke so außerordentlich gut in einandergefügt sind, daß man gar nicht begreift, wie die Leute ohne europäische Hilfsmittel, wie sie ohne Meisel und stählerne Werkzeuge im Stande gewesen sind, den ziemlich festen Stein zu bearbeiten und zu fügen.

Wozu die Erhöhung eigentlich dienen mag, ist mir niemals klar geworden. Wenn es überhaupt eine Nothwendigkeit wäre auf den tropisch gelegenen Inseln, so möchte doch wohl ein Aehnliches überall gefunden werden, was aber keineswegs der Fall ist. Der reißenden Thiere wegen kann es unmöglich sein, vor allen Dingen giebt es deren hier gar nicht, das gefährlichste dürfte wohl das

hier einheimische Schwein genannt werden können und dieses ist bekanntlich kein Raubthier und läßt einen Jeden ungeschoren, falls es nicht selbst geschoren wird. Demnächst muß man auch wieder sagen, daß Raubthiere, wenn sie vorhanden wären durch eine so geringe Erhöhung von drei Fuß gewiß nicht abgehalten werden würden. Reptilien gefährlicher Art finden sich auf diesen glücklichen Inseln gar nicht. Eine Boa habe ich gesehen, dieselbe ist aber nur zwei Fuß lang und läuft davon wenn sie irgend gestört wird. Ihrer Unfähigkeit sich bewußt (sie ist nicht giftig) kann man sie sogar anstoßen, mit einem Fußtritt berühren, ohne daß sie sich aufrichtete. Ein ziemlich großer Scorpion wird zuweilen urplötzlich gefunden, wenn man einen Stein erhebt, einen Baumzweig wegschiebt. Ebenso sieht man auch einen Tausendfuß von mehr als gewöhnlicher Länge, ein schwarzes, vielgegliedertes und sehr häßliches Thier, aber beide Thiere sind viel weniger gefährlich als die Gewürme dieser Art auf den Festländern, ihr Biß wird auch nur wenig gefürchtet obwohl er schmerzhaft ist.

Diese Besorgnisse können die Insulaner also nicht zur Erbauung ihrer Plateformen bewegen und die Besorgniß wegen der Feuchtigkeit wohl auch nicht und sie wäre im übrigen mit geringeren Schwierigkeiten zu beseitigen und zu vermeiden, z. B. wie es die Papuas und Dajaks auf den großen südasiatischen Inseln thun. Eine solche 50 bis 60 Fuß lange und halb so breite Erhöhung erfordert eine Anstrengung von monatelanger Dauer für viele Männer, und um so mehr als die Steine oft genug weit hergeholt werden müssen und sie keine Wagen haben um dieselben zu tragen, sondern der Transport auf Stangen geschieht, die auf den Schultern von sechs oder acht Männern liegen.

Die Hütten sind ganz aus einem Holzgerippe gemacht und das Dach immer nach derjenigen Richtung geneigt, von welcher die häufigen Regen herkommen, mit einer seltnen Geschicklichkeit sind die Wände durch Lehm und Laubwerk gedichtet, auswendig aber immer mit Palmblättern in so reichlicher Menge bedeckt, daß selbstder heftigste tropische Regen nicht bis an die Lehmwand dringt, sondern an den schützenden Blättern abläuft.

Die innere Seite derselben Wandungen ist immer mit Matten behangen und folglich würde von störendem Zugwinde keine Rede sein, wenn nicht, wie bereits bemerkt, der Giebel des Daches gänzlich offen stände. In früheren Zeiten hatten die Insulaner sogenannte Tabu-Hütten und zwar für verschiedene Zwecke verschiedene. So gab es ein Tabu-Speisehaus, welches das Haupt der Familie betreten durfte und welches dem Weibe bei Todesstrafe verboten war. In diesem Tabu-Hause hielt der Mann seine Zusammenkünfte und hier ergötzte er sich am Schweinefleisch, welches den Weibern nur selten und nur ausnahmsweise geboten wurde. Hier vergnügten sich die Männer auch noch auf andere Weise ohne gerade die Frauen dazu zu ziehen, aber allerdings gab es festliche Gelegenheiten, zu denen die Frauen gezogen wurden und bei denen auch sie das

Tabu-Haus betreten durften, ohne gerade für ihr Leben besorgt zu sein. Aber nur unter solchen Umständen war es erlaubt für Weiber den Eintritt zu gestatten.

Es gab ferner ein Tabu-Haus, welches aber der ganzen Gemeinde- oder Dorfschaft angehörte, nicht einem einzigen Familienvater, welches bestimmt war, diejenigen aufzunehmen, welche tattowirt werden sollten. Hier wurde die schmerzhafte Operation vollzogen und sie durfte sonst nirgends vollzogen werden, es wäre sonst eine Entheiligung gewesen. Auch für Kranke gab es ein Tabu-Haus, ebenso ein anderes für Frauen und Mädchen, worin sie die Zeit zubringen mußten, in welcher alle Völker, die sich nicht in Kleidungsstücke hüllen, also naturgemäße Zustände nicht verbergen können, das Weib für unrein halten. Bei uns entzieht sich diese Unannehmlichkeit den Augen, auf den Südsee-Inseln natürlich nicht und so bleibt denn dem Weibe nichts anderes übrig, als sich selbst unsichtbar zu machen, was im Tabu-Hause geschieht.

Bei den Männern ist das Tattowiren beinahe ganz außer Mode gekommen, bei Frauen und Mädchen aber noch nicht und obwohl diese selbst nur immer einzelne Theile des Körpers tattowiren ließen, so legen sie gerade hierauf noch jetzt einen gewissen Werth. Und es wurde mir Gelegenheit das Tattowiren eines hübschen jungen Weibes mit anzusehen. Derjenige, der es bewerkstelligte, war, wie begreiflich, ein Zauberer und war der Einzige, den ich während meines ganzen Aufenthalts auf der Insel über und über tattowirt gesehen habe, aber auch er war es nur halb, es waren auf seinem Körper die Zeichnungen zum vollständigen Tattowiren nur angelegt, man hätte sagen können, es sei der Carton zu dem dereinstigen Gemälde, welches indessen niemals ausgeführt wurde.

Die Operation der ich beiwohnte interessirte mich besonders deshalb, weil die Frau, die sich derselben unterwarf, eine an das Wunderbare gehende helle Farbe hatte. Sie durfte sich ohne Zögern neben die schönste Blondine stellen; obwohl von dunklem, fast blauschwarzem Haar, wäre sie doch, die Haut betreffend, vor einem neuen Paris die Siegerin geblieben, auch wenn sie nicht wie Venus das schönste Weib der Erde, sondern nur sich selbst zugesagt hätte. Wahrlich das Weib, das wirklich schöne Weib bedarf keines Schmuckes und die Frau von Nuka-Hiwa, welche zwei wunderhübsche Knaben an ihrer Seite hatte, würde den Sieg über tausend unsrer Reifrockschönen davon getragen haben. Der Mann, welcher die Operation vornahm, konnte sich solcher zarten Farbe nicht rühmen, Männer hüten sich nicht vor der Einwirkung der Sonnenstrahlen, Frauen und Mädchen aber sehr. Innerhalb des Hauses gehen Frauen und Mädchen immer ganz ohne Verhüllung, selbst den Gürtel oder Moro nicht ausgenommen, welcher dadurch beschwerlich wird, daß er von harten Bastfasern geflochten, kratzt und verletzt, sowie sie aber das Haus verlassen, fehlt außer diesem einen unerläßlichen Bekleidungsstück auch noch der schützende und schirmende Mantel niemals, sie wollen nicht verbrennen, sie wollen schön und hellfarbig bleiben. Dies würde nun allerdings nicht vollkommen erreicht werden,

wenn nicht ihr Teint an sich ein solcher wäre, der sich der Farbe der reinsten Blondine näherte. Brünetten verbrennen selbst bei uns im Norden während des Sommers auch ohne direkten Einfluß der Sonne. Da dies nun bei dem weiblichen Geschlechte auf Nuka-Hiwa nicht geschieht, so will mir scheinen, man könne mit ziemlicher Gewißheit darauf schließen, sie gehörten einer durchaus hellfarbigen Race an, wie denn eine solche wirklich über diesen Theil des stillen Meeres verbreitet ist, eine Thatsache, die ich nicht blos hier und auf den Sandwichs-Inseln bestätigt gefunden habe, sondern welche sich auch noch weiter südlich, auf Tahiti zeigte.

Die Behauptung, als möge diese weiße Race spanischer Abkunft und also nicht viel über zwei Jahrhunderte alt sein, will mir aus zweien Gründen nicht einleuchten. Erstens sind die hier eingebornen hellfarbigen Menschen der vornehmeren Klasse oder Kaste durchweg beträchtlich größer als die Spanier sind, von denen sie abstammen sollen. Zweitens sind die Spanier selbst bei weitem nicht weiß, sondern stehen in ihrer Farbe der braunen polynesischen Race viel näher als der weißen; Mischlinge hätten demnach unmöglich hellfarbiger werden können als sie selbst, vielleicht sind es Engländer gewesen, die hierhergekommen und die die Urväter dieser schönen Race geworden sind, allerdings darf man dabei nicht an das Volk denken, an Matrosen, denn so häufig diese auch ihr bescheiden Theil oder vielmehr ihr unbescheiden Theil beigetragen haben zur Bevölkerung des Inselmeeres, so wenig haben sie die ursprüngliche Race verschönert. Wenn hiervon die Rede ist, so muß man an den Adel normannischer Abkunft denken, der sich in England durchweg ganz rein erhalten hat und noch jetzt mit großer Eifersucht über die Reinheit des Blutes wacht und sich nicht gerne mit dem alten sächsischen Adel Englands verbindet. Dieser sächsische Adel gilt zwar immerhin für sehr vornehm, doch keineswegs für ebenbürtig dem normannischen Adel, und eine Thatsache läßt sich nicht ableugnen, daß die hohen herrlichen Heldengestalten unter den Männern und die frischen schlanken und doch kräftigen Formen bei dem weiblichen Geschlecht verbunden mit einer Farbe, welche man der Apfelblüthe vergleichen möchte, dieser Race ganz besonders eigen sind. Wenn nun von einem gescheiterten Schiff, vielleicht noch eher von einem solchen das bei einer Meuterei ein halbes Dutzend junger Offiziere, jüngerer Söhne des normannischen Adels von meuterischen Mannschaft ausgesetzt, nach Tahiti verschlagen wurden, so sollte es durchaus nicht Wunder nehmen, wenn im Laufe zweier Jahrhunderte sich eine Kaste gebildet hätte, welche mit der Schönheit des normannischen Adels auch zugleich seinen Hochmuth, seine Selbstüberschätzung geerbt hätte und von dieser ausgehend sich als eine durchaus erhabenere Menschenspecies betrachtete. So ist es nämlich bei diesen vornehmeren Insulanern.

Das hier Angedeutete macht keine Ansprüche auf irgend einen historischen Werth, es ist ein Roman und nichts weiter, gerade so, wie die anderen als Behauptung auftretende Hypothese auch nichts weiter ist; allein die Mög-

lichkeit kann nicht geleugnet werden. Und wenn die vornehme Kaste auf Nuka-Hiwa keine eigene Race ist, sondern von Europäern abstammt, so ist es natürlicher die Urväter unter den Normannen als unter den Spaniern zu suchen.

Als ich erst einmal von meiner Furcht vor den polynesischen Mädchen zurückgekommen war, da ich die Grundlosigkeit derselben eingesehen hatte, beschäftigte ich mich mehr mit der Menschennatur als mit der der Thiere und Pflanzen und ich fand meine Rechnung dabei. Waren die Töchter meines Gastfreundes nun wirklich so schön, oder war die lange Entbehrung aller der Freuden, denen sich ein junger kräftiger Mann so gerne hingiebt, daran Schuld — ich will es unerörtert lassen — aber ich muß sagen, daß alle diese auf den glücklichen Inseln wohnenden Menschen einen bewundernswürdigen Grad von Reinlichkeit haben, welcher immer reizend ist, im höchsten Grade aber da, wo ein sehr heißes Clima sie doppelt wünschenswerth macht.

Aus den Erzählungen der beiden Kinder erfuhr ich manches über die eigenthümlichen Sitten und Gebräuche der Insulaner, was ich aus dem Munde des Vaters nicht hatte erfahren können, so z. B. daß er keineswegs der Beherrscher der ganzen Inselgruppe oder auch nur der Hauptinsel sei und daß es gar keinen Häuptling in diesem Sinne gäbe. Die Insel zerfällt in so viele natürliche Abtheilungen als Bergzüge von dem Kern der Insel nach dem Strande hin verlaufen, diese Bergjoche schließen Thäler ein und ein Häuptling ist derjenige, dem ein solches Thal gehört. Die darin stehenden Brodfruchtbäume, die Palmen, die Pandanus gehören ihm, er ist der Gutsherr dieser Strecke, er ist so gut König, wie die sämmtlichen griechischen Könige, welche unter Agamemnon nach Troja zogen, ein König der über 50 oder 100 waffenfähige Männer gebietet; er weist einer Familie so viel Cocos- und Brodfruchtbäume an als zu ihrer Existenz nöthig ist, gestattet ihr im Schatten derselben eine Hütte zu bauen oder mehrere, denn jede Familie bedarf mehrerer Häuser, wegen der Heiligkeit oder Unheiligkeit der verschiedenen Mitglieder und deren Handlungen, welche von denselben vorgenommen werden und er verlangt dafür nichts weiter, als daß, wenn sie ein Schwein schlachten, er zu Gast gebeten werde, oder wenn er zu kommen nicht Lust hat, ein Hinterviertel davon ins Haus gesendet bekomme, und daß im Falle einer Streitigkeit mit dem Beherrscher des nächsten Thales, sie ihre Kräfte daran setzen, ihm seine Fehde auszufechten.

Dies scheint eine stillschweigende Uebereinkunft, irgend etwas Weiteres wird weder von Seiten des Gutsherrn verlangt, noch würde es von Seiten der dem Thale Angehörigen gewährt werden.

So stellten mir die beiden Mädchen das Verhältniß ihres Vaters zu den Thalbewohnern dar. In früheren Zeiten muß es wohl etwas anders gewesen sein; ich finde in vielen Reisebeschreibungen die Gewaltthätigkeit angeführt, mit welcher die Herrscher ihre Ansprüche aufrecht erhielten, das rührte ohne Zweifel von der Furcht vor den Geistern her, über welche sie und die Tauas, die Priester

oder Hexenmeister, Gewalt hatten, so daß sie dieselben gegen ihren Feind oder den ungehorsamen Unterthan aufhetzen konnten, aber mit den Priestern und ihren gemachten Götzen ist diese Gewalt gänzlich erloschen. Von Seiten Frankreichs ist in der Mitte der 30. Jahre eine Mission hierher gesendet, welche ohne alles Geräusch und ohne alle Feindseligkeit gegen die Eingebornen, die alten Götter gestürzt und dafür bunte Heiligenbilder eingeführt hat, so das allmälig ein Nivellement daraus hervorgegangen ist, vermöge dessen man beinahe nirgends mehr einen Unterschied der Racen wahrnimmt. Nur eins und das Andere ist noch geblieben, so ist die Frau des Häuptlings für Alle noch ein Heiligthum, sie ist Tabu und darf von Niemanden als von einem Mitgliede der Familie berührt werden. In früheren Zeiten war der Tod auf ein solches Vergehen gesetzt. Daß der Kopf eines Jeden Tabu sei, wurde mir erst klar, als eine meiner schelmischen Freundinnen sich immer zurückbog, wenn ich ihr schönes Haupthaar streichelte. Selbst im Augenblicke der süßesten Hingebung konnte dies sie irritiren, nicht so die Berührung des Gesichtes. Am Anfange glaubte ich, die Mädchen trügen falsche Haare — dann ist man sehr ängstlich wegen der Berührung des Kopfes, natürlich konnte dieser Gedanke nur im Scherz gefaßt, nur einen Augenblick währen, denn die Haare waren so schön, so seidenweich und voll, daß sie von jeder Europäerin beneidet worden wären — ich erfuhr nun aber, daß der Kopf eines Jeden heilig sei und daß selbst die Mutter das Haupt des Kindes nicht mehr berühre, von dem Augenblicke an, wo es sich waschen, kämmen und das Haar ordnen könne.

Heilig ist auch der Begräbnißplatz; die Frauen dürfen ihn noch jetzt nicht betreten, obschon nicht mehr, wie früher, auf demselben Menschenopfer gebracht werden, denn die Insulaner führen nicht mehr Kriege und haben damit zugleich den Appetit am Menschenfleisch verloren. Er muß sonstmals sehr groß gewesen sein, denn blos um denselben zu befriedigen, wurden ehemals Kriege geführt. Und noch im Jahre 1804, als Krusenstern seine Reise um die Erde machte, war die entsetzliche Sitte allgemein verbreitet und bei Gelegenheit der Erzählung von diesen Gräueln hält Herr Langsdorff eine weitläufige Abhandlung über die Ursachen derselben und führt darunter den Wohlgeschmack des Menschenfleisches an, welcher so groß sein soll, daß selbst in Europa Fälle vorkommen, wo man blos deswegen Menschen geschlachtet und gegessen hat.

Hier ist man darüber hinweg, wie bereits bemerkt, und zieht jetzt das Schweinefleisch allem andern vor, auch von allem was sonst heilig war, ist wenig geblieben. Die Uebertretung des Tabu, welche sonst den Tod nach sich zog, macht gegenwärtig den Frevler nur noch zum Kikino, d. h. zum schlechten Kerl. Aber wenn Jemand von einem Zauberer schlecht spricht, so erfährt der Zauberer dieses sofort durch seinen Schutzgeist, durch seinen Atuan, und der Frevler stirbt eines plötzlichen Todes, dies ist die Erklärung der Todesfälle durch Schlagfluß. Auch Lähmungen, wie wohl vorkommend, werden dadurch erklärt,

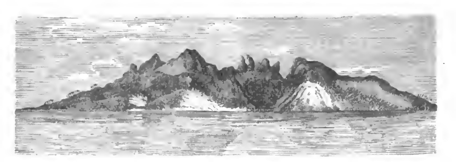
daß die Gelähmten etwas gegen die geheiligten Geister und Götter gethan haben.

Gerne wäre ich in süßer Vergessenheit aller anderen Forschung als der im Herzen liebenswerther Menschen noch länger hier geblieben auf einem der schönsten Fleckchen unserer schönen Erde, mitten unter glücklich begabten Menschen und mitten in einer zum Genusse auffordernden Natur, allein die Stunde schlug und ich mußte mich losreißen mit schwerem Herzen von den schönen Töchtern des Südens, losreißen um sie nimmer, nimmer wiederzusehen.

Zweiundneunzigstes Kapitel.

Reise nach Tahiti. Erster Anblick der Wunderinsel. Die Gruppe unter französischem Protectorat. Ungeheures Glück, unter welchem das fröhliche Völkchen beinahe unterliegt.

Als der Supercargo seine neuen Colonien gegründet hatte, erhob der „van der Kapellen" stolz seine Segel und reiste gen Süden. Wohin? wohin anders als nach Tahiti, zu den schönen Insulanerinnen von denen der Supercargo so viel gehört, und welche er nothwendig kennen lernen mußte. Mir konnte diese



Allgemeine Ansicht von Tahiti.

Bestimmung nicht anders als höchst willkommen sein, ich jubelte daher in meinem Herzen, zwar sehr laut, doch so, daß Herr Meyer nichts davon hörte; würde er eine Ahnung davon gehabt haben, was er mir für eine Freude mache, so hätte er noch in Sicht der Felsengipfel von Tahiti seine Richtung geändert und das hätte mir doch sehr leid gethan, um so mehr, als nun wirklich das ersehnte und erwünschte Land in all seiner wunderbaren Schönheit vor mir lag. Auf den Höhen Felsengipfel von den allerwunderbarsten Ueberhängen und Formen,

in der Nähe der Ufer von der üppigsten Vegetation bedeckt und von Palmen so schön und reichlich besäumt, daß ich hier zum erstenmal auf den Gedanken kam, es gäbe doch wirklich Palmenwälder, aber allerdings lösten auch diese vermeinten Wälder sich wieder in einzelne Büsche auf und sie machten nur in sofern den Eindruck eines Wäldchens, als der Gebüsche viele hintereinander lagen.

Wir waren nach einer überaus glücklichen Fahrt auf die Rhede von Pape-Iti gelangt und sahen vor uns den freundlichen Ort auf eine weite Strecke das Ufer säumen, wir lagen gerade gegenüber dem Hause des engländischen Missionairs Pritchard, neben welchem das Consulat und weiterhin die englische Kirche



Der „van der Kapellen" vor Tahiti.

liegt, alles versteckt in den allerschönsten Gebüschen und Palmengruppen, äußerlich umgeben von einer zierlichen Umzäunung und so wohnlich, daß mir das Herz pochte und ich mich am liebsten dort gleich niedergelassen hätte. Der „van der Kapellen" war das größte der Schiffe, welche gegenwärtig im Hafen lagen und er machte sich mit seiner Auftakelung als Fregatte ganz imponirend. Aber ach! bald wurde ich gar sehr enttäuscht, schon das Nächste was ich sah, Leute die am Strande sehr mühsam arbeiteten um Steine aus dem Korallenfels emporzubringen, war nicht geeignet mich vermuthen zu lassen, daß die Leute hier übermäßig glücklich seien, denn arbeiten ist nicht gerade dasjenige, was die Bewohner von Tahiti besonders gerne thun, jenes fröhliche Getümmel, was man sonst dort fand, war so ziemlich verschwunden, die Leute arbeiteten.

Kaum hatte der Anker gefaßt und das Schiff sich mit seinem Stern der Küste zugewendet, als ich mich eiligst einschiffte um ans Land zu kommen, ich war durch und durch erfüllt von freudiger Erwartung, aber ach! beim Näherkommen mischte sich diese doch mit großer Bitterkeit. Das Glück der Civilisation war über diese Perlen des Oceans gekommen, wie der Dieb bei Nacht, die Civilisation wollte die Bewohner sehr glücklich machen, indem sie denselben ihre eigenen Gewohnheiten aufdrängte. Es geschah mit einigem Ernst auf den Spitzen der Bayonnete und unter dem Donner der Kanonen.

Die früheren Reisenden, soweit sie über Tahiti geschrieben haben, rufen immerfort aus: wie ist dieses Land so schön, wie sind seine Bewohner so fröhlich, so immerfort lacheud — nun, das Land ist immer noch so schön, wie es war, aber die Eingebornen lachen nicht mehr und sind nicht mehr fröhlich. Wie die Kinder in der Schule, finden sie wenig Reiz an dem Unterricht ihrer strengen Herren Schulmeister und sie gehorchen nur aus Widerwillen und aus Furcht vor den Befehlen und Verordnungen, welche man ihneh verschwenderisch auferlegt, und welche sie vielleicht Scheerereien nennen würden, wenn sie so glücklich wären dies schöne Wort zu kennen.

Was hat man daraus gemacht? Die großen Politiker Frankreichs sagen, einen militairischen Posten, eine Station zur See, eine Kaserne! O du schöne Insel, man wird dich auch noch durch eine Constitution beglücken, du wirst frei sein, selbst gegen deinen Willen, du wirst deine Freiheit damit anfangen, daß du deine Sitten, Gewohnheiten, daß du deine Gesetze vergißt. Ihr guten Insulaner werdet eure Füße in unsre Stiefeln und Schuhe stecken und werdet Hühneraugen bekommen, eines der ersten Kennzeichen der Civilisation, ihr werdet eure schönen Körper in Missionshemden hüllen, und vieles von der beglückenden Freiheit hat bereits begonnen. Der Tag war heiß, ihr dürft euch baden, aber nicht nach acht Uhr, um acht Uhr ertönt der Kanonenschuß, der das Signal giebt, daß Alles zu Hause sein muß, vergesset dies nicht, wenn ihr nicht in das Wachthaus gesperrt werden wollt. Am Abend lockt euch der Blumenduft hinaus auf die Höhen, denen eine Fülle der süßesten Wohlgerüche entströmt, o freut euch darüber, ihr seid vollkommen Herren eurer selbst und eurer Zeit, aber um Himmels Willen, überschreitet nicht die Grenzen des Festungsrayons, sonst kommt ihr ins Gefängniß — ihr seid frei, ihr könnt thun, was ihr wollt, ihr befolgt also, um euch die Freiheit zu erhalten, diese Gesetze freiwillig — mein Himmel, wie so viel Freies in so wenigen Worten, kann man noch glücklicher sein?

Armer Bewohner von Tahiti, so einfach, so gastfrei, so bewundernswürdig glücklich ausgestattet, um in vollen Zügen aller Freuden zu genießen, aller Schätze, welche dir die Natur so verschwenderisch bietet, dich zu erfreuen, armer Mensch! auch du konntest deinem Schicksale nicht entgehen. Wir Europäer haben die schweren Waffen, die weithin treffenden Feuergewehre, du wirst uns

gehorchen, weil wir die Stärkeren sind, du wirst uns gewiß gehorchen, denn der Säbel ist gezogen, um dich Gehorsam zu lehren. Deine Gedanken gehen zurück auf eine Zeit, in welcher du dich glücklich fühltest ohne uns — dummes Zeug! Wer vermag glücklich zu sein ohne europäische Civilisation, du wirst wohl sagen, daß du das Glück, die Aufmerksamkeit der Franzosen und der Engländer auf dich gezogen zu haben, sehr theuer bezahlen müssest; aber wie kann solch ein Glück jemals zu theuer bezahlt werden. Du wirst sagen, du habest dich im süßesten Nichtsthun so lange ergangen, daß du kein höheres Glück kennst, deine Perle im Meer, deine, schöne fruchtreiche Insel habe dir saftige Früchte, süßes Zuckerrohr, deine Wälder haben dir eine Fülle von Vogelwild und deine Korallenbänke eine noch größere Menge von Schaalthieren, Fischen und Krebsen geboten, du hättest nichts nöthig gehabt, als die Hand danach auszustrecken — Thorheit! ist es nicht ein viel größeres Glück zu arbeiten, ist es nicht bei weitem erfreulicher sich zu bücken und im Schweiße seines Angesichts, wie Gott es uns ja befohlen hat, sein Brod zu essen, als alles nur so hinzunehmen, ohne irgend welche Mühe? Deine Berge und deine Thäler sind noch vorhanden, aber andere Leute haben sie eingenommen — glaube aber nicht, daß man sie dir entziehen wolle, du kannst sie noch besuchen, du kannst noch darin spazieren gehen (d. h. wenn du deine Arbeit gethan hast), du kannst dich an dem Dufte der Blumen, an dem Glanz und der Farbenpracht der Früchte erfreuen, aber versuche ja nicht eine solche Frucht dir nehmen zu wollen, sie gehört dir ja nicht mehr, du würdest und zwar von Rechtswegen nach der Strenge der Gesetze bestraft werden. Siehe, wie großmüthig wir sind, wir verwehren dir nicht, dich an dem Anblick der Blumen und dem Duft derselben zu erfreuen, wir behalten uns nur den Genuß vor, siehst du nicht ein, wie gut wir es mit dir meinen?

Arbeite nur, so kannst du alles haben, was du sonst hattest, arbeite nur und gieb uns nur einigemal den Zehnten von dem, was du erarbeitest, einmal für den Kaiser der Franzosen, einmal für die Geistlichkeit und einmal für denjenigen, der Abgaben und Gefälle gepachtet hat.

Du fragst was arbeiten ist, was Abgaben, was Zehnten, was Gefällpächter sind — lieber Himmel, wie kann ich mich mit dir in deiner schlecht construirten Sprache auf derlei Erklärungen einlassen, was kann ich dafür, daß deine Sprache so arm ist, um nicht einmal ein vernünftiges Wort für den Begriff Arbeit oder Zehntpächter zu haben — ergieb dich nur ruhig der Civilisation, da wirst du diese Begriffe schon bekommen, und wage ja nicht thörichterweise zu klagen, daß man dich beraubt, daß man dir unrechtmäßigerweise das Land genommen habe, das seit undenklichen Zeiten dir und deinen Vorfahren gehört. Wer wüßte nicht, daß es ein Recht der Verjährung giebt, nach welchem das, was man seit vielen Jahren besitzt, endlich zum unbestrittenen Eigenthum des Besitzers wird, aber vergiß nur nicht, daß es in civilisirten Landen

auch Prinzipien giebt. Prinzipien sind eine herrliche Sache, was kann man nicht alles auf Prinzipien stützen, sogar wenn man nicht darauf reitet, wie einige viel genannte Fürsten thun sollen. In der berühmten Zeitschrift „Revue coloniale“ liest man auf Seite 27 des Jahres 1845 „Ein paar unantastbare Prinzipien müssen uns als politische Grundsätze bei allen unsren Handlungen gegenüber den Wilden leiten. Das erste Prinzip ist, daß die nicht civilisirten Bewohner irgend eines Landes, mit einem Wort, daß die Wilden auf das Land, wo sie wohnen, kein anderes Recht haben, als das der stillschweigenden Besitznahme und daß sie diejenigen Stellen, welche sie nicht durch ihrer Hände Arbeit in Cultur genommen, auf gar keine Weise zu beanspruchen haben, daß ihnen kein Eigenthumsrecht zusteht und daß sie folglich auch nicht berechtigt sind, darüber zu verfügen, selbst nicht einmal zu Gunsten von Personen ihres eignen Stammes.

„Das zweite Hauptprinzip ist, daß wenn eine europäische Macht auf solch einem Boden Kolonien anlegt, dieselbe ein unwiderlegliches Recht auf das ganze Land bekommt und in Folge dieses Prinzips das ursprüngliche Recht der Eingebornen vollständig erlischt.“

Zuerst hatte England von diesen Prinzipien den ausgedehntesten Gebrauch gemacht, dann wurde unter Ludwig Philipp für die Gloire de la grande Nation Sorge getragen, es mußte etwas geschehen, um die in der Hitze von Algier einigermaßen verbleichenden Lorbern wieder aufzufrischen und Frankreich folgte dem gegebenen Beispiel, es besetzte auf einmal diese schönen Inseln und nahm sie unter seinen alles vermögenden Schutz. Wird die Zukunft dieser Inseln besser sein? Was können sie Frankreich bieten, als etwa einen guten Hafen im Stillen Meere 3000 Meilen weit von dem Reiche; was kann Frankreich ihnen bieten als seine Fabrikgegenstände, welche beim Himmel die sogenannten Wilden nicht glücklicher gemacht haben, so lange auch Europa sich Mühe giebt, sie damit zu überschwemmen.

Dreiundneunzigstes Kapitel.

Entdeckung der Hauptinsel durch Kapitain Wallis. Der französische Weltumsegler Bougainville. Cook zur Beobachtung des Durchganges der Venus durch die Sonne auf der Insel. Menschenopfer daselbst. König Pomare führt das Christenthum ein und stellt seine Götter auf eine harte Probe. Stoicismus der sich Opfernden.

Als ich mit diesen Betrachtungen so ziemlich fertig war, gelangte ich an's Ufer und begab mich zum französischen Residenten. Ueberall sah ich bewaffnete französische Soldaten, auf jedem erhöhten Punkte sah ich Kanonen, aber Eingeborne sah ich nicht. Ein ganzer Tag ging mir verloren, um die Erlaubniß zu erhalten, hier zu verweilen, auch gestattete man mir, frei umher zu gehen, vorausgesetzt, daß ich die Grenzen der Garnison nicht überschreite. Welch eine Fülle von Freiheit hat das in lauter Freiheit aufjauchzende Frankreich schon über das schöne Tahiti gebracht!

So viel man weiß, wurde die Hauptinsel am 18. Juni 1767 durch Kapitain Wallis entdeckt, wenigstens gilt er für den Entdecker, da er der Erste war, der Nachrichten davon über Europa verbreitete. Es ist möglich, daß die Spanier schon ein paar Jahrhunderte früher die Inseln gesehen, sie hielten dieselben aber verborgen, verbreiteten keine Nachricht über die Entdeckung, und die Bekanntschaft der Europäer mit denselben stammt erst aus jener Zeit.

Die Eingebornen kamen voll Zaghaftigkeit heran, um das Ungeheuer zu betrachten, welches mit seinen gewaltigen weißen Flügeln heraneilte, um die Insel zu verschlingen, es gehört eine Tapferkeit, wie sie Europäer wohl schwerlich zeigen würden, dazu, um solche Kolosse, von deren Existenz sie nie eine Ahnung gehabt, bekämpfen zu wollen, aber diese Tapferkeit lag in den Häuptlingen und ihren Mannen. Auf großen, von 10 bis 50 Mann besetzten Kähnen näherten sich die Eingebornen dem Schiffe und forderten es auf, sich zu entfernen von der heiligen Insel.

Allerdings geschah dieses nicht in englischer Sprache und darum verstanden die Engländer auch nichts davon. Als nun die Eingebornen sahen, daß das Schiff sich immer mehr näherte, so schickten sie eine Kriegserklärung an dasselbe ab, welche in dem unter ihnen bekannten, mit rothen und gelben Federn verzierten Kriegszeichen, der Keule, abgegeben wurde. Alsbald ließ der Häuptling sein Heer von Kähnen sich um das Schiff von der Inselseite her, reihen, auf daß die Annäherung gehindert werde. Es wurden Steine von ein paar Pfund Gewicht in solcher Menge gegen das Schiff geschleudert, daß sie das Verdeck gleich einem Hagel überschütteten.

Es geschah nichts zur Aufklärung des Mißverständnisses, der Engländer antwortete mit Musketen- und Kanonensalven und da er dem Ufer nahe genug war, ließ er auch dieses, wo sich Frauen und Kinder in zahlreicher Menge ver-

sammelt hatten, mit Kartätschen und ihre Hütten mit Granaten beschießen, so daß sie am ersten Tage der Bekanntschaft mit den Europäern über 1000 Todte und Verwundete zählten. — Warum hatten sie nicht englisch gelernt?

Ein Jahr später landete der französische Weltumsegler Bougainville auf der östlichen Seite in der großen Bucht von Hidia und er fand das Zutrauen der Eingebornen so groß, daß sie nicht nur sehr bald sich daran gewöhnten, mit den Franzosen Tauschhandel zu treiben, sondern auf ihr Schiff kamen, den freundschaftlichsten Verkehr mit ihnen unterhielten, einer ihrer Häuptlinge, Aoturu, Bougainville bat, ihn mit nach Europa zu nehmen. Elf Monate verweilte er in Paris und wurde dann nach Isle de France gebracht, um von dort durch den Gouverneur nach Tahiti zurückgesendet zu werden, doch muß dies nicht geschehen sein, denn mit seiner Ankunft auf der Insel hören die Nachrichten über ihn auf, seine ferneren Schicksale sind unbekannt.

Noch ein Jahr später lief Cook in die Matavai-Bai im Norden der Insel ein, es geschah um die Beobachtung des Durchgangs der Venus über die Sonnenscheibe mit den besten Instrumenten zu machen (welche nur im Stillen Meere möglich war). Das Observatorium wurde auf dem nördlichsten Vorgebirge aufgestellt, welches von diesem Unternehmen Point Venus genannt wurde; es war am 3. Juni 1769, als der schwarze Punkt des Planeten die Sonnenscheibe berührte, am Morgen um 9 Uhr 25 Minuten und Nachmittags um 3 Uhr 32 Minuten sie wieder verließ.

Während die Naturforscher den Bau des Observatoriums leiteten und Excursionen machten, umfuhr Cook die ganze Doppelinsel, so daß wir durch ihn die erste Karte von dieser merkwürdigen Insel erhielten.

Auf seiner zweiten Reise vertraute sich ein Eingeborner Namens Omai demselben an, er verweilte vier Jahre in England von 1773 bis 1777, wo Cook ihn auf seiner dritten Reise in sein Vaterland zurückbrachte, als einen Mann von feinen Manieren (d. h. engländischen) und als einen tüchtigen Schachspieler. Man hatte ihn in England in den vornehmsten Gesellschaften herumgeführt, ihn zum Löwen des Tages gemacht, aber man hatte ihn auch nicht in der kleinsten Kleinigkeit unterrichtet, in welcher er hätte nützlich werden können. Er kam mit Geschenken überhäuft in sein Vaterland zurück, brachte eine Elektrisirmaschine, eine Drehorgel, goldene Epauletts, Schießgewehre, Spiegel, Bilder in vergoldeten Rahmen, Taschenuhren u. s. w. mit, aber keine Axt, keine Säge, kein Beil, keinen Spaten, keine Hacke, kurz nicht das geringste Haus- oder Gartengeräth. Omai hätte seine Landsleute im Landbau oder der Gartenkultur unterrichten können, allein da er selbst auch nicht das Leiseste davon zu hören und zu sehen bekommen hatte, blieb dies natürlich eine unausführbare Sache, doch erhielt er den Ehrentitel Paa-Ria, der Weise und der König der Insel gab ihm seine Tochter zur Gattin.

Damals hatte der Neffe des verstorbenen Königs den Thron bestiegen und

hatte einen Namen angenommen, der von einer unbedeutenden Begebenheit sich herschrieb, aber ihm geblieben ist, weil er Gefallen daran fand. Auf einer Reise quer durch die Insel auf den Höhen übernachtend, hatte er sich erkältet. Seine Begleiter nannten diese Nacht Pomare, die Nacht des Hustens, ein Name, der dem neuen Herrscher so gut gefiel, daß er ihn beibehielt und daß er sich sogar auf seine Nachkommen vererbte.

Die Ueppigkeit der Vegetation hatte die Aufmerksamkeit der Naturforscher erregt, man schickte ein Schiff unter Kapitain Bligh dahin, um eine große Menge von Pflanzen, die man mit Glück in engländischen Kolonien zu acclimatisiren hoffte, dort hinüber zu führen. Das Unternehmen mißlang durch eine Meuterei, indem die Matrosen lieber hier auf dieser wunderschönen Insel bei den wunderschönen Weibern bleiben wollten, als unter der Zucht des grausamen Kapitains, der die neunschwänzige Katze auf höchst verschwenderische Weise austheilen ließ. Die Flüchtlinge blieben auf der Insel und halfen dem Könige Pomare die Häuptlinge unterwerfen, bis sie sich selbst wieder flüchteten, in der Furcht von Engländern aufgefunden und zur Bestrafung gezogen zu werden.

Im Jahre 1797 kamen die ersten Missionaire nach Tahiti, sie hatten jedoch gar keinen Erfolg, wurden sogar wiederholt vertrieben und erst, als im Jahre 1812 Pomare II. dieses Namens das Christenthum annahm, verbreitete sich dasselbe auf den Inseln. Bis zu diesem Zeitraum hatte man sich an den Gott Oro und dessen mächtige Priesterschaft gewendet, aber in den Kriegen, welche Pomare führte, hatte ihm der Gott nicht geholfen, vielmehr die Kugeln der Europäer, er beschloß nun zu erproben, ob der Christengott es besser mit ihm machen werde und um diesen zu gewinnen, beschloß er seine Verachtung gegen die alten Götter öffentlich darzulegen und das geschah in folgender Art:

Wenn eine große Schildkröte gefangen wurde, war sie ein Eigenthum des Königs, doch nachdem sie ihm gezeigt worden, mußte man sie zuerst nach dem Tempel Gottes, nach dem Morai bringen, woselbst sie gekocht wurde und woselbst dem Gotte der beste Theil als ihm schuldiges Opfer dargebracht wurde, welches er natürlich immer in Gnaden annahm und welches seine lieben Söhne, (die Priester und Leviten des alten Testamentes so gut als die des neuen) in Gesundheit verzehrten, die kleinere Hälfte aber immer dem Häuptlinge zurückschickten, welcher nunmehr das Glück hatte, von einer Speise zu genießen, welche seinen Göttern wohlgefallen.

Es hat mir nicht einleuchten wollen, daß der König den ihm gewordenen großen Vorzug wirklich gebührend anerkenne, aber es scheint sogar dem Könige selbst nicht eingeleuchtet zu haben, daß dies unumgänglich nöthig sei, denn ich glaube, er wußte ebenso gut wie seine würdigen Priester oder wie der Gott, der durch den Mund seiner Priester sprach, welche Stücke der Schildkröte die werthvollsten seien.

Als der König bestimmt hatte, den Gott der Christen zu bekennen, wollte er den Beweis führen, daß Gott Oro nicht so mächtig sei, wie man geglaubt. Eine Schildkröte sollte ihm als Beweis dienen. Man brachte ihm eine solche, er ließ sie von seinen Dienern nach dem Morai bringen, zeigte sie dem Gotte und seinen Priestern, nahm sie wieder zurück und ließ sie dann in seinem Hause zerlegen und braten, ohne dem Gotte und seinen demüthigen Dienern etwas abzugeben. Hierauf verspeiste er in Gegenwart sämmtlicher Häuptlinge einen anständigen Theil derselben und wartete nun ab, was der Erfolg seines Frevels sein würde. Die Häuptlinge hatten das ganze Beginnen mit Grauen und Entsetzen angesehen und schienen vorauszusetzen, daß der beleidigte Gott den



Opferstätte und Begräbnißplatz der Tahitier.

Frevler auf der Stelle mit dem Tode strafen würde; keine Grenzen hatte ihr Erstaunen, als sie wahrnahmen, daß der unerhörte Frevel nicht bestraft wurde und sie raisonnirten sehr vernünftig, wenn der Gott sich so auf der Nase spielen ließe, daß er sein Lieblingsgericht und das seiner Priester nicht vertheidige, seine Macht unmöglich groß sein könne. Und so war durch ein Experiment der Glaube an die alten Götter bis zu den tiefsten Grundvesten erschüttert und in Folge dessen erhielt der christliche Glaube, welcher zugleich mit Flinten und Kanonen auftrat, ein ungeheures Uebergewicht, ein Häuptling nach dem andern trat der neuen Lehre bei und so ist jetzt der ganze Tahitische-Archipel zum christlichen Glauben übergegangen ohne Revolution, ohne Blutvergießen, lediglich in

Folge einer vernünftigen Ueberlegung, und die Häuptlinge haben sämmtlich das Beispiel des Königs Pomare befolgt und sich, was ihre Machtstellung betrifft, dabei durchaus nicht schlechter gestanden als früher, im Gegentheil hat die Zuneigung des Volkes zu ihnen in demselben Grade zugenommen, wie das grauenvolle Blutvergießen zu Ehren der Götter abgenommen hat. Und wie entsetzlich wurde hier unter den armen Menschen gewüthet; Cook selbst hat noch solchen Opfern beigewohnt und unsere vorstehende Zeichnung ist nach einem Kupfer gemacht, welches sein großes, berühmtes Reisewerk ziert.

Der Morai, zugleich Begräbnißplatz und Opferplatz, war ein äußerst heiliger Ort, welchem unbefugt zu nahen allein schon den Tod nach sich zog. Auf diesem Platze, der von Außen durch eine Mauer abgeschlossen war, erhoben sich die Wohnungen der Priester, indeß der ganze Raum die Wohnung der Götter war. Hieher wurden nun vor allen Dingen die im Kriege gefangenen Feinde lebend gebracht, dann wurden sie an eine Stange gebunden und hierauf neben ihnen eine Grube ausgeschöpft, etwas länger und breiter als ein Mensch. In dieser Grube wurde ein Feuer angemacht und wenn dasselbe überall gleichmäßig, doch aber nur mäßig brannte, in weiser Vorsorglichkeit, damit der Braten saftig bleibe und nicht in zu großer Hitze verbrenne, wurde die Stange mit dem daran befestigten Opfer der Länge nach über die Grube gelegt, so daß die wohlberechnete, überall gleichmäßige Hitze die Haut des Schlachtopfers rundum gleichmäßig brate, wobei mit großer Aufmerksamkeit gehorcht wurde, ob der Gebratene nicht einen Schrei, nicht wenigstens einen Seufzer hören lasse, aber in der Regel trug der Stoicismus den Sieg davon, denn bei dieser furchtbaren Marter zu schreien galt doch immer für eine Schmach. So wurden vor einem versammelten Volksstamm oft 50 und mehr Menschen geopfert und hierauf als Leckerbissen verzehrt.

Vierundneunzigstes Kapitel.

Große Gewalt der Priester. Gelegenheiten, bei denen grausame und blutige Opfer gefordert wurden, Schlächterei, Menschenfresserei. Kindermord, nicht aus Lieblosigkeit.

Dieses waren die Opfer, welche der Krieg forderte, aber auch der Friede forderte die seinen. Solche Menschen, welche sich gegen die Götter vergangen hatten, wurden von den Priestern bezeichnet und dann geschlachtet, zu den Opferstätten gebracht und verspeist gleich den Kriegsgefangenen. Wenn irgend einem Häuptling etwas abhanden gekommen war, wenn ein Baum berührt worden,

den er Tabu gemacht hatte, wenn irgend eine Krankheit ihn befallen, so wurde nach dem Frevler, der das Eine gethan oder das Andere verursacht hatte, geforscht. Die Diener der Götter, die Priester, Aerzte und Zauberer bezeichneten dann in ihrer Weisheit den Schuldigen, der nicht die entfernteste Ahnung von dem Schicksal hatte, das ihm drohete und der nun plötzlich aus dem Hinterhalt von einem kräftig geschleuderten Stein getroffen mit zerschmettertem Kopfe niederfiel, oder der eben so geschickt von einer Schlinge umfangen, erdrosselt wurde und dann den Göttern zur Speise diente.

Es fühlt sich wohl heraus, welche Macht dadurch den Priestern in die Hände gegeben war, wie sie immer diejenigen als Opfer bezeichneten, welche ihnen nicht genug geopfert, oder welche sonst irgendwie sich ihren Haß zugezogen hatten. Schrecklich und unwiderstehlich wurde die furchtbare Macht dieser Dämonen durch die außerordentliche Menge von Opfern, welche die Sitte forderte. Wenn ein neuer oberster Häuptling sein Reich antrat, so wurde er mit dem heiligen Gürtel umgeben, welcher ihn den Göttern gleichstellte. Dieser Moro oder Schamgürtel wurde unter dem unmittelbaren Schutze der Götter auf dem Morai selbst geflochten, beim Beginne dieser Arbeit mußte ein Menschenopfer gebracht werden. Man verwebte in diesen Gürtel die schönsten Federn, welche man an den Mänteln und der sonstigen Bekleidung der Götterbilder finden konnte, dadurch wurde der Gürtel selbst zu einem Heiligthum und er heiligte denjenigen, dem er unter gewissen Ceremonien umgethan wurde.

Bei Beendigung des kostbaren Schmuckes mußte abermals ein Opfer gebracht sein und ein drittes an dem Tage der Ceremonie, mit welcher er dem neuen Könige angelegt wurde.

Wenn ein Tempel, wenn das Haus irgend eines Gottes (Kriegsgottes, Meergottes, Feuergottes u. s. w.) errichtet werden sollte, mußte man so viele Opfer haben, als das Gotteshaus Pfosten oder Pfeiler haben sollte. Hatte man Kriegsgefangene genug, so waren diese die besten, die werthvollsten Opfer, fehlte es daran, so wurden die Unterthanen, die dazu bestimmt, mit Schlingen gefangen, doch nicht erwürgt, sondern lebend zu dem frommen Zwecke aufbewahrt. Nunmehr machte man so viele Gruben, als das Haus des Gottes Pfeiler haben sollte. In eine jede wurde ein an Händen und Füßen gebundener Mensch gelegt und ihm wurde ein zugespitzter Pfahl auf die Mitte des Leibes gesetzt, dann wurde mit der Verbindung der Bäume untereinander fortgeschritten, die Last der einzelnen Theile wurde vermehrt, bis die Spitze des Pfahles immer stärker drückend, den Körper des Unglücklichen durchbohrte und seinem Leben oft erst nach Tage langen Martern ein Ende machte, denn gewöhnlich hatte man den Pfahl so gestellt, daß er nicht die edelsten Eingeweide traf. Erst wenn der Tod eingetreten war, wurde die Grube mit Erde gefüllt.

Die Geburt eines Häuptlingkindes, die Beschneidung eines Knaben dieses Ranges, der Eintritt der jungfräulichen Reife, die Verheirathung eines Häupt-

lingkindes und noch vieles, vieles Andere gab noch Veranlassung zu immer neuen Opfern und dennoch, was sonderbar ist, waren zu jener Zeit all die herrlichen Inseln reich bevölkert und von einer überaus glücklichen Menschenrace bewohnt, während jetzt, wo alle diese Gräuel abgeschafft sind, die Inseln von Jahr zu Jahr mehr entvölkert werden und aus den liebenswürdigen, fröhlichen, gastfreien Menschen rohe, gemeine Spitzbuben geworden sind.

Es ist schwer, den Widerspruch zu lösen, der darin liegt, daß Menschen von einer so überaus großen Gutmüthigkeit und Liebenswürdigkeit gleichzeitig in ihren Herzen die furchtbarsten, zerstörenden Leidenschaften beherbergen konnten. Die beiden Forster, Vater und Sohn, schildern die Bewohner von Tahiti als Menschen von ungewöhnlicher Offenheit, Freundlichkeit, Gastfreundschaft, von einer Zuvorkommenheit und Herzensgüte, die sich allen Vergleichen entzieht, welche wir für diese Tugenden haben und zwar sind es nicht etwa blos die Menschen der niederen Kaste, welche so gut, so vortrefflich, welche schön und liebenswürdig sind, sondern ein gleicher Vorzug wird der vornehmen Klasse zugestanden, nur von den Priestern spricht man als von finstern, bösartigen, blutdürstigen Ungeheuern, welche nie genug der Schlachtopfer haben und welche jeden Vorwand, um deren neue herbeizuziehen, begierig auffassen. Den Häuptlingen der vornehmeren Kaste also legen jene Seefahrer alle dieselben Tugenden bei, wie den Niedriggebornen, sie haben nur noch den Vortheil der größeren Schönheit, der bei weitem größeren körperlichen Vollkommenheit vor den anderen voraus. Und unter diesen Menschen, welche die Götter geschaffen zu haben schienen, um zu beweisen, welcher Vollkommenheiten das Menschengeschlecht fähig sei, diese Menschen hatten neben den gedachten Tugenden und Vortrefflichkeiten auch noch jene schaudererregenden Sitten, von denen wir sprachen, hatten auch noch jene Kriege, welche mit einem Grimm und einem Blutdurst geführt wurden, wie man es nur von den wilden fanatischen Spaniern gewohnt war.

Diese Menschen suchten mit Lust und Liebe Veranlassungen zum Kriege, diese Menschen opferten einen aus ihrer Mitte bei der freudigen Veranlassung, welche ihnen der erwartete Krieg bot, sie opferten einen zweiten bei der Kriegserklärung, einen dritten beim Beginn des Kampfes und den ersten Gefangenen brachten sie sofort lebend nach dem Kriegslager, um ihn dort unter den furchtbarsten Martern sterben zu lassen. Zum Lager durfte der Gefangene nicht gehen, er wurde dahin getragen, aber nicht etwa auf den Armen der Sieger, sondern auf den Spitzen ihrer Speere. So viele sich herzudrängen konnten, so viele bohrten ihre mit Haifischzähnen besetzten Lanzen in den Körper des Unglücklichen und so, hoch in der Luft schwebend, wurde er getragen und man sah sehr sorgfältig darauf, daß keine Waffe tief genug bringe, um ihn zu tödten, man wollte ihn nur martern und ihn lebendig zum Opferplatze bringen. So erzählen selbst diejenigen, welche entzückt sind von der Fülle von Liebenswür-

digkeit, welche in diesem Volk steckt, aber nicht nur gegen die Feinde, auch gegen den eignen Körper wendete sich ihre blutdürstige Wuth. Wenn Jemand aus der Familie starb, so zerschlugen, zerrissen und verwundeten die Mitglieder derselben ihren eignen Körper in so furchtbarer Weise, daß er über und über mit Blut bedeckt war. Ich selbst habe noch ältere Personen gefunden, namentlich dem weiblichen Geschlecht angehörig, an deren oberen, unbedeckten Körper ich zwölf, ja zwanzig vernarbte Wunden zählte, und die Narben waren so zackig und traten so fühlbar aus der Haut heraus, daß sich sehr unzweifelhaft die Art dieser gräßlichen Verwundung erkennen ließ; der scharf gezackte Haifischzahn war dazu gebraucht worden und er hatte seine Spuren so unzweifelhaft hinterlassen, daß ein Verkennen kaum möglich war.

Dieselben Leute, von deren Liebenswürdigkeit man nicht genug Beispiele erzählen kann, geriethen während der Schlacht in eine solche barbarische Wuth, daß sie einander zerfleischten wie die homerischen Helden, nachdem sie einander genugsam beschimpft und verhöhnt. Nicht selten wurde der getödtete Feind von dem Sieger mit einer schweren Keule breit und platt geschlagen, es wurde dann ein Loch in den so flach gewordenen Körper geschnitten oder gerissen und der Sieger steckte seinen Kopf hindurch und trug den Leichnam auf seinen Schultern in die Schlacht und setzte so geschmückt den Kampf fort, mit dem Kopf und den herabhängenden Armen des Erschlagenen nach vorne und den ebenso zermalmten Beinen nach hinten hängend.

Und wenn der Sieg erfochten war, so stürmten die Sieger nach dem Hauptsitz der Feinde, tödteten Weiber, Kinder und Greise und zündeten die Hütten an, hieben die Brodfruchtbäume um und schnitten den Kern, das sogenannte Herz aus den Cocospalmen, so daß dieselben starben und der Besitz der Besiegten gänzlich verwüstet wurde und so blutig der Krieg war, so blutig wurde auch der Friede gefeiert. Die Leichen der Erschlagenen wurden gesammelt und auf dem Morai verbrannt, die Köpfe aber steckte man auf Spieße außerhalb der Umfassungsmauer des Morai, wodurch derselbe nach und nach mit einer neuen Umzäunung aus menschlichen Schädeln umgeben wurde. Unser Bild auf Seite 547 giebt eine Andeutung davon, indem der Hintergrund die Schädel und einen ganzen Wald von Speeren zeigt. Die Gefangenen aber wurden auf die bereits angegebene Weise zur Ehre des Kriegsgottes beim kleinen Feuer gebraten und die Opferschmausereien dauerten oft Wochen lang, man war schlau genug, nicht alle Gefangenen auf einmal, sondern hübsch einen nach den andern zu opfern, damit das kostbare Menschenfleisch nicht verderbe.

Etwas beinahe noch schrecklicheres als diese kriegerische Wuth, war die allgemein verbreitete Sitte des Kindermordes. Gewöhnlich tödtete die Mutter ihr Kind unmittelbar nach der Geburt, indem sie die Nabelschnur nicht unterband, da es sich dann in wenigen Minuten verblutete, oder sie trug dasselbe nach dem Bach, in welchem sie sich badete und ließ es darin liegen, wo es

denn noch schneller ein Ende fand. Dieser Kindermord war über die ganze Inselgruppe so verbreitet, daß vielleicht kaum eine Mutter zu finden war, welche nicht eines oder mehrere Kinder dieser schauderhaften Sitte geopfert hätte.

Bei einem Volke, wie das von Tahiti, ist die nackte Thatsache gar nicht zu erklären. Aeltere Reisebeschreiber behaupten, nur die Faulheit der Eingebornen bringe solche Gräuel hervor, die Mütter fürchteten sich, die nöthigen Pflanzenvorräthe zu bauen, um eine größere Familie zu ernähren. Solche Behauptung zeigt, wie oberflächlich die Studien solcher würdigen Männer waren. Zwei Brodfruchtbäume ernähren einen Menschen Jahr aus Jahr ein, alle Jahr einen Sprößling pflanzen, kann wohl keine Arbeit genannt werden. Die Cocos, die Pandanus und hundert andere Früchte waren auf diesen glücklichen Inseln in solcher Menge vorhanden, daß von der Nothwendigkeit des Getreidebaues nicht gesprochen werden kann, jetzt aber, wo die Civilisation unter den Tahitiern grassirt und wo die Frauen wirklich arbeiten müssen, um Reis und Mais und nährende Wurzeln zu pflanzen, zu behacken und zu behäufeln — jetzt kommen keine Kindermorde mehr vor. Wäre es Arbeitsscheu, so müßten dieselben jetzt gerade häufiger sein.

Die Ursache dieser Gräuel scheint tiefer zu liegen. Die Priester waren blutdürstige Ungeheuer, wie sie es bei den rohen Völkern fast immer sind, sie setzten sich durch ihren Blutdurst in Schrecken und Entsetzen, und um diese Schrecken zu vermehren, hatten sie sich vorbehalten, diejenigen zu bezeichnen, welche dem Zorne eines Gottes, oder welche bei dem Tode eines Häuptlings oder Priesters geopfert werden sollten. Diese Priester hatten ihre Freundschaften und Feindschaften wie andere Menschen auch, aber sie straften nicht wie zornige Menschen, sondern wie heimtückische Teufel, sie quälten ihre Opfer durch Verkündigung des Schicksals derselben — dein Sohn, deine Tochter wird dem Kriegsgotte, dem Meergotte oder dem und dem Häuptlinge zum Opfer fallen, wird geschlachtet, wird gebraten werden und ich werde von dem Fleische deines Kindes essen.

Kann es gräulicheres geben, als eine solche Drohung, als eine solche Aussicht für die Zukunft, und doch wußte die Mutter, daß diese Drohung erfüllt werden würde, daß nichts im Stande sei sie abzuwenden, als der frühzeitige Tod des armen bedrohten Geschöpfes und so starb das Kind eine Viertelstunde nach seiner Geburt, damit es nicht sterbe unter den Händen des blutdürstigen Priesters, wenn es 20 Jahre alt sei.

Daß es nicht Lieblosigkeit gewesen, welche die Mutter bewog, das arme Kind zu tödten, erhellt aus der ungemeinen Zärtlichkeit, mit welcher die Kinder behandelt werden, wenn sie nicht dem Tode geweiht wurden, was überhaupt nie anders, als unmittelbar nach der Geburt geschah, blieb das Kind nur eine Stunde am Leben, so wurde es mit der größten Liebe und Sorge behandelt und gepflegt, und die Mutter nährte das Kind, bis es gehen konnte.

Fünfundneunzigstes Kapitel.

Balsamirung der Leichen durch Austrocknen und durch Salben. Die Gesellschaft der Areios, eine Verbindung der Reichsten und Vornehmsten, lediglich zum Zwecke erhöhten Lebensgenusses. Hohes Ansehen der Mitglieder, wahre Heiligkeit des siebenten Grades.

Gegen den Vorwurf der Lieb- und Gefühllosigkeit schützt die Insulaner auch noch die unendliche Sorgfalt, mit der sie die Körper ihrer Verstorbenen behandeln.

Auf ein Gestelle, ähnlich unsern Bettgestellen, wird eine Matratze aus Laub gelegt, mit Matten bedeckt und darauf der Körper des Verstorbenen gelegt. Ein Haus wird über ihm gebaut und es wird durch Matten von allen Seiten so geschützt, daß die Vorübergehenden den Leichnam nicht sehen, dagegen wird der



Ein Leichenhaus, zu welchem ein Verwandter kommt, um die Leiche zu salben.

obere Theil ringsum offen gelassen, daß der Luftzug seine austrocknende Wirkung fortwährend üben könne. Der Verwesung und dem nahenden Gewürm tritt man durch tägliches Einreiben mit frischem Cocosöl entgegen, wodurch der Körper gewissermaßen balsamirt wird. Diesem Liebesdienst unterziehen sich die nächsten männlichen Verwandten, weil die Leichen heilig sind, die Frauen also denselben nicht nahen dürfen.

Gewöhnlich dauert diese Behandlung ein halbes Jahr durch, in welcher Zeit täglich die besten, ausgesuchtesten Früchte herbeigebracht und als Opfer, als Nahrung für den Verstorbenen hingesetzt werden. Die Priester sehen darauf mit besonderer Strenge, daß diese Lebensmittel die besten und ausgesuchtesten seien, denn der Todte, welcher diese Speisen regelmäßig verzehrt, würde an schlechten Früchten sich den Magen verderben und Appetit hat er in einem ungewöhnlichen Grade, man findet die Schüsseln, die Kalebassen alle Morgen wieder geleert. Nach unserer Anschauungsweise würden wir sagen, diese Todtenopfer seien möglicherweise das beste Einkommen der Priester, daß aber die Verwandten in der Voraussetzung, die Verstorbenen vertilgten die Lebensmittel, so lange, so unablässig und unermüdlich ihre Opfer fortsetzen, mag ein Beweis von Thorheit, aber gewiß nicht von Lieblosigkeit sein, welchen Vorwurf man den Insulanern gar zu gerne macht.

Der Kindermord mag noch eine andere Ursache haben. Bei den guten, liebenswürdigen Indianern, namentlich auf der Halbinsel zwischen dem Indus und Ganges und in dem ganzen Quellengebiet des Bramputr fordert es die Religion, daß die älteren Männer sich dem Tode weihen, entweder indem sie sich im Ganges baden und von den Schiwa heiligen Crocodilen verspeisen lassen, oder indem sie sich unter die Räder des spazierenfahrenden Jagrenat stürzen und sich von denselben zermalmen lassen. Sie kommen so direkt in das Paradies zur Anschauung Gottes. Ebenso müssen die Frauen, wenn der Mann stirbt, sich mit seiner Leiche verbrennen lassen. Es ist ein Religionsgesetz. Die Welt gehört der Jugend, ältere Männer können derselben nichts mehr nützen, sie müssen der Jugend Platz machen. Die Frauen eines Verstorbenen dürfen nicht wieder heirathen, sie sind also auch unnütz und das Wohl der Welt ist daher berechtigt zu fordern, daß sie den Raum verlassen, auf welchem eine andere Frau leben könnte, die noch im Stande ist (d. h. der es noch gestattet ist) die Bevölkerung zu vermehren.

Wie nun hier die Religion darauf hinausgeht, der kräftigen, fortpflanzungsfähigen Jugend den Boden zu erhalten und fortzuschaffen was den Bedingungen der Vermehrung einer Bevölkerung nicht entsprechen kann oder darf, so mag die Religion der Tahiti-Insulaner wohl das Entgegengesetzte gewollt haben. Die Inselgruppe hat einen sehr beschränkten Flächenraum, eine Vermehrung der Bevölkerung zu dem Grade, den die Insel nicht mehr ernähren könnte, ist nicht nur möglich, sondern steht sogar den Naturgesetzen zufolge in nicht eben ferner Aussicht, so wäre es wohl denklich, daß die vorsorgliche Priesterschaft jener furchtbaren Götter, denen so viele Menschenopfer gebracht wurden, auch wohl hätte durch solche blutige Gesetze verhindern wollen, daß eine Uebervölkerung eintrete, es mag diese Voraussicht die uranfängliche Ursache der Gräuel gewesen sein und es mag wohl möglich sein, daß erst die steigende Gewalt der Priester dahin gelangt ist, dem an sich schrecklichen, aber vielleicht weisen Gesetz jenen

Grad von Ausartung zu geben, den wir jetzt wahrnehmen und wir frommen Christen, die wir so gerne die Splitter im Auge des Nächsten sehen, während wir pflichtschuldigst den Ballen im eignen Auge übersehen, nennen in unserer Anschauung solches Verfahren schändlich, lieblos und wer weiß was alles, während darin doch wirklich weiter nichts liegt als religiöse Demuth, mit welcher sich der sogenannte Wilde den Befehlen seiner Priester unterwirft, die er für unfehlbar hält (was ja auch die unseren verlangen) also in der Ueberzeugung handelt, daß er nur das thue, was ihm von den Göttern durch den Mund der Priester befohlen wurde. Ich komme auf den Gedanken, weil dieselbe schreckliche Sitte auch auf einer anderen Insel-Gruppe verbreitet ist, die wir erst durch Chamisso näher kennen gelernt haben und auf deren Bewohner bisjetzt noch Niemand solchen Schimpf abzuladen versucht hat, wie es gegen die Bewohner von Tahiti in so schrecklichem Grade und mit so unverantwortlichem Leichtsinn geschehen ist — ich meine den Archipel der Radak- und Ralik-Inseln, deren Bewohner durch strenge Gesetze verpflichtet sind, nur zwei, im äußersten Falle drei Kinder leben zu lassen, in der vollkommenen, klar ausgesprochenen Absicht der geringen und unbedeutenden Inselfläche keine Zahl von Bewohnern aufzuladen, welche sie nicht zu ernähren vermöchte.

Wer vermag zu sagen, daß die Bewohner von Tahiti nicht einmal unter milderen Gesetzen gestanden hätten, wer vermag zu behaupten, daß es ihre Lieblosigkeit, ihre Schändlichkeit und nicht ein hartes Gesetz gewesen, welches sie so zu handeln zwang?

Daß die blutdürstigen Priester auch sonst noch Schändlichkeiten begingen und dieselben durch die Religion zu beschönigen suchten, ist ja bekannt genug. Eine ihrer gefährlichsten und alle Sittlichkeit zerstörenden Erfindungen ist die Gesellschaft der Areios, welche wir nach unseren Begriffen nicht anders definiren können, als eine Verbindung von Personen beiderlei Geschlechts zum Genuß aller möglichen Vergnügungen, welche Menschen gegenseitig sich bieten können.

Wir würden solche Menschen lasterhaft, wir würden sie in vielen Fällen verbrecherisch nennen. Die Priesterschaft jener Inseln machte diese Verbrecher zu Heiligen, machte sie zu bewunderten und beneideten Menschen, welche selbst die Häuptlinge als über sich stehend und als höhere Wesen betrachteten, in deren Kreis aufgenommen zu werden, ein beneidenswerthes Glück sei.

Um in die Gesellschaft dieser Lüstlinge aufgenommen zu werden, war es nöthig, daß man sich mancherlei Prüfungen unterwarf. Keinem Stande — keiner Kaste war der Eintritt verweigert, aber die die Aufnahme leitenden Priester verstanden es immer so einzurichten, daß die Niedriggebornen jene Prüfungen, welche zu den höheren Stufen führten, nicht überstanden, nicht durchmachten, und die niedrigste Stufe dieser Verbrüderung war ausgeschlossen von allen Freuden der höheren Klassen, zu denen nur die Häuptlinge und Priester

und auch diese nur nach längerer Zeit der Prüfung Zutritt hatten. Dem weiblichen Geschlechte wurde die Aufnahme leichter gemacht und zwar um so leichter, als je größere Reize die Candidatin besaß, je größer die Fülle ihrer Schönheit war.

Die Areios zogen in zahlreichen Gesellschaften umher, die niedrigste Klasse derselben, die der Novizen, der Aufnahmesuchenden, unterhielt das Volk mit üppigen Tänzen, welche die Schaulustigen herbeizogen und veranlaßten, daß Neulinge sich der Gesellschaft anschlossen. Die höheren Grade waren nicht darauf bedacht Anderen, sondern sich selbst möglichst viel Vergnügen zu machen, sie feierten bei mannigfaltigen Speisen und aufregenden Getränken nächtliche Feste, welche wir Orgien nennen würden. Die Missionaire behaupten, daß dabei die Geheimnisse der Geschlechtsliebe auf schnöde Weise profanirt worden seien. Es ist möglich, woher es aber die Herren Missionaire wissen, ist mir nicht ganz klar, da ihnen der Zutritt zu diesen Festen so gut bei Todesstrafe untersagt war, als dasjenige Mitglied der Gesellschaft, welches verrathen hätte, was in diesen geheimen Versammlungen vorging, den Tod hätte erleiden müssen. Ich habe auch ein paar Missionaire gesprochen, welche so alt waren, daß sie die Gesellschaft der Areios noch in ihrer Blüthe gekannt haben, indem sie jetzt viel über die Siebenzig hinaus, doch als sehr junge Männer schon hierher entweder auf ihren Missionsposten oder wohl in ganz anderen Absichten gekommen sind, erst später es in ihrem Vortheil findend, sich den Missionairen anzuschließen. Aber keiner ihrer hat mir gesagt, daß er selbst den geheimen Festen der Areios beigewohnt und daß er die sogenannten Orgien mit angesehen habe. Die Beschuldigungen schweben also ganz in der Luft und die verbrecherische Gesellschaft war möglicherweise weiter nichts, als eine Loge von besonderen Formen, in der man nicht am Tempel der Weisheit, Schönheit und Stärke, sondern am Tempel der Schönheit und Freude arbeitete.

In den meisten Städten von Süddeutschland findet man gesellige Vereine, welche an einem bestimmten Tage in der Woche während des Sommers einen Spaziergang nach einem benachbarten Vergnügungsort, während des Winters einen Ball veranstalten, zu welchen Vergnügen nur Mitglieder der Gesellschaft Zutritt haben.

Wenn nun ein Fremder erzählen wollte, in der Hauptstadt des Landes Würtemberg, in Stuttgart, bestehen mehrere Gesellschaften, welche die lasterhafte Tendenz haben, an schönen Tagen des Sommers Vergnügungsorte zu besuchen, dort zu essen, zu trinken und zu liebeln, dann aber Nachts um und nach zehn Uhr paarweise durch die anmuthigen Laubwälder, welche Stuttgart von zwei Seiten umgeben, heimzuziehen und sich hierbei ganz lasterhaften Vergnügungen hinzugeben, so würde man den Erzähler doch einen Verleumder nennen müssen, denn selbst als Mitglied kann er nicht wissen, was da geschieht und ein Mit-

glied selbst wird sich wohl hüten, die eignen Schändlichkeiten zu offenbaren. So mag es wohl auch mit den Südsee-Insulanern und der verruchten Gesellschaft der Areios sein, wobei natürlich der Gedanke gar nicht ausgeschlossen bleibt, daß die sorgenfreien, frühreifen und gewiß sehr lebenslustigen Tahitier sich ihrer Kräfte und ihrer schönen Frauen, sowie diese sich der schönen Männer erfreut haben. Wer sich frei von solcher Schuld fühlt, der werfe den ersten Stein auf sie.

Noch wird behauptet, daß die Mädchen, welche sich den Areios angeschlossen hätten, vor allen Dingen verpflichtet gewesen wären, ihre Kinder zu ermorden. Wir haben gesehen, daß diese traurige Sitte dort überhaupt heimisch ist, es ist möglich, vielleicht sogar wahrscheinlich, daß bei den weiblichen Areios dasselbe geschehen ist, aber etwas weiteres, als daß es von Reisenden erzählt wird, weiß Niemand darüber zu sagen.

Daß übrigens die Gesellschaft von Priestern ausgegangen sei, geht schon aus der Thatsache hervor, daß es gelungen war, dieselben für höhere und in den obersten Graden für übernatürliche Wesen auszugeben, oder den Glauben an diese Uebernatürlichkeit hervorzubringen und zu befestigen, auch war, was wohl keinem Laien einfallen wird, von sich zu behaupten, den Areios höchsten Grades unsterbliche Freude gesichert, sie gingen unmittelbar in ein himmlisches Paradies ein, in welchem sie ohne Unterlaß und ohne Abnahme ihrer Kräfte, ihrer Schönheit, ihrer Jugend fortwährend derselben Freuden theilhaftig waren, welche sie hier auf Erden mit so viel Eifer gesucht hatten. Die Areios des siebenten, des höchsten Grades waren so hochgeehrte, so heilig gehaltene Personen, daß selbst die Fürsten der Inseln sich überaus glücklich schätzten, wenn sie durch einen solchen erhabenen Gast erfreut wurden und alle ihre Kräfte aufboten, um demselben zu zeigen, wie sehr sie die angethane Ehre zu schätzen wüßten. Daß solchen vornehmen Areios alles frei stand, selbst die Wahl unter den Töchtern des Fürsten nicht ausgenommen, wird Niemand verwundern, der da weiß, daß auf dem ganzen ungeheueren Inselreich des Stillen Oceans die unverheiratheten Töchter unumschränkte Herrinnen ihrer selbst sind.

Sechsundneunzigstes Kapitel.

Die Missionshemden sind auch hierher gedrungen, aber nicht in der geschmacklosen Form, sondern in der des Männerhemdes oder der Blouse. Ich male eine der schönen Königinnen und werde mit hundert Küssen belohnt.

Alles was ich hier mitgetheilt habe, gehört in das Gebiet der Geschichte oder Sage, gesehen habe ich davon nichts, denn es existiren weder Priester, noch Menschenopfer, noch Areios, noch sonst welche von jenen alten in die Fabelwelt gehörenden Eigenthümlichkeiten, von denen unsere Reisebeschreiber sprechen. Meine persönlichen Beobachtungen beziehen sich, wie natürlich auf die Gegenwart und wenn auch vieles von dem, was man sonst über Tahiti erzählte, vergeblich aufgesucht werden würde, so sieht man doch immerhin noch so viel des Wunderbaren und Anmuthigen, daß es an Stoff nicht fehlt.

Der Anblick des Landes ist wunderbar schön, aber er unterscheidet sich nicht in einer so auffallenden Weise von dem Anblick jedes anderen, in diesen Meeren gelegenen gebirgigen Landes, daß, nachdem wir uns die Sandwichs-Inseln und die Marquesas angesehen, noch eine besondere Beschreibung von Tahiti nöthig wäre. Die ganze Fülle tropischer Vegetationspracht scheint sich über diese Gegenden ergossen zu haben, so wollen wir denn die Sache als geschehen betrachten und uns an die Einwohner selbst wenden, das Beschreiben einzelner Theile ihres Wohnsitzes bis zu einer gelegeneren Zeit verschieben, was ich um so mehr kann, als ich so glücklich war Zeit genug zum Besuch des Inneren zu haben.

Die großen Unbequemlichkeiten, welche mir anfangs im Wege standen, indem es den französischen Behörden über alle Maßen gefährlich schien, einem einzelnen deutschen Arzte den Eintritt in das Innere zu gestatten, wurden allmälig beseitigt, indem der Kapitain sich als einen Holländer und sein Schiff als einen Kauffahrer auswies, welches die Maske eines Kriegsschiffes nur vorgenommen hatte, um nicht von Raubschiffen belästigt zu werden. So sah ich denn die Leute mehr im Innern der Hauptinsel schon bedeutend abweichend von dem Typus, welchen sie in der Hafenstadt angenommen hatten. Ich unterschied auch hier sehr deutlich die vornehmere von der geringeren Klasse, was in der Hafenstadt kaum mehr recht möglich ist. Dieser Klassen zählt man sehr entschieden zwei, einige Seefahrer wollen behaupten, daß die Priesterkaste eine dritte Art gebildet habe. Hierüber läßt sich allerdings nichts mehr nachweisen, denn sie existirt nicht mehr, mit ihren Göttern sind auch die Priester gestürzt, was sie wohl frühzeitig genug gefühlt haben mochten, weshalb sie auch mit einer so großen Energie der Einführung des Christenthums sich widersetzten. Meine Ansicht aber betreffend, so glaube ich nicht, daß die Priesterkaste einer besonderen Race angehörte, sondern daß sie eine Kaste bildete, welcher sich Personen aus den beiden Ständen nach Gefallen anschließen konnten, vorausgesetzt, daß sie

gewisse Eigenschaften besaßen, welche es den Zauberern und Priestern wünschenswerth erscheinen ließen, ihre Anzahl durch ein neues Mitglied zu vermehren.

Die Tahitier des vornehmeren Standes waren gleich allen auf dem Stillen Weltmeer zerstreuten Häuptlingsracen von einer auffallend helleren Farbe, als die übrigen Eingebornen. Ein Paar junge Mädchen, deren Gesichter ich zeichnete, hatten ein rein spanisches Hellbraun und wären von mancher schönen Dame in Europa gerade um dieser Farbe willen beneidet worden, denn sie spricht die lebendigste Frische und zugleich eine große Anmuth aus. Die tahitischen Mädchen tragen die Haare zwar sehr verschieden, aber niemals lang, wiewohl sie vom



Zwei Mädchen von dem Tahiti-Archipel.

schönsten Schwarz, theils schlicht, theils in anderen Fällen anmuthig gekräuselt sind.

Die Missionshemden hatten auch hier bereits ihren Eingang gefunden, aber französischer Geschmack hatte doch daran verbessert, sie waren in Blousen verwandelt, hatten einen überfallenden Kragen, hübsch geschnittene, weite, faltenreiche Aermel und waren durch einen Gürtel in der Gegend der Taille zusammengehalten. Die Neigung zum Putz sprach sich hier auf das Anmuthigste aus es waren nicht Glas- und Metallstücke, sondern Blätter und Blumen, mit denen sie sich zierten. Die Augen sind vom schönsten Schwarz und von einem

Feuer, welches je nach der Gemüthsstimmung mit einem unbeschreiblich süßen Schmachten und Schwimmen abwechselt. Die Mädchen sind groß und üppig gewachsen und überragen die Größe europäischer Frauen bei weitem, sowie die Männer des Häuptlingsstammes groß und beinahe niemals unter sechs Fuß rheinländisch sind. Jene unbeholfene Dicke, welche man bei den herrschenden Familien auf den Sandwichs-Inseln findet, ist den Einwohnern von Tahiti fremd, sie sind alle gewandt und haben eine ganz ungewöhnliche Körperkraft; sonderbar kam es mir bei alledem vor, daß sie das Dynamometer (den Kraftmesser) nicht so stark bewegen konnten, als unsere Matrosen, ja nicht einmal so stark als ich, der ich nicht glaube mich in Kraft und Ausdauer mit einem tüchtigen holländischen Matrosen messen zu können, vorausgesetzt, daß derselbe seine Kräfte durch Branntweintrinken noch nicht erschöpft habe. Es scheint mir der Umstand daraus hervorzugehen, daß die Insulaner nicht recht wissen, was der Zweck dieser Anstrengung am Kraftmesser ist und sich daher nicht recht anstrengen, während der Europäer ein Verständniß von der Sache hat, weiß, daß es sich um das Darthun seiner körperlichen Fähigkeiten handelt und eine Ehre darein setzt, das Aeußerste zu leisten. Ich habe diese Leute Steine mit der bloßen Hand auf hunderte von Schritten werfen sehen, die ein Matrose vielleicht nicht 30 Schritte weit geworfen hätte, ich habe sie schwimmen und rudern gesehen in einer Weise die dem geübtesten Galeerenruderer zum Ruhme gereicht haben würde, ebenso war es mit der Ausdauer beim Bergsteigen, beim Erklettern von Felsen und ähnlichen Kraftäußerungen.

Das Tattowiren hat beinahe ganz ein Ende gefunden, nur die Töchter der Häuptlinge lassen sich noch Hand- und Fußgelenke punktiren und wie wir auf dem folgenden Bilde sehen, so geschmackvoll, daß selbst unsre Damen es vielleicht nicht für unschön halten würden ihre obere Handfläche und ihre Knöchel so zu verzieren — den Fuß — nun den freilich bekommt man nicht zu sehen, daher wäre es doch wohl überflüssig. Das sonst über den ganzen Körper übliche Punktiren hat die Kleidung verdrängt, wo eine solche den ganzen Körper bedeckt, wird es, wie begreiflich, überflüssig, denselben zu schmücken. Ich glaube wir haben in Europa nur darum so wenig classische Körperformen aufzuweisen, weil das weibliche Geschlecht es überflüssig findet, die Schönheit des Körpers zu pflegen. Bei uns wird die ideale Form einer Wespe durch das Schnürleib hervorgebracht, was hinter demselben sitzt ist um so gleichgültiger als es Niemand zu sehen bekommt, der Mann etwa ausgenommen und des Mannes wegen wird doch keine besonders schön sein wollen, genug wenn sie es nur für den Ball, für die große Gesellschaft ist. Die Griechen hatten gut schöne Statuen machen, sie sahen Menschen, unsere Künstler sehen nur Kleider oder durch diese, verdorbene Gestalten.

Die Form der Gesichter unterscheidet sich von der der Europäer beinahe gar nicht, die Gesichtszüge sind in einem hohen Grade mannigfaltig und sprechen

keinen herrschenden Typus aus, keine hervorstehenden Backenknochen, keine platte Nasen, keine besonders gestellten Augen bekommt man zu sehen, höchstens könnte man sagen die Lippen seien ein wenig zu stark aufgeworfen, da aber zwei Reihen wundervoll geformter und gestellter Zähne dahinter liegen, die sich bei dem häufig wiederkehrenden heiteren und fröhlichen Lächeln zeigen, so kann man darin nichts entstellendes, sondern wohl nur den Ausdruck einer gewissen Lüsternheit finden, welche den tahitischen Mädchen wohl auch nicht fehlt.

Ich schickte mich an, einige dieser wirklich schönen Mädchen zu zeichnen, es mußte ihnen schon öfter begegnet sein, denn sie wußten was ich wollte und



Zierlich tattowirte Arme und Beine.

vereitelten meine Bemühungen, indem sie davon liefen, aber nicht auf lange, es gab sich alsbald kund, warum es geschehen war, die allerliebsten Kinder hatten sich nur noch schöner machen wollen, als die Natur sie bereits gemacht, sie kamen mit frischen Blumen im Haar und überließen sich nunmehr willig meinen forschenden Blicken. Ich zeichnete mit farbiger Kreide und das erste Mädchen, welches ich so auf das Papier hinhauchte — nach ihrer Meinung, hinzauberte, entzückte mein schönes Modell so sehr, daß sie das Bild haben wollte, mir mancherlei von ihrem Schmuck dafür bot und dann sogar einen sehr schönen und zahmen Papagei herbeiholte um ihn mir als Tauschgegenstand für das Bild zu geben. Unter der Bedingung, daß sie mir noch einmal sitze, überließ ich es ihr denn auch, sie aber fiel in ihrer Dankbarkeit mir um den Hals, küßte und

herzte mich, legte meine Hand an ihre Brust und ließ mich empfinden, wie ihr Herz schlage und meine Hand fühlte unter der leichten, dünnen Hülle eine so große Fülle von Reizen wie eine geschnürte Schönheit sie niemals entwickeln kann.

Die Dankbarkeit des reizenden Mädchens ging so weit, daß sie mich bat ein paar Tage bei ihr zu bleiben und ohne die Antwort zu erwarten, es der Mutter sogleich mittheilte. Auf Nuka-Hiwa wäre mir dieses Anerbieten höchst gefährlich gewesen, auf Tahiti aber, wo die Matrosen schon gar zu viel von ihrer Gesittung zurückgelassen hatten, verlockte mich die holde Freundlichkeit nicht und ich erklärte, daß ich zu meinem großen Kummer gezwungen sei alsbald weiter zu reisen. Ich konnte nicht verkennen, daß diese Zurückweisung der höchsten Gunst einen sehr schmerzhaften Eindruck auf das schöne Mädchen machte, aber ich konnte auch nicht verkennen, daß ich, wenn ich mich selbst in Betracht zog, vollkommen berechtigt zu einer solchen Zurückweisung war, denn Vater und Mutter des schönen Mädchens trugen die unzweideutigsten Spuren der furchtbaren Lepra an sich und was helfen alle zärtlichen Redensarten darüber, es ist nachgerade unzweifelhaft, daß die beiden furchtbaren Krankheiten Lepra und Syphilis einander ergänzen und auseinander hervorgehen. Dieser Gedanke hielt mich von allen Thorheiten zurück. Ich weiß nicht ob es gerade unumgänglich nöthig war so zu denken, aber ich weiß, daß ich keinen Grund hatte zu bereuen, daß ich so gedacht.

Bei meinem Weiterschreiten in den Thälern sah ich noch Hütten und Häuser von jener einfachen Bauart, welche nichts weiter bezweckten als das Bedürfniß und die Bequemlichkeit zu befriedigen. Vor allen Dingen lagen dieselben zwar in schattigen Gebüschen versteckt, man darf allenfalls sagen, in kleinen Wäldchen, aber dennoch so weit vollständig frei, daß die Bäume mit ihren Kronen nicht das Dach überhingen nnd dieses bei den häufigen Regengüssen nicht beträufelten und für den einfachen Regen, selbst wenn er derb genug auftrat, war das Dach von den harten Palmblättern in genügendem Grade widerstandsfähig.

Die Pfeiler standen in drei parallelen Reihen, wovon die mittelste die höchste war und den First des Daches trug, unter einander waren sie durch feste Stangen verbunden und sie konnten viel ertragen, weil sie von den Seiten her geschützt waren, durch die Bäume, welche sie umgaben und nahende Stürme brachen. Die Häuser standen nicht auf einer Plateform und in der That scheint dies wenig oder gar nicht nöthig zu sein, da diese glücklichen Inseln weder von gefährlichen Reptilien noch von unangenehmen Insekten heimgesucht sind; aber weich liegen die Tahitier gerne und darum ist der Boden ihrer Hütten längs der beiden Seiten mit Gras bedeckt das ein paar Fuß hoch liegt und worauf fein geflochtene Matten, zwei auch drei über einanderliegend, eine sehr angenehme Schlafstätte bieten. Nur der Kopf war auf eine eigenthümliche Weise schlecht bedacht. Aus einem hölzernen Cylinder von ungefähr einem Fuß Durchmesser war auf

einer Seite eine solche Vertiefung ausgehöhlt, daß der Kopf eines Menschen gerade darin liegen konnte. Dieser harte Gegenstand wurde am oberen Ende der Schlafstätte in der erforderlichen Weise zurecht gelegt und darauf ruhte das Haupt nach meinem Geschmack sehr schlecht, aber allerdings sind hierüber die Ansichten verschieden, und wenn ein Schottländer seinen Sohn einen verzärtelten Weichling schilt, weil er sich im Schnee gelagert, einen Stein unter den Kopf gelegt, so mag die hier angegebene Weise sich zu betten, eine noch viel zärtlichere genannt werden, viele Leute bedürfen gar keiner Kopfunterlage, das sind bekanntlich die Kopfhänger, welche schon am Tage und beim Wachen ihr sorgenschweres Haupt auf die eine und die andere Schulter sinken lassen und denen es daher auf einen Zoll mehr oder weniger nicht ankommen kann. In der Mitte des Hauses, in einer Breite von ungefähr 20 Fuß war keine Unterlage zu bemerken, die Matten ruheten unmittelbar auf dem festgeschlagenen trockenen Lehmboden.

Abtheilungen sah ich in den Hütten nicht, so weit sie außerhalb des Bereichs der Missionen standen. Innerhalb der Missionen allerdings mußten Abtheilungen gemacht werden und zwar bei Strafe so und so viel Fuß Chaussee zu liefern, die Missionaire nämlich sind der Meinung, daß die Tahitier gleich den Katzen bei Nacht sähen, daß es daher sehr unsittlich sei, wenn ein Ehepaar in demselben Raume mit seinen Kindern und Untergebenen schlafe. Wenn allerdings fußdicke Mauern in einem Hause von unten bis oben abtheilen, mag darin etwas liegen, wenn aber die Häuslein nur von Rohr geflochten sind und die Zwischenwände nur gerade Manneshöhe haben, von dort aber bis zum Dache den Raum des Hauses völlig offen lassen, so hört man ohne alle Anstrengungen dasjenige was man nicht sieht und was man auch nicht sehen würde ohne die Zwischenwände, da es Nacht ist und ich kann die würdigen Herren, welche hier das Christenthum verbreiten, mit gutem Gewissen versichern, daß selbst Mann und Frau — und wie viel erst Jüngling und Mädchen — durch die Aeußerungen ihrer Zärtlichkeit keinen Scandal erregen, sondern sie immer unter dem Schleier der Nacht verbergen.

Es ist doch sonderbar, daß die Menschen nicht einsehen wollen, wie Schamhaftigkeit etwas natürliches sein müsse, und wie sie zur Heuchelei werde, sobald sie durch Gesetze hervorgerufen wird.

Siebenundneunzigstes Kapitel.

Flora und Fauna der Insel. Fischerei der Insulaner. Wovon die Eingebornen eigentlich leben. Großer Fleiß der tahitischen Mädchen.

So viel ich wahrnehmen konnte, hat die Zahl der Landthiere sich nicht besonders gesteigert. Schweine, Rinder, einige verwilderte Katzen und Hunde, ein paar Fledermäuse und vereinzelt zurückgebliebene Ratten machen die Hauptsache aus. Die Ratten sind übrigens erst von den Schiffen der Europäer hierher gekommen und sind auch allgemach wieder verschwunden, wie Katzen und Hunde sich vermehrt haben. Von den Landthieren können die Insulaner also nicht allzuviel für ihren Lebensunterhalt erwarten, wiewohl sie Katzen und Hunde essen und zwar als den feineren, werthvolleren Braten und das Schwein ihnen nachgerade ein Gegenstand von Wichtigkeit geworden ist, und das verwilderte in den Gebirgsthälern von Laub und abgefallenen Früchten lebende, ihnen höher gilt, als das gezähmte und in der Nähe der menschlichen Wohnungen gefütterte.

Dagegen liefert das Meer eine außerordentliche Fülle von sehr nahrhaften und wohlschmeckenden Thieren. Fische zu sagen, würde ich nicht für richtig halten, denn es handelt sich nicht blos um diese, sondern um mancherlei Muscheln, Crustaceen (Krebse, Krabben u. s. w.), Weichthiere und sonstige dem Meere angehörende Geschöpfe. Unter den Fischen gehören die Boniten gewissermaßen zur hohen Jagd, eine Art Makrele von feinem Geschmack und deshalb sehr geschätzt. Dieselben werden mit Angeln gefangen, aber sonderbar genug, immer nur im Fluge. Das Thier liebt diejenigen Insekten und kleinen Vögel, welche sich flatternd nahe an der Oberfläche der See halten. Um Boniten zu fangen, bedient man sich daher einer Angel, welche auf der Oberfläche hüpft und springt. Um dieses zu bewerkstelligen, sitzt der Angler mit seiner Ruthe am Hintertheile des Schiffes das mit größter Anstrengung pfeilschnell vorwärts bewegt wird. Dicht über der Angel, entweder aus Stein geschliffen oder wie die europäischen, welche hier im Handel vorkommen, aus Eisen gemacht, befindet sich ein kleiner flacher Schild aus Perlmutter, welcher gut geschliffen und polirt, im Tageslichte glänzt. Oberhalb der Perlmutterschale ist ein Büschel glänzender Federn an der Schnur befestigt und der Angler hat nun die Aufgabe mit seiner Angelruthe die glänzende und befiederte Schale so zu lenken, daß sie auf der Meeresoberfläche zu hüpfen scheint, die Führer des Bootes aber müssen dem Zug der Vögel folgen, welche sich immer versammeln, wo sie einen Schwarm von Boniten in der Nähe der Meeresoberfläche bemerken.

Die hüpfende Angel erscheint den Fischen wie ein, das Wasser streifendes Insekt oder wie ein kleiner Vogel und sie schnappen danach und sind alsdann gefangen. Der Angler zieht nun schnell seine Schnur ein, befreit den Fisch und

wirft ihn in den Kahn, legt aber alsbald seine Angel wieder aus und so fehlt es ihm bei der lebhaften Beutegier der Thiere durchaus nicht an reichlichem Fang.

Mit Netzen fischt man außerhalb des Riffes, mit Lanzen dagegen innerhalb der Lagunen und dieses letztere bei Fackelschein, dem sich die neugierigen Fische gerne nähern, worauf sie denn mit den Speeren gestochen werden. Diese sind an dem vorderen Ende allerdings nicht mit Eisen, doch mit Splittern von so hartem Holze versehen, daß sie durch den nicht sehr widerstandsfähigen Schuppenpanzer der Fische mit Leichtigkeit dringen. Krebse giebt es, sowie Krabben und Muscheln in großer Mannigfaltigkeit und Menge und zur Zeit der Ebbe sieht man die Kinder von allen Seiten herbeiströmen, um die nützlichen oder vielmehr nur wohlschmeckenden Thiere zu fangen.

Um Netze zu brauchen, mußten sich immer viele Leute verbinden und da dieses eine Unbequemlichkeit zur Folge hatte, so geschah es nicht gar zu häufig, doch fehlte es ihnen auch an der Mannigfaltigkeit der verschiedenen Seethiere keineswegs und sie hatten, wie mir scheint, für die Seethiere eine besondere Vorliebe, da der Landthiere um so weniger zu haben waren. Selbst Vögel, welche sehr schön und in Menge zu finden waren, reizten doch den Appetit der Bewohner nicht in dem Grade, daß sie auf das Fangen und Schlachten derselben bedacht gewesen wären.

Die Hauptnahrung der Bewohner von Tahiti besteht in vegetabilischer Kost und hierunter ist die Brodfrucht die vorzüglichste, nicht gerade, daß sie Wohlgeschmack hätte, denn um wahr zu sein, muß man sagen, daß die Brodfrucht eigentlich nach gar nichts schmeckt, so etwa wie gutes reines Wasser, nun ist aber diese Frucht außerordentlich mehlreich und daher höchst nahrhaft, vorausgesetzt, daß der Genießende, der hier zum größten Theile Kohlenstoff erhält, durch den Genuß von Fischen oder von Fleisch auch für die Beschaffung des erforderlichen Stickstoffes sorge. Roh genossen wird in Folge der Geschmacklosigkeit die Brodfrucht also nicht, dies hindert nicht, sie als ein unschätzbares Produkt der Pflanzenwelt anzuerkennen und die ganze Kochkunst der Eingebornen hat sich, wie es scheint, darauf concentrirt, diesem Gerichte mannigfaltige Formen abzugewinnen. Wird die reife Frucht von ihrer äußeren, grünen, harten Schale befreit und wird das sehr mehlreiche Innere in Scheiben geschnitten und auf gut ausgebrannten Kohlen geröstet, so hat man eine Art Zwieback und ist man so glücklich auf seinem Schiffe gute frische Butter zu haben um sie zu bestreichen so dürfte es kaum etwas besseres zum Kaffee geben, als diese Röstscheibchen, nur freilich ist die Bedingung von welcher vorher die Rede war, schwer zu erfüllen, denn selbst auf den best versehenen Handelsschiffen wird man, falls sie nur ein halbes Jahr unterwegs waren, wohl kaum mehr frische Butter finden, dies ist ein Produkt, welches den nördlichen gemäßigten Zonen angehört, welches man in den heißen Gegenden gar nicht bekommt und welches in der südlichen gemäßigten Zone nur selten,

zu ungeheueren Preisen und nur in geringer Menge zu haben ist, weil die Kühe theils von einer Race sind, welche nicht sehr milchergiebig ist, weil sie ferner, wenn sie von Europa dahin gebracht worden, nicht das ihnen angemessene Futter finden.

Die Bewohner von Tahiti wissen übrigens sehr gut, daß eine Zuthat von Fett diese gerösteten Brodfruchtscheiben wohlschmeckender macht und darum nehmen sie frisches Cocosöl dazu, welches ihnen unbeschreiblich wohlschmeckt, für uns aber etwas widriges in dem ganz entschieden starken Veilchengeruch hat. Es ist doch sonderbar — einen Syrup, welcher nach Veilchen riecht und schmeckt, hält man für außerordentlich lieblich und eine Buttersemmel, welche nach Veilchen schmeckt, will einem nicht behagen, ich glaube sogar, es geht noch weiter, so daß einander verwandte Speisen eine gleiche Behandlung nicht ertragen. Eine Gans mit Majoran und mit Aepfeln gefüllt schmeckt, wenn mich meine Ansicht von der Sache nicht trügt, sehr gut, ein ebenso zubereiteter Hasenbraten möchte wahrscheinlich nicht allgemeinen Beifall finden. Zu einem nach den feineren Regeln der Kochkunst gebratenen Truthahn gehört eine gesalzene Citrone (eine Limonie), zu einer Waldschnepfe oder einem Auerhahn dürfte diese Zuthat nicht besonders passend gefunden werden.

Roh kann die Frucht, wie bereits bemerkt, nicht genossen werden, sie wird gebacken oder gebraten; da sie jedoch das ganze Jahr hindurch nicht in genießbarer Form am Baume hängt (obwohl immerhin 9 Monate im Jahre), so muß man für die übrigen drei bis vier Monate die Frucht aufzubewahren suchen, das geschieht dadurch, daß man sie in Gährung versetzt. Jede Familie hat, wie in Italien jeder Weinbauer eine aus möglichst gut gefügten Steinen gebildete Cisterne, eine gepflasterte Grube, in welcher der Europäer seinen Wein aufbewahrt, während der Südsee-Insulaner die Grube benutzt, um darin das ausgehülste Fleisch von ein paar hundert Brodfrüchten zu bergen, fest zu stampfen und dann sich selbst zu überlassen. In kurzer Zeit säuert dieser Teig, er geht in denjenigen Grad von Gährung über, welcher unserem Roggenbrod seinen ganz eigenthümlichen Wohlgeschmack giebt, es ist die nämliche Procedur, welche wir mit Weißkohl vornehmen, durch welche er zu Sauerkraut wird. Das locker liegende Kraut würde in Fäulniß übergehen, das zusammengedrückte, festgeschlagene und durch Beschwerung mit ein paar tüchtigen Steinen zusammengedrückt erhaltene, säuert blos und hat man es etwa gar mit etwas Sauerteig versehen, so tritt die Gährung äußerst rasch ein und der mitunter sehr übele Geschmack dieses Nahrungsmittels, wenn es ohne Sauerteig bereitet wird (in welchem Falle es leicht früher in faulige als in sauere Gährung übergeht) wird immer vermieden.

Dies wissen die Eingebornen sehr wohl, deshalb machen sie auch während der Zeit, in welcher die Brodfrüchte massenhaft vorhanden sind, diesen Teig (Mahei) und sind daher zu der Zeit, in welcher sie des gesäuerten bedürfen,

mit dem erforderlichen Gährungsmittel versehen. Auch der Mahei wird niemals roh gegessen (er würde ungefähr schmecken wie roher, gesäuerter Semmelteig), sondern stets zu Kuchen gebacken. Die Kochkunst im übrigen ist durchweg diejenige der Südsee-Inseln im allgemeinen, die größeren Fleischstücke werden in einer vorher durchheizten Grube gebraten, die kleineren auf der Asche unter einer Thonschüssel, die mit Kohlen bedeckt ist, Fische, Austern, Krebse bratet man am Spieß. Um die Speisen zu würzen, bedient man sich des Seewassers, welches zwar einen salzigen, aber zugleich unangenehm bitterlichen Geschmack giebt.

Die Frauen und Mädchen von Tahiti sind unglaublich fleißig, ihnen liegt, außer dem Bau der Häuser und der Kähne alles Andere ob. Diese Arbeit wäre auch eine zu beschwerliche, unser Bild zeigt eine solche Doppelpiroque und



Eine Doppelpirogue von Tahiti und Schuppen, sie auf dem Lande zu bewahren.

zeigt auch zugleich eine Hütte, welche dazu dient, diese Doppelkähne in der Nähe des Strandes aufzubewahren, aus einem wie aus dem anderen nimmt man wahr, daß Frauenhände dies nicht leisten könnten, dagegen sind sie fortwährend beschäftigt mit dem Flechten von Matten, von Körben, mit dem Aushöhlen von Kürbissen, Kalebassen und Cocosnüssen zu Gefäßen, mit der Verfertigung von großen Trögen zur Aufbewahrung der gefangenen Fische in Seewasser, mit Aufrichtung von Gestellen, an denen sie ihre Lebensmittel aufhängen, um sie vor den zudringlichen Ratten zu bewahren, mit der Verfertigung von Kopfpolstern und von Stühlen, von Sophas und dergleichen.

Wir wollen das Wort Sopha nicht scherzweise gebraucht haben, wenn schon dieses Möbel nicht ganz unseren Anforderungen an ein Sopha entsprechen würde. Der Herr Gemahl bringt aus dem Walde einen schönen Klotz von fünf bis sechs Fuß Länge und drei Fuß Durchmesser nach Hause, dann weiß die Frau, daß Papa ein Sopha zu haben wünscht. Nunmehr bringt sie den Klotz in eine Lage, um durch Feuer eine Seite desselben abzuflachen. Ist dieses geschehen, so wird der Klotz auf die flache Seite gelegt und nun wird abermals durch Feuer eine ziemliche Portion desselben zerstört, so daß sich eine Vertiefung bildet, deren eine Seite horizontal liegt, während die andere annäherungsweise vertikal steht. Auch die beiden äußersten Enden werden geschont, so daß außer der Rücklehne noch zwei Seitenlehnen vorhanden sind.

Es wäre nun allerdings nicht besonders bequem und schön, wenn man sich auf solch ein verkohltes Sopha setzen wollte, das dulden die Frauen aber auch nicht. Mit großer Sorgfalt wird alles Verkohlte entfernt, dann wird Gras darauf gestreut und nun breitet man Matten darüber und so ist das Sopha fertig. Nun sage man noch, daß die Industrie nicht weit genug vorgeschritten sei. Das Kopfpolster mag nach unsrer Ansicht nicht ganz so bequem sein, es besteht aus einem runden Holzstamm von mehr als Fußdicke, aus deren einer Seite so viel Rinden und Splintsubstanz weggenommen ist, als erforderlich, damit der Kopf in verschiedenen Lagen in die Höhlung hineinpasse. Die Stühle sind mehr oder minder hohe Klötze, auf deren oben abgeschnittener Fläche man sitzen könnte, aber drollig genug nicht sitzt, sondern auf der Seite, welche wie eine Sanduhr rundum ausgehöhlt ist, in welcher Vertiefung denn der Gast seinen Platz nimmt. Ich sage ausdrücklich der Gast, denn Herr und Frau vom Hause sitzen niemals auf dem Stuhle, sie finden das Liegen auf den bloßen Matten angenehmer und bequemer, dem Gaste dagegen wird ein solcher Stuhl hingerollt und je vornehmer, je reicher er ist, desto größer sind die beiden Räder von den Seiten der Aushöhlung, sie gehen bis zu drei Fuß Durchmesser, solcher Stuhl wird aber nur dem Häuptling eines Thales angeboten.

Außer diesen Gegenständen enthält eine tahitische Wohnung in der Regel nur noch große Rollen und Ballen von geflochtenen Matten oder den Bekleidungszeugen aus der Rinde und dem Baste des Papiermaulbeerbaumes, mit deren Anfertigung Frauen und Mädchen immerfort zu thun haben und zwar um so mehr, als die Zeuge nur bei vollkommener Trockenheit haltbar sind, bei einiger Nässe aber zerfahren wie aufgeweichtes Papier. In den vornehmeren Häusern werden daher beträchtliche Mengen dieser Stoffe verbraucht, umsomehr als Frauen und Mädchen niemals unbekleidet die Hütte verlassen, weil sie, wie bereits bemerkt, die Schönheit ihrer Hautfarbe zu verlieren fürchten.

Achtundneunzigstes Kapitel.

Der fröhliche Charakter des ganzen Volks. Eine tahitische Tänzerin (allerdings jetzt nicht mehr zu finden). Köstliche Früchte auf den Inseln wild wachsend.

Die Südländer alle haben eine große Neigung zum Nichtsthun, sprichwörtlich ist schon beim Italiener das dolce far niente, welches beim Spanier und Griechen so weit geht, daß er dafür kein Sprichwort mehr hat, sondern ganz einfach den ganzen Tag und die ganze Nacht auf der Bärenhaut liegt. Ist der Eine oder der Andere durch den Hunger gezwungen etwas zu thun, so entschließt er sich dazu, aber er arbeitet dann in Wuth und Grimm und sein wilder Zorn, dem zu nahen gefährlich ist, macht zu der Zeit, da der Hunger seinen Entschluß zu arbeiten aufrecht erhält — dreimal so viel als ein Anderer bei gewöhnlichem Fleiß.

Ganz so schlimm steht es mit dem Südsee-Insulaner nicht, er kennt außer dem Hunger (den er eigentlich nicht kennt) noch einige andere Beweggründe zum Arbeiten. Wenn er bemerkt, daß seine Pirogue oder seine Hütte schlecht wird, so baut er eine andere und wenn es in dem großen Trog an Fischen fehlt, so geht er auf deren Fang aus, aber allerdings viel arbeiten wird er nicht. Und wenn die dringenden Geschäfte ihre Erledigung gefunden haben, so pflegt er der süßen Ruhe mit wahrer Vorliebe, aber man muß nicht glauben, daß er zu faul sei, um sich zu freuen. Ertönt am Abend die Trommel, ruft sie die Freunde zusammen, so ist gewiß Niemand mehr geneigt, als dieser scheinbar faule Tahitier, muntere Sprünge zu machen und das dauert so ziemlich bis spät in die Nacht.

Die begleitenden Instrumente waren vor allen Dingen die eben gedachte Trommel aus einem gehöhlten Baumstamm mit einer nassen Haifischhaut überspannt. Diejenigen, mit denen die religiösen Feste gewissermaßen eingeläutet wurden, hatten nicht selten eine Höhe von vier Ellen und da sie nur in der Nacht geschlagen oder geläutet wurden, so hatten sie einen schauererregenden Klang, dumpf und hohl weit von den Morais hinausschallend in die dunkle Nacht. Nun gab es aber auch Trommeln in Menge von sehr viel geringeren Dimensionen, mit denen die fröhlichen Lieder, leider aber auch die Menschenopfer begleitet wurden, denn die großen Trommeln wurden nur Nachts geschlagen, um dadurch Signale zu geben, nach denen sich die männliche Einwohnerschaft zu religiösen Feierlichkeiten versammeln sollte. Da diese Trommeln von höchst verschiedener Länge und Breite waren, so ergiebt sich von selbst, daß man dadurch eine Art von Musik, gewissermaßen ein Pauken-Concert hervorbringen konnte.

Ein anderes Instrument zur Begleitung des Tanzes würde man eine Holzharmonika haben nennen können, wenn Harmonie in diesen Tönen zu finden gewesen wäre. Mehrere Glieder eines Bambusrohres von verschiedener Länge wurden auf einer Seite aufgeschlitzt und so neben einander gelegt und mit hölzernen Klöppeln geschlagen. Es ist begreiflich, daß dadurch Töne von verschiedener Höhe hervorgebracht wurden, da die guten Leute aber keine Begriffe von musikalischen Intervallen hatten, so gab es auch natürlich beim Anschlagen keine Harmonie, aber bei einiger Genügsamkeit kann man auch hierbei glücklich sein und die guten Tahitier geriethen außer sich vor Entzücken, wenn dergleichen Musik gemacht wurde, ich selbst habe dieses noch erlebt, ich habe gesehen, wie Männer und Frauen, ich möchte sagen zappelten vor Freude und Glückseligkeit bei einer solchen Musik.


Eine tahitische Tänzerin aus Cooks Zeiten.

Ein sanfteres und angenehmeres Instrument war die Flöte, aus einem langen Bambusschößling gemacht, welche mit der Nase geblasen wurde, sie ließ durch vier Oeffnungen, welche mit den Fingern geschlossen werden konnten und durch schwächeres oder stärkeres Anblasen etwa zwölf verschiedene Töne zu, nach welcher Musik Cook die schönen tahitischen Mädchen ihre graciösen und bescheidenen Tänze aufführen sah. Solche Kleider, solchen Schmuck sah ich allerdings nicht mehr, aber die unbeschreiblich graciösen Gestalten der Mädchen wußten auch ohne diese lange und verhüllende Kleidung das Schönste und Anmuthigste zu leisten, was ich auf allen diesen Südsee-Inseln nur irgend gesehen. Allerdings spannten sie ihre Beine nicht aus wie hochgehobene Pumpenschwengel, ja nicht einmal wie Wegweiser, aber jede Bewegung war natürliche Anmuth, nicht gewaltsam gemachte, nicht erzwungene — schade, daß jene heiteren, fröhlichen Weisen des Tanzes, an denen sich Förster erfreute und erwärmte, untergegangen sind; indessen auch noch jetzt konnten die Männer stundenlang den

tahitischen Gracien zusehen, wenn sie irgend eine Idylle aufführten; einen Zusammenhang nämlich, ein Thema hatten die Tänze jederzeit, es war nicht ein plan- und zweckloses Herumspringen, es war eine Geschichte, welche aufgeführt wurde, es war Bewerbung, Liebe, Ablehnung, Zugeständniß und es war dies Alles so unzweifelhaft, daß man die aufgeführte Geschichte wohl besser verstand, als die Pantomime in unseren Ballets, zu deren Verständniß man eines gedruckten Buches als Schlüssel unumgänglich bedarf.

Wenn Männer tanzten, so geschah dieses immer nur in kriegerischer Weise, es wurden schöne Evolutionen gemacht, woran viele Antheil nahmen, oder es war ein Wettkampf zwischen Zweien, worin ein Jeder seine Geschicklichkeit zu zeigen suchte. Diese Wettkämpfe oder Tänze wurden mit Gesängen begleitet, in Balladen, in der Form poetischer Erzählungen wurde der Thaten der Vorfahren gedacht und diese Gesänge waren ihre traditionelle Geschichte. Aus dem Munde der Sänger habe ich vielfach die Klagen ertönen hören über die großen Seethiere, welche mit den mächtigen weißen Flügeln herkamen und die Inseln ihrer besten Früchte und ihrer besten Männer beraubten, welche die schönen Mädchen auf ihre Schiffe lockten und sie geschändet und schwer erkrankt nach monatelanger Gefangenschaft heimsendeten. In diesen Balladen wurde erzählt, welche Thaten der Tapferkeit ihre Vorfahren gethan und wie sie doch dem Donner erlegen seien, den jene Fremden aus ihren metallnen Röhren absendeten und aus diesen Balladen schloß ich, auf welche Weise in früheren Zeiten die tapferen Männer Mann an Mann gekämpft und welche Siege sie erfochten, wie ihre Helden geheißen und welche Helden sie besiegt, denn nicht rühmlich war es, im ungleichen Kampfe zu siegen, Helden wollten auch Helden zu Gegnern.

Waren die gedachten Spiele noch jetzt die Unterhaltung beinahe eines jeden Abends, so gab es dabei noch große Feste, bei denen ganze Völkerschaften, ganze Stämme aus verschiedenen Thälern zusammentraten, um ihre Kräfte gegeneinander abzumessen. Da traten die Kämpfer eines ganzen Distrikts den Kämpfern eines anderen gegenüber, da wurde die Kraft und die Ausdauer im Ringen, im Laufen, im Speerwerfen erprobt, da wurden auch mit Booten Wettfahrten innerhalb der Lagunen gemacht, da wurde mit Bogen geschossen, mit Schleudern geworfen und die Theilnahme der Zuschauer war lautlos, so lange der Kampf währte, lärmend und wild, triumphirend und verhöhnend, sobald einer der Kämpfer oder eine Nation, ein Stamm vom anderen besiegt worden war. Jetzt traten die Frauen in ihr Recht, sie besangen jubelnd das Glück, so tapfere Männer zu besitzen, sie tanzten um die Gefallenen her und forderten sie auf, noch einmal zu kämpfen, um zu sehen, ob das Glück ihnen nicht jetzt günstiger sein würde und auf Seite der Besiegten erklangen Spottlieder, welche die Meinung geltend machen sollten, als habe man nur die schwächsten Kämpfer ausgesucht,

um zu sehen, ob die anderen aus dem errungenen Siege wohl eine Anmaßung herleiten würden.

Auf meinen Wanderungen hatte ich reichlich Gelegenheit, die prachtvollen Gewächse zu bewundern, an denen Tahiti so reich ist. Einer der schönsten Bäume ist der Vi oder Evi, hoch aufschießend mit kräftigem Stamm, dessen Rinde ganz weiß ist, mit einer breiten, prächtigen Krone von hellgrünem, blaugefiederten Laube, welcher die wohlschmeckendsten Früchte Polynesiens trägt, in Geruch und Geschmack dem Pfirsich ganz ähnlich aber ohne Stein, ja sogar ohne Kernhaus. In der Regel stehen vier bis acht Früchte bei einander in einer Art von Traube, und eine solche Traube ist hinreichend genug, um einen Menschen von nicht übermäßigem Appetit zu sättigen.

Zu den schönsten Zierden der tahitischen Pflanzenwelt gehört die Erythrina, deren prachtvolle, korallenrothe Blüthentrauben oder vielmehr Aehren, denn sie stehen aufgerichtet, auf weite Strecken hin leuchten. Die Pflanze ist auch bei uns in Treibhäusern und Gärten angebaut, aber sie trägt keine Früchte, während dort in ihrem Vaterlande der Früchte so unendlich viele sind, daß trotz der Menge, die von Menschen und Thieren verzehrt werden, doch der Boden rings umher damit hoch bedeckt ist.

Eine andere, schöne rosenfarbene Frucht von der Größe einer Orange gewährt die Eugenia Malaccensis. Die Früchte sind mit einem weißen Mark gefüllt, von der Consistenz einer zarten weichen Birne und von einem reinen süßen Geschmack, das Laub ist so dunkelgrün und schattengebend und die prächtigen, scharlachrothen Blüthen erscheinen in solcher Fülle, daß der schöne Baum ebenso sehr als Zierde erfreut, wie seine saftreiche Frucht den durstenden Wanderer erquickt.

Eben so schön und wohlthätig ist die Südsee-Kastanie, Inocarpus edulis, die einzige Species dieser Art, welche ganz allein Tahiti angehört, d. h. sonst nirgends gefunden wird. Der Baum ist groß und schön und hat ein prächtiges, dunkles Laub, die Blüthen von schöner, goldgelber Farbe verbreiten einen äußerst lieblichen, würzig süßen Duft, unter derselben entwickeln sich schöne nierenförmige Früchte, die einen der Kastanie ähnlichen, jedoch viel größeren Kern tragen und auch ebenso behandelt werden. Man röstet sie und ißt sie entweder mit Cocosöl oder sonstigem anderen Fett oder mit Butter und Salz, wie es die Europäer thun, falls sie über frische Butter gebieten können. Zu den nützlichen, von den Eingebornen allgemein gebrauchten Pflanzen gehört der Papiermaulbeerbaum, das Bambusrohr, die Casuarina, der Kalebasbaum u. s. w. Aus dem Bambus werden unzählige Geräthschaften verfertigt, er liefert das Bauholz für die Häuser und die Masten für die Schiffe, er liefert Angelruthen und Wassergefäße und es ist kaum aufzuzählen, wozu die schätzbare Pflanze verwendet wird, denn auch die musikalischen Instrumente gehören dazu, wie wir bereits

wissen. Aus dem harten Holz der Casuarina machten die Eingebornen ehemals ihre besten und gefährlichsten Waffen. Aus der Rinde des Papiermaulbeerbaums verfertigten sie ihre Kleider. Den Kalebasbaum benutzen sie noch um seiner eigenthümlichen, topfähnlichen Früchte willen, welche von so hartem Holze sind, daß sie zu allen möglichen kleinen Gefäßen dienen, ja daß man sogar darin kochen kann. Der Hibiscus, der Capjasmin, manche Gewürzpflanzen geben ihre Blüthen her, um damit die Häupter und die schöne frische Brust der jungen Mädchen zu schmücken. Die Barringtonia zeichnet sich ganz besonders aus durch ihre schönen Blüthen, allerdings sind dieselben eine halbe Elle und drüber, lang und halb so breit und es würde vielleicht nicht graciös sein, wollte man solch eine Blume hinter dem Ohr hervorgucken lassen oder an den Busen stecken, allein dazu haben die schönen Kinder von Tahiti auch zu vielen natürlichen Geschmack. Der große Blumenstrauß besteht aus einzelnen weißen Blüthen von sammetartiger Beschaffenheit der Blätter, deren zahlreiche Staubfäden weiß, an der Spitze aber prächtig roth gefärbt mit prächtig goldgelben Antheren versehen sind, solch eine Blüthe wird zu einer anderen Blume gefügt und in der That, der Schmuck ist nicht übel. Dabei ist auch der Baum der stärkste und schattenreichste und seine fußlangen Blätter sind glänzend wie die der Orangen und sind mit schön gezeichneten gelben Adern durchzogen, welche da, wo sie von dem Blattstiele ausgehen, wunderschön roth gefärbt erscheinen, was mit dem herrlichen Grün vereint eine ungemein liebliche Wirkung macht. Noch ein anderer schöner und zugleich sehr merkwürdiger Baum heißt Tamanu (Calophyllum inophyllum). Er hat eine große Zierde in seinen überaus langen und breiten, prächtigen Blättern, welche die wunderbare Eigenschaft haben, das Wasser, in welches sie geworfen werden, blau zu färben. Er hat ferner sehr schöne, wohlriechende Blumen, die man zur Zierde sehr häufig benutzt, er hat Früchte von Form und Farbe großer Aepfel, welche zwar eßbar sind, doch vorzugsweise zur Gewinnung eines aromatischen Oels benutzt werden. Aus dem Stamme fließt ein Harz, das ehemals sehr berühmte Tacamahac, welches zugleich nach Lavendel und Ambra riechend, in den Handel kam und in Magenkrämpfen, Krampfkoliken u. s. w. häufig angewendet wurde. Das Holz dieses Baumes hat eine schöne, bräunlich rothe Farbe und könnte das Mahagoniholz nicht allein ersetzen, sondern vielleicht verdrängen, wenn es nicht so weit herzuholen wäre.

Ein Gegenstand des Anbaues war in früheren Zeiten die Kawawurzel, deren Eigenschaften wir bereits beim Besuch der Tonga-Inseln kennen gelernt haben, jetzt hat der Branntwein diese Pflanze verdrängt.

Einige betäubende Pflanzen werden benutzt, um den Fischen in den Lagunen gestreut zu werden, worauf sie sich halb umlegen und mit den Händen fangen lassen. Sind die Fische nicht von bedeutender Schwere, so fädelt man

sie durch den Mund und die Kiemen auf einen Halm des Rietgrases, dessen Aehre das Herabgleiten hindert, der aber stark genug ist, um acht bis zwölf Pfund zu tragen.

Neunundneunzigstes Kapitel.

Industrie der Eingebornen. Sie haben nur wenige Thiere auf dem Lande, im Wasser viele Fische, viel Krebse und Krabben. Aeußere Gestaltung der Korallenriffe.

Die Industrie der Eingebornen hat sich besonders auf das Flechten geworfen. Aus der Silbernessel machen sie vortreffliche, ungemein feste und widerstandsfähige Netze, die Fäden sind so außerordentlich stark, daß ich überzeugt bin, sie überbieten die Seide und es würden sich Netze von dieser Nesselart für die Häringsfischerei machen lassen, welche den gewaltig theueren aus Seide wohl an die Seite zu stellen wären.

Aus den langen Blättern des Pandanus flechten sie Taschen und Matten, Bänder und Schnüre, feinere Sachen der Art werden aus dem Baste des Hibiscus gemacht. Man benutzt diesen schon zu Kleidungsstücken. An dem Brodfruchtbaume (aus dessen alterndem Stamme die Kähne geformt werden) entdeckten die Eingebornen einen Bast, ähnlich dem der Linde, jedoch zarter und durchsichtiger und von einem Gewebe, welches ihn dem Tüll ähnlich macht. Aus diesem Gewebe wurden die leichtesten, kleiderähnlichen Kleider verfertigt und sie hatten so viel schönes und durch ihr Zeigen, Halbverbergen waren sie so verführerisch, daß die feinste Kokette nichts besseres verlangen konnte, als solche Bekleidung. Der Bast des Papiermaulbeerbaums lieferte die filzartigen Zeuge, welche übrigens so dünn und fein waren, wie feine Leinwand.

Auch die Färberei war ihnen nicht fremd. Die Frucht des Tamanu-Baumes wurde zum Gelbfärben gebraucht, das Sandelholz zum Rothfärben, das prächtigste Roth erhielten sie aber aus dem milchweißen Saft einer Feigenart, den sie auf die Blätter einer, ihren Inseln eigenthümlichen Pflanze, der Myra (Cordia sebestena) gossen, wodurch eine Mischung entstand, die sich nach der Verbindung mit dem Zeuge und dem Trocknen an der Luft in ein überaus prachtvolles Roth verwandelte. Auch die braune und schwarze Farbe wußten sie zu geben. Es scheint überhaupt, als ob die Einwohner mit manchen Eigenschaften der bei ihnen wachsenden Pflanzen sehr bekannt gewesen seien, sie ver-

wendeten auf Alles Aufmerksamkeit, denn sie wußten jeden Strauch, jede Frucht, Blüthe, Pflanze u. s. w. mit besonderen Namen zu benennen, was man wohl von unserem deutschen Bauer nicht wird sagen können, von anderen noch viel weniger.

Die Thierwelt, so weit sie dem festen Boden von Tahiti angehörte, war eine sehr beschränkte, die ersten europäischen Seefahrer fanden daselbst nur das Schwein, den Hund und die Ratte, alle drei aber von einer ganz besonderen Art, die indessen durch Vermischung mit anderen ähnlichen Species völlig verschwunden, man könnte sagen untergegangen sind. Die Hunde von Tahiti waren sonst die köstlichste Speise, sie waren das vorzugsweise fürstliche Gericht, jetzt — obschon noch immer in ziemlicher Menge vorhanden, sind sie als Speise doch dergestalt verachtet, daß man sie gar nicht mehr ißt, was dazu führen wird, daß die Hunde die Menschen von Tahiti vertreiben, wie Frösche es einst zu Abdera thaten, denn schon fangen sie an, sich besorglich zu vermehren und es soll nicht selten vorkommen, daß man in den Wäldern von ihnen angefallen wird, wiewohl ich nicht behaupten kann, etwas derartiges erfahren zu haben.

Das Schwein ist gleichfalls völlig entartet. Die ursprünglichen tahitischen Schweine waren sehr behende, hochbeinig, hatten keine unmäßige Fülle von Speck zu tragen und zeichneten sich besonders durch hochstehende, spitze Ohren aus, welche so beweglich waren, wie die des Pferdes. Die jetzt existirenden Schweine sind schon sehr geneigt zum Fettwerden und haben auch lange, herabhängende Ohren, sie sind fast ganz verwildert, haben aber doch Anhänglichkeit an das Haus, neben welchem sie geworfen sind, kehren immer wieder dahin zurück und brauchen also, wenn man ihrer habhaft werden will, nicht besonders gejagt oder gefangen zu werden. Sie leben ganz allein von dem ungeheueren Ueberfluß an Früchten, welche diese gesegneten Inseln darbieten, demnächst aber von den Schalthieren der Lagunen und der Riffe, in denen sie baden und beutesuchend stundenlang umherwandeln. Die anlegenden Seeschiffe versehen sich häufig mit diesen Thieren, wenn man sie aber als lebenden Proviant mitnehmen will, so muß man auch zugleich eine Menge Cocosnüsse mitnehmen, denn sie verschmähen die Küchenabgänge und fressen nicht einmal Getreide oder frisches Brod.

Die Ratten machen sich nicht so breit wie auf einigen der niederen Inseln, was vielleicht daher kommt, daß sie von den Hunden, welche nur von Pflanzennahrung leben, gewissermaßen in Zaum und Zügel gehalten werden.

Nur für diese drei Säugethiere haben die Einwohner eigne Namen. Bua das Schwein, Uri der Hund und Joro die Ratte. Nun sind ihnen aber Rinder, Pferde, Ziegen, Katzen gebracht worden und diese haben sie nach ihren drei Säugethieren benannt und zu diesen Namen besondere Eigenschaftsworte gefügt. So nennen sie das Rind „das Schwein mit dem langen Halse" (Bua toro) — das Pferd „das Schwein, welches schnell über die Erde läuft" (Bua horo fenua)

— die Ziege „das Schwein mit den Zähnen auf dem Kopfe" (Bua niho). Die Katze heißt „die Ratte, welche das Haus erklimmt" (Joro peii fore). Den Affen, welchen sie mitunter zu sehen bekommen, nennen sie „den Hundmenschen" (Uri taata).

Von nützlichem Vogelwild (d. h. von eßbarem, wir Menschen sind ja einmal so gefräßig, daß wir keine anderen Thiere nützlich finden, als solche, die wir essen können) ist wohl nur das Huhn und die Taube zu bemerken. Das Erstere bedarf durchaus keiner Pflege, um es jedoch in solcher Menge zu haben, daß man es verkaufen kann an die sich verproviantirenden Schiffe, werden seine Eier gesammelt und ihnen zur günstigen Zeit untergelegt. Die so gewonnenen Hühner verlassen das Haus niemals so weit, um es nicht vor Abend wieder erreichen zu können und da ihre Ernährung nicht das Allergeringste kostet, sie aber doch an dem Abfall der Küche so viel haben, um immer etwas zu scharren zu finden, so ist ihre Menge fast unzählig und sie bilden einen beträchtlichen Handelsartikel.

Die Tauben von sehr zierlicher Gestalt und sehr schönem Gefieder, sind nicht in solcher Art Hausthiere wie die Hühner, aber sie werden häufig geschossen oder mit der Schleuder todt geworfen. Unzählige zierliche Papageienarten bewohnen die Wälder, Enten und Möven die Lagunen, in denen auch Reiher gravitätisch umherwandeln oder unbeweglich wie Statuen stehend, auf die herankommende Beute lauschen. Dem Meere angehörig ist der gewaltige, räuberische Fregattvogel (aus der Gattung der Pelikane), welcher hier auf den Felsen am Strande in einer ziemlich unzugänglichen Höhe nistet, aber doch von den Eingebornen verfolgt wird, indem sie im Klettern geschickter sind wie die Affen. Der Vogel ist gewaltig groß und hat starke Fänge, einen ebenso gefährlichen Schnabel und lange Flügel mit deren erstem Gelenk er ganz tüchtige Schläge austheilen kann, dennoch wagen die Eingebornen den Kampf mit ihm und zwar lediglich um seiner schönen, schwarzen Schwanzfedern willen mit denen die Kleider der Häuptlinge geschmückt werden. Auch der Tropik-Vogel (Phaëton) nistet hier auf den Felsen und wird gleichfalls seiner Schwanzfedern wegen, die von schöner rother Farbe sind, gesucht. Nachdem man sie beraubt hat, läßt man sie, ohne sie weiter anzutasten, fliegen, um sie gelegentlich von neuem zu berauben, denn man verlangt von ihnen weiter nichts als den Tribut an Federn, eßbar sind sie nämlich nicht, sonst würde man außer ihrem Kleide natürlich auch noch ihr Fleisch verlangen.

Von Fischen birgt das Meer eine solche Menge, daß die Naturforscher des vorigen Jahrhunderts bereits 150 verschiedene Species aufzählten. Da hat man Igelfische, Saugfische, Kofferfische, fliegende Fische u. s. w. Die gefährlichsten derselben sind der Hai und der Seeteufel, der erstere zwar in der Regel nicht viel über drei, höchstens vier Ellen lang, doch im Verhältniß seiner Größe nicht im mindesten weniger gefräßig als der sogenannte Pferdehai; und der Roggen,

den man Seeteufel nennt, gehört auch zu den schrecklichsten Thieren seiner Gattung. Seine mächtigen breiten Brusttheile erreichen eine Ausdehnung die in Staunen setzt, er wird bis 16 Fuß breit und kann also leicht einen Menschen einwickeln in das verhängnißvolle Gewebe, wodurch eine Erstickung hervorgebracht wird die bei der ungeheuren Ausdehnung ganz unvermeidlich ist, dazu hat dieser Roggen einen peitschenähnlichen, beweglichen Schwanz, an welchem fünf bis sechs kleinere Stacheln neben einem größeren hervorragenden und wie man glaubt giftigen Stachel sitzen.

Unter den kleineren Fischen sind viele von außerordentlich lebhaften schönen Farben, demnächst aber auch noch Crustaceen, Schnecken und Muscheln; unter den ersteren ist eine Seespinne interessant, weil sie sich in Schlamm und in kleinen Zweigen und Blättern verbirgt, die sie mit Mühe zusammensucht um sich darunter zu verstecken, so daß sie selbst ganz unsichtbar und nur die auf langen Stielen sitzenden Augen aus der Masse hervorgucken, mittelst deren sie die kleineren, zarten Seethierchen, welche ihre furchtbare Nähe gar nicht ahnen — plötzlich überfällt, hierauf aber sich wieder mit gleicher Sorgfalt verbirgt wie vorher, bis eine neue Beute ihr in den Weg kommt.

Die Schildkröten nisten auf diesen Inseln nicht, daher sind sie zu den Raritäten zu zählen und daher gehörten sie auch früher zu den königlichen Vorrechten, welche von den Göttern mit den Königen getheilt wurden, sie kommen im Uebrigen auch noch jetzt in ziemlicher Menge und zwar das ganze Jahr hindurch vor, während auf jenen sandigen Inseln auf denen sie ihre Eier legen, ihr Erscheinen mehr an eine bestimmte Zeit gebunden ist. Man fängt sie gewöhnlich in den Lagunen, wohin sie kommen um sich zu sonnen, worin sie aber nicht verweilen, denn mit dem sinkenden Tagesgestirn suchen sie wieder in das Meer zu entkommen.

Verschiedene Krabben und Krebse weisen die Riffe in großer Menge auf; interessant ist der Einsiedlerkrebs, ein Thier mit nacktem Schwanz, welcher sich daher als ein Leckerbissen für andere Thiere einen Schutz sucht, der ihm von der Natur nicht gewährt ist, eine kleine Kreiselschnecke dient ihm dazu. Er faßt das darin sitzende Thier mit seinen scharfen Scheeren, zieht es heraus und hält davon ganz gemüthlich sein Mahl, dann aber verbirgt er sein nacktes Ruder darin. Hiebei wählt er immer so gut sein Haus, daß er sich selbst ganz und gar darin verbergen und die Oeffnung mit einer seiner Scheeren so vollständig verschließen kann, daß es seinen Feinden, die ihm nachstellen, nicht gelingt, ihn heraus zu bekommen.

Eine andere Krebsgattung, eine Landkrabbe bedient sich einer anderen Kriegslist, wie sie unter vielen Insekten, namentlich Käfern zu Hause ist. Diese Krabbe stellt sich todt, zieht, wenn sie sich nicht unter Laub und Gras verbergen kann, ihre Beine so dicht an sich, daß man nichts davon sieht, als die halbrunde Schaale, die schon mancher Naturforscher, als einen seltsam geformten Stein

aufgehoben und in die Tasche gesteckt hat, bis er durch gelinde Schmerzen gewahr wurde, daß sich etwas in seiner Tasche befindet, was willkürliche Bewegungen mache, also nicht eigentlich dem Mineralreiche angehöre. Kann sich diese Krabbe im Laub verbergen, so wird der aufmerksamste Naturalist sie nicht finden, denn nur ihre schwarzen Augen sind sichtbar, aber mit Blitzesschnelle fährt sie auf das Thier los, welches sie als ihre Beute erkennt.

Wo die Landkrabben häufig sind, thun sie den Zuckerohrpflanzungen großen Schaden und können sogar das Fortkommen derselben ganz zweifelhaft machen. Für den Conchiliensucher finden sich hier unendliche Schätze, Muscheln und Schnecken von der mannigfaltigsten Art bedecken die Riffe und eine große Menge derselben wird von den Insulanern nur gefangen, um sie an die Europäer zu verkaufen, viele unter ihnen sind aber gleichzeitig eine sehr beliebte Speise. Die Perlmuschel wird erst geschätzt seitdem die Europäer den Indianern einen Begriff von dem Preise der Perlen beigebracht haben.

Der ganze Bau der Inseln zeigt, daß sie ihre Existenz zwei ganz verschiedenen Epochen verdankt. Das ganze Innere ist vulkanischen Ursprungs, es ist der Gipfelpunkt eines Berges, oder vielmehr die sämmtlichen Inseln bilden den Kamm eines untermeerischen, vulkanischen Gebirges davon man die ganze Kette sehr bequem verfolgen kann, selbst mit dem Senkblei in der Hand, indem die Räume zwischen den Inseln nur eine mäßige Tiefe haben, indessen größere Entfernungen im Norden und Süden dieser Kette beinahe unergründlich sind.

Viel späteren Ursprungs sind die Flächen nahe am Meere gelegen, welche man sehr falsch bezeichnen würde, wenn man sie als den Fuß der Gebirge betrachten wollte. Dieser Fuß liegt meilentief unter der Meeresoberfläche, das Land aber, auf welchem man in der Nähe des Oceans steht, ist viel neueren Ursprunges, ist ein Aufbau, den die fleißigen Korallenthierchen, die Madreporen, Milleporen und andere gemacht haben. Der Saum, der rings um das Gebirge läuft und zum großen Theile aus höchst fruchtbarem Boden, mitunter auch nur aus Korallensand besteht, ist offenbar gehoben, denn er liegt mitunter 200 Fuß über dem Meere und wenn der Korallenbau auch nicht bis an die Oberfläche reicht, so beträgt die Masse des darauf ruhenden ertragbaren Bodens zum Theil aus Lauberde, zum Theil aus verwittertem Gestein bestehend, welches der Regen von den Gebirgen herabschwemmt, doch selten mehr als ein paar Klafter. Wenn die Korallenbauten nur immer in geringen Tiefen beginnen und ihre Mächtigkeit dadurch erlangen sollten, daß das Land, auf welchem sie sitzen, sich allmälig im Meere versenkte, so müßte man für Tahiti annehmen, daß die umgebenden Gewässer beinahe die volle Erdhälfte umfassend (von Pol zu Pol und von Amerika bis Asien reichend) sich verlaufen hätten und man würde mit Recht fragen wohin! doch da fällt mir eben ein, daß hier vielleicht die Erklärung des höchst merkwürdigen Faktums zu finden ist, welches der höchst gelehrte Blaustrumpf, die Lady Sommerville, in ihrer physischen Geographie anführt, daß

nämlich die Ostsee um ein paar tausend Fuß höher steht als die Nordsee, was man daraus erkennt, daß an den Küsten von England das Barometer eine Höhe von 30 Zoll hat, während es an den Küsten der Ostsee nur auf 28 Zoll steht. Die Lady weiß dies zwar nicht zu erklären (und besonders bedenklich ist ihr, daß man keinen 2000 Fuß hohen Wasserfall von der Ostsee nach der Nordsee wahrnimmt) und wir dummen Deutschen glaubten bisher den Grund des verschiedenen Barometerstandes in dem Unterschiede der Fußmaße zu finden, davon das engländische beinahe um einen Zoll kleiner ist als das rheinländische — jetzt aber findet sich hier wohl eine bessere Erklärungsweise, das Meer wird hier zurückgetreten sein und eine Ueberlandreise durch Asien nach dem botnischen Meerbusen gemacht haben, daher auch noch Finnland so reich an Seen ist, den Ueberbleibseln des darüber hinweggegangenen Weltmeeres.

Der Korallenbau selbst hat auch noch zwei Epochen gehabt, und derjenige welcher das jetzt bebaute Land bildet und sich längs der Küsten selbst bis in das Meer erstreckt, ist viel älteren Ursprungs als derjenige Theil, welcher im Wasser liegt und die gefährlichen Riffe bildet, obschon dieselben Thierchen beide Baue vollendet haben.

Zwischen dem äußeren Riff und denjenigen Korallenfelsen, welche die eigentliche Küste bilden, befinden sich überall Lagunen, theils von solcher Tiefe, daß sie als treffliche Hafen dienen können und den größten Schiffen vollkommene Sicherheit gewähren, theils von so geringer Senkung, daß die Eingebornen hineingehen, darin fischen und baden und man kaum in der Mitte selbst mit einer Pirogue fahren kann, ohne daß die Ruder den Boden erreichten.

Dieses äußere Riff, das die Lagune bildet, ist um Jahrtausende jünger als das andere und da die Tiefen der Lagunen immerfort abnehmen, Korallen aber innerhalb derselben nicht mehr bauen, so müssen sie sich wohl fortwährend im Hebungszustande befinden, denn was an Bächen hinein fließt ist theils zu unbedeutend, theils führt es zu wenig feste Substanzen mit sich, als daß daraus die Verflachung erklärt werden könnte, wohl aber wird durch das Quellwasser die Salzigkeit des Lagunenwassers verringert, was wiederum ein Hinderniß für den Bau der Korallen ist.

Aufwärts nach dem Bergzuge hin, wird der Boden mit jedem Schritte fruchtbarer, Sand und Lehm sind seine Hauptbestandtheile, aber er wird zu gleicher Zeit durch die vielfältigen tropischen Regen, so wie durch eine unzählige Menge von Bächen, die von den Gebirgen herab fließen, befeuchtet und von der tropischen Sonne durchwärmt und so kommen alle Elemente, welche nur irgend die Ueppigkeit des Bodens befördern können, zusammen, um denselben zum segensreichsten, zum ertragreichsten der Erde zu machen, was bis zu solch einem Grade der Fall ist, daß viele auf andern Inseln kerntragende Früchte, hier kernlos sind, nur die Fülle des saftigsten Fleisches haben ohne durch ein Saamenkorn fortgepflanzt werden zu können.

Ja, Tahiti ist ein Wunderland. Es hat zwar nicht, wie der Rhein und der Harz und das schöne Steyermark, die Ruinen von alten Burgen und Kirchen aufzuweisen, hat also keinen Anspruch auf einen romantischen, von poetischen Sagen erfüllten Zauber, aber es ist dennoch schön, ja überreich an Schönheit und es entzückt den unbefangenen Beschauer, wie kein anderes Land. Betrachte ich dasselbe von außen her, von Nordosten, so erscheint es wie der Gipfel eines Gebirges, welcher sich nach Westen in einer gerundeten Linie neigt, nach Osten aber schräge abfällt, seine Abhänge sind sanft, ohne Zerklüftungen, ohne Zerreißungen, sanfte, man möchte beinahe sagen, weich geformte Thäler steigen von der Küste gegen die Mitte empor, welche eine ausgezackte, man könnte fast sagen, gezahnte Fläche bildet.

Von Nordwesten aus gesehen, verschwindet die kleinere der beiden Halbinseln, bei näherer Betrachtung aber findet man sie so reich bewaldet von blühenden Pflanzen, so bedeckt, wie die größere selbst. In der Mitte der Berggruppe sieht man die gerötheten Gipfel einiger derselben, deren Anblick zeigt, daß sie pflanzenleer sind, und wohlthuend ist dem Auge, daß es nach der Betrachtung derselben ausruhen kann auf den schattigen Thälern, den bebauten Flächen, auf den wunderhübschen kleinen Meeresbassins, welche mit den freundlichsten Gebäuden versehen eine Sorgfalt der Bebauung und eine so vernünftige Anordnung überhaupt zeigen, daß man sich veranlaßt sieht, zu glauben, man wohne mitten unter einer civilisirten Bevölkerung. Gewiß ist der Steindamm, der Quai, welcher das Bassin umgiebt und welcher aus behauenen, gut gefügten Blöcken besteht, ein Beweis von Verständniß der Sache, von Fleiß und von Ausdauer, denn dieser Quai ist nicht in einem Vormittage gemacht. Ja, die vernünftigen Leute haben sogar durch einen bedeckten Canal dafür gesorgt, daß zu reichlich herabströmende Bergwasser unterhalb des Pflasters einen Ausweg finden, der Weg also nicht überlaufen und dadurch versperrt werde.

Solche Einrichtungen zeigen einen Kampf mit den Elementen an und ein Bestreben durch diesen Kampf Bequemlichkeiten zu erzielen, welche ohne denselben nicht erreicht werden würden, und was ist schließlich unsere Civilisation anderes, und was ist der Zweck einer jeden neuen Erfindung, als eben diese gesuchte Erleichterung und Bequemlichkeit. Daß die Einwohner nicht schwerfällige Häuser von Stein bauen, wie es ihre würdigen Lehrer, die engländischen Missionaire thun, ist kein Beweis von mangelnder Cultur, sondern von Vernunft, vermöge deren sie sehr gut erkennen, was ihrem schönen, milden Klima angemessen ist und was nicht. Die französischen Missionaire sind hierin viel klüger, sie wohnen in Häusern, wie die Eingebornen solche für sich bauen und der ganze Unterschied zwischen dem Palast des katholischen Bischofs und des wohlhabenden Tahitiers ist die Geräumigkeit, sonst sind die Wohnungen so anmuthig und so luftig wie irgend ein Bambushäuschen auf Tahiti.

Wie man in solch einem himmlischen, von allen Kräften der Natur be-

günstigten Clima, so eingeschränkt und eingeklemmt wohnen mag, ist fast unerklärlich, es wird wohl der schöne für ein freies Land so wohl passende Gedanke sein: my house is my castle — mein Haus ist meine Veste — und so glaubt der Engländer, ein steinernes Haus, in welchem kein Anderer wohnt, als er und seine Dienerschaft, ein Haus mit Fensterladen von oben bis unten und womöglich mit eisernen Fensterladen, sei in dem glücklichen Tahiti ebenso nothwendig wie in London, woselbst jeden Morgen 200,000 Menschen erwachen, welche nicht wissen, wo sie in der nächsten Nacht sich niederlegen sollen, woselbst man Menschen auf der Straße ermordet, nicht um sie zu berauben, sondern um ihre Leichname behufs des Anatomirens an Aerzte zu verkaufen, oder um — da das Verkaufen möglicherweise gefährlich werden kann — die Leichen in Wasser zu legen und sie in Wallrad zu verwandeln.

Nein, guter Herr Pritchard, so weit sind die Tahitier noch nicht, viel weniger durften Sie solches befürchten vor 30 bis 40 Jahren. Ein solcher Grad von Industrie kann nur eintreten in dem glücklich regierten England woselbst der Begriff Freiheit auf Zügellosigkeit zurückgeführt wird. Bei den armen Tahitiern dürfen Sie auch ohne steinernes Schlafgemach und ohne eiserne Fensterladen Ihr Haupt ruhig niederlegen, der Tahitier hat noch keine Armenhäuser aus denen die Leute gewaltsam ausbrechen um nicht zu verhungern, der Tahitier wird ihren süßen Schlummer nicht stören. Und auch Raubthiere mit mehr als zwei Beinen sind hier nicht vorhanden, und wenn ein Europäer beraubt wird, so geschieht es durch seine eignen Landsleute, welche dieses Handwerk sehr viel besser verstehen, als die Eingebornen, welche dumm genug sind ein Messer oder ein Beil als das äußerste Ziel ihrer Wünsche zu betrachten.

Aus dem reizenden Thale zog ich aufwärts gegen das Gebirge, um das Innere der Insel, vor allen Dingen den berühmten oder berüchtigten See kennen zu lernen, welcher ziemlich hoch liegt (Dumont d'Urville sagt 1500 Toisen, d. h. 9000 Fuß) und von welchem man eine Menge Wunder erzählt, wie sie in alten Zeiten überall Modewaren, wo ein See isolirt und schwer zu erreichen und folglich immer im Schatten von hundert verschiedenen Märchen lag.

Einhundertstes Kapitel.

Ein wundervoller Wasserfall von Wai-hiria. Eine Bergbesteigung, welche an der Faulheit der Eingebornen beinahe gänzlich scheitert. Wie der See entstanden.

Der See heißt Wai-hiria und liegt, wie die Leute behaupten auf dem Gipfel des ganzen Centralgebirges, was vor allen Dingen schon nicht wahr ist, da er in einem ziemlich tiefen Thale befindlich ist und von allen Seiten Zuflüsse erhält.

Der ganze Eingang zu dem Thal ist schon bezaubernd schön, hier auf der Südwestseite der Insel ist der fruchtbare Boden am breitesten, nimmt er die größte Ausdehnung an zwischen dem Gebirge und dem Meere, auch ist hier die Fruchtbarkeit so außerordentlich, daß man bei jedem Schritte erstaunt über die Segensfülle, welche sich darbietet. Nicht nur sind die Bäume mit Früchten bedeckt — auch die Felsabhänge sind mit Bäumen und Sträuchern beladen — überladen, möchte man fast sagen; nähert man sich den aufsteigenden Gebirgsflanken, so erblickt man überall Gebüsche, Schlingpflanzen an den Felsen emporklettern oder von denselben herabhängend, und die hoch in die Lüfte ragenden Gipfel schlagen die Dämpfe des Passatwindes an ihrer prächtigen Pflanzendecke nieder und führen sie in langen Silberfäden zu kleinen Bächen vereint und auch wieder zu Cascaden zerstäubend, nach den Thälern.

Und wie sonderbar gestaltet sind diese Thäler. Der Centralpunkt von Tahiti hat viel über 10,000 Fuß Höhe, die Thäler, welche sich nach dem Centralpunkte hinwenden, scheinen, da die Berge an beiden Seiten immer höher und höher werden, nach dem Inneren der Insel — nein, nach dem Inneren der Erde zu führen. Auf eine große Strecke ist die Steigung des Weges so gering, daß man bei immer zunehmender Tiefe des Thaleinschnittes, es kaum wahrnimmt, man steige aufwärts, wie es wirklich der Fall, sondern man sich einbildet die zunehmende Höhe der Seiten des Thales rühre daher, daß man sich nach dem Inneren der Erde zu, abwärts bewege.

Hat dieser geringe Fall sein Ende erreicht, hat man den Bach, der dieses flach verlaufende Thal durchfließt, 29 Mal überschritten, durchwatet oder überklettert (der Bach scheint nicht das Thal entlang, sondern quer durch das Thal zu fließen, in Schlangenwindungen dreht er sich immerfort hin und her), so kommt man an eine Bergwand, welche man auf Händen und Füßen emporklimmen, bald kriechend, bald von Fels zu Fels, von hängenden Gebüschen unterstützt, ersteigen muß.

Noch immer ist man in demselben Thal, aber es wird immer enger und das Aufsteigen besonders dadurch beschwerlich, daß von den Felswänden Wasserfäden herabfließen, welche es schlüpfrig und beinahe unzugänglich machen.

Selbst die Bäume, welche die steile Bergwand bedecken, drohen dem Nahenden mit Gefahren. Viele derselben sind entweder durch den Sturm gebrochen und auf dem Boden liegend verfault, oder sie sind vielleicht durch die zu reich-

liche Feuchtigkeit und den allzuüppigen Wuchs schon auf dem Stamme morsch, die Fäulniß hat besonders das untere Ende desselben angegriffen und sie sind dann unter ihrer eigenen Schwere zusammengebrochen; für die eine, wie für die andere Ansicht sah ich Beispiele genug und so war ich denn mit meinen Begleitern, die so wenig wie ich den gesunden Baum vom faulen unterscheiden konnten, in steter Gefahr unter einem klafterdicken Bäumchen begraben zu werden.

Endlich erreichte ich einen Bergabsatz, auf welchem ich einige verfallene, zeltartig gestaltete Hütten sah, die wahrscheinlich bei einem früheren Besuch während eines Regengusses errichtet, den Reisenden als Zufluchtsort hatten dienen müssen. Hier beschloß ich denn, von meiner beschwerlichen Wanderung auszuruhen, aber nur so lange, um mich ein wenig zu erfrischen, denn ich hatte noch ein Viertheil des Weges vor mir und ich wollte doch nicht gerne die Nacht über oben bleiben, mußte also um zu dem bewohnten Oertchen zurückzugelangen mich ganz ertraglich beeilen, doch hoffte ich, daß es gelingen werde, denn ich war mehrere Stunden vor Tagesanbruch ausgegangen und wenn ich nur mit Untergang der Sonne auf der Thalsohle anlangte, so war das Uebrige wohl zu machen und eine Gefahr nicht zu besorgen.

Nur zwei meiner Begleiter waren in meiner unmittelbaren Nähe, die anderen mit den Lebensmitteln waren zurückgeblieben, und um ihren Marsch zu beeilen stießen die beiden Tahitier ein paar sehr eigenthümliche Schreie aus, welche so hoch waren, wie der gellende Pfiff eines Schäfers. Die Töne wurden zu meiner nicht geringen Verwunderung von ganz verschiedenen Seiten beantwortet, aus dem Thal herauf drang das verworrene Geschrei der nachfolgenden Indier, von mehreren anderen Seiten aber war es das Echo, welches die Töne so schneidend wiedergab wie sie ausgestoßen worden.

Nachdem ich das wunderbar schöne Gewölk, das sich um die Gipfel der Berge drehete und die freistehenden Felsenwände und die kleinen Gießbäche die von ihren herabfielen, genügend betrachtet und ein bescheidenes Mahl zu mir genommen, nahm ich den letzten Theil des Weges unter meine Füße und ich hatte sehr wohl gethan mich vorher auszuruhen, denn der vor mir liegende Berg sollte erklimmt werden, und obwohl er nur 400 Fuß senkrechter Höhe hatte, so waren diese doch auf einem schmalen Fußpfad zu erklettern und die darauf liegenden Steine schienen nur der Berührung zu harren, um hinabzustürzen und den Verwegnen der sich ihnen nahte unter ihrer Wucht zu begraben.

Das Werk war endlich vollbracht und ich befand mich auf der Höhe, welche von einem See noch nicht das Geringste verrieth. In einiger Entfernung vor mir thalabwärts lag ein Wald, der ganz so düster war, wie es noch nie von eines Menschen Fuß betretene Wälder nur sein können. Die Bäume waren ungemein prächtig, der Blätterschmuck sehr reich und zu meinem nicht geringen Erstaunen fand ich hier den Fara (Pandanus) und die wilde Banane, deren Früchte mir beinahe lieblicher schienen, als die der cultivirten Species. Der

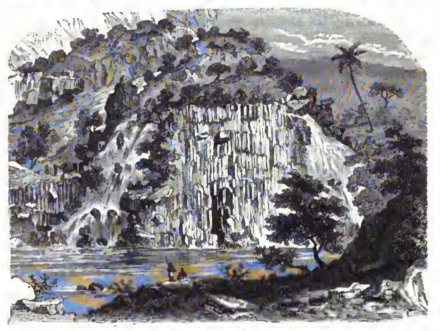
Fara erfüllte die Luft mit seinem lieblichen Duft und noch andere Blumen erfreuten Auge und Nase, bis die Schatten des Waldes so dicht wurden, daß man nur schwer den Boden sehen und einen kaum bemerkbaren Pfad darauf entdecken konnte. Dies aber dauerte nur wenige Momente, denn sehr bald lichtete sich der Wald wieder, ich konnte sein Ende sehen und da erblickte ich denn auch den Spiegel des Wai-hiria in all seiner Düsterheit und in wenigen Minuten stand ich an seinen Ufern.

Der Durchmesser dieses Sees scheint mir ungefähr eine Viertelmeile zu betragen, das Wasser hat einen unangenehmen Geschmack und ist durchaus sumpfig. Zuflüsse erhält er von allen Seiten, theils durch eine Menge kleiner Bäche, theils durch die unmittelbaren Niederschläge von atmosphärischer Feuchtigkeit, welche hier überaus reichlich sind und welche zum Theil in der Gestalt des Regens, zum Theil aber auch von den überhängenden Felsen in Form kleiner Wasserfäden ganz frei herabrinnen, wie von den Dachrinnen der Giebel der Häuser in alten Städten.

Es war mir nicht vergönnt, den ganzen See ringsum zu durchwandern, weshalb ich nicht sagen kann derselbe habe hier oder dort entschieden einen Abfluß, aber was den äußeren Anblick anbetrifft, so muß ich allerdings zugestehen, daß ich nirgends einen Einschnitt, eine Thaleinsenkung in die Gebirge bemerkt habe, welche so weit herabreichte, daß diese Senkung einen Abfluß vermuthen lasse. Ein solcher wird überall geleugnet und gehört auch zu den Wunderbarkeiten des Sees der doch reichlichen Zufluß erhält, ohne jedoch in dem Falle des Caspi-Sees gedacht werden zu können, welcher auch reichliche Zuflüsse erhält ohne einen Abfluß zu haben. Die Entfernung des durch Wolga und Ural u. s. w. zuströmenden Wassers wird nämlich durch die Verdunstung von der ungeheueren Oberfläche bewerkstelligt, was bei der niedrigen Lage des Sees und der hohen Sommertemperatur jener Gegend erklärlich wird. Hier aber fehlt die große Oberfläche, fehlt die hohe Temperatur, fehlt überhaupt die Möglichkeit der Durchwärmung, denn der See ist zu tief, als daß die Sonnenstrahlen so weit wirken könnten. Man fabelt allerdings noch viel weiter, um des Wunderbaren so viel zusammenzubringen, als erforderlich, um alles recht wunderbar und unerklärlich zu machen. Man sagt z. B. der See verändere trotz der verschiedenen Jahreszeiten seinen Wasserstand nicht. Ich kann versichern, daß diese Behauptung unwahr sei, zwar habe ich mich keinesweges Jahrelang in Tahiti aufgehalten, aber ich habe doch so viel Auge, um zu sehen, wie hoch gelegentlich einmal das Wasser gestanden hat und da ist mir denn unzweifelhaft geworden, daß er einmal — das will sagen vor Kurzem — 20 Fuß höher gestanden hat als jetzt, und daß entschieden der Wasserstand während der Regenzeit höher sein müsse, als in der trockenen Jahreszeit. Ein unterirdischer Abfluß in solch einem Maßstabe, wie er erforderlich wäre, um die herzuströmenden Gewässer nach einem Punkte hin zu verschlingen, ist gewiß nicht vorhanden, man

würde einen Strudel, einen Trichter wahrnehmen müssen, warum aber durch alle Felsspalten und Thäler nicht kleine Abflüsse stattfinden sollen, deren Gesammtmasse den Zufluß zu verschlingen im Stande ist, welchen die Niederschläge aus der Atmosphäre zuführen — kann wohl kaum bezweifelt werden, wenn man auch nicht Wasserschlünde und Trichter wahrnimmt.

Die Temperatur des Wasser beträgt 25 ° C. Es läßt sich voraussetzen, daß die Jahreszeit ihren bedeutenden Einfluß darauf habe und was die Oberfläche betrifft, zweifelsohne auch die Tageszeit. Die Luft der Umgebung hatte



Der Wasserfall von Wai-hiria.

viel höhere Wärmegrade, je nachdem vollständige Ruhe, Sonnenschein oder Schatten und Luftzug mit einander übereinstimmten oder einander entgegenwirkten, beobachtete ich selbst Differenzen von 10 ° C., von 26 bis 36 °, also im wenigst günstigen Falle doch noch eine andere Temperatur als der See sie zeigte, was jedenfalls die Ausdünstung befördern mußte.

Von der einen Seite schob sich aus den Hügeln, welche eine scharf eingeschnittene Zunge des Sees begrenzten, eine äußerst malerische Basaltmasse hervor, welche gewaltig hoch aufstrebte und von deren Höhe herab ein Bach in zierlichen Sprüngen dem See zueilte. Die Basaltsäulen erinnern durch ihre Höhe und regelmäßige Gliederung an den Riesendamm in Ireland, und um die Fingals-Höhle bei weitem zu übertreffen, fehlt nur der Zusammensturz einiger

solcher Glieder, der Raum dazu wäre da. Die übrigen Seiten des Sees sind gleich denjenigen auf denen ich herabkam, nur sanft geneigt und geben einer überaus üppigen Vegetation genügenden Raum.

Man erzählte mir, daß während des Besuches zweier englischer Offiziere, Belcher und Collie, eine gemessene Tiefe des Sees um volle 18 Zoll abnahm und zwar so, daß die Stelle, auf welcher sie anderthalb Fuß Wasser gefunden hatten, nach Umkreisung des Sees, also nach drei Stunden vollkommen trocken lag. Es wird dieses als ein Beweis angeführt, daß der See einen unterirdischen Abfluß habe und zwar einen sehr bedeutenden. Ich würde dieses vielmehr als einen Beweis des gänzlichen Mangels an Bildung der engländischen Offiziere ansehen. Sie selbst erzählen, daß bei ihrer Umkreisung des Sees sich ein sehr lebhafter Ostwind erhoben habe, welcher ihren Marsch um die eine Hälfte befördert, dagegen ihren Rückweg ebenso sehr verzögert habe. Sie maßen die Wassertiefe beim Beginn des Windes und sie fanden kein Wasser mehr nachdem der Wind drei Stunden lang von diesem Punkte aus über die Fläche des Sees gewehet hatte. Was bedarf es weiter, um die Erniedrigung des Wasserstandes zu erklären, wenn die guten Herren gewartet hätten, bis der Wind sich gelegt, so würden sie die Rückkehr des Wassers sehr unzweifelhaft wahrgenommen haben, ebenso würde, wenn ein Beobachter über Wind am Ufer des Sees, der andre aber unter Wind desselben gestanden hätte, sich herausgestellt haben, daß die Tiefe hier um so viel zu, wie dort abgenommen habe. Es bedarf keines Sees von einer Meile Umfang um diese Thatsache darzuthun, ein Dümpel von hundert Schritt Durchmesser zeigt dieselbe schon ganz bestimmt meßbar, aber allerdings ist das Wunderbare amüsanter, sollte es auch höchst albern sein, dieses zu verbreiten. Wir stehen auf einer Culturstufe, wo man sich durch Märchen nichts mehr erklären lassen will.

Während die eine Hälfte meiner tahitischen Begleiter (von meinen faulen Schiffsgenossen hatte keiner Lust gehabt mit mir zu gehen, und wer in Honoruru seine Gesundheit nicht hatte sitzen lassen, holte diesen Fehler eifrigst nach in Papiete, der Kapitain aber, der gerne mitgegangen wäre, wagte des verrückten Supercargo wegen eine Entfernung von dem Schiffe nicht) ihr Mittagsmahl verzehrte, hielt ich die andere an, mir eiligst Rohrbündel zu schneiden und sie zu einem Floß zu vereinigen. Als dieses vollendet war, jagte ich die Schmausenden auf und ließ mich mitten auf den See fahren, während die anderen an die Mahlzeit gingen. Ich wollte die Tiefe des Sees, der bekanntlich ganz unergründlich, doch zu messen versuchen. Oft ist so ein bezaubertes Gewässer nur capriciös gegen Einen, den es durch drei zusammengebundene Bohnenstangen durchaus keinen Grund finden läßt, indessen ein anderer mit weniger mißgünstigen Augen Angesehener mit einer Leine von 20 Klafter Grund findet. Ich hatte diese Erfahrung bereits ein paarmal gemacht, ich hatte wahrgenommen daß, da ich mich nicht vor Spukgeistern fürchte, diese sich vor mir zu fürchten

schienen, und so wollte ich denn den Versuch auch hier machen und siehe da, er gelang. Der völlig unergründete Gebirgssee hatte für mich bei 15 Klafter, d. h. bei 90 Fuß Grund, die Tiefe wechselte von der Nähe des Ufers mit 60 Fuß bis zur Mitte zu 90 Fuß beinahe ganz regelmäßig, was mich in dem Gedanken bestärkte, daß dieser See einen ehemaligen Krater gefüllt habe, dessen Boden mit dem Abraume der Gebirge, welche die Bäche ihm zuführen, allmälig verschlammt wurde. Es ist wahrscheinlich, daß die Tiefe immer mehr abnehmen, die Oberfläche des Sees aber bedeutend sich ausbreiten wird, bis endlich der Zeitpunkt eintritt, wo diese Oberfläche eine Ausdehnung erhalten hat, vermöge deren die Ausdünstung allein das Niveau auf gleicher Höhe erhält.

Nachdem ich noch die interessantesten Pflanzen und ein paar zierliche Eidechsen, welche in der Sonne spielten und schwer zu erhaschen waren, meiner Botanisirkapsel einverleibt hatte, trat ich den Rückweg an und gelangte eine Stunde nach Sonnenuntergang zu meinen Gastfreunden im Grunde des Thales, bei denen ich die Nacht zugebracht hatte. Ich war erwartet worden, dies zeigte sich in der freundlichen Aufnahme, die ich fand und in dem wohlgenährten Schwein, welches mit den wohlschmeckenden Südseekastanien fertig der Grube entnommen wurde, in der man gewiß schon vor meiner Abreise das Feuer geschürt hatte. Das Gericht duftete trefflich und ich ließ es mir noch besser als vortrefflich schmecken und aus meinem Vorrath einiges an Zucker und Rum zu einem ermunternden und erwärmenden Getränk hergebend, welches die Anwesenden in die heiterste Laune versetzte, meine wackeren Begleiter nicht ausgenommen, denn es war genug für Alle da, die sich nur erfreuen und nicht betrinken wollten.

Nachdem wir mit der Mahlzeit fertig waren, kamen die Frauen und Töchter meines Wirthes herein, räumten die Ueberbleibsel derselben auf die andere Seite der Hütte und suchten heraus, was sich noch taugliches darunter befand. Da ich die traurige Sitte, nur die Ueberbleibsel den Frauen zu lassen, kannte, so hatte ich mir einen schönen Schinken abgelöst, was Niemanden aufgefallen, da ein solcher wohl die Portion sein mochte, die ein anständiger Mann auf Tahiti zu einer Mahlzeit zu vertilgen vermag, wohlverstanden ohne Anstrengung. Da ich nun in solcher Hinsicht nicht zu den anständigen Leuten gehöre, so blieb davon gewaltig viel übrig und ich hielt dieses so lange fest, bis die Frauen kamen, um es abzuholen. Die Freude, sich so wohl bedacht zu sehen, war ordentlich rührend, Mütter und Töchter zeigten sich das schöne Stück und machten sich daran, um so wenig als möglich davon übrig zu lassen, dann entfernten sie sich mit einem dankbaren Blick, um sich vollständigst zu waschen, denn ein Schinken wird von vier Frauenzimmern ohne Messer und Gabel nicht so leicht überwunden, wie dieses wohl bei uns der Fall wäre. Ohne allen Glanz an den Gesichtern und an den Händen kamen sie wieder zurück, und die älteste von beiden Töchtern hatte vermöge des Schweineschinkens eine solche Neigung zu mir gewonnen, daß sie sich an meine Seite setzte und den wunderhübschen

Lockenkopf auf meinen Schooß legte. In dieser Stellung mir mit aller Zärtlichkeit eines unschuldigen Kindes schmeichelnd, keineswegs ohne mich gewaltig in Aufruhr zu bringen, saß sie den ganzen Abend bei mir, sehr zum Ergötzen der anderen Tochter, welche die hübschen jungen Mütter auf die mir erwiesenen Zärtlichkeiten aufmerksam machten.

In dieser curiosen Situation hörte ich nur halb, was die Männer sich von den Spukgeistern erzählten, die dort oben an dem See hausten, doch was ich so erhorcht, halb und halb erfragt, will ich hier wiedergeben, um so lieber, als ein gewisser poetischer Reiz in dem Glauben liegt, sich von unsichtbaren Wesen umgeben zu sehen, welche den Sterblichen von der Wiege bis zum Grabe begleiten, gewissermaßen um seinen Besitz kämpfend, indem die einen ihn zum Bösen zu verführen, die anderen ihn davor zu behüten streben und sich so ein Kampf zwischen guten und bösen Genien gestaltet, wie denn auch in der That unser ganzes Leben aus einem Kampf zwischen dem Guten und dem Bösen besteht.

Die christliche Religion hat allerdings die Genien und Halbgötter, die Feen und Zauberer beseitigt, aber den Glauben daran doch nicht, die Götter sind geflohen von den Orten, die sie früher bewohnten, aber im Herzen der Leute sind sie sitzen geblieben und spielen dort anmuthig Versteckens und unser deutscher Bauer hört noch jetzt in der Spinnstube, wenn es draußen schneit und der Wind durch die Föhren saust, die Erzählungen der alten Großmutter von dem dreibeinigen Pferd, dem Mummelsee und dem Währwolf ebenso andächtig, als der Tahitier in der blauen Sommernacht, wenn kein Geschöpf sich rührt und kein Vogel schwirrt und Alles in süßer Ruhe schwelgt, die Erzählungen von dem Gotte Oro, welcher den heiligen See bewohnt und den Genien, welche ihn begleitet haben, bis die engländischen Methodisten durch ihre strenge Sonntagsfeier, die französischen Missionaire aber ihn und seinen Anhang durch einen Wedel voll Weihwasser bewältigten, so daß man jetzt ganz ruhig auf dem See schiffen und seine Tiefe messen kann, was sonstmals wohl schwerlich auch von dem verwegensten Eingebornen versucht worden, indem aus den unermeßlichen Abgründen die unsichtbaren Wesen emporgestiegen wären, um den verwegenen Frevler an ihrem unverletzlichen Heiligthum auf das Nachdrücklichste und Grausamste, ja vielleicht durch einen martervollen Tod zu bestrafen.

Der Gott Oro, dem die Inseln gehören, hatte dem Gotte einer benachbarten Insel seine schöne Tochter geraubt und er war nun hieher nach der Hauptinsel gekommen, um auf derselben seine Hochzeit zu feiern.

Der Gott Paku, der Vater der geraubten Braut, war dem Räuber gefolgt und als er erkannt, wer derjenige sei, der sich so frevelhaft an ihm vergangen und er wohl wußte, daß er dem gewaltigeren Gotte nichts anhaben konnte, da nahm er zur List seine Zuflucht und sagte zu zweien seiner Diener, sie sollten das Brautbett des Oro tüchtig heizen, damit ihm warm werde und er fühle, daß er die Tochter des Feuergottes geraubt.

Die beiden Genien, die überdies in Liebe zur geraubten Schönen entbrannt waren, vollzogen den erhaltenen Befehl eiligst, sie gruben von dem Herrschersitz ihres Gottes einen Weg nach Tahiti und brachten auf diese Weise ein gewaltiges Feuer unter die Insel.

Der Gott schlummerte bei seiner jungen Gattin oben im See, der das Brautbett genannt wird, wurde aber in den gehofften Freuden auf eine sehr unangenehme Weise gestört, indem es ihm mit einemmal sehr heiß wurde, so daß er aufspringen mußte, wobei er bemerkte, daß seine eine Seite bereits glühend geworden war.

Er stellte sich zwar unter einen Wasserfall, um sich abzulöschen, dies gelang aber nur auswendig, im Inneren blieb er glühend und dadurch wurde er sehr zornerregt und wollte Rache nehmen an dem Störer seiner Freuden, seine junge Gattin aber, obwohl gleichfalls bereits angeglüht, suchte doch seinen Zorn zu bewältigen und so geschah denn nichts weiter, als ein Löschen des verzehrenden Feuers, die Genien des Gottes Oro brachten Wasser herbei in so ungeheurer Menge, daß sich das ganze Brautbett damit füllte. Nun war aber durch das untergelegte Feuer bereits ein Loch hineingebrannt und so floß das Wasser durch dieses ab, es entstand ein furchtbarer Kampf zwischen dem Feuer und dem Wasser, die Insel selbst wurde mächtig erschüttert, die Genien brachten immer mehr Wasser herbei, endlich in solcher Menge, daß dasselbe nicht mehr durch das Loch im Boden abfließen konnte, sondern an allen Seiten über die Ufer quoll und von den Bergen herabstürzte, wodurch denn auch die Thäler ausgefüllt wurden, welche allein bewohnbar sind auf Tahiti und wobei zugleich jene Felsgrate stehen blieben, welche gleich einem Stern in der Mitte der Insel nach allen Seiten hinlaufen.

Nun war endlich Ruhe, die kämpfenden Mächte hatten sich gemessen mit ihren Kräften, hatten gefunden, daß sie einander erträglich gleich viel Schaden thun könnten, so wurde denn der Frieden geschlossen, wie es ja in ähnlichen Fällen auch unter den Göttern der Erde zu geschehen pflegt. Und aus dem Reiche des Feuergottes führt noch immer ein Weg nach Tahiti, aber die Gewässer versperren den Zutritt und finden im Gegentheil durch dieses Loch ihren Weg nach der Insel des Feuergottes.

Dort oben thront der Gott Oro mit seinen schönen Frauen, denn er hat von allen Inseln die allerwohlgestaltetsten Göttertöchter an sich gezogen, er hat aber, um die Väter zu trösten, ihnen seine eignen Töchter als Ersatz gegeben, so findet sich denn in der ganzen Götterfamilie der Inseln des Stillen Meeres eine so nahe Verwandtschaft, wie bei den ebenbürtigen Familien des Gothaischen Kalenders, sie sind sammt und sonders verschwägert und verschwistert und nennen sich auch unter einander Bruder und Vetter.

Der Gott Oro hat eine etwas türkische Natur, er liebt es nicht, wenn man die Gegend seines Schlafgemaches aufsucht, er liebt es nicht, daß man an

den See kommt, ihn zu umschreiten ist vollends gefährlich, aber ihn zu befahren und seine Tiefe zu messen, würde wohl nie einem Eingebornen in den Sinn gekommen sein. Jetzt freilich haben sich die Zeiten geändert, es scheint, der Gott habe sich irgend wo anders ein Braut- oder Ehebett aufschlagen lassen, wenigstens macht er keinen großen Rumor, wenn Europäer ihn besuchen, aber allerdings Eingeborne ohne die Begleitung eines Weißen, deren Gott sie entschieden als den mächtigeren ansehen, würden es noch heute nicht wagen, den See zu beschiffen, noch viel weniger seine Tiefe zu stören durch eine Stange oder ein Senkblei, und der frevelhafte Muth der Europäer, die dies Alles wagen, erklären sie lediglich aus dem Umstande, den ich vorher anführte, daß nämlich der Christengott der mächtigere sei und machen sie sich ungefähr dieselben Begriffe von der Macht der Götter, wie von der Macht der Häuptlinge, die auch um so größer ist, je mehr Land und Leute sie haben. Da sie nun die vielen Schiffe ankommen sehen, auf diesen bewaffnete Leute und Kanonen, so finden sie es ganz natürlich, daß der Christengott, der über Alles dieses herrscht, ihre Götter besiegt und unterdrückt hat und sie finden es eben so natürlich, daß die Unterthanen dieses Gottes keine Furcht haben vor ihren schwächeren Göttern.

Einhundertunderstes Kapitel.

Ein sehr schönes tahitisches Mädchen von einem deutschen Grobian schnöde zurückgewiesen, Abschied von demselben, Heimkehr nach dem Schiffe. Einige Beobachtungen über die Zahl der Rinder und Pferde.

Noch ein paar ähnliche Erzählungen wurden mir an diesem Abend mitgetheilt, aber sie trugen nicht so den Charakter des Bodens, auf welchem sie entsprossen, wie die eben angeführte, in welcher, wie mir scheint, der Kampf der Elemente, welche die Inseln gestaltete, Wasser und Feuer ziemlich gut verflochten ist. Daß die Inseln vulkanischen Ursprungs sind, dürfte wohl kaum zu bezweifeln sein, wenn schon kein brennender Krater vorhanden und ein erloschener nicht recht sichtbar ist. Von einigen Geologen wird nämlich dem gedachten See die Eigenschaft, die ich ihm gegeben, geradezu abgesprochen, obschon die blasigen Lavastücke in großer Menge umherliegen, und auch die mächtigen Basaltbildungen für den Vulkanismus sprechen.

Bis ziemlich spät in die Nacht dauerten die Erzählungen, welche ich eintauschte gegen Märchen, die ich meinerseits preisgab und bei denen ich ziemlich aufmerksame Zuhörer fand, denn die Leute hatten bis zum Bewunderungswürdigen gut französisch sprechen lernen seit der Zeit des viel besprochenen

Protectorats Frankreichs bis jetzt. Sichtbar war mir, daß die plumpe englische Aussprache ihrer Zunge schwer wurde, indessen das anmuthigere Französisch ganz leicht von ihren Lippen floß. Auch kannten sie der engländischen Worte nur wenig, indessen sie das Französisch vollkommen verstanden und sich darin ziemlich sicher ausdrücken konnten. Nur der kleine Schelm, welcher auf meinem Schooße lag, hatte sichs nach und nach, daß er gelegentlich sich und mich so und anders rückte, dergestalt bequem gemacht, daß er vollkommen fest eingeschlafen war.

Durch den allgemeinen Aufbruch wurde auch die holde Wakai geweckt, sie rieb sich ein wenig schlaftrunken die Augen, blickte befremdet umher, als ob sie nicht recht wisse, wo sie sei und wie sie dahinkomme, dann aber schmiegte sie sich durch solch einen Liebesblick an mich, daß er mir durch Herz und Nieren drang und ich es für nöthig fand, mich all der Schrecken zu erinnern, wie ich sie beim Supercargo und einigen Anderen sah, um nicht einer verzeihlichen Schwäche zu erliegen und in der That, die Prüfung wurde mir nicht leicht gemacht, denn Wakai legte sich unaufgefordert zu mir, so, als ob das ganz selbstverständlich wäre, in demselben Grade, wie es ihr natürlich war und sie hatte ausgeschlafen, war also sehr munter und mobil und schien durchaus nicht die Absicht zu haben, mir viel Schlaf zu lassen.

Dem Mädchen anzudeuten, sie möge sich in das Schlafzimmer ihrer Schwester zurückziehen, wäre nach den Begriffen der Tahitier eine ganz unerhörte Beleidigung gewesen, ich mußte das liebliche Mädchen also neben mir dulden und doch etwas zurückweisen, was ich auf den Philippinen oder den Mariannen für das größte Glück angesehen haben würde, aber ich mußte, denn das Mädchen war wenigstens 14 Jahr alt und es war mir undenkbar, daß eine Bewohnerin der neuen Cythere, der holden Göttin noch nicht geopfert haben sollte. Um mir aber den Widerstand, den ich leisten mußte, nicht gar zu schwer zu machen, entkleidete ich mich nicht, so unangenehm mir der Zwang von Knöpfen und Bändern auch während der Nacht sein mochte.

Ermüdet durch einen bis zum Schmerzhaften gesteigerten Kampf zwischen Verstand und Gefühl schlief ich endlich ein, und als ich erwachte war es heller Tag.

Ich sprang auf, eilte hinaus an das Ufer des Flüßchens und warf mich in die Wellen, um die unerquickliche Unruhe der halb schlaflosen Nacht von meinen ermüdeten Gliedern zu waschen und nun wollte ich meinen Stab weiter setzen, doch wartete, als ich in die Hütte trat, ein Frühstück auf mich, an welchem, wie immer bei jeder Mahlzeit gebräuchlich, nur die Männer Theil nahmen, die Frauen sogar nicht einmal in der Hütte sein durften, die während des Speisens der Männer Tabu ist (in früheren Zeiten hatte jede Familie ein eignes Speisehaus, welches die Frauen gar nicht betreten durften, obschon sie eben diese Speisen bereiteten).

Da ich nur noch bis zum Ufer hinabwollte, so hatte ich keine übermäßig große Eile, erging mich daher in dem Garten, der das Haus umgab und hier fand ich die Mutter der schönen Wakai, welche an einer Matte flechtend im Grase saß; neben ihr lag, was ich erst jetzt bemerkte, das schöne Mädchen, welches mir so wohl gewollt und welches auf eine so unzarte Weise verschmäht, mich schon lange vor meinem Erwachen verlassen haben mochte.

Die Mutter lud mich ein, neben ihr zu sitzen, Wakai stand auf um fortzugehen, ihre gerötheten Augen aber sagten mir, daß sie viel geweint haben mußte. Ich bot ihr die Hand zum Morgengruß, mit schmerzlichem Lächeln und einem eigenthümlichen rührenden Zucken der Lippen reichte sie mir dieselbe und wollte dann gehen, doch gab sie meiner Bitte nach, setzte sich zu mir und verbarg ihr Gesicht an meiner Brust, doch ohne die geringste Bewegung, welche hätte einer Liebkosung ähnlich sehen können.

Ich sah der Mutter an, daß sie etwas sprechen wollte, sie begann auch mit einigen Worten, in denen ich glaubte einen Anfang zu der Frage zu finden, warum ich mich so hart gegen ihre Tochter benommen, allein sie sprach die Frage nicht aus, sondern erhob sich nach ganz kurzer Zeit und ließ mich mit Wakai allein.

Ich hob nun das Köpfchen des Mädchens zu mir empor, sah ihr in die Augen und frug sie, ob sie mir böse sei, sie lächelte, während die hellen Tropfen ununterbrochen von ihren Wangen perlten und sagte: „Ich liebe Dich, wie kann ich Dir böse sein, Du bist der erste Weiße, der mir liebenswerth erschienen ist, alle anderen, die ich gesehen habe, waren es nicht, ich floh sie so weit ich konnte, aber als ich Dich sah, da fühlte ich, daß es Männer giebt, die ich lieben könne und da ich wußte, daß Du bald wieder fortgehen müßtest, so hoffte ich von Dir ein Ebenbild Deiner zu empfangen, auf welches ich, wenn Du fort seiest, meine Liebe übertragen könne. So wie Du der Erste sein solltest, solltest Du auch der Einzige sein, an dessen Herz ich geruht."

In dem Auge des süßen Mädchens lag so viel Ernst und Wahrheit, daß alle meine Zweifel schwanden, der Verstand wurde überstimmt, die Natur trat in die ihr lange verweigerten Rechte und ich konnte mich auf das Vollständigste überzeugen, daß Wakai mir keine Unwahrheit gesagt, es waren die ersten Blüthen ihres Reiz erfüllten Körpers, welche ich pflückte und ich habe es in der That nicht zu bereuen gehabt, das Mädchen war gesund wie ein Fisch im Wasser und war auch so munter wie ein solcher, so daß ich ihr rathen mußte, ihre Lebendigkeit zu zügeln, damit ihre Wünsche in Beziehung auf die Zukunft in Erfüllung gehen könnten und sobald sie diese Worte hörte, war sie so zahm wie ein Turteltäubchen.

Um den hervorgebrachten Eindruck nicht zu stören, hielt ich mich den ganzen Tag fern von ihr, aber ich lohnte meine Begleiter ab und beauftragte den Anführer derselben auf das Schiff zu gehen und dem Kapitain zu sagen, daß

ich mit der Untersuchung des Sees wohl noch ein paar Tage zubringen würde und nun — ja was nun — wer so etwas zu beschreiben vermöchte! — Und wer es vermöchte, dürfte er es denn? Wäre es denn nicht eine Entheiligung, eine Entweihung des Schönsten, was das kurze Erdenleben uns bietet? Da waren die alten Griechen gescheidter, sie gaben ihren Leidenschaften Ausdruck, der dreifachen Wundernacht entsprang Alkmenens und Jupiters Sohn, der Halbgott Herkules und alle Heroen, die Halbgötter der griechischen Mythologie, alle die gewaltigen Gestalten, welche die Ungeheuer, die Riesen und Drachen besiegten, welche Cultur und Kunst schufen oder zur Geltung brachten, waren Kinder einer glücklichen Begegnung, und es war keine Schande ein Kind der Liebe zu sein, denn die Liebe mit Schande zu brandmarken, um auch das Brandmal dem unschuldigen Sprößling aufzulegen, war dem Mittelalter vorbehalten.

Leb' wohl du schönes Kind dieser Insel der Glückseligen, lebe wohl du süße Tochter der wiedergefundnen Atlantis, mögest du so viel Glück in den Augen deines Kindes finden, wie ich in den deinen gefunden habe und möge — es ist der beste Wunsch, den ich in meinem ehrlichen Herzen für dich habe — möge der Segen der Kultur und der Civilisation noch recht lange fern von dir und dem schönen Thale bleiben, in welchem ich dich gefunden.

Da ich bei meiner Rückkehr zum Schiffe den Supercargo sehr ernstlich beschäftigt sah, seine Handelsverbindungen möglichst weit auszubreiten und Colonien anzulegen — sollten sie auch nicht von seinen Genossen, so doch von seinen Nachkommen bevölkert werden — so blieb mir wohl Zeit zu einer neuen Reise nach dem Innern, welche ich auch alsbald antrat, jedoch nicht ohne vorher mich ein wenig auf dem flachen Lande umgesehen zu haben, wozu sich mir ein hübsches, spanisches Pferd darbot, dessen Besitzer es mir gegen eine mäßige Entschädigung auf einen halben Tag abtrat.

Ich ritt nun in der abwechselnden Höhe von 100 bis 200 Fuß über der Meeresfläche auf einer ziemlich guten macadamisirten Straße dahin, welche beinahe um die ganze Insel läuft, sich immer ziemlich parallel mit dem Ufer haltend, selbstverständlich alle Ein- und Aussprünge desselben vermeidend, wenn nicht etwa ein Dorf oder ein kleines Fort darauf liegt und in diesem Falle geht eine Zweig-Chaussee von der Hauptbahn ab. Eine gebahnte Straße auf solch einer Insel macht einen eignen Eindruck, und ich habe anfangs nicht begreifen können, wie es möglich war, die zur Arbeit nicht sehr geneigten Eingebornen zu bewegen, ein solches kühnes Werk zu unternehmen und die Sache wurde mir erst klar, als ich erfuhr, daß es die methodistischen Missionaire gewesen, welche den Grund dazu gelegt.

Von da ab, wo sie festen Fuß faßten, wo sie es wagen durften Strafen zu dictiren, haben sie es mit großer Energie gethan und es waren immer Chausseebauten, welche sie als Ziel vor Augen hatten. Die Kräfte der Menschen nützlich verwenden — wer wollte das tadeln, und was kann für ein so völlig

wildes Land zweckmäßiger sein, als eine Verbindung der verschiedenen Thäler unter sich und mit den Haupthafenplätzen; aber die Strafmaße müssen nur vernünftig geregelt sein und das schien mir eben hier nicht der Fall. Wenn ein Tahitier einen Engländer bestahl, so mußte er 20 Fathoms (Faden, Klafter) Chaussee bauen und konnte er das Gestohlene nicht ersetzen, so wurde seine Arbeit verdoppelt. Wenn ein Eingeborner einen anderen bestahl und die Sache kam zur Sprache, so hatte er zwei Faden Chaussee zu bauen. Von Wiederersatz war keine Rede. Wenn ein Eingeborner eine schlechte Waare an einen Europäer verkaufte (d. h. wenn dieser letztere vor Gericht erscheinend erklärte, sie sei schlecht gewesen) so mußte der Verkäufer den Kaufpreis zurückzahlen, ohne die Waare beanspruchen zu können und er mußte noch 10 Fathoms Chaussee bauen. Ein Tahitier, der die wöchentlich zweimal gehaltene Nachmittagspredigt versäumte, ward angehalten, 20 Faden zu bauen. Wer sich des Ehebruchs schuldig machte, mußte 30 Klafter, wer einen Mord beging 40 Klafter und wer die Sonntagskirche versäumte oder den Sonntag durch einen Spaziergang oder durch Arbeit entheiligte, mußte 60 Klafter Chaussee bauen.

Ich kann nicht gut begreifen, auf welche Weise die Engländer es vermocht haben, den Eingebornen die Gerechtigkeit dieser Lehrsätze begreiflich zu machen, doch gleichviel wie es geschehen sei, es ist geschehen und bekanntlich heiligt der Zweck immer die Mittel, nicht blos bei katholischen Jesuiten.

Zu meiner Verwunderung nahm ich wahr, daß der größte Theil aller Dörfer unfern dieser Chaussee lagen. Ich kam, bevor ich umkehrte, an vier Thaleinschnitten vorüber, aber immer führten da hinein nur so schwach betretene Fußpfade, daß die Thäler sich als solche kundgaben, die nicht Dörfer, sondern nur einzelne Ansiedelungen enthielten, obschon reichlicher und fruchtbarer Boden und vortreffliches Wasser gerade in diesen Thälern vorzugsweise zu finden ist.

Zu den wenigen, vereinzelten Familien, welche dort ihre Wohnung aufgeschlagen hatten und deren, meiner Schätzung nach auf den ganzen Inseln kaum 100 (Familien) sein mögen, ist weder die Religion der Missionaire noch ihre Strafgewalt gedrungen und sie haben an der Chaussee wohl wenig gearbeitet.

Die Dörfchen haben nur ihre nächste Umgebung cultivirt. Was braucht eine Familie Großes auf Otahaiti. Besitzt sie zehn Brodfruchtbäume, so kann sie das ganze Jahr hindurch reichlich zu essen haben, nun aber fehlt es keiner Familie an Cocosbäumen, an Pandanus und an einheimischen Kastanienbäumen, es fehlt keiner an Bananen, einem Fleckchen mit Reis, einem anderen mit Bataten, einem dritten mit Zuckerrohr, einem vierten mit Wurzeln, und da alle diese Fleckchen nur die Größe eines gewöhnlichen Zimmers haben, so ist die Arbeit, welche sie haben, eine höchst geringe und doch die Nahrung, welche sie gewähren, eine überaus reichliche.

Der Raum zwischen zwei Dörfern, wie groß auch immer, ist doch völlig uncultivirt, es laufen auf demselben die Heerden der benachbarten Dörfer herum

und sie verirren sich nicht weit, denn sie finden ganz in der Nähe Nahrung genug an der Guawa, einer Strauchart, welche durch die engländischen Missionaire von den Norfolk-Inseln hierher gebracht worden ist (die Inseln liegen in der Mitte zwischen Neu-Caledonien und Neu-Seeland). Die Guawa-Frucht sieht aus wie eine große Citrone, schmeckt aber nicht sauer, sondern fade süßlich, ungefähr wie eine frische Feige, sie wurde anfangs sehr geschätzt, ist aber nachgerade so gemein geworden, daß Menschen sich ihrer nicht mehr bedienen, desto mehr aber das Vieh, welches darin einen reichlichen Ersatz findet für das mangelnde Gras, indem diese Gesträuche seit den 50 Jahren, in denen sie hier sind, alles Land, welches nicht unter Spatencultur genommen ist, überwuchert haben. Die Kühe werden durch dieses Futter sehr milchreich und die Schweine mästen sich förmlich daran, ohne jedoch jene lästige Speckfülle zu erhalten, die eine Eigenschaft unserer Schweine wird, hervorgerufen durch die unnatürliche Behandlung, die man ihnen bei uns angedeihen läßt.

Nachdem ich mit dem Besitzer des Rößleins über dessen Benutzung für den folgenden Tag mich verständigt hatte, überließ ich mich der nach dem Spazierritt nöthigen Ruhe, der frühe Morgen des nächsten Tages aber fand mich wieder mit dem Fuß im Bügel.

Mit einer ungemeinen Sicherheit kletterte mein Rößlein in dem Thale von Fatua empor, kein Maulthier mochte sicherer gehen, als dieses schöne Pferd, dem ich mich ohne Bedenken anvertraute, nachdem ich erst seinen sicheren Gang erprobt. Nach einer Stunde kam ich an eine Brücke von so desolatem Zustande, daß ich für meinen Theil nicht gewagt hätte, den Fuß darauf zu setzen, indessen das Pferd gar keine Umstände machte und ohne sich zu besinnen darüber ging.

Nunmehr wurde aber die Reise beschwerlich, denn es handelte sich um das Ersteigen einer Felsenwand, zu der ein benetzter, schlüpfriger Pfad führte. Ich weiß noch nicht recht, wie ich es fertig bekam, allein ich überließ mich damals ohne Bedenken und halb träumend dem munteren Pferde, das mit einer Ruhe und Sicherheit, die mich wahrlich in Erstaunen setzte, den Pfad bestieg, daran empor kletterte und so mich immer höher und höher brachte, bis ich mich auf dem Kamm des einen Gebirges befand, das das Thal von einer Seite begrenzte und mir nun die Aussicht wurde auf die beiden zunächst benachbarten Thäler, dann aber auch auf die anderen sie einschließenden Bergreihen, deren Gipfel sich durchweg über die Baumkronen erhoben, so daß sie den Eindruck machten wie cyklopisch errichtete, crenelirte Mauern; wenn die Flächen größer waren, hatten sie auch wohl Durchbrüche und sie sahen dann fast aus wie Ruinen von alten Burgen, deren Fensteröffnungen durch lange Zeit ihres Verfalles in eine gewisse romantische Unordnung gerathen waren.

Allmälig machte sich der Boden, auf dem mein Pferd bald im Schritt, bald im Trab emporeilte — es mußte diesen Weg jedenfalls schon öfter gemacht

haben, denn es schien mir jede Biegung und Wendung genau zu kennen — etwas breiter, es erhoben sich Bäume vereinzelt, dann schlossen sie sich zu einem Wäldchen aneinander und ich befand mich halb und halb im Dunkeln, was mich darum ein wenig ängstigte, weil ich ein eigenthümliches, lebhaftes Rauschen vernahm, das immer stärker wurde, bis mir einfiel, daß ich mich hier wohl auf dem Wege zu dem Fautahua-Wasserfall befinden möge und daß mein Rößlein wohl schon öfter zum Besuche desselben benutzt sein mochte, welche Vermuthungen sich dann auch später als richtig auswiesen.

Nachdem das Wäldchen durchschritten war, bog das Pferd um eine Felsenecke und ich stand dem berühmten Wasserfall gegenüber, welcher sich in einer Höhe von 700—800 Fuß ganz zusammenhängend in das Thal hinabstürzt, aber nicht um zu versprühen wie der berühmte Staubbach in der Schweiz, sondern um von Stufe zu Stufe zu springen und die ganze Felswand mit glitzerndem Silber zu überziehen, indeß bei jeder Stufe eine Quantität Wasser abprallt, Tropfen und Tröpfchen bildend, in denen die tropische Sonne sich wiederspiegelt, mannigfaltige Kreise und Kreisabschnitte von größeren und kleineren Dimensionen bildend, deren Mittelpunkt immer dem Beschauer gegenüberliegt.

Ich war ganz entzückt von der Schönheit des Anblickes, der Zufall hatte mich so glücklich geführt, daß die Sonne hoch über mir, aber doch hinter mir stand (in einem anderen Fall hätte ich keine Regenbogen sehen können), jetzt aber konnte ich mit meinem Blick den Wassersturz bis in große Tiefen verfolgen, ohne dennoch sein eigentliches Ende zu sehen, da der Felsen, auf dem ich stand, mir die unterste Tiefe verbarg. Hier mußte ich eine Weile bleiben, dieses Anblickes mußte ich mich in seiner ganzen Pracht und Schönheit erfreuen, ich stieg ab, nahm dem Pferde die Zügel ab und ließ es weiden in dem zarten grünen Grase und setzte mich nach dem Wasserfall gegenüber, um ihn zu zeichnen, aber ach! welch ein Unternehmen, wer vermöchte das? Wer hätte in seinem Farbenkasten diese Tinten, diesen Hauch, diesen Duft, diese Streif- und Blendlichter, welche überall auftauchen und doch so unbeständig sind, daß sie kaum aufgetaucht, schon wieder verschwinden?

Ich ließ bald nach, in der undankbaren Mühe etwas zu zeichnen, das nicht zu zeichnen ist und erfreute mich an dem Anblick, um davon so viel in mich aufzunehmen als möglich und von der Erinnerung zu zehren, die mir doch kein Farbenbild und keine Kreideskizze vergegenwärtigen konnte.

Plötzlich fuhr mir ein krampfhaft schmerzender Ruck durch alle Glieder, als ich zur Seite des Falls, ein wenig aufwärts blickend die französische Flagge mit ihren, weiß, blau und rothen Streifen sich entfalten sah. Giebt es denn kein Fleckchen Erde, auf welchem man in Bewunderung der herrlichen Natur versunken, eine Stunde lang verweilen könnte, ohne mit der Nase auf die Politik gestoßen zu werden? Ist es den Franzosen nicht genug, daß sie das soge-

nannte Protectorat über die schönen Inseln haben, müssen sie sich auch noch breit machen mit ihrer großen Fahne?

Ich sprang ärgerlich auf, denn mir kam auf einmal — es mag albern genug klingen, aber es ist bei alledem wahr — mir kam auf einmal der ganze Wasserfall nicht mehr schön vor, es war als schimmere er überall blau, roth und weiß und ich dachte daran, daß diese Farben die Grenzen dem Handel und der Industrie versperrten, gerade so, wie es die Engländer gethan hatten und daß diese Farben auch auf dem Fort von Cayenne weheten, und daß unter dem Schutze dieser Farben der edle Dumont d'Urville die Heiligthümer von Tonga geschändet und daß die Männer der Freiheit mir armen Reisenden hatten verbieten wollen, die Insel Tahiti weiter kennen zu lernen, als der Rayon der Festung reichte; was zum Henker gehen den Naturforscher die Festungsrayons an?

Ich sprang ärgerlich auf, zäumte mein Pferd und kehrte dem schönen Wasserfall den Rücken, immer noch verfolgt von dem ungefähr 2000 Fuß über dem Meeresspiegel gelegenen Fort, das freilich Niemand einnehmen wird, das auch zu gar nichts dient, als um den Beweis zu führen, bis zu welcher Höhe man Kanonen schaffen könne, denn diese Kanonen vermögen weder die Rhede zu vertheidigen, noch den Hafen zu beherrschen. Sie hätten ebenso gut das Bergjoch, welches man das Diadem nennt, zum Schutze der Insel befestigen können, das wäre eben so nützlich, aber jedenfalls viel malerischer gewesen, denn seine Höhe beträgt über 6000 Fuß, und da sein Gipfel aussieht wie eine Krone (daher sein Name), so würde die französische Flagge darüber einen schönen Rebus abgegeben haben. „Die Insel steht unter der Krone Frankreichs."

Einhundertundzweites Kapitel.

Rosen und Veilchen, Gemüsecultur. Ein freundliches Willkommen.

Am nächsten Morgen schlug ich einen andern Weg ein und gelangte dabei, höher und höher steigend, an immer neue und immer schönere Punkte und je höher ich stieg, desto milder ward die Temperatur und desto näher die Pflanzenwelt verwandt mit der europäischen. So sah ich hier zu meinem nicht geringen Erstaunen an der Südseite der Berge, d. h. an derjenigen, welche der lebhaftesten Sonnenwirkung abgekehrt ist (bei uns würde es die Nordseite der Berge sein), an Spalieren gezogene Rosengeländе, unzweifelhaft von den Franzosen angepflanzt, aber von den für alles Schöne empfänglichen Eingebornen

aufgenommen und zum Vortheil und Schmuck ihrer Gärtchen angewendet. Mit nicht geringerer Ueberraschung sah ich hier Veilchen ganze weite Strecken mit ihren Blüthen überziehen, so duftreich wie die unsrigen, doch dunkler von Farbe und größer. Der würzige Blüthenduft dieser beiden herrlichen Geschenke der Flora erfüllte weit umher die Atmosphäre. An manchen Stellen gesellte sich ein reicher Ananasduft dazu, ich glaubte, derselbe käme von dieser köstlichen, tropischen Frucht, dies war aber keineswegs der Fall, er rührte von großen, prächtigen Gartenerdbeeren her, unzweifelhaft auch von den Franzosen hierher verpflanzt und die hier, wie man sich denken kann, herrlich gedeihen, nur schien mir, als seien sie nicht ganz so süß, wie bei uns, was wohl daher kommen mag, daß sie bei der großen tropischen Wärme zu schnell reifen und nicht Zeit haben, den Zuckerstoff auszubilden, indem das gerade von der Wärme abhängende Aroma sich besser entwickelt. Es ist ja auch mit unsern Rosen im Vergleich mit den persischen ganz ebenso. Die Schönheit unserer Centifolien wird nicht überboten und wir können auch Rosenwasser daraus gewinnen, aber Rosenöl freilich nicht.

Auch europäische Gemüse sah ich hier mannigfaltig gezogen immer nur an der Schattenseite und an den höchsten Theilen der Berge. Die Felsen hatten natürliche Absätze und diese waren terrassirt, waren mit Erde versehen worden und dorthin hatten die gescheidten Einwohner, wie es mir scheinen will, wohlbemerkend, daß davon Nutzen zu ziehen sei, die ihnen fremden Pflanzen gesetzt, um den Ertrag derselben sowohl nach der Stadt zu verkaufen, als auch noch besser zu verwerthen, indem man die Handelsschiffe damit verproviantirte. Es würden sich wohl auch haben Leute finden lassen, die dasselbe in der Nähe des Meeres versucht, aber dort konnte es der viel zu hohen Temperatur wegen natürlich nicht gelingen, und so hatte sich denn die Gemüsecultur in das fernste Innere der Thäler zurückgezogen.

An einem dritten Tage besuchte ich in Begleitung zweier Eingebornen nochmals den Wasserfall und ich hatte jetzt Vernunft genug, um mich durch den Aerger über die französische Eitelkeit nicht im Genuß der Naturschönheiten stören zu lassen.

Bis dahin hatte ich nur die äußere Pracht des Falles kennen gelernt, jetzt sollte ich ihn näher betrachten, denn die Eingebornen kannten ihn sehr genau und führten mich nicht vor den Fall, sondern hinter und über denselben.

Von hier aus hatte ich einen Ueberblick der einen Hälfte der Insel, welcher nicht malerischer, nicht schöner gedacht werden kann. Den weiten Hintergrund bildet das tiefblaue, durchsichtige Meer, die durchschnittlich eine Meile von der Küste entfernten Riffe bilden eine breite Brandung, welche im allgemeinen weiß genannt werden muß, welche aber durch den Reflex des klaren Sonnenlichtes vollständig silberglänzend erscheint. Nun folgt ein breites, blaues Band, das die Insel umschlingt, so weit das Auge irgend reicht, das ist die

Lagune, die zwischen den Riffen und dem Ufer gelagert, einem breiten, klaren Strome gleicht, der Donau oder der Weichsel an ihren breitesten Stellen vergleichbar, doch nicht von schmutzig gelber Farbe wie diese oder der Rhein, sondern klar und krystallhell.

Noch näher und dem Auge so bequem erreichbar, daß man jedes Häuschen, jede kleine Anpflanzung, jeden Baum, ja die Früchte an den Bäumen erkennt, liegt das wundervolle Land selbst in all' seiner unbeschreiblichen Schönheit, nur der Pinsel eines Hildebrandt würde eine Ahnung von der Pracht dieses Landes geben können, denn er sieht! Andere Landschaftenmaler sehen entweder nicht, oder sie sehen nicht recht, sie haben keinen Farbensinn, oder sie fürchten sich mit Farben wieder zu geben, was sie sehen, sie glauben, man würde es für unnatürlich halten und sie haben auch Recht, denn wer nicht das Meer und seine prächtigen tropischen Inseln gesehen hat, oder auch nur Madeira — die Canarischen Inseln — die Azoren, der kann sich freilich keinen Begriff davon machen und der glaubt demjenigen Maler, welcher seinen Pinsel in Azurblau und Ultramarin, in das Purpurviolett des Joddampfes und in das Gold des Chromgelb und Chromroth taucht, allerdings nicht und doch sind diese prächtigsten Farben des Malerkastens immer nur noch Entschuldigungen für das fehlende Bessere und Glänzendere.

Ich war mit meinen Begleitern hoch genug gestiegen, um den Fluß zu sehen, bevor er den mächtigen Fall macht und war in der That überrascht über die Wassermenge, die er hat und die ich kaum ahnte, da der Fall selbst das Wasser gewissermaßen dehnt, ausstreckt, so daß man seine Fülle gar nicht beurtheilen kann. Hier oben schoß der Strom in einer großen Mächtigkeit und doch schon als Stromschnelle, welche zu kreuzen keinem Boote möglich gewesen wäre, hernieder und ergoß sich in ein rundes Bassin von fester Lava, welche kohlschwarz und so polirt erscheint, als ob sie künstlich geschliffen wäre.

Von meinem Standpunkte aus schien es, als verschwinde der Fluß plötzlich, denn das Bassin liegt in einer Grotte, in einer Höhle, welche sich darüber wölbt und welche so mit zerstäubendem Wasser angefüllt ist, daß von den Wänden der Wölbung ein unaufhörlicher Regen herabrieselt. Der Strom hat eine köstliche Frische und ich konnte der Versuchung, mich in dem Bassin zu baden, nicht widerstehen. Schnell war ich entkleidet und kaum merkten meine Begleiter, was ich beabsichtigte, als auch sie ihre Matten von sich warfen und in der ganzen Schönheit ihrer vollendeten Körper neben mir standen und mit mir in das Bassin sprangen.

Kaum hatte ich mich hier eine Minute lang getummelt, als ich einen meiner Begleiter nach dem Ausgange des Bassins schwimmen und dann verschwinden sah. Der zurückbleibende erklärte mir, jener sei in das untere Bassin hinabgeschwommen und fragte, ob ich es nicht auch versuchen wolle. Ich wußte vor allen Dingen, daß die Eingebornen keine Freunde des Selbstmordes sind,

daß der gute Mann also nicht in der Absicht da hinabgestürzt, um seinem fröhlichen Leben ein Ende zu machen, auch hörte ich ihn jetzt nahe bei mir und darum überließ ich mich dem durch die Grotte eilenden Wasser und glitt an das Tageslicht hervor; aber da erfaßte mich ein jäher Schreck und mit ihm zugleich ein Gefühl von Betäubung, dem alsbald völlige Bewußtlosigkeit folgte.

Ich schlug die Augen auf und sah verwundert grüne Bäume über mir und meine Begleiter um mich bemüht, durch Reiben der Arme, durch Drücken abwechselnd der Herzgrube und Rippen wieder Athem einzuflößen und sie schrien vor Freude auf, als ich meine Augen öffnete.

Ich war bald wieder gefaßt, richtete mich auf und sah mir die Geschichte an. Die obere Höhle lag etwa 20 Fuß über dem unteren Bassin, der Fluß stürzte über eine gebogene Felsenkante eng geschlossen in seiner ganzen Masse hernieder, so hatte er mich mitgenommen und in das untere Bassin geführt. Die Krümmung des Sturzes bildete beinahe einen Viertelkreis, wo er das Bassin berührte, senkrecht in den Wasserspiegel niedertauchte. Hier hat der Fall eine furchtbar tiefe Höhlung ausgewaschen, einen Kessel, auf dessen Boden ich gerissen wurde. Dabei verging mir der Athem und die Besinnung, und als ich am anderen Ende der Aushöhlung emporgeworfen wurde, sah der im Wasser befindliche Tahitier mich regungslos dem Ausgange des Bassins zutreiben. Es wäre vielleicht ein schöner Tod gewesen, denn von einem Sturz von Fels zu Fels 800 Fuß tief hinab, würde ich wohl kaum erwacht sein und ganz zerstückelt gewesen und nachher wahrscheinlich auch nicht — aber es war doch so besser und ich war erfreut, daß der Tahitier so gütig gewesen war, mich bei einem Fuß aus dem Strudel zu ziehen. Mein anderer Begleiter war früher an die Oberfläche gekommen als ich und hatte dem ersten bei seinem guten Werke geholfen, auch machte meine kräftige Natur mich der erlittenen Anstrengung bald vergessen, doch kann ich allerdings nicht verhehlen, daß ich eben nicht sehr geneigt war, die Wasserpartie zu wiederholen.

Ich hatte meine Excursion nur noch um ein Geringes weiter fortgesetzt und war dann auf einem etwas anderen Wege zurückgekehrt, da meine Freunde es für angemessen hielten, mir sowohl die Mannigfaltigkeiten der landschaftlichen Reize zu zeigen, als auch um mich in ihrer eignen Wohnung zu bewirthen. Das Bergjoch wurde demnach nördlich hin überstiegen und in dem Thale, welches diesem folgte, eben so reizend als das verlassene, nur nicht durch einen prächtigen Wasserfall geschlossen, kletterten wir abwärts und es war nicht fern von der Nacht, als ich vor zwei neben einander liegenden Hütten Rauch emporsteigen sah, welcher die nahe Zeit des Abendessens verkündete.

Meine beiden Begleiter erklärten, daß hier ihr Wohnsitz sei, wir mußten schon erwartet worden sein, wahrscheinlich hatten bei der Abreise die guten Leute den Ihrigen gesagt, daß sie mich hierher zurückbringen würden, denn ich wurde von fünf allerliebsten Kindern mit Blumensträußern empfangen, welche sie mir

fix und fertig entgegentrugen, welche nicht erst gepflückt worden waren, als man mich ankommen sah. Es war eine liebliche Idylle, welche vor mir auftauchte. Die Gattinnen meiner beiden Führer waren so jung und hübsch, daß man sie unbedenklich für die beiden älteren der Schwestern hätte halten können, frei und fremd von jeglicher Zudringlichkeit kamen sie mir entgegen, hielten sich jedoch nur so lange auf, um mich freundlich zu begrüßen und bemühten sich dann, um das Abendessen zu bereiten.

Da man mich für durstig halten mochte, wurde ich, ohne auf meinen Ruf zu warten, von einer der Töchter mit einer Cocosnuß regalirt, welche sie frisch vom Baume herabholte. Mit großer Geschicklichkeit öffnete sie schnell zwei der Keimlöcher, so daß ich aus dem einen trinken konnte, indessen durch das andere die Luft einzog, das Trinken folglich keine Unbequemlichkeit mit sich führte, ich mich nicht begoß, wie es den unerfahrenen Trinkern aus diesem wunderlichen Gefäß zu gehen pflegt, sondern erquickte so viel als möglich, d. h. eben nicht viel, denn das Getränk ist erträglich fade, ein wenig besser ist das Fleisch, welches bei der frischen Nuß ziemlich fest an der Schale sitzt und mit einem scharfgeschliffenen Rohrspan abgekratzt wird. Der allerliebste Schelm, der mir die Nuß geboten hatte, wollte auch seinen Antheil haben und sagte: je osi mascon ça — dies klang zu komisch, als daß ich nicht hätte verstehen sollen, was sie meinte, ich gab ihr daher von dem, was ich abkratzte, mehr als die Hälfte und sie aß mit mir, wenn auch nicht von einem Teller, so doch von einem Messer. Als ich aber nun ein wenig Zucker auf die Pulpe streute, wollte sie sich überschlagen vor Freude, das hatte sie noch nicht gegessen, obwohl sie nichts weiter bedurft hätte, als ein Stückchen Zuckerrohrmark mit dem Mark der Cocosnuß gleichzeitig in den Mund zu nehmen.

Der kleine Schelm ließ mich nicht undeutlich merken, daß er die dargebotenen Süßigkeiten noch viel süßer zu bezahlen wisse, ich aber hatte durch das Glück, was mich auf meiner ersten Excursion so wunderbar überrascht, nicht nur eine zu tiefe Erinnerung für dasselbe zurückbehalten, als ich auch vielleicht gerade dadurch einen vermehrten Abscheu gegen alle Sirenen jener schönen Inseln bekommen hatte, und so war weder dieses allerliebste Mädchen noch irgend eine ihrer Schwestern mir weiter gefährlich, selbst daß sie mir die Versicherung gab, sie sei in der berühmten Erziehungsanstalt von Papeite bei den grauen Schwestern gewesen und sie wisse, daß die schöne französische Kaiserin nicht bessere Briefe zu schreiben wisse, als sie selbst, machte mich undankbaren Menschen nicht lüsterner, ja wenn sie einen Reifrock angehabt hätte, wie die schöne Eugenia, so wäre das etwas anderes gewesen.

Einhundertunddrittes Kapitel.

Ein Zweckessen. Ein gemeinschaftliches Bad. Matratzen mit Springfedern. Seesterne, Seeigel, Medusen. Fischfang.

Es wurde das Abendessen angerichtet. Meine Gastfreunde waren reich, sie waren daher mit einigen Luxusartikeln wie Messern, Gabeln und Tellern versehen, allein nicht mit der Kunst des Gebrauches bekannt und es war kaum etwas Komischeres zu denken als die Gravität, mit welcher alle um einen ziemlich langen und breiten Trog her, kauerten, höchst ehrbar und reinlich, Messer, Gabel und Löffel, wohl auch einen Teller in der linken Hand haltend, mit der rechten aber in aller ursprünglichen Freiheit sich der fünf Finger bedienten, um den gegohrenen und dann gekochten Brei aus den Früchten des Brodbaumes, der den Trog füllte, zu sich zu nehmen.

Es kamen nun ein paar Dutzend Hühner, Tauben, Gänse — alles durcheinander in einer geheizten Grube vortrefflich gebraten — zum Vorschein, sie wurden ebenso wie der Brei in den Trog geschüttet und mit Händen und Zähnen bearbeitet, allerdings ein Leichtes, da das Fleisch so saftig und mürbe war, daß es sich beim Anfassen mit den Schneidezähnen sofort von den Knochen löste, doch immerhin wenig appetitlich und besonders dadurch komisch, daß die Utensilien zur Zertheilung in jedes Einzelnen Händen waren.

Jeder langte sich einen Vogel heraus und mit den Tauben waren die beiden Männer so schnell fertig, wie wir etwa mit einem einzigen Schnitt eines saftigen Rehrückens fertig geworden wären, Jeder verspeiste mehrere und langte dann zu einem ausgiebigeren Braten, einem großen Huhn oder einer Gans. Wahrscheinlich geschah das alles mir zu Ehren, die beiden Frauen hatten nicht allein mir zu Ehren das Ueberflüssige bereitet, sondern mir zu Ehren vertilgten auch die Männer das Vorhandene bis auf die wenigen Schnitte, welche ich mir von einer Gänsebrust getrennt hatte. Sollten die Leute täglich so verschwenderisch leben, so würden diese beiden Familien wenigstens 800 Gänse, 2000 Hühner und 10,000 Tauben jährlich vertilgen, was ich nicht für ganz glaublich halte. Es war ein Zweckessen, man verband damit Absichten, wären es auch nur die, mir zu beweisen, daß man zu leben wisse, daß man reich sei.

Inzwischen wurde auch getrunken, es wurde Zuckerrohr gekaut, welches die Hände so klebrig machte, als das vorher genossene Gänse- und Schweinefleisch sie fettig gelassen, endlich war das Mahl beendigt, man legte Teller, Messer und Gabeln fein säuberlich nieder und die ganze Gesellschaft begab sich nach dem Flüßchen, woselbst zuerst die Mäntel und Matten abgeworfen, dann die Hände gewaschen und an den eignen Lenden abgetrocknet, hierauf aber auch die einfachen Gürtel gelöst, die letzten unbedeutenden Verhüllungen abgeworfen und

nun die schönen Körper gebadet wurden, wobei Einer dem Andern völlig unbefangen half, ihm den Rücken wusch, sich von ihm wieder den Rücken oder sonst einen beliebigen Theil, wohin er selbst nicht gut gelangen konnte, abwaschen ließ, bis Alle so rein waren, wie es nur möglich ist, wenn man eben dem Bade entsteigt.

Wir kehrten nunmehr, durch die laue, sommerliche Luft sehr bald getrocknet, nach den Hütten zurück, in denen ich zu meiner Ueberraschung einiges von Möbeln fand, was sonst den Gesellschafts-Inseln völlig fremd war. Hieher gehört unter anderem eine ganze Reihe mächtiger Bettgestelle von sechs Fuß Länge und eben solcher Breite. Eines derselben war von französischer Tischlerarbeit, ich hielt sie alle anfangs für gleichen Ursprungs, so schön waren sie dem Original nachgeahmt, aber ich überzeugte mich bald, daß einheimische Hölzer dazu gebraucht waren und daß sie keinen Hobelstrich erhalten, sondern daß Sauberkeit der Ausführung, Glätte und Politur das Werk unsäglicher Geduld seien und daß die ganze Arbeit mit den allerunvollkommensten Werkzeugen und doch so gut gemacht war, daß wir wenig daran auszusetzen finden würden.

Sonderbar, wie die Kultur so hübsch fortschreitet. Ehemals schliefen die Tahitier in ihren Kleidern auf einer über den Fußboden gebreiteten Matte, jetzt schlafen sie unbekleidet auf hochgepolsterten Matratzen und in hohen Bettstellen, und das ist ihnen noch nicht einmal genug, sie haben sogar auch Springfedern und wenn schon nicht von Eisendraht, so doch von dünnen Holzstäben, welche dicht nebeneinander die Unterlage der Matratze bilden und eine Elasticität entwickeln, welche mich wirklich in Erstaunen setzte.

Es waren so viel Bettgestelle von der angegebenen Größe in der geräumigen Hütte, daß jedes Familienmitglied eine solche für sich beanspruchen konnte. Ich brachte eine etwas veränderte Anordnung hervor, indem die beiden jüngsten Kinder zusammengebettet wurden und dadurch eine Lagerstätte für mich übrig blieb, die übrigen arrangirten sich ohne Zweifel wie sie gewohnt waren und sah ich eben, was mich am meisten in Verwunderung setzte, daß Alle bei dem Scheine des, außerhalb der Hütte brennenden, aber diese völlig beleuchtenden Feuers sich gänzlich entkleideten, in ihre Lager stiegen und sich mit Matten zudeckten. Die älteste Tochter lag mir am nächsten, aber sie erklärte nicht, daß sie zu mir kommen wolle, forderte mich auch nicht zu einem Besuche auf, wie dies jede andere unbefangene Tahitierin gethan haben würde und bewies mir so auf das Deutlichste, daß sie in dem Erziehungs-Institut der Soeurs grises gewesen war, unzweifelhaft hatte sie von den erfahrenen Französinnen gehört — „Eine Dame darf nicht entgegenkommen, eine Dame darf nicht aufsuchen, sie muß aufgesucht werden."

Am nächsten Morgen versprach mir mein freundlicher Wirth zu zeigen, wie man sich der kleineren Fische bemächtigen könne und zu diesem Behufe wurde ein äußerst leichter Kahn auf den Schultern zweier Männer thalabwärts nach

dem Ausfluß des Bächleins geschafft und dort den Wellen übergeben. Das Boot war gebaut wie alle von den Eingebornen gemachten, aus einem Stamme und es war mit einem Balancier versehen, der das Umschlagen verhinderte. Als wir das Meer erreichten wurde ein schlankes Bambusrohr als Mast zurecht gemacht, ein paar andere Stangen schwächerer Dimension dienten als Ghikbäume und eine Matte als Segel und so ging es nun flott in die Lagune hinein. Dies war nun eine äußerst gefahrlose Reise, denn selbst wenn das Boot umgeschlagen wäre und ich nicht hätte schwimmen können, würden nicht leicht schlimme Folgen haben entstehen können, da das Wasser selten die Tiefe von 6 Fuß erreicht.

Bewunderungswürdig ist die Klarheit des Wassers dieser Lagunen, man sieht die Fische auf dem Grunde so deutlich, als ob sie in dem Glase eines Spiegels schwämmen, aber auf dem Boden selbst sieht man auch die mannigfaltigsten und schönsten Korallen stehen. Theils sind es jene prächtigen weißen, rothen oder schwarzen, baumartig verzweigten Lithophyten, welche wir edele Korallen zu nennen pflegen und welche gegenwärtig von der Mode zu einem kostbaren Schmuck gestempelt sind, obwohl sie gerade in den kleinen Bröckeln in denen man sie anwendet, gar keinen Werth haben*), theils sind es die Fächerkorallen, welche aussehen, wie eine recht breit gebundene Ruthe aus dem feinsten Birkenreis von gelber, hoch violetter oder ganz weißer Farbe, theils sind es compaktere Gebilde der zierlichen Weichthierchen, welche trotz ihrer unendlichen Kleinheit doch, unermüdlich wie sie sind, fort und fort schaffen und ganze Gebirge erbauen.

Zwischen diesen Steingehäusen der Thiere, welche das unbewaffnete Auge vergeblich sucht, da sie noch nicht von Stecknadelkopfgröße sind und aus durchsichtiger Gallerte bestehen — zwischen diesen Bauten wandeln andere Geschöpfe umher, deren Gestalten in nicht geringere Verwunderung setzen, die Seesterne, die Seeigel, die Medusen, welche von jenen uns kaum sichtbaren Thieren leben die für Korallenthierchen zu groß sind, und neben ihnen wandern wiederum Fische umher, welche sich gerade an diesen polypenartigen Thieren, an den weichen und unbeschützten Medusen und Seesternen erfreuen. Nur die See-

*) Die Mode bringt noch mehr solche Verrücktheiten hervor. Der Malachit ist ein sehr schönes grünes Kupfererz, welches man im Ural in solchen Massen bricht, daß man gewaltige Säulen für die russischen Kirchen daraus fertigt,. die man an andern Orten aus Porphyr machen würde; man bedient sich dieses Steines auch um große Vasen von Klafterhöhe, um Tischplatten, um Gehäuse von Standuhren — bei kleineren Stücken, um Briefbeschwerer, um Stockknöpfe und ähnliches daraus zu machen. Dieser Stein ist jetzt so in Mode gekommen, daß man selbst die kleinsten Abfälle schleift, polirt, in Gold faßt und sie als Uhrgehänge, Brochen und als Halsschmuck trägt. Es ist gerade so, als wollte man aus einer Steinhauerwerkstatt die Abfallbröckel von buntem Granit und Marmor in Gold fassen und als Schmuck betrachten, der Geldwerth würde ganz derselbe sein, in einem wie in dem anderen Falle, nämlich Null.

igel scheinen sich emancipirt zu haben, sie lassen sich nicht so geduldig auffressen und während sonst im Meere und in der Lagune jedes Geschöpf auf das andere angewiesen ist, erkennen sie Anweisungen auf sich selbst nicht an.

Das Wasser ist so klar, daß man das Leben und Treiben der Thiere untereinander ganz deutlich beobachten kann. Da sah ich denn oft genug, wie die größeren Fische nach den Medusen, ja sogar nach den die Hände des Menschen empfindlich verletzenden Meernesseln griffen, aber nach den Seeigeln nicht, beim Anblick derselben schien ihnen sofort aller Appetit zu vergehen.

Die Sache setzte mich nicht in Verwunderung. Der Seeigel hat in der Form die größte Aehnlichkeit mit dem Säugethier, welches überall in unsern Feldern zu finden ist, von dem thörichten Menschen verfolgt, namentlich von dem Landmann und Gärtner, obwohl es gerade für diese als Wohlthäter zu bezeichnen ist. Der Igel lebt nicht von Früchten — und wenn es wäre, wie gering würde der Schaden sein, den er verursachte, gegen den von Mäusen. Der Seeigel hat ungefähr die Größe des Igels, obwohl nur im passiven Zustande, wenn er sich zu einer Kugel zusammenrollt. Er streckt dann seine harten Hornborsten ringsum aus und ist jetzt für jedes Raubthier unantastbar. So sieht der Seeigel aus, aber seine Stacheln sind so fein und so brüchig, daß sie bei der leisesten Berührung abgehen, das Thier verlassen und in der Hand desjenigen stecken bleiben, der kühn genug wäre danach zu fassen. Dies wissen natürlich die Thiere die mit ihm umgehen, sie kennen seine Nücken und sie bleiben in einer respectsvollen Entfernung von ihm. Nun weiter verlangt er nichts, er macht nie den Angreifer. Es ist gewiß eine Fabel, daß der Igel seine Stacheln abschießen könne, wie man auch ähnliches von dem größeren Verwandten, dem Stachelschwein sagt; aber ich habe doch die Erfahrung gemacht, daß die leiseste Berührung genügt, um ein paar Dutzend Splitter in die Hände zu bekommen, welche empfindlich brennen. Bei dem Fahren näherte ich mich mit ins Wasser gehaltener Hand solchem Seeigel auf das Behutsamste, aber so wie ich nur ungefähr sehen und fühlen konnte, daß ich ihn jetzt gleich berühren würde, so hatte ich auch die Fingerspitzen so voll von brennenden Stacheln, daß sich die naseweise Hand eiligst zurückzog und ich mußte mich bemühen diese Stacheln zu entfernen, denn sie brennen sehr, verursachen Geschwüre und so lange sie in den Fingerspitzen stecken, kann man durchaus nichts anfassen, das Entfernen wird aber sehr schwer, denn ohne Lupe sind sie nicht zu sehen und die feine Zange zieht selten die Spitze heraus, sie bricht nur ein Stück davon ab. Was wir von diesen Thieren in Naturalienkabinetten sehen, ist nicht mehr gefährlich, weil die Stacheln schon bei der Verpackung in Baumwolle die scharfen feinsten Spitzen verloren haben.

Die Thätigkeit meines gastfreundlichen Wirthes entfaltete sich jetzt in trefflichster Weise, er stand auf dem Balancier, auf dem weit ausliegenden Baum, welcher das Schifflein am Umschlagen hindert, und während der andere das



Segel leitete, so daß unser Boot ohne den mindesten Ruderschlag von dem leisen Winde getragen über die Spiegelfläche der Lagune hintrieb, spähete er umher in der krystallhellen Fluth nach Fischen für unser Mittagsmahl und da fanden sich derselben so viele, daß er vielleicht in Verlegenheit war, auf welchen von allen er seine Aufmerksamkeit richten sollte. Wenn er ein Thier in erreichbarer Ferne sah, gab er mit der Hand einen Wink, den der Steuermann so wohl verstand, daß er die Segelleine anzog oder nachließ und dann warf der Mann am Vordertheile seinen Speer mit solcher Geschicklichkeit, mit so sicherer Hand, daß alsbald das Thier durchbohrt war und an dem Stabe zappelnd auf die Oberfläche kam. So war im Laufe einer Stunde mehr als ein Dutzend grüner, rother, blauer Fische gespießt und nicht nur für unser Mahl, sondern auch noch für ein paar folgende gesorgt, indem die Fische aufgeschnitten, halb geräuchert, sich wohl ein paar Tage halten. Auch Muscheln verschiedener Art wurden aufgenommen, natürlich nicht gespießt sondern mit den Händen ergriffen, auch sie vermehrten unsern Vorrath, ich aber brach mir Korallenstauden ab und war mit meiner Beute gewiß ebenso zufrieden, als mein Wirth mit der seinigen.

Einhundertundviertes Kapitel.

Aus der Lagune in die Brandung. Rückkehr nach dem Fautahua-Thale. Große Uneigennützigkeit. Beim französischen Consul. Königin Pomare.

Als wir der Beute genug im Kahne hatten und diese durch eine Matte und ein paar Schnüre geborgen worden war, ging es auf die Brandung zu. Es schien mir als wolle mein Wirth mir ein Bad bereiten, ich hatte nichts dawider, zog mir jedoch meine Kleider aus und befestigte dieselben, in Ermangelung eines besseren Aufbewahrungsortes, an eine der Segelleinen möglichst hoch an dem kleinen Mast. Mein Wirth lachte darüber da meine Kleider nicht im Wasser auseinander flossen, wie die seinigen, ich ließ mich aber nicht irren, denn Kleidungsstücke auf dem Leibe trocknen lassen, ist durchaus nichts angenehmes.

Als wir uns der Brandung näherten, wurde das Segel so gerichtet, daß unser Boot ganz senkrecht auf die heranrollenden Wellen traf; dann wurde dasselbe festgebunden und beide Männer nahmen ihre Ruder um die Schnelligkeit des Schiffleins zu vermehren. Ich konnte ein ängstliches Gefühl nicht unterdrücken. Ich weiß was es heißt von einer Woge gehoben und auf den Strand geworfen zu werden, auch wenn derselbe von weichem Sande ist (denn vom Wasser bespült, ist derselbe immer rippenzerbrecherisch hart) wie nun erst, wenn die Woge den Schiffbrüchigen auf die spitzen Korallen wirft. Nicht nur ein

Mensch — auch ein wohl gezimmertes Boot wird von solchem Wurf zermalmt — aber weiß der Himmel wie die Leute es machen, sie scheinen ihren kleinen Fahrzeugen eine beliebige Schwere geben zu können. Wir schossen in die Brandung hinein, der weiße Schaum umgab mich sprühend wie eine Wolke, da stand vor mir eine durchsichtige grüne Mauer von 6 Fuß Höhe, hinein ging das Boot, ich hielt mich mit beiden Händen krampfhaft an den Bord des Schiffchens fest, war im Begriff einen Schrei auszustoßen aber schon hatte ich den Mund voll Salzwasser und einen Augenblick nachher konnte ich die Augen wieder öffnen und sehen wie der Mast den letzten Theil der Wogen durchschnitt, indeß das Segel hoch darüber geblieben war, aber auch im nächsten Augenblick folgte der auf den Korallen zerschellenden Woge eine andere, durch welche wir hindurch fuhren, wie durch die erste, ein Manöver, welches ich bis auf diese Stunde noch nicht begriffen habe.

Die nunmehr anrückenden Wellen hatten nicht steil aufgerichtete Wände sondern machten einen gewaltigen Katzenbuckel und das Schifflein, immer von Ruder und Segel regiert, schoß daher nicht in dieselbe hinein, sondern wurde gehoben und flog über den Rücken hinweg, als würde es wie durch einen Zauber so leicht und schön gehoben. Dies war die Stelle, welche bereits so tiefes Wasser hat, daß die sich nähernden Wellen zwar steigen und sich krümmen, aber noch keineswegs zur Brandung aufrichten um dann vorn über zu stürzen.

Hier nimmt die Tiefe sehr rasch zu, die Abdachung des Ufers nach dem Meere hin ist außerordentlich steil und in der Entfernung von einer Viertelstunde soll das Meer bereits völlig unergründlich sein, welcher Ausdruck nichts weiter sagen will als sehr tief.

Ich wußte nicht was mein guter Wirth hier im Freien wollte, es schien mir nichts weiter als eine Spazierfahrt und für eine solche war die Sache gefahrvoll genug, allein was fragen diese Leute nach etwas Ertrinken oder dergleichen Lapalien, genug er fuhr spazieren, warf seinen Speer gelegentlich nach einem Fisch, den er dann auch immer bekam und endlich kehrte er zurück, diesmal aber nicht durch die Brandung, sondern durch einen der vielen Eingänge, welche die Korallen in den die Insel umkleidenden Riffen gelassen haben.

Es pflegt hier Sitte zu sein sich nach genommenem Seebad in süßem Wasser abzuwaschen. Der Mensch ist ein närrisches Ding, was er hat achtet er nicht, erst was er aufsuchen muß gewinnt in seinen Augen an Werth. Wir Landratten reisen unter Anstrengungen unsers Körpers und unsers Geldbeutels nach den Seebädern. Die Wasserratten hier suchen das Süßwasser auf, wo sie irgend können, sie baden sich zwar sehr gerne im Meere, allein sie unterlassen es niemals sich nachher im Flußwasser auf das Sorgfältigste abzuwaschen.

Ich folgte nun meinem freundlichen Wirth zum Mittagsmahl, dann aber überließ ich mich mit einer mehr als gewöhnlichen Vorliebe einem erquickenden

Schlummer, der um so süßer war, als die kräftigen Sturzbäder der See mich mehr als gewöhnlich ermüdet hatten.

Als die Zeit der Siesta vorüber war, eilte ich das mir schon wiederholt geliehene Roß zu besteigen, um mich noch vor einbrechendem Abend in der Niederlassung des Fautahua-Thales einzustellen, woselbst mein völlig unerwartetes Erscheinen eine solchen allgemeinen Schrei des Jubels hervorrief, daß es mir schien Vater und Mutter seien in mich ebenso verliebt, wie ich in die älteste Tochter.

Ein paar Stunden wahrhaft idyllischer Glückseligkeit verflossen mir hier und ich lernte eine Uneigennützigkeit kennen, wie ich sie nicht für möglich gehalten haben würde, meine süße Freundin nämlich verlangte, daß ich ihre Schwester ebenso glücklich machen solle, wie ich sie selbst gemacht, versicherte auf jede Freude verzichten zu wollen, wenn ich ihr diese viel größere Freude, ihre Schwester beglückt zu sehen, verschaffen wolle, und war nur schwer zu überzeugen, daß die Liebe nicht so unbedingt über sich gebieten lasse, auch konnte sie nicht recht fassen, warum ich ihre um anderthalb Jahre jüngere Schwester nicht schöner und reizender finde als sie, oder doch wenigstens ebenso reizend, und die Versicherung, daß mein Herz für jene nichts empfinde, dagegen von ihrem Bilde ganz erfüllt sei, schien sie nicht zu begreifen. Sicherlich war das über ihren Horizont, wie es auch bei rein sinnlichen Naturen nicht anders sein kann. In allen heißen Ländern, nächstdem wo Vielweiberei herrscht, sprechen nur die Sinne, nicht die edleren Empfindungen mit, daher sticht der Italiener denjenigen todt der einen lüsternen Blick auf seine Geliebte wirft und er macht bescheiden Platz demjenigen der seine Gattin besucht. So machen es zwar die Südsee-Insulaner nicht, denn Frauentreue ist ihnen ein Heiligthum, aber sie wenden sich ohne irgend welche Bekümmerniß von der ersten Frau zu einer zweiten, eventualiter zu einer dritten, zwar die erste oder zweite nie ganz verschmähend, aber doch immer dem Neueren mehr als dem Alten huldigend.

Hier wo Tag und Nacht beinahe immer gleich sind, wären Hero und Leander nicht in den Fall gekommen, den Schiller in seiner lieblichen Balade beschreibt, da sie von der Brautnacht heil'gen Freuden, ewig jung und ewig neu, so berauscht waren, daß

„Für das längere Glück der Nächte
„Dankten sie bethört dem Zeus,"

aber auch obschon die Nächte nicht länger geworden waren, dankte ich doch dem Zeus für alles was er mir geschenkt, vielleicht in Erinnerung an sein eigenes Glück und es will mir vorkommen als ob das süße Mädchen, welches das meinige mit mir getheilt, nicht unzufrieden gewesen wäre, denn bei dem bald darauf erfolgenden Abschiede hing sie lange weinend in meinen Armen und ihre letzten Worte waren: „Wenn es Dir möglich ist, so vergiß nicht, daß ich von den wenigen Stunden, die Du mir schenktest, mein ganzes Leben zehren werde,

denn nie wird ein Kuß diese Lippen berühren, welche Du geheiligt hast, und welche nur ganz allein Dir gehören."

Ich hoffte dem freundlichen Wunsche wohl noch einmal nachkommen zu können und deutete es an, ohne es zu versprechen, dann beeilte ich mich wieder zu meinem Gastfreunde zu kommen um dort die Siesta zu halten und dann eiligst mich nach der Hafenstadt zu begeben, woselbst ich bei dem französischem Consul zum Abendessen eingeladen war, dies war allein durch das kleine schlanke Boot meines Wirthes möglich, welches die Lagunen zwischen hier und Papeite schneller durchschnitt als sein rasch galoppirendes Roß über die Chaussee dahin flog. In der That ist es unglaublich, was diese leichten, kaum die Oberfläche der See berührenden Kähne zu leisten im Stande sind, es will mir scheinen, als ob sie dem Winde gar keinen Widerstand entgegensetzten, so flüchtig tanzen sie über die Wogen hinweg und eine Thatsache ist es, daß bei meiner heutigen, etwa vier Stunden dauernden Wasserfahrt, bei welcher ich nicht nur das Land, sondern auch die Chaussee fortwährend im Auge hatte, ich alle Pferde die auf derselben dahin galoppirten, überholte. Ich will nicht sagen, daß die Reiter sie zu einem Wettrennen angestrengt hätten, in welchem Falle vielleicht der Sieg auf ihrer Seite gewesen wäre, allein wie es jetzt stand, kam ich allen auf gewöhnliche Weise Galoppirenden voran und ließ sie sämmtlich weit hinter mir.

Kurz nach Sonnenuntergang gelangte ich nach Papeite und hatte folglich noch reichlich Zeit, mich ein wenig von meiner Fahrt auszuruhen und mich nach hiesiger Sitte, d. h. eigentlich nach pariser Sitte, anständig zu kleiden, wozu, wie ich zu meinem großen Kummer erfahren hatte, schwarzer Frack, schwarzes Tuchbeinkleid, weiße Atlasweste, weiße Atlascravatte und lederne Schuhe an Händen und Füßen, gehörten. Man kann wohl kaum etwas verrückteres erfinden als die nicht allein unschöne und unkleidsame, sondern auch höchst beschwerliche Tracht, welche nicht einmal im kalten Norden, viel weniger im heißen Süden eine Entschuldigung verdient, allein wir sind ja gewohnt, zu sehen, daß nicht die Natur dem Menschen Gesetze auflegt, sondern der Mensch der Natur, darum befindet er sich auch überall so wohl.

Die Gesellschaft, welche ich bei dem Consul bereits versammelt fand, war das, was man in Europa eine glänzende nennen würde. Alle die angesehenen reichen Eingebornen, die ehemaligen Häuptlinge der Insel waren versammelt, sämmtlich bereits so weit zu Europäern gemacht um außer dem kurzen Hemde auch noch einen Frack und demnächst einen Filz- oder Seidenhut unter dem Arme zu tragen, was bei ihren nackten Beinen und Füßen unbeschreiblich komisch aussah. Die Damen wußten sich besser in ihr Schicksal zu fügen. Dasselbe Gefühl, welches bei uns Frauen und Mädchen lehrt, einen grauenvollen Fischbeinpanzer um ihren Leib zu schnallen und zu schnüren, den Raum für die edleren Eingeweide zu verengern, die Eingeweide tief in den Unterleib zu drücken und

die dort liegenden Organe der Fortpflanzung in solcher gefährlichen Weise zu stören, daß davon das mehrste Unheil des armen Weibes abzuleiten ist, in solcher Weise zu stören, wie sie gleichzeitig die Schönheit ihres Körpers, die Fülle der Brust vernichten, sie platt schnallen bis zum Entsetzen, dasselbe Gefühl mag es sein, welches die liebenswürdigen Tahitierinnen in Stand setzt, den Reifrock und Schuhe und Strümpfe zu tragen, das Gefühl, daß es nun einmal Mode sei und daß man sich der gebieterischen Nothwendigkeit fügen müsse.



Königin Pomare.

Zu meiner Freude nahm ich aber wahr, daß die menschenmörderische Schnürbrust noch nicht Platz gegriffen hatte und daß die Taillen beim Umfassen während des Tanzes nicht hartnäckigen Widerstand leisteten wie ein kegelförmig zugeschnittener Holzblock, sondern weich und elastisch nachgaben, den Herzschlag fühlen und ein in der Brust vorhandenes Leben ahnen, voraussetzen ließen. Wie macht es doch der Mensch, daß er sich in hohem Grade entstellt in der süßen Hoffnung, dadurch schön zu erscheinen.

Am meisten interessirte mich unter den Anwesenden die einst so berühmte Königin Pomare. Ich gebe ihr Bild, so gut ich es zeichnen konnte, ohne daß sie mir dazu gesessen hätte, doch kann ich für die Portraitähnlichkeit stehen, da ich nachmals noch verschiedentlich Gelegenheit hatte, ihr freundliches, wohlwollendes, dickes Gesicht mit meiner Zeichnung zu vergleichen.

Die Königin muß wohl 50 Jahre alt sein, macht jedoch den Eindruck einer viel älteren Frau, sie hat viel gelebt und geliebt, wie man auf diesen glücklichen Inseln denn wirklich nicht anders kann und hievon bleiben immer einige Spuren zurück.

Aeußerlich scheint die Königin der Achtung zu genießen, welche ihr Rang fordert. Als ihre Ankunft durch einen betreßten Lakei gemeldet wurde stand der Consul eiligst auf, ging ihr bis vor die Thüre entgegen und führte sie mit ächter französischer Courtoisie, indem er ihre Hand mit seinen Fingerspitzen unterstützte, nach dem königlichen Sitz, der für sie bereit gehalten war. Hier ließ sich sich graciös dankend nieder, in dem Gefühl, daß es so ihrer Würde angemessen sei.

Mehrere der Anwesenden, unter denen auch ich, wurden ihr namentlich vorgestellt und sie richtete an jeden ein paar freundliche Worte in einem eigenthümlich ausgesprochenen Französisch, das reichlich mit engländischen Brocken gespickt war.

Ich konnte nicht bemerken, daß ein besonders peinliches Hofceremoniel den Umgang mit ihr unbequem gemacht hätte, sie war sehr freundlich und wohlwollend, nur gegen den Consul und den gleichzeitig anwesenden Gouverneur von Tahiti, war sie entschieden ceremoniel, ich werde wohl nicht zu weit gehen, wenn ich sage steif und vornehmthuig, dies wird ihr wohl Niemand übel nehmen, der da weiß, wie die Franzosen mit ihr umgegangen sind. Die arme Königin ist in der That nichts weiter als ein Schattenbild, ihr fehlt jede, auch die allergeringfügigste Macht, sie darf nicht einmal einen Besuch innerhalb ihres Hauses annehmen, ohne daß dazu die Erlaubniß von dem französischen Gouverneur eingeholt wird.

Einhundertundfünftes Kapitel.

Wie Tahiti französisch wurde.

Seit die Engländer sich bestreben, zu den civilisirten Nationen gezählt zu werden, geben sie sich wenigstens äußerlich die Mühe, eine Art Rechtsboden zu erfinden, auf welchem stehend, sie die Besitzergreifung irgend eines Landes vertheidigen können. Früher verfuhr man weniger umständlich, der Entdecker irgend einer Insel nahm dieselbe sofort im Namen des Königs oder der Königin von England in Besitz und gegen die so vollzogene Thatsache wurde denn auch keine Einwendung erhoben. Seit der Mitte des laufenden Jahrhunderts ist man hierin, wie es scheint, ein wenig zartfühlender geworden. Man schließt Verträge mit den Häuptlingen ab und bewegt sie, sich der Krone Englands zu unterwerfen, man nimmt ihnen ihr schönes Land ab, für einige Dutzend Flinten und einige Fässer Pulver, welche man ihnen zu dem Behufe giebt, daß sie

sich unter einander bekriegen und desto schneller vernichten können, wie man es mit Neuseeland gemacht hat und so ist dann Alles in bester Ordnung. Es ist eigentlich merkwürdig, daß, obschon von einem Engländer, Cook, zum zweitenmale entdeckt und dann seit 60 Jahren von englischen Missionairen besucht, Tahiti doch niemals von England für sein Eigenthum erklärt wurde und da dies nicht geschehen, so kam nun Frankreich den Engländern zuvor und das geschah in ganz eigener Weise.

Man hatte, nachdem 40 Jahre engländische Missionaire den Boden von Tahiti bearbeiteten, in Frankreich von den schönen Inseln gehört und gelesen und man beschloß französische Missionaire dahin zu senden, damit sie den ergiebigen Boden weiter bearbeiteten. Man dachte, daß die puritanische Strenge der engländischen Missionaire den fröhlichen, zum Lebensgenuß geneigten Insulanern unmöglich so gut zusagen könne, als der Katholicismus, welcher die fleischlichen Sünden mit der allerungemeinsten Milde betrachtet und sie ebenso leicht verzeiht, wie sie begangen werden; es wurden daher vier Missionaire derjenigen Gesellschaft, die sich die Bekehrung des östlichen Oceaniens zum Beruf gemacht hatte, nach Tahiti gesendet. Ein junger Priester dieser im Jahre 1814 gegründeten Gesellschaft, Namens Rochouse, ward zum Bischof in partibus infidelium ernannt, zum Bischof von Nelopolis und zum apostolischen Vicarius des östlichen Oceaniens.

Vier Missionaire, Chrysostome Liansu, Francois d'Assisse Caret, Honore Laval und Columban Murphy, ein geborner Irländer und entsetzlich wilder Fanatiker, schifften sich mit dem Bischof im Jahr 1833 ein und gelangten am 13. Mai 1834 nach Valparaiso.

Es ist schwer zu sagen, was die würdigen Männer so lange in der amerikanische Handelsstadt aufgehalten hat, denn erst zwei Jahre später wurde der Irländer nach Tahiti gesendet, aber hier trat er auch sofort mit dem ganzen blinden Bekehrungseifer auf, welcher die Zeloten aller Bekenntnisse auszeichnet und welcher bereits so vieles und entsetzliches Unheil angerichtet hatte. Er selbst schreibt darüber an seine Vorgesetzten: „Es ist gar nicht besonders zu verwundern, daß, als ich, ein Kind vom geheiligten Herzen, auf der Insel anlangte, welche seit vielen Jahren im Besitze des Satans und seiner ketzerischen Lehren ist — dieser Feind der Christenheit und der Menschheit — seinen Zorn, seine Wuth gegen uns, die Bekenner der einzig wahren Religion, verdoppelte und daß die Abgesandten der Ketzer empfanden, wie ich gekommen sei, um ihrem Reich der Lüge ein Ende zu machen."

Man muß den engländischen Priestern die Gerechtigkeit widerfahren lassen, zuzugestehen, daß sie dem Herrn Murphy keine Hindernisse in den Weg legten, obwohl er gerechte Zweifel in seinem Beruf erweckte, er war seines Handwerks ein Zimmermann, trug einen gewaltig langen, unschönen Bart, rauchte aus

einer übelriechenden kurzen Matrosenpfeife den entsetzlichsten Tabak, trank sehr viel geistige Getränke und schimpfte noch mehr als er trank. Dennoch ließ man ihn vollkommen gewähren, bis zwei Monate nach seiner Ankunft noch zwei andere Missionaire heimlich nach Tahiti kamen.

Heimlich, dies erregte den Verdacht der dort ansässigen Engländer und der Missionaire, welche sich für autorisirte Behörden ansahen und welche festgesetzt hatten, daß man nur in Papeite landen dürfe, die Missionaire aber waren gerade dort nicht, sondern auf der entgegengesetzten Seite der Insel ausgeschifft worden. Nachdem sie von hier die volle Hälfte, die ganze östliche Seite umkreist hatten und die meisten Dörfer besucht, kamen sie endlich auch nach Papeite, welches damals noch Wilkes Harbour hieß und fanden bei dem amerikanischen Consul Moerenhout eine gastfreundliche Aufnahme.

War schon das Erste, die unerlaubte Landung verdächtig, so war es die Aufnahme bei Mr. Moerenhout doppelt und der unangenehme Eindruck wurde noch verstärkt dadurch, daß sie sich weigerten von den Gesetzen des Landes Kenntniß zu nehmen; die Königin Pomare nämlich, hatte ihnen diese vorlesen lassen wollen, als sie sich bei ihr einfanden, mit seidnen Shawls und anderen Stoffen beschenkten und lediglich um Erlaubniß baten, ihre Lehre auf der Insel verbreiten zu dürfen. Dieses sollte in den Grenzen der Landesgesetze gestattet werden, dies aber war den würdigen Herren nicht recht, sie entfernten sich, um sie nicht anzuhören und mußten so natürlich Verdacht erregen. Darum wurde ein Bote an sie abgesendet und ihnen angedeutet, daß sie die Insel zu verlassen hätten, aber auch dieses ließ sie ganz unberührt und als nunmehr der Schooner, welcher sie hergebracht hatte, sich anschickte die Insel zu verlassen, wurde ihnen die Weisung nochmals wiederholt. Jetzt leisteten sie dadurch offenen Widerstand, daß sie sich in ihr Haus einschlossen und alle Aufforderungen unbeachtet ließen. Der Schooner mußte nunmehr noch 24 Stunden am Orte bleiben und da sie während dieser Zeit das Haus mit keinem Schritt verließen, so wurden Gerichtsdiener beordert durch das Dach in das Haus einzudringen, die beiden Patres wurden mit ihren Habseligkeiten auf den Schooner gebracht und fortgeschickt.

Das Auftreten der Herren war somit ziemlich ungünstig abgelaufen, dies hinderte aber den einen derselben keineswegs sein Glück noch einmal zu versuchen, er kam mit einer amerikanischen Brigg, noch bevor zwei Monate abgelaufen waren, wieder nach Tahiti, begleitet von einem anderen Priester, Pere Maigrat, und wünschte gelandet zu werden. Trotz dem die wiederholten Bitten des Kapitain Williams und des amerikanischen Consuls (der ein geborner Belgier und Katholik war) abgeschlagen wurden, ließ der unverschämte Kapitain die beiden Missionaire trotz des Verbotes an's Land bringen, nun aber legten sich die Eingebornen selbst drein, denn die Sache kam ihnen doch zu drollig vor, sie gingen dem nahenden Boote in großer Zahl entgegen und verhinderten dessen Landung.

Von diesem Ereigniß nahm Frankreich den Vorwand her, die Fregatte Venus auf Execution gegen Tahiti abzusenden und für die angebliche Mißhandlung zweier Unterthanen des Königs von Frankreich eine Entschädigung von 2000 spanischen Piastern zu fordern, auch mußte die Königin Pomare einen Vertrag schließen, nach welchem allen Franzosen gestattet wurde, die Inseln der Tahitigruppe zu besuchen, ihre Religion daselbst frei auszuüben, ohne jedoch sich in die Angelegenheiten des Landes zu mischen.

Sehr bald kamen zu diesen zugestandenen Rechten nicht zugestandene, sondern usurpirte Rechte. Du Petit Thouars kam im September des Jahres 1842 zum zweitenmal (er war auch Commandeur der Fregatte Venus gewesen) als Obercommandant der französischen Stationen nach Tahiti. Er hatte nichts angelegentlicheres zu thun als die Königin und das Volk auf die empfindlichste Art zu demüthigen — zu veranlassen, daß man sich schriftlich um das französische Protectorat des Königs Louis Philipp bewerbe. Diese Protection wurde nunmehr zugesagt, allein der Admiral war hiermit durchaus noch nicht zufrieden, denn als er zum drittenmal wiederkehrte, gewahrte er auf dem Hause der Königin eine Flagge, welche er als die englische erklärte, er ließ dieselbe unter dem Vorwande, das Aufhissen der Flagge sei eine Beleidigung der französischen Nation, durch seine Matrosen mit Gewalt herabnehmen und erklärte hierauf den Archipel für ein Besitzthum Frankreichs, wie er es unmittelbar zuvor auch mit den Marquesas (Nuka-Hiwa) gemacht hatte.

Die Königin Pomare flüchtete nach der Insel Raiatea und schrieb von hier aus sowohl an den König der Franzosen sich über die Gewaltthaten beklagend als auch um die Königin von England zu bitten, ihr Schutz angedeihen zu lassen. Von dieser letzten Seite geschah nichts für die arme Königin. Ludwig Philipp hatte aber doch so viel Achtung gegen die würdige Frau, daß er den voreiligen Herrn Admiral zurückberufen und die Inseln wieder unter die unmittelbare Hoheit der Königin stellen ließ. Das französische Protectorat wurde aber aufrecht erhalten und so sind denn die schönen Inseln, wenn auch nicht von Rechtswegen, so doch durch die Thatsachen eine Colonie Frankreichs geworden. Die französischen Autoritäten bestimmen die Abgaben, die Ein- und Ausfuhrzölle und die Königin selbst erhält ein Jahrgehalt von 25,000 Franken (etwas mehr als 6000 Thaler, also halb so viel wie ein preußischer Minister bekommt) aus den Händen des französischen Schatzmeisters von Oceanien.

Bis zur Ankunft derselben cursirten hier Kupfermünzen, welche von den Missionairen eingeführt worden waren, sie trugen auf dem Avers ein Schiff mit vollen Segeln und auf dem Revers die Schrift „Kupfer ist besser als Papier" in englischer Sprache. Als die Franzosen hier festen Fuß faßten zogen sie die Münzen ohne irgend welche Entschädigung ein, warfen sie ins Meer und belegten den ferneren Gebrauch der nicht zu ihren Händen gekommenen, mit schweren Strafen; sie selbst brachten aber Franken und halbe Franken mit und

vertheuerten ganz unnöthig alle Gegenstände des Handels, welche jetzt mit so vielen Silberstücken bezahlt werden mußten, als man früher Kupferstücke gegegeben hatte.

Obwohl gegen die engländischen Missionaire keine Gewaltthat verübt worden ist, so zogen diese sich doch, wie es scheint von selbst zurück. Von 23, die sonst auf Tahiti vertheilt waren, ist nur ein einziger geblieben und dieser bewohnt das weitläufige Missionsgebäude und überwacht die Druckerei, worin jetzt ein Setzer, während sonst zehn darin beschäftigt waren. Der Sabbath der sonst mit so großer Strenge gefeiert wurde, ist jetzt den Missionairen ein Greuel, denn er wird durch Tanz und Musik entweiht. Aber obschon von der puritanischen Strenge zurückgekehrt, sind doch die Eingebornen nicht zu Katholiken geworden und man glaubt, daß auf der ganzen Inselgruppe nur 100 Bekenner dieses Glaubens sind. Die katholische Kirche ist eine dürftige Strohhütte und 8000 Franken, welche jährlich und zwar seit mehr als 20 Jahren zum Bau einer Kirche hergegeben werden, haben bis jetzt noch nicht vermocht zu bewerkstelligen, daß ein Grundstein zu der Kirche gelegt wurde.

Einhundertundsechstes Kapitel.

Französische Gerechtigkeit. Eine Revolution wird glücklich entdeckt und unterdrückt. Ein tahitisches Volksfest. Die anmuthigste Gasse.

Die Königin Pomare scheint sich nachgerade mit Geduld in die Demüthigungen gefunden zu haben, die allerdings eine Zeitlang hart genug gewesen sein mögen, denn sie ist noch jetzt einer ununterbrochenen Bewachung ausgesetzt und darf nur die nächsten ihrer Verwandten empfangen, falls nicht eine ausdrückliche Erlaubniß des Gouverneurs dazu eingeholt wird. Das schlimmste aber was ihr begegnet war, hatte kurz zuvor stattgehabt. Es waren Streitigkeiten über ein Grundstück entstanden, und sie waren von den französischen Behörden entschieden worden. Die Königin Pomare und ihre Verwandten hielten diese Entscheidung für ungerecht und beriefen deshalb einen Gerichtshof von ihren Unterthanen, um die Sache noch einmal zu untersuchen und ein Urtheil zu fällen. Als der französische Gouverneur von dieser Sache unterrichtet wurde, schickte er den Vorsitzer des Gerichtshofes in Verbannung auf eine entfernte Insel und zwang die Königin diese Maßregel durch ihre eigenhändige Unterschrift gut zu heißen.

Kurze Zeit darauf geschah das Entsetzlichste was einem französischen Protectoratshandhaber geschehen kann; es brach eine gefährliche Revolution aus,

welche durch die Klugheit und Energie des französischen Gouverneurs glücklich unterdrückt wurde. So stellte man die Sache wenigstens am französischem Hofe dar, in der That lag das Empörende aber ganz und gar auf Seiten des französischen Machthabers.

Die Königin Pomare besitzt nahe dem Dorfe Papaoa ein Landhaus. In dem Dorfe wurde ein einheimisches Fest gefeiert und bei demselben tranken einige politisch exaltirte Köpfe auf den Tod der Weißen. Dies war das Factum. Die armen Teufel waren am andern Morgen ganz außerordentlich friedlich, aber doch war durch seine Spione der Gouverneur von dem drohenden Ausbruch einer fürchterlichen Revolution, bei welcher alle Weißen ermordet werden sollten, unterrichtet worden und er nahm 150 wohlbewaffnete Soldaten zusammen, marschirte mit denselben nach dem eine Stunde entlegenen Dorfe und arretirte die Königin und ihre beiden Söhne, welche sich sehr friedlich beim Abendessen befunden hatten.

Die Königin wurde auf einen einspännigen Wagen gesetzt und nach Papeite gebracht, die beiden Knaben mußten mit auf den Rücken gebundenen Händen mit den Soldaten eben dahin marschiren und diese unterließen nicht, sie grimmig zu bedrohen und ihnen zu sagen, daß sie mit ihrem Leben für jede Unbill stehen müßten, die man den Weißen anthun würde.

Als die Königin nach der Stadt kam, frug sie ängstlich ob man sie in das Gefängniß bringen wolle, der grobe Kutscher antwortete ihr nicht und ließ sie in Todesangst, daß sie unter gemeine Verbrecher und Trunkenbolde gesperrt werden würde, doch beging man keine solche Infamie von Seiten der Franzosen, man brachte sie und ihre beiden Söhne nach ihrer Privatwohnung, doch mußten alle drei geloben die Stadt nicht zu verlassen und auch dem engländischen Missionair wurde aufgegeben die Königin vorläufig nicht zu besuchen.

So hatte die außerordentliche Wachsamkeit des Gouverneurs eine furchtbare Revolution im Keime erstickt, und die Verbote die Stadt zu verlassen und mit Fremden zu verkehren mochten die arme Königin so eingeschüchtert haben, daß sie kaum ein paar Worte über die allergewöhnlichsten Höflichkeitsformeln hinaus zu sprechen wagte.

Neben der Königin befand sich ihre Nichte, die Prinzessin Lukia, eine junge Schönheit von 17 Jahren, seit zwei Jahren mit einem Engländer Namens Brander verheirathet; sie war in ein prächtiges hellblauseidenes Gewand mit breiten Spitzen an den weiten Aermeln gehüllt und hatte einen Granatkranz in dem prachtvollen schwarzen Haar. Ich kann mir wohl denken, daß, wenn die Frau Tante einmal so schön ausgesehen hat, sie bei der sichtlichen Ueppigkeit der Formen wohl manchen kräftigen Mann gereizt haben mag und bei der Ueppigkeit des Klimas wohl geneigt gewesen sein dürfte, selbst mehr als bescheidnen Wünschen entgegen zu kommen.

Das schöne Weib saß so stolz und doch so anmuthig und freundlich auf ihrem Sessel, daß man fühlte, sie sei eine geborne Königin, indessen die herzgewinnende Milde, welche aus ihren Mienen sprach, die Hoheit so sehr milderte, daß man sich von ganzem Herzen zu ihr hingezogen fühlte. Sie sprach zu meinem Erstaunen ganz fertig engländisch und auch recht anmuthig französisch. Ich hätte diese königliche Figur wohl tanzen sehen mögen, allein dazu war hier keine Gelegenheit, der Boden, obgleich gut gedielt, war doch ganz mit den feinen einheimischen Matten bedeckt, welche es ganz unmöglich machen einen Schritt nach europäischer Weise zu tanzen und die tahitische Weise war für eine Prinzessin nicht geeignet.


Prinzessin Lukia.

Die beiden Söhne der Königin waren gleichfalls anwesend, der jüngste ist ein Knabe von etwa 12 Jahren, trägt den Namen Joinville, scheint mir sehr aufgeweckt, sehr lebendig und giebt auf an ihn gerichtete Fragen, ohne alle Blödigkeit ruhige und ganz gescheidte Antworten. Der ältere, welcher einmal der Besitzer der Inseln werden soll, ist sehr schwächlich und kränklich und scheint mir nicht gerade geeignet in die Fußtapfen seiner Vorfahren zu treten.

Das ganze Fest hatte die vollkommenste Aehnlichkeit mit einem französischen Diner, wie man es auf Landgütern oder sonst bei reichen und vornehmen Personen zu finden pflegt, es hatte nicht das geringste Fremdartige, die Gerichte waren von einem französischen Koch zubereitet, die Weine waren aus Frankreich herübergebracht, man aß mit silbernen Messern und Gabeln, von französischem Porzellan, man fing lange nach Sonnenuntergang an und blieb lange nach Mitternacht bei der Flasche sitzen, aber auch hier wieder auf französische Weise, man nippte, man schlürfte von den feinen französischen Weinen und schwerlich hat einer von den Franzosen mehr als eine Flasche während der Dauer des

ganzen Diners geleert. Mit den Engländern allerdings war dies etwas anderes, sie können nicht unter drei Flaschen Portwein vom Tische fortkommen. Kameele stehen nicht auf, wenn sie zu schwer beladen sind, Engländer dagegen stehen nicht auf, als bis sie eine hinlänglich schwere Ladung haben.

Mehr interessirte mich ein Volksfest, welches Tages darauf gegeben wurde. Es fand in einem benachbarten Dorfe statt und wurde, was eben den Engländern zum Entsetzen gereicht, am Sonntage abgehalten und dieses gab mir Gelegenheit eine große Menge der hübschesten Mädchen zu sehen, welche nur in sofern einen betrübenden Eindruck auf mich machten, als es mir scheinen wollte, daß die natürliche, unschuldige Fröhlichkeit dieser einst so glücklichen Menschen von ihnen gewichen wäre. Von dem Bilde, welches uns Bougainville von ihnen entwirft, fand ich keine Spur: „Ich glaubte mich in den Garten Eden versetzt, aus dem blühenden Rasen sproßten die herrlichsten, reiche Früchte tragenden Bäume hervor, krystallhelle Bäche durcheilten die schönen Gegenden und erfüllten sie mit einer beglückenden Frische, eine zahlreiche Bevölkerung genoß der Schätze, welche die Natur mit vollen Händen darüber ausstreute. Ueberall sahen wir Gruppen von Jünglingen und Mädchen, von Männern und Frauen, welche uns freundlich und zuvorkommend grüßten, überall sahen wir die Freude und das Glück ihre Rechte geltend machen, überall kam uns die unbeschreibliche Zuvorkommenheit entgegen und auf allen Gesichtern lachte der Frohsinn, lachte die süßeste Unschuld.“

Nein, so war es nicht mehr. Alle diese Eigenschaftsworte paßten nicht mehr auf die jetzigen Bewohner von Tahiti aber dennoch war das Schauspiel, welches sich mir darbot, ein unbeschreiblich heiteres.

Der Gouverneur, dessen Gäste wir waren, hatte hier ein Landhaus, man schien zu wissen, daß er kommen würde, denn die Festlichkeit fand auf dem Platze vor seiner Wohnung statt. Als wir kamen — der Supercargo hatte zu meiner größten Freude seine Betheiligung bei dem Feste abgelehnt — rangirten sich plötzlich die bunt durcheinander wimmelnden Gruppen und es entstand eine breite Gasse, durch welche wir gingen. In den vordersten Reihen standen durchweg nur Mädchen, aber diesmal nicht in den abscheulichen Missionshemden (welches übrigens auf Tahiti einen besseren Schnitt hat und der Blouse französischer Fabrikarbeiter gleicht, wie ich bereits oben angeführt habe), sondern in ihrer, wie ich glaubte, längst vergessenen Nationaltracht, die wirklich das Costüm aus den Zeiten unsres Urvaters Adam ist, wenn nicht eine feine Matte in der Form eines Handtuches dazu käme, welche um die Hüfte geschlungen ist und etwa bis auf die Hälfte der Lende reicht. Auf den Schultern oder auf dem Arm hatte eine Jede noch einen Mantel, ein großes Stück feinen Bastzeuges, welches mitunter außerordentlich schön und geschmackvoll verziert war. Die Haare von dem prächtigsten Blauschwarz und von der reichlichsten Fülle

waren alle mit den schönsten Blumen des glücklichen Landes geschmückt oder mit kleinen, den Hahnebutten ähnlichen Früchten, oder mit den goldglänzenden Schuppen des Ananas, am häufigsten sah man aber die prächtig rothe Granatblüthe, deren feurige Farbe den Geschmack der Tahitierinnen am mehrsten zuzusagen schien.

Hinter diesem bunten und allerliebsten Spalier, das mir um ein Beträchtliches anmuthiger schien als solches von schnurrbärtigen Grenadieren, standen die jungen Frauen und dann erst kamen die Männer, alle gleichfalls so wenig als möglich bekleidet, obwohl man bei ihnen am häufigsten einzelne Stücke europäischer Kleidung wahrnahm, z. B. Badehosen, dann auch längere bis über die Kniee reichende Hemden, besonders häufig Stroh- oder auch Filzhüte, niemals aber den Ueberrock oder den Frack, denn so gescheidt sind sie trotz ihres langen Umganges mit den Europäern doch geblieben, um einzusehen, wie unschön dieses letzte Kleidungsstück ist.

Was mich besonders erfreute, war die Bescheidenheit aller dieser lieben Menschen, zur Freude, zur Lust versammelt, schon vorher ausgelassen in dem Gedanken dessen, was ihrer hier beim Feste wartet und doch keinem Anderen in den Weg tretend, keiner den Anderen irgendwie belästigend.

Himmel, wenn ein solches Fest in irgend einer Hauptstadt Europas gefeiert würde, was hätte der Unglückliche zu erdulden, der sich dabei betheiligen wollte, wie würde er sich müssen stoßen, drücken, drängen lassen, welche Unverschämtheit würde der liebenswürdige Plebs entwickeln, namentlich gegenüber den besser gekleideten Individuen, wie viele Hüte würden angetrieben, wie viele seidene Kleider zerschnitten werden, ach! die armen Tahitier haben noch viel zu lernen, sie sind lange noch nicht auf dem Gipfel der Civilisation angelangt.

Ueberall empfing uns ein freundlicher, zuvorkommender Gruß, die Mädchen lachten uns schelmisch entgegen und waren nicht sparsam mit drolligen Bemerkungen, die Männer zeigten, daß es ihnen Freude mache, fremde Gäste zu sehen und sie bemühten sich im vortheilhaftesten Lichte zu erscheinen; wozu bei ihrem prächtigen Körperbau und bei dem eigenthümlichen, ich möchte beinahe sagen vornehmen Anstand, den sie hatten und der durchaus entfernt war von der schrecklichsten Art desselben, nämlich von dem vornehmthuerigen? Nein, da war nichts gekünsteltes, da war nichts gemachtes, der Anstand war durchaus naturwüchsig.

Wir hatten die Reihen passirt und näherten uns dem Hause des Gouverneurs, vor welchem sich eine breite Veranda hinzog, acht bis zehn Fuß hoch über dem Erdboden. Hier auf bequemen, aus Holz geflochtenen Sesseln nahmen wir Platz, hier sahen wir dem Volksfeste zu, welches damit anfing, daß ein jeder der Anwesenden etwas zu den Kosten desselben beitrug, indem man

dem Gouverneur ein Geschenk machte, welches dazu diente, unter den Anwesenden vertheilt zu werden. Jedes Mädchen trat vor den Gouverneur, machte ihm eine Verbeugung und legte eine feine, schön geflochtene Matte und einen Blumenkranz vor ihm nieder, darauf zurückkehrend zu den Ihrigen vereinigte sie sich mit diesen, um Früchte aller Art auf einem großen Haufen zu versammeln, dasselbe geschah von Anderen mit getrockneten, mit geräucherten, mit gebratenen Fischen. Wieder Andere brachten gebratenes Geflügel herbei und was es auch war, immer zeigte sich eine große Sorglichkeit für die Reinerhaltung. Kein Stück ward niedergelegt, ohne daß es in breite Banenenblätter eingewickelt gewesen und zur überflüssigen Vorsicht noch ein großes Brodbaumblatt zur Unterlage auf dem Erdboden gehabt hätte.

Auch eine große Menge Cocosnüsse oder ausgehöhlter Flaschenkürbisse mit Getränken waren vorhanden, diese letzteren enthielten meistentheils gegohrnen Zuckerrohrsaft, der durch den Saft von Apfelsinen und von Ananas ungemein wohlschmeckend gemacht war und mir sehr geeignet schien, den verderblichen Branntwein, den die engländischen Missionaire eingeführt, zu verdrängen. Bekanntlich hatten sich Spekulanten eingefunden, um aus den Fruchtsäften und dem Zuckerrohr der Inseln Branntwein zu brennen. Diesem schändlichen Treiben, das ganz geeignet war, das arme Volk zu demoralisiren, haben sie durch Zerstörung der Brennereien sehr schnell ein Ende gemacht, sie wollten den Verkauf des Branntweins in ihren Händen behalten, der von ihnen gelieferte demoralisirte nicht.

Einhundertundsiebentes Kapitel.

Jeder der Anwesenden trägt zu den Kosten des Festes bei. Der Upaupa-Tanz, ein Cancan. Leben der Tahitier.

Als dieser geschäftliche Theil des Festes beendet war, als man alles ausgelegt hatte, was zur Nahrung des Leibes nöthig war, ging es daran, auch etwas für die Nahrung des Geistes zu thun. Viele der älteren Frauen eilten auf die ausgelegten Schätze zu und bargen dieselben in dem Raume unter dem Hause des Gouverneurs, damit Platz werde auf der Stelle, auf welcher die Tänze aufgeführt werden sollten. Nun ordneten sich die Mädchen zu mehreren Reihen hintereinander und begannen einen eintönigen Gesang, welchem ich eben nicht viel schönes abgewinnen konnte, es sei denn, daß man ihn hätte rührend nennen können, er klang durchaus wehmüthig, aber nicht im geringsten unharmonisch.

Ein Aehnliches geschah nachher von den Männern und es bildete sich dann eine Art Procession, eine Art tahitische Polonaise, bei welcher immer ein Mann und ein Mädchen nebeneinander gingen; nachdem mehrmals der Platz umkreist worden war, theilte sich die große Doppelreihe, die Männer ordneten sich links, die Frauen und Mädchen rechts, so daß sie wieder paarweise, aber in einem halb so großen Kreise umhergingen. Als nun die Musik plötzlich schwieg, standen beide Geschlechter gesondert in großen Kreisen, und auf der Stelle, wo sie standen, vereinigten sie sich in Gruppen von sechs bis acht Personen, setzten sich nieder und nun begann das Essen. Von den älteren Frauen, welche an dem Marsche nicht Theil genommen, wurde jetzt eine Fülle von Lebensmitteln herbeigebracht und in der Mitte jeder kleineren Genossenschaft niedergesetzt. Ich hatte Gelegenheit, zu bewundern, welche Quantitäten von in- und ausländischen Früchten (die Tahitier treiben einen ausgebreiteten Handel mit Apfelsinen und Citronen, mit Ananas und Granatäpfeln nach dem Festland von Amerika) von Fischen, Fleisch und gebackenem Brodfruchtteig die Männer zu vertilgen vermochten. Es will mir vorkommen, als hätte ich bei vielen den Bauch schwellen gesehen bei der immer wachsenden Anfüllung desselben. Das weibliche Geschlecht hielt sich dagegen in angemessenen Schranken.

Die Tage in den Tropenländern dauern, wie wir wissen nur zwölf Stunden, die Sonne ging unter und ein paar Minuten darauf war es Nacht, aber keinesweges auf unsrem Festplatz, auf dem nun erst rechtes Leben begann. Rundum hatte man etwa hundert Dreibeine errichtet von Klafterhöhe, auf denen sehr flache Schüsseln von Thon lagen, in diese brachte man harziges Holz, trockne Bambussplitter, abgefallene Palm- und Pandanusblätter, die Fruchtschuppen dieser letzteren u. s. w., was alles mächtig, hochauflodernde Flammen gab. Die fleißigen alten Frauen, welche für Trank und Speise gesorgt hatten, gingen nun umher, fortwährend Nahrung zu den Fackeln bringend und die Lohe unterhaltend, welche den Platz sehr schön beleuchtete, zwar wankend und schwankend aber nur desto malerischer.

Als es so weit, begann das eigentliche Fest, es begann der Tanz, den man gewohnt ist, für äußerst unanständig zu erklären, der aber von dem Cancan der Pariser bei weitem übertroffen wird. Dieser letztere ist ein bachantisches Rasen in den wildesten Schwingungen und immer in so unanständiger Weise, daß ein Mädchen mit einem Manne, nicht sowohl mit den Armen als mit den anderen Extremitäten verschlungen, tanzt. So ist nun der unanständige Upaupa-Tanz nicht, er ist etwas besseres und etwas schlimmeres wie man will. Der Tanz wird stets nur von einem Paare aufgeführt und er besteht wie die italienischen und spanischen Tänze in stummen Liebeserklärungen, in Ausdrücken des lebhaftesten Verlangens, der wildesten Begier von einer Seite, des Zurückstoßens, des allmäligen Nachgebens und zuletzt der rückhaltlosen Hingebung von der anderen Seite, dann stürzt das Paar einander in die Arme, dann umfaßt der

Mann das Mädchen mit der Lüsternheit eines Satyrs und trägt sie auf seinen Armen davon, mit ihr den Schauplatz verlassend und dann wahrscheinlich alle die Süßigkeiten empfangend, welche dasselbe ihm verheißen hat, doch ist dieses nur eine Vermuthung, vielleicht eine sehr wahrscheinliche, aber weiter nichts, nach einiger Zeit erscheint das Mädchen hier, der junge Mann dort wieder in den Reihen, und unter fortwährendem Wechsel der Persönlichkeiten dauert das Spiel lustig fort. Etwas, das die Geheimnisse der Cithere offen entweihete, sieht man nicht und bis zu dem Vorbilde, welches Krates und Hypparchia dem klassischen Griechenland gegeben haben sollen, hat sich hier auf Neu-Cithere noch Niemand emporgeschwungen. Was dort geschieht, ist jedenfalls ganz unsittlich nach unseren Begriffen, aber nicht nach den Begriffen der Leute, es ist ungefähr so wie mit der Vielweiberei, welche in England mit dem Strange bestraft wird, in der Türkei aber nicht den geringsten Anstoß giebt und sogar von denjenigen geübt wird, welche die Verkündiger der Religion sind. Ja man darf nicht einmal so weit gehen, nicht so weit von einander wohnende Völker in Betracht ziehen. Die Engländer, obwohl es unter denselben auch Lady's, d. h. Frauen von Lords giebt, welche sich nichts daraus machen, einen Stallknecht zu erhören, wenn derselbe sonst nur die Eigenschaften besitzt, welche ein lüsternes Weib fordert — die Engländer finden in diesen Tänzen so etwas gräuliches, daß sie sich niemals — ich will nicht sagen damit befreunden, sondern daß sie sich niemals damit versöhnen können. Ihre Nachbarn dagegen, die Franzosen, sehen darin etwas durchaus unverfängliches und der französische Gouverneur, welchen ich über diesen Gegenstand sprach, ja welchen ich sogar frug, ob es nicht besser sei dergleichen zu unterdrücken, erwiderte mir, er möchte nicht gerne gegen die althergebrachten Sitten der Eingebornen verstoßen, sie thäten ja nichts Böses und die beiden Geschlechter seien ja eben für einander geschaffen, um sich miteinander zu erfreuen — nun denn, Franzosen und Engländer halten sich beide für Christen und jeder von beiden glaubt, daß er der eigentliche Christ sei und in seinen Ansichten vor allen Anderen Recht habe. Nun denn, so laßt uns den Tahitiern erlauben, daß die Tahitier glauben, auch sie haben Recht —

„Alles schickt sich nicht für Einen,
Eines schickt sich nicht für Alle,
Sehe Jeder wo er bleibe,
Sehe Jeder wie er's treibe,
Und wer steht, daß er nicht falle."

sagt der Altmeister Goethe und hat er denn nicht Recht? paßt denn wirklich Alles, was die Engländer thun, für die Deutschen und Alles, was die Franzosen thun, für die Russen oder für die Lappländer? welche ungeheure Eitelkeit ist es zu glauben, daß die Chinesen nicht glücklich wären, weil sie nicht unter englischen, und daß die Japaner nicht glücklich sein könnten, weil sie nicht unter nordamerikanischen Gesetzen stehen!

Und dann, was will man denn von diesen armen Menschen? Was hat man ihnen gebracht für ihre sogenannten Laster? War etwa der Tabak oder das Feuerwasser, war etwa die Syphilis, die Psora, waren die Pocken und die Faulfieber und die gänzlichen Diskrasien etwas besseres als das unschuldige Vergnügen an sich selbst, was man ihnen nehmen wollte und welches doch allen Naturkindern so durchaus allgemein ist? Um sie zu verändern, hätte man sie vor allen Dingen in ein minder glückliches Klima bringen müssen, oder vielmehr nicht sie, sondern ihre Kinder, man hätte sie dann in puritanischen Ansichten erziehen müssen, so wäre wohl dasjenige aus ihnen geworden, was ihre Lehrer haben wollten. Dazu hatten sie nicht Geduld und umgekehrt hatten die erwachsenen Eingebornen kein Bedürfniß nach einem klösterlichen Leben mit puritanischer Strenge, welches die Freude als Sünde verdammt und nichts weiter gestattet, als daß der Mensch, der nun einmal schwach ist, sich heimlich erfreue und öffentlich Reue heuchle über diese heimlichen Freuden.

Der Tag eines Tahitiers vergeht in folgender Weise. Nachdem er oder sie eines gesunden Schlafes genossen, wird ein erfrischendes Bad im benachbarten Bache oder erst in der See und dann im Bache genommen, nun sucht man Blumen, um sich das Haar damit zu schmücken, oder man macht sich aus einem großen Brodfruchtbaumblatte einen Sonnenschirm, der gleich unsren Lichtschirmen von Draht und Papier über das Hinterhaupt gezogen wird und zugleich mit dem vorspringenden Theil die Augen und das Gesicht gegen die Sonnenstrahlen schützt.

Ist das Geschäft beendet, so sucht ein Jeder einen Freund, einen Nachbarn auf. Die Frauen und Mädchen besuchen sich in ihren Hütten, sie setzen sich auf Matten und spielen Karten (siehe Titelbild zu Band III) was sie auch von den Engländern gelernt haben, oder sie plaudern mit einander, sie essen und trinken, was das Haus bietet und was heute hier empfangen wird, das wird Morgen bei der Besucherin freigebig ausgetheilt. In derselben Zeit machen die Männer Besuche bei einander, da sie jedoch nicht so besorgt sind um Erhaltung ihrer hellen Hautfarbe, so halten sie ihre Gespräche im Freien.

In lustiger Unterhaltung vergeht so die Zeit bei drei oder vier, mehr oder minder kurzen Besuchen, bis die Stunden der größten Hitze kommen, eine Stunde vor Mittag bis drei Stunden nach Mittag dauernd. Während dieser Zeit ist jeder Windhauch erstorben und es tritt das ein, was die Franzosen ganz angemessen l'immobilité des feuilles zu nennen pflegen. Während dieser Zeit herrscht eine drückende Hitze und darum sucht ein Jeder seine Hütte auf, legt sich auf eine Matte oder eine Laubmatratze, bis der Seewind eintritt, der nun belebend und erfrischend bis in die Nacht hinein dauert, bis wieder Windstille eintritt, wie zur Mittagszeit, aber keine Schwüle, sondern nur wohlthuende Wärme, wie auch wir dieselbe in unsren nordischen, äußerst kurzen Sommernächten empfinden!

Ausgeruht durch einen erquickenden Mittagsschlaf fühlt man sich nun gestärkt zu jeder Thätigkeit, da aber der Tahitier um seiner Existenz willen nicht zu arbeiten braucht, da alles selbst ihm in den Mund wächst, so besteht sein ganzes Thun im Jagen nach Vergnügen. Die Menschen sind ganz voll übersprudelnder Lust, welche sich zuerst in tausend Schäkereien während des Badens Luft macht, wobei denn auch die verwelkten Blumen des Kopfschmuckes fortgeworfen und durch frische ersetzt werden. Nun geht es wieder umher, bald hier bald dorthin, wo man in einer Hütte Feuer sieht, da ist Besuch, da hört man Lachen und Singen, da sieht man die Mädchen und Frauen einhergaukeln, mit einander tanzen, spielen wie die wahren Kinder, da sieht man sie auch mit jungen Männern schäkern, mit ihnen spazieren gehen und strahlend vor Freude vom Spaziergang zurückkehren und in all diesem ist Anmuth, bewundernswürdige, hinreißende Anmuth, welche die Tahitierin auch in ihren kühnsten und wildesten Bewegungen nicht verläßt. Ich habe junge, schöne Weiber auf Männerart reiten sehen, ohne Sattel im sausenden Galopp dahinfliegen, ich war immer entzückt von solchem Anblick und habe nur gewünscht, ein besserer Zeichner zu sein, um die hinreißende Gracie, welche solch' ein junges, muthiges Weib auszeichnet, durch den Griffel wiedergeben zu können. Kein Maler hätte bessere Modelle zu einer Amazone finden können, als gerade solche. Aber ob sie stehen, laufen, springen, tanzen, ob sie sich baden oder reiten, gleichviel, die schönste, reinste Gracie zeichnet alles aus.

Was brauchen solche Menschen mehr! kann man von ihnen verlangen, daß sie an den nächsten Tag denken sollen, daß sie sich Sorge machen sollen über ein Leben, daß von jedem Gedanken einer Sorge frei ist. Ist es nicht sogar sündlich, diese Menschen zu stören, irre zu machen in ihrer bisherigen Lebensweise?

Sie überlassen sich der Freude und der Lust, so lange sie jung und genußfähig sind, für sie giebt es nichts anderes und wenn das Alter kommt, so erfüllt sie nicht Neid und böse Laune, sondern sie leben in den glücklichsten Erinnerungen und sie freuen sich jetzt an den Freuden der Jüngeren und genießen somit Alles noch einmal, was sie früher selbst genossen haben. Ihre Arbeiten beschränken sich männlicherseits auf die Erbauung der Häuser und der Kähne und beim weiblichen Geschlecht auf Flechten von Matten und auf Bereitung und Färbung ihrer Zeuge und auf die Pflege der Kinder, und die Liebenswürdigkeit und die Gutmüthigkeit Aller ist so groß, daß wenn ein Gast irgend etwas bringt, was genossen werden kann, sich nicht Vater und Mutter dessen bemächtigen, sondern das Geschenk so vollständig vertheilt wird, daß für jeden Anwesenden ein Theil kommt, ja sogar für ein abwesendes Mitglied der Familie ein Stückchen zurückgelegt wird. Wir guten Christen geniren uns nicht Insekten und sonstiges Ungeziefer, was uns im Wege ist, Ratten, Mäuse u. s. w. zu vergiften, zu tödten, wie es auch sei, das thut der gutmüthige Tahitier nicht,

er verjagt die Insekten, er wirft die Skolopendren und Skorpione, wenn er ihrer ansichtig wird, zum Hause hinaus, aber er tödtet sie nicht.

Und solchen Leuten wollen wir Moral lehren? Unsere? Nun ja, aber was die eigentliche Moral betrifft, so könnten wir viel — sehr viel von ihnen lernen.

Ist es nicht unbeschreiblich komisch, daß die engländischen Missionaire selbst das Tragen von Blumen im Haar für Gott mißfällig ausgeben? Am Sonntag dürfen die Tahitierinnen durchaus keine Blumen, sie müssen irgend einen abscheulichen, barocken, europäischen Hut tragen. Der berühmte Reisende Delessert sagt: man würde es kaum glaublich finden, daß Menschen von einer solchen Stellung, wie diese Missionaire, bei denen man doch allenfalls so viel gesunden Verstand voraussetzen könnte als nöthig, damit sie die Albernheit und Unschönheit solcher Maßregel einsähen, derartige Befehle hätten geben können, wenn man nicht wüßte, daß vor Ankunft der Franzosen sie das Handelsmonopol gehabt, daß also dasjenige, was sie ein Religions- und Sittengesetz nannten, nichts weiter gewesen sei, als eine Handelsvorschrift. Sie hatten eine Menge Schund aufgekauft, Ausschuß engländischer Fabriken, der ihnen zu Spottpreisen übergeben worden war, dies mußte zu guten Preisen abgesetzt werden und darum wurden die Missionshemden und die Hüte eingeführt.

Schon eine Europäerin sieht lächerlich in einem altmodigen Hute aus, weil überhaupt solche Dinge, solche Abgeschmacktheiten nur dadurch erträglich werden, daß sie gerade in diesem Augenblick Mode sind, wie nun erst eine junge Tahitierin in der unkleidsamsten Tracht, bedeckt mit einem zerknitterten Strohhut, dessen Flügel rechts und links ungleich abgehen und dessen ganze Form in England, wo man überhaupt aus den barocken Moden die allerbarockesten heraussucht — schon vor 20 Jahren altmodisch gewesen sein muß!

Ich hörte nur einen geringen Theil der Predigt eines solchen Missionairs an, der Gottes Wort auf seine Weise auslegte, dann entfernte ich mich so geräuschlos wie möglich, was mir eigentlich leid that, da der Gottesdienst, was ich allerdings nicht wußte, sich seinem Ende näherte. Es kamen nun die frommen Kirchengängerinnen heraus und sie mußten sich so unschön vorkommen, daß sie, so bald sie mich sahen, eiligst den abscheulichen Strohhut aus den Haaren nahmen und in die Form wickelten, in welcher er zu Tausenden in eine Kiste verpackt von England hierher geschickt ward. Einige derselben, welche ich auf meinen Excursionen kennen gelernt, umringten mich, fragend, ob ich denn auch ihre Religion habe, wunderten sich über meine bejahende Antwort, da ihr Geistlicher sie versichert, daß nur die Engländer ihres Glaubens, alle anderen Menschen aber wegen ihrer abscheulichen Ketzerei zur Hölle verdammt wären. Ich wurde umringt von vielen, vielen schönen Mädchen, welche in ihrem prächtigen schwarzen Haar besser aussahen, als in ihren Strohhüten und welche sich alle gleich sehr freuten, in mir einen Glaubensverwandten zu finden. Da

trat die schwarze Gestalt des Missionairs in die Thür der Kirche und alsbald wurden die häßlichen Strohhüte auseinandergerollt und über den Kopf gestülpt und ich hatte wieder ein paar hundert abscheuliche Fratzen um mich her.

Einhundertundachtes Kapitel.

Noch etwas aus der Entdeckungsgeschichte von Tahiti. Die Einwohnerzahl Tahiti's von sonst und jetzt.

Ich machte noch einen Abstecher nach der Bai von Matawai, nordöstlich von Papeite, derjenigen, wo alle früheren Besucher von Tahiti, von Wallis, schauderhaften Andenkens, bis zu Cook gelandet hatten. Die Bai ist noch so schön und das Land noch so fruchtbar und so lachend, wie zur Zeit, wo jener erstgenannte mörderische Schuft seinen Fuß auf die Küste setzte.

Dieser harte Ausspruch muß gerechtfertigt werden, und so möge denn noch etwas aus der Entdeckungsgeschichte von Tahiti hier folgen. Der Engländer Wallis erschien am 19. Juni 1767 vor Tahiti und nannte die Insel nach Georg III., die frühere Entdeckung durch Quiros nicht beachtend, wie es so unter den Engländern gewöhnlich ist.

Der erste Anblick des gewaltigen Schiffes erweckte das allgemeine Erstaunen der Bewohner, sie glaubten nicht, daß es ein Werk von Menschenhänden sei, sie hielten es für eine schwimmende Insel, betrachteten die Masten als Bäume, die Wasser ausspeienden Pumpen als Bäche und die Seefahrer in ihren ungekannten Kleidern für höhere Wesen.

Was läßt diese erste Begegnung mit Europäern für düstere Bilder aufsteigen? Die liebenswürdigen Insulaner waren vollkommen ruhig und nur im Erstaunen beinahe versteinert, aber die Brutalität der Träger der Civilisation verstand es, sehr bald die nöthigen Gründe zu finden, um mit diesen armen und guten Menschen in gräulichster Weise anzubinden.

Ich möchte wohl wissen, warum man den Menschen in solchem Falle die Ehre anthut, sie Thiere, sie Bestien und ihre Handlungen brutal, viehisch, thierisch zu nennen? In der That, die armen Thiere haben gar keinen Grund, dies für eine Schmeichelei anzusehen, im Gegentheil, wenn ein Wolf in eine Heerde einbricht und zwanzig Schaafe mordet, bevor er mit einem davon geht, sollte man lieber sagen, er handle rein menschlich, als man von Wallis, Cooks und d'Urville's Begleitern sagen dürfte, sie handeln rein thierisch.

Es ist nicht bekannt geworden, was den Grund zu der ersten unbedeutenden Zwistigkeit gegeben hat, die Tagebücher des Schiffes schweigen hierüber,

aber Kapitain Wallis schreibt, daß er wegen der Unverschämtheit der Insulaner genöthigt gewesen sei, strenge Maaßregeln zu ergreifen und diese Maaßregeln bestanden darin, daß er seine Kanonen mit Kartätschen laden und unter die versammelten Insulaner feuern ließ, welche starr vor Entsetzen und nicht einmal wissend, daß man sich durch die Flucht diesem Schrecken entziehen, diese ganze schreckliche Sache dem Zorn der Götter zuschrieben und sich schlachten ließen.

Das furchtbare Ereigniß kommt zu Ohren des Königs und der Königin, Amo und Berea, welche nicht glauben können, daß Menschen eine so unerhörte Macht ausüben, wie man sie ihnen beschreibt, nicht glauben können, daß von fern her über eine Strecke des Meeres Menschen getödtet, ja zerrissen werden, so daß ihre zerfetzten Glieder auf dem Ufer umherliegen.

Der König begiebt sich an das Ufer, er will jene furchtbaren schwimmenden Inseln untersuchen und er schifft sich mit seinem Gefolge ein, um diese furchtbare Insel in größerer Nähe zu betrachten. Allerdings waren seine Begleiter schrecklich bewaffnet, jeder derselben hatte eine Schleuder und drei oder vier Bachkiesel bei sich, und da der kleine David mit dieser Waffe den großen Goliath gefällt hatte, so war es wohl nicht zu verwundern, daß man fürchtete, sie würden das Schiff zu Grunde richten, und so sagt der gute menschenfreundliche Kapitain Wallis, daß er, um den Kampf abzukürzen und das Blutvergießen möglichst zu verringern, mit Paßkugeln die Boote in Grund bohren ließ und mit Kartätschen unter die davoneilenden Schwimmer schoß, so weit dieselben nicht durch die mörderischen Kugeln zerrissen worden waren.

Auch der König gelangte nach dem Hintergrund der Bai und bestieg dort mit seiner Gattin, die am Lande geblieben war, einen Hügel, den er aus dem Bereich der Gefahr glaubte, aber Wallis der Christ, der vorsichtige Europäer, fand es nöthig, ihm diese Hoffnung zu benehmen, er ließ ein schweres Geschütz auf jene Stelle richten und die Kugeln schlugen vor dem Königspaare ein und sausten über deren Häupter weg, im Walde noch Dutzende von Bäumen niederschmetternd, wodurch der Kapitain unwiderleglich bewies, daß sowohl die Macht des Geistes als der physischen Kraft auf seiner Seite wäre.

Man hätte glauben können, daß nunmehr dem engländischen Hochmuth genug geschehen sei, dies war aber keineswegs der Fall, die Matrosen landeten, schlachteten die Verwundeten, die sich nicht hatten flüchten können, verbrannten mehr als 50 große Doppelboote und zündeten die Häuser an, zu denen sie gelangen konnten.

Und gegen wen hatte der grausame Mann diese gräßlichen Maaßregeln ergriffen? — Am nächsten Tage versammelten sich die Einwohner am Ufer und ein Jeder brachte Geschenke mit und lieferte sie den Mördern aus, ohne das Geringste dafür anzunehmen. Eine junge Frau, welche ihren Gatten neben sich stehend in Stücke zerreißen sah und welche durch die mörderischen Kugeln noch

zwei Kinder verloren hatte, war die Erste, welche, ihr jüngstes Knäbchen auf dem Arm, herbeikam und das Beste, was sie besaß, den Mördern der Ihrigen bot und sie dann mit von Thränen überquellenden Augen verließ.

Diese Wilden kannten nicht das Evangelium, aber sie befolgten dessen Gesetze, ohne sie zu kennen; eine Mutter verzeiht den Mördern ihres Gatten und ihrer Kinder, wie einst Christus seinen Henkern verzieh. Sie that es freiwillig, unbelehrt gleich allen übrigen Insulanern, es war nicht Zwang, nicht die unabweisbare Nothwendigkeit, die Insulaner konnten sich in ihre Wälder zurückziehen, wohin die Europäer wohl nicht gedrungen wären, es war auch nicht Gefühllosigkeit, wie man leicht und häufig von den sogenannten Wilden glaubt, die Thränen gaben davon Kunde, daß sie wohl empfanden.

Als der grausame Wallis das Volk also über seine Macht belehrt, begann er nunmehr freundschaftliche Verhandlungen, d. h. er ließ sich so viel an Lebensmitteln bringen, als sein Schiff brauchte, ließ so viel Bauholz, Sandelholz u. s. w. hauen, als er bergen konnte, er hatte einen vollständigen Sieg über die Eingebornen davon getragen und derselbe ging weiter als er glaubte, denn als er krank wurde, erschien eine hohe, majestätische Frau mit einigen Begleiterinnen auf dem Schiffe, pflegte den Kapitain und stellte ihn wieder her. Es war Berea, die Königin des mißhandelten Volkes, deren Rang sie durchaus nicht hinderte, Mitleid zu üben und Hilfe zu bringen einem unwürdigen Bösewicht, aus keinem andern Grund, als weil er derselben bedurfte.

Ein Jahr nach der Erscheinung des entsetzlichen Engländers auf dieser Insel erschien Bougainville davor und siehe, der Mann konnte seine Kanonen ungeladen lassen und seine Kartätschen sparen. Ein Volk, welches solche mörderische Creaturen mit Güte, mit Wohlthaten überhäuft, kann gegen freundliche Zuvorkommenheit nicht unempfindlich sein und Bougainville nennt diese schöne Insel einen Sitz der Glückseligkeit — ach diese Glückseligkeit dauerte nicht lange, Bougainville's Schiffsarzt entdeckte schon jene abscheuliche Krankheit, welche, wie man behauptet, die Spanier von Amerika herüber gebracht, welche von da ab durch alle seefahrenden Nationen mit ungemeinem Eifer über die ganze Erde verbreitet wurde*) und wenige Jahre nachher hatte dieser furchtbare Gährungs-

*) Die Richtigkeit dieser Annahme ist zum mindesten höchst zweifelhaft; sie brach im Jahre 1493, also ein halbes Jahr nach der Entdeckung von Amerika, unter dem französischen Belagerungsheere mit solcher Wuth aus, daß sie von da an ein Jahrhundert lang beinahe pestartig wurde und es ist nicht wahrscheinlich, daß in einer Zeit, welche kaum genügte, die Nachricht von der Entdeckung der neuen Welt von Spanien nach Italien zu verpflanzen, die Krankheit nicht allein dahin gebracht, sondern auch solche Dimensionen angenommen, wie sie wirklich erhielt. Mat hat auch in der That ganz andere Ansichten darüber aufgestellt und es bis zur großen Wahrscheinlichkeit erhoben, daß Europa dieselbe vermöge der Handelsverbindungen aus Kleinasien bekommen habe, in welchem Falle die Europäer also das Verdienst sie nach Amerika und zu den übrigen, damals noch nicht entdeckten Erdtheilen gebracht zu haben, nicht von sich abweisen können.

stoff bereits in solcher Weise um sich gegriffen, daß man seine Zerstörungen auf den Gesichtern der unglücklichen Männer und Frauen sehen konnte.

Damals gab Cook (zwei Jahre nach Kapitain Wallis dort landend) die Bevölkerung auf 220,000 Menschen an. Es war wohl nur eine Schätzung und zwar eine solche, der die große Menschenmenge zum Grunde lag, die sich den Schiffen gegenüber immer versammelten. Aber Forster selbst, welcher die ganze Insel umkreiste, schätzt doch die Einwohnerzahl auf mehr als die Hälfte der obigen Angabe, er nimmt sie zu 120,000 Seelen an.

Wie grauenvoll ist seitdem der Verlauf gewesen! Am Ende des vorigen Jahrhunderts nahm Kapitain Wilson eine genaue Untersuchung vor, er umreiste die ganze Insel und bewerkstelligte eine Art Volkszählung, wobei er nicht mehr als 16,500 Seelen aufführen kann. Was ist der Grund dieser entsetzlichen Abnahme, wenn nicht jene furchtbare Seuche in Verbindung mit den Pocken, auch ein Geschenk der Europäer?

Wir wollen annehmen, alle vorhergehenden Schätzungen seien ganz werthlos, und erst Kapitain Wilson habe das Rechte getroffen, die Zahl der Einwohner habe niemals 16,000 überstiegen, was ist denn der Grund, daß 20 Jahre später die nun sich festsetzenden Missionaire nicht mehr als 10,000 Bewohner annehmen zu müssen glauben, was ist der Grund, daß als im Jahre 1846 Delessert die Inseln besuchte, die Zahl der Eingebornen nur noch 6000 Personen betrug und im Jahre 1857 die österreichische Fregatte Novarra die Einwohner von Tahiti und dem benachbarten Eymeo auf nicht mehr als 7000 Einwohner annahm? Eine Progression der Abnahme, die furchtbar ist, von 16 auf 10, heißt etwas über ein Drittel, von 10 auf 5 heißt die Hälfte, man pflegt bei so entsetzlichen Resultaten sich mit dem Gedanken zu trösten, daß es die Bestimmung der sogenannten wilden Völkerschaften sei durch die Berührung mit der weißen Race unterzugehen, dieser Gedanke scheint mir eine Gotteslästerung. Welche Begriffe von Gott und den Naturgesetzen muß der Mensch haben, der da wirklich glauben kann, der gütige Vater über uns habe jene glücklichen Bewohner der fremden Länder blos deshalb geschaffen, damit sie durch die weiße Race vertilgt würden, zuerst durch Kartätschen, dann durch pestartige Krankheiten und dann durch Branntwein. Wie ist es möglich, daß ein Mensch solche verrückte Gedanken fassen und solche Verrücktheiten dem allgütigen Wesen als seine ursprüngliche Tendenz unterlegen kann!

Einhundertundneuntes Kapitel.

Papeite, die Hauptstadt von Tahiti. Glänzende Aussichten der Tahitier. Tahiti als Strafcolonie.

Noch immer habe ich eigentlich nichts von der Hauptstadt selbst gesagt, von Papeite, dem Sitz der Regierung, dem Haupthafen oder vielmehr dem einzigen, dem Sitz des französischen Gouvernements, der verschiedenen Consuln, der verschiedenen Missionsanstalten, des französischen Bischofs u. s. w. Ich glaube das kommt nur daher, daß der Ort mir nicht imponirte. Eine Hafenstadt hat immer etwas Anziehendes, hat wenigstens ein paar grandiose Gebäude, hat reges Leben und eine Stadt auf einer Insel, welche der Mühe werth war, einige 30 Millionen Francs aufzuwenden, um die gloire de la grande nation über den Erdball zu verbreiten und welche dieser grande nation noch jetzt 3 bis 4 Millionen Francs kostet, müßte doch etwas aufzuweisen haben, was der Mühe lohnte.

Ich fand dieses nicht. Papeite kann kein Mensch vernünftigerweise eine Stadt nennen, es ist ein weitläuftig gebautes Dorf und Hunderte von Dörfern in Preußen, in Sachsen, in Schwaben, in Ungarn zählen doppelt so viel Einwohner. Der Eingebornen sind in runder Summe 600, der Europäer 200 ansässig und zwar sind dieses nicht, wie man wohl im Orient zählt, Familienväter, sondern wirkliche Familienmitglieder und Diener, es sind also die kaum gebornen Kinder ebenso gut in der Zahl von 800 begriffen, wie die Häuptlinge der Tahitier oder die Chefs der Handlungshäuser.

Nichts desto weniger ist der Ort schön zu nennen, wenn er auch keine Stadt ist, sondern ein großer Baum- und Blumengarten, dessen Wohn- und Gartenhäuser sich unter gewaltigen Oleanderbäumen, rothblumigen Hibiscusgebüschen, prächtigen Orangen, Brodfrucht- und Palmenbäumen verstecken.

Die Wohnungen der Europäer, so weit sie nicht Engländer sind, haben eine dem Klima angemessene Bauart, sie bestehen aus Holz, dem Hauptmaterial, sind mit Thon gedichtet und tragen ein leichtes mit Palmenstroh gedecktes Dach. Nur die Wohnungen der Missionaire (es befindet sich jetzt nur noch einer derselben auf der Insel), die anglikanische Kirche und das im Auftrage dieser gebaute Gefängniß sind von Stein. Manches Menschenleben ist bei Gewinnung des Gesteines geopfert worden und man darf wohl sagen, die Quadern des Missionshauses sind mit Blut zusammengekittet.

Die kleinen Häuser sind theils längs der Bai sehr unregelmäßig zerstreut, theils sind sie in einigen Reihen geordnet, welche man als Anfänge von Straßen betrachten kann. Eine große Promenade „Prée des Catalans“ ist der Hauptplatz von Papeite, hier werden alle öffentlichen Festlichkeiten abgehalten,

aber um spazieren zu gehen, pflegt man sich am Strande zu versammeln, doch wandelt jetzt die europäische und farbige beau monde durcheinander, was man der Liberalität der Franzosen dankt, denn früher waren die Farbigen von dem Glück, sich unter die Europäer zu mischen, ausgeschlossen wie ein tiefverachtetes Geschlecht, gerade wie man es noch jetzt in dem republikanischen, in dem freisinnigen Nordamerika thut, wo man sich zwar mit dem schwarzen Hausvieh vermischt, aber die Kälber oder Füllen desselben doch wieder als selbstgezüchtetes Hausvieh verkauft und einem Schwarzen so wenig Menschenrechte gestattet, wie einem Neufoundländer.

Von dem Ufer geht ein hölzerner Molo in die Lagune hinein, von diesem hat man eine herrliche Aussicht auf die schönen Gebirge von Tahiti, als auch die Insel Eymeo, welche etwa drei deutsche Meilen von der Nordwestspitze von Tahiti entfernt liegt.

Die Stadt zieht sich ungefähr eine deutsche Meile längs der Bai hin, auf dem westlichsten Punkte liegt beinahe ganz solirt das Missionsgebäude, die Kirche und das englische Consulat. An dem kleinen Flüßchen, von welchem die Stadt den Namen hat, liegt einerseits das Haus des Hafen-Kapitains, andererseits die französische Besatzung in mehreren Kasernen. Hinter denselben befindet sich das Palais des Gouverneurs in einer Art Fort mit einem halben Dutzend Kanonen, welche sich, im Garten stehend, drollig genug ausnehmen. An diesen Garten stößt der Garten, der den Palast der Königin (eine Holzhütte, die etwas größer ist als die andern) umschließt.

Von den Kasernen östlich verlaufend, sieht man längs der Küste Kaffeehäuser, Gasthäuser, Verkaufsläden und überhaupt die Häuser der Europäer, welche sich in langer, unregelmäßiger Linie von Westen nach Osten, nach Norden und Süden hinziehen. Auf einer von hier direct nach Westen vorspringenden Insel befindet sich ein verschanztes Lager und auf einer eine Viertelmeile davon entfernt gelegenen Insel mitten im Hafen hat man eine Besatzung und für dieselbe sowohl ein paar Kasernen, als auch zum Schutze des Hafens einige Befestigungen erbaut.

Sehr unregelmäßig und nicht in gerader Linie, sondern ungefähr parallel mit der Küste verläuft eine Straße, welche Louis Philipp's Namen trägt, doch standen, als ich die Insel besuchte, nur noch äußerst wenig Häuser daran, dagegen hat man an der äußeren Seite der Vorberge eine Menge detachirter Forts angelegt, welche die Stadt gänzlich dominiren und auch den Hafen bequem beschießen können. Das alles hält man gegenüber den friedlichen Einwohnern von Tahiti für nöthig, ja man hat sie sogar zwischen die Forts und die europäischen Häuser und Kasernen eingeklemmt, o die glücklichen Tahitier! — Nun was nicht ist, das wird ja noch werden — vor allen Dingen wird man ja die Inseln constitutionell und frei machen und wird damit anfangen, ihre Füße in lederne Fesseln zu legen, in Schuhe oder Stiefeln, dann wird man dir wohl

erlauben, den Duft deiner Bäume einzuathmen, doch unter der Bedingung, daß du die Grenzen des Glacis nicht überschreitest, dann wird man dir ein gewisses Trommel- und Hornsignal beibringen, bei dessen Ton du übereiligst deine Hütte aufsuchen mußt, weil du sonst in das Gefängniß gesteckt wirst. Doch beruhige dich lieber Tahitier, wenn du 10 oder 15 Franken erlegst (je nach der früheren oder späteren Stunde, in der man dich getroffen) so wird man dich frei lassen, denn diese Strafgelder bilden eine Haupteinnahme der französischen Regierung. Solltest du nicht ein Uebertreter, sondern eine Uebertreterin des Gesetzes sein und solltest du schön sein holde Tahitierin, so wird es dir ganz leicht werden, eine solche Summe zu bezahlen. Zwar will man dich sehr moralisch und sittlich haben, und man verbietet dir daher bei sehr harten Strafen, deine Gunst zu verschenken, auf einen Anderen als deinen etwaigen Gatten zu übertragen, aber wenn du durch diese Gunst dir Geld erwerben willst, um dasselbe in den Schatz der französischen Besatzung gelangen zu lassen, so wird man schon ein Einsehen haben. Immer handelt es sich wesentlich um den Standpunkt, von welchem man die Begebenheiten ansieht — aber gehorchen wirst du immer müssen, wenn auch mit Widerwillen, du wirst gewiß gehorchen, denn wir haben Degen und Schießgewehr.

O armer Tahitier, wie theuer mußt du das Glück, mit Europäern bekannt zu werden, bezahlen. Du genossest des süßen Nichtsthuns, zu welchem Gott dich geschaffen zu haben scheint, in vollen Zügen, du brauchtest nicht zu arbeiten, denn der Boden ernährte dich ohne dein Zuthun, aber jetzt haben Fremde die Schönheit deiner Thäler und Berge kennen gelernt und sie für sich genommen, jetzt spenden sie dir nichts mehr, du müßtest denn arbeiten und du weißt nicht, was das ist, deine Sprache ist zu arm, sie hat kein Wort für Arbeit. Du lebtest im goldenen Zeitalter, von welchem Römer und Griechen träumten, du lebtest wirklich darin. Wie unangenehm muß das doch sein, so plötzlich aus diesem goldnen Zeitalter so ohne allen Uebergang in das eiserne zu gelangen, ohne ein silbernes und ein ehernes gehabt zu haben, aber man gewöhnt sich mit der Zeit an Alles, du wirst dich auch an das Arbeiten gewöhnen. Es kommen viele Hungerige auf deine schöne Doppelinsel, sie werden dir für deine freiwillig wachsenden Nahrungsmittel schlechte Fabrikgegenstände geben, sie werden dir einen Luxus aufzwingen, von welchem du früher nichts gewußt, du wirst nach und nach solcher Gegenstände nicht nur gewohnt werden, sondern dir einbilden, ihrer zu bedürfen. Du wirst alle deine Brodfrüchte und Cocosnüsse dafür hingeben, und wenn deine Kinder hungern, wirst du schon deinen Rücken krümmen und arbeiten und wirst im Schweiße deines Angesichts mehltragende Gräser bauen, während die Natur dir dieses Mehl in centnerschweren Früchten kostenfrei in's Haus geliefert hat.

Aber sage mir, was willst du denn überhaupt, hast du ein Recht etwas anderes zu beanspruchen, als was die Europäer dir gutwillig überlassen wollen,

hast du nicht die Revue coloniale vom Jahre 1845 gelesen, aus welcher du wohl hättest lernen können, daß du gar keinen Anspruch auf deinen eignen Boden hast? — du hast noch viel herauszuzahlen, wenn man dir nur überhaupt gestattet zu leben, vergiß ja nicht, daß deine Insel nur eine sehr kleine, des Anbaues fähige Oberfläche hat, eine Oberfläche von höchstens 10,000 Morgen, das ist ein mäßiges Landgut, die Europäre werden diese sehr bald für sich selbst brauchen und was willst du dann noch hier machen? wenn nicht etwa die eigenthümliche Härte, mit der man fremde Ansiedler zurückscheucht, dich noch etwas länger im Besitz läßt. Im Jahre 1836 besuchten allein an Walfischfängern 62 die Insel, gegenwärtig beträgt die Anzahl sämmtlicher hier anlegender Schiffe nicht mehr so viel und der Walfischfahrer kommen kaum fünf an. Ich will nicht behaupten, daß dieses ein großer Verlust für die Tahitier sei, aber jedenfalls sieht man darin ein Zeichen des Rückschrittes, den der Handel gemacht hat. Es ist im übrigen wohl möglich, daß Tahiti eine eigentliche Strafcolonie für Frankreich wird, wenigstens sind hier in Papeite eine ziemliche Anzahl von Franzosen in Verbannung, es sind meistentheils politisch unbequeme Leute, nicht eben sehr gefährliche, die letzteren schickt man nach Cayenne, woselbst sie nach einigen Jahren dem Sumpffieber erliegen. Von 6000 Gefangenen sterben jährlich 2000, von 36 Aerzten sterben etwa 17 bis 18, so schlimm ist es hier nicht. Auch läßt man hier in Tahiti einen Kranken so lange krank sein, als er Neigung dazu hat, in Cayenne ist dies nicht der Fall, da hat man eine gemessene Zeit, in der man sterben muß. Bekannt ist die rührende Anekdote von dem Director der Strafanstalt, welcher den Oberarzt des Lazarethes fragt, wie lange die 400 Kranken im Lazareth wohl noch Zeit brauchen würden und der auf die Antwort des Arztes — „durchschnittlich noch ein halb Jahr" — sehr entrüstet ausruft: „Ei mein Herr, das ist eine schlechte Einrichtung, beeilen Sie sich, beeilen Sie sich! Sie sehen ja, daß da draußen viele Hunderte umherlaufen, die hier Platz begehren."

Einer dieser auf Tahiti wohnenden Verbannten war ehemals Journalist in Toulouse, und ein eifriger Anhänger Louis Napoleons bis zu dem Augenblick, wo derselbe durch den bekannten Staatsstreich sich zum Kaiser machte. Dann wurde er nach den Marquesas-Inseln deportirt, erhielt aber später die Erlaubniß, nach Tahiti überzusiedeln. Hier wurde der homme de lettre zuerst Hufschmied, und da seine Fäuste dazu nicht ausreichten, wurde er Advokat, dies verbot ihm die französische Regierung, daher wurde er Schankwirth, als solcher lebte er bis zur Ankunft der österreichischen Fregatte Novarra auf Tahiti und mit dieser schiffte er sich nach Valparaiso ein, so daß ich, der ich kurze Zeit nachher dahin kam, den Mann selbst nicht mehr fand, wohl aber noch seine Familie, welche er nicht hatte sogleich mitnehmen können.

Noch ein Deportirter war in Papeite, merkwürdiger vielleicht als jener

erstere, wenigstens zog er die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich. Derselbe hieß Belmare, war ein junger, sehr liebenswürdiger Mann und besaß einen ungewöhnlichen Grad von Bildung, von Kenntnissen, er war hieher deportirt worden, weil er ein Attentat auf Louis Napoleon gemacht hatte, wenn ich nicht irre, so war es im Jahre 1850, daß er auf Napoleon geschossen. Man trug sich darüber mit allerlei Gerüchten. Napoleon hat unzweifelhaft sein Leben so lieb, wie andere Leute das ihrige. Daß Belmare für sein Attentat nicht mit dem Tode bestraft, sondern zu lebenslänglicher Deportation verurtheilt ward, brachte das vielköpfige Ungeheuer, welches man Publikum nennt, auf den Gedanken, daß dieser mörderische Angriff ein bestellter gewesen sei. Bestellt, um Sympathien für sich zu erwecken, bestellt, um gegründete Ursache zu strengen Maßregeln für sich zu haben. Hier in Papeite erhielt dieses Gerücht dadurch Nahrung, daß der junge Mann, Belmare der Attentäter, bei dem kaiserlichen Schatzamt angestellt und mit 200 Francs monatlich besoldet wurde. Ich glaube im Uebrigen gegründete Ursache zu haben, einen leisen Zweifel in diese Erzählung zu setzen. Hätte der junge Mann Napolen einen solchen gefährlichen Dienst geleistet, so würde eine Verbannung nach Tahiti und eine Monatsgage von 60 Thalern wohl keine angemessene Ausgleichung genannt werden können, es müßte denn sein, daß der junge Mann von höchst romantischem Charakter gewesen und eine Wohnung oder überhaupt einen Aufenthalt auf diesen ehemals glücklichen Inseln für etwas besonders Wünschenswerthes gehalten hätte, worüber nun allerdings die Ansichten sehr verschieden sein können. Ich für meinen Theil bin noch ziemlich jung und kräftig und freue mich gerne des Lebens, aber für immer hier bleiben möchte ich bei alledem nicht, selbst nicht mit 200 Francs Monatsgage.

Einhundertundzehntes Kapitel.

Die Kulturpflanzen Tahiti's sollen nach den westindischen Inseln verpflanzt werden. Mißglückung dieses Vorhabens. Ursachen und Folgen derselben. Wie die Insel Pitcairn bevölkert wurde.

Bei alledem ist es doch möglich, daß Leute sich entschließen, ihr ganzes Leben auf solchen einsamen Eilanden zuzubringen und daß sie große Verbrechen begehen, um solchen Entschluß durchzuführen. Mir schwebt in dem Augenblicke eine Thatsache vor, welche mit der neueren Geschichte von Tahiti im genauesten Zusammenhang steht.

Man hatte Kenntniß genommen von dem wunderbaren Reichthum an wichtigen Kulturpflanzen, welche Tahiti besaß und es wurde ein Schiff, die Bounty,

zu dem Zwecke ausgerüstet, tausende von lebenden Pflanzen in großen Blumentöpfen mitzunehmen, um sie nach den westindischen Inseln oder anderen günstig gelegnen Orten zu versetzen und dort zu vermehren. Lieutenant Bligh war der Befehlshaber dieser Expedition, vielleicht die schlechteste Wahl, die man hätte treffen können, er war ein Mann aus Cooks Schule, hart und rauh wie sein Gewerbe, hart und rauh wie ein Engländer niedrigsten Standes. Im Jahr 1788 mag vieles noch schlimmer gewesen sein als im Jahre 1858, die menschliche Klasse bekam jedenfalls zur damaligen Zeit noch mehr zu thun und der Vergleich, zwischen den Süßigkeiten, welche diese Arbeit gewährt mit denen die eine junge Tahitierin zu geben vermag, bewog viele Leute von dem Schiffe zu dem Wunsche, dasselbe zu verlassen und sich hier ansiedeln zu dürfen, welchem Wunsche denn auch bald die That folgte. Es bildete sich unter der Mannschaft eine Verschwörung gegen den Kapitain aus, die an Umfang mit jedem Tage zunahm, ohne daß er selbst die geringste Ahnung davon hatte.

Der Kapitain hatte das Schiff mit allen den Schätzen beladen, welche das südliche tropische Klima bot. Die feineren Pflanzen waren mit Gestellen umgeben, welche erlaubten, durch Decken oder durch Glaskasten einen Schutz gegen die niedere Temperatur in den Breiten, die entfernter vom Aequator sind, zu gewähren, die stärkeren, namentlich die Brodfruchtbäume standen frei und verwandelten das Verdeck in einen tropischen Garten. Und da man um das Cap der guten Hoffnung zu reisen gedachte, der 35° also derjenige war, der sie am fernsten vom Aequator brachte, so war mit ziemlicher Gewißheit vorauszusetzen, daß die eingenommenen Pflanzen glücklich an Ort und Stelle kommen würden. Bligh verließ am 27. April 1789 Tahiti, nachdem er ein halb Jahr auf der glückseligen Insel zugebracht. Das war entweder viel zu lange oder nicht lange genug. Durch die Dauer des Aufenthalts waren die Matrosen an ein müßiges, üppiges, freudenreiches Leben gewöhnt und sie hatten es noch nicht satt bekommen.

Die Verschwörung war auf dem Lande angezettelt und sie kam auf der See zum Ausbruch. Christian Fletcher, der Untersteuermann, ein sehr abenteuerlicher Charakter, doch zugleich als Seemann sehr tüchtig, nahm ein paar Tage nach der Abfahrt den Kapitain Bligh gefangen, zu gleicher Zeit geschah dasselbe mit sämmtlichen Offizieren und allen denjenigen, welche sich der Verschwörung nicht angeschlossen hatten. Es waren im ganzen 18 Personen, die man in das große Boot, die Barkasse setzte und dann ihrem Schicksal überließ. Sie hatten zwar einige Lebensmittel und andere nothwendige Dinge erhalten, allein 32 Pfund Speck, 150 Pfund Brod, 28 Gallons Wasser nebst etwas Rum und Wein reicht für 18 Menschen nicht lange aus, und wenn ein Jeder auch nur täglich ein Pfund Brod erhält, so ist der ganze Vorrath doch in zehn Tagen erschöpft.

Durch Compaß und Octant, welchen die Ausgesetzten mit bekommen hatten,

gelang es Bligh unter unsäglichen Entbehrungen die Insel Timor zu erreichen, worauf sie von ihren Leiden langsam wieder hergestellt, nach England kamen und ein großes Schiff, die Fregatte Pandora abgeschickt wurde, um die Meuterer aufzusuchen und zur Bestrafung zu bringen. Mit dem Ausruf „Hurrah nach Tahiti!" waren die Meuterer mit der Bounty umgekehrt, sie brauchten den künstlichen Garten auf dem Verdeck nicht, sie warfen die Brodbäume und alles, was man in sechs Monaten an werthvollen Pflanzen gesammelt hatte, über Bord und eilten so erleichtert nach der Insel der Glückseligen. Dorthin richtete natürlich die Fregatte ihren Lauf, um die Meuterer aufzusuchen, dort kam sie auch im März 1791 an, wo sie 13 der Meuterer fand und in Ketten mitnahm, sämmtlich in einen und denselben Käfig gesperrt, welchen man spottweise die Pandorabüchse nannte. Die Fregatte scheiterte, vier Gefangene und 30 von der Mannschaft ertranken, doch die Uebrigen gerettet, kamen schließlich nach England, woselbst drei der Meuterer gehängt, die anderen aber freigesprochen oder begnadigt wurden.

Was war nun wohl aus den Uebrigen geworden? Man erfuhr es späterhin bis auf die geringsten Einzelheiten. Die brutalen Matrosen hatten weiter nichts als Liederlichkeit und Wohlleben im Sinne, sie benahmen sich brutal, wie Matrosen es nicht anders können, es kam zu Streitigkeiten und viele davon wurden erschlagen, andere, das sind eben die nach England zurückgeführten, ließen sich auf Tahiti nieder, andere auf kleineren Inseln des Archipels, der Untersteuermann aber, Christian Fletcher, ging nach kurzem Aufenthalt mit sechs Tahitiern, acht seiner Gefährten und vielen tahitischen Frauen unter Segel, man wußte nichts von ihnen, bis im Jahre 1808 ein amerikanisches Schiff, der Topas, an der Insel Pitcairn anlegte, dort zwar keine Bewohner, denn Alle hatten sich versteckt, wohl aber mehrere Hütten und Häuser und in diesen einen Compaß, einen Chronometer und mehrere andere Gegenstände, welche man als der Bounty angehörig erkannte, vorfand, dieselben mitnahm und an die engländische Admiralität mit der erforderlichen Nachricht sandte. Erst viel später wurden zwei Fregatten, doch zu ganz andern Zwecken, dorthin geschickt und dann erfuhr man das Schicksal der ganzen Expedition.

Fletcher war mit der oben angeführten Zahl von europäischen und tahitischen Gefährten ostwärts gefahren, hatte den Archipel der niedrigen Insel durchschnitten und hatte an der östlichsten Grenze desselben eine andere Formation, eine bergige Insel gefunden, auf welcher er landete, dann aber das Schiff abtakelte, um die nutzbaren Gegenstände an das Ufer zu bringen und den Rumpf verbrannte, damit seine hohen Masten die Flüchtlinge nicht den vorbei segelnden Schiffen verrathen möchten.

Am Anfange erhielt Fletcher sich noch eine gewisse Autorität über die mit ihm gelandete Mannschaft, bald aber brach unter den Meuterern selbst eine Meuterei aus, ein Jeder war der tödtliche Feind des Anderen, ein Jeder bearg-

wohnte den Anderen, es kam zur Schlägerei, es kam zur Ermordung der meisten Weißen, bald aber ermordeten sich auch die Tahitier unter einander und es blieb nur ein einziger Weißer, ein Mann von 26 Jahren mit Namen Adams übrig, in welchen sich acht von den tahitischen Frauen — die übrigen waren in den Schlägereien der Männer mit ermordet worden — theilten. John Adams war nunmehr der alleinige und unbestrittene Herrscher der Insel und er theilte seine Gunst unter den acht Frauen so sparsam als gleichmäßig aus, dergestalt, daß als die englischen Fregatten die Inseln auffanden, die Zahl der Bewohner bereits über 150 betrug, welche er mit Ausnahme eines einzigen, des Erstgebornen der Insel alle seine Kinder nennen konnte, dieser erste war ein Sohn von Christian Fletcher und er war nach dem Tag und Monat der Geburt, Donnerstag, October, Christian benannt, von Adams getauft worden.

Die Nachrichten, welche man einzog, bewiesen, daß selbst diese ganz vereinzelte Insel in früheren Zeiten nicht ganz ohne Bewohner gewesen sei, denn man hatte bei der Ankunft dort steinerne Fundamente von ehemaligen Wohnungen, man hatte steinerne und eiserne Aexte und andere Werkzeuge gefunden, schließlich hatte man auch noch vergrabene Knochen entdeckt, und wenn die Entdecker auch nicht vergleichende Anatomie studirt hatten, um mittelst derselben zu bestimmen, daß die aufgefundenen Reste wirklich Menschen angehört hatten, so war doch durch zwei wohlerhaltene Schädel die Thatsache außer Zweifel gesetzt.

Die Engländer, welche diese Nachrichten nach Europa brachten, waren nicht eigentlich entsendet worden, um die Meuterer von der Bounty aufzusuchen, sondern vielmehr um eine amerikanische Fregatte aufzuheben, welche im Kriege 1812 nach den Südsee-Inseln gesendet worden war, um dort die engländischen Handels- und Walfischfänger aufzuheben. Der Commandeur dieser Fregatte hieß Porter, er bemühte sich, den Auftrag so schändlich wie möglich auszuführen, er ließ seine Fregatte nach Art engländischer Kriegsschiffe auftakeln und bemalen, führte immerfort die engländische Flagge und lockte durch dieselbe eine große Menge von Schiffen der Engländer an, welche jedoch nicht dem Staate, mit dem man Krieg führte, sondern Privatpersonen angehörten, die man unter dem Vorwande des Krieges von Staats wegen beraubte.

Gegen den Mann mit der gefährlichen amerikanischen Fregatte schickte man nunmehr zwei engländische Fregatten aus und diesen gelang es denn auch im Laufe des Jahres 1814 des Amerikaners Herr zu werden, worauf die beiden Fregatten Briton und Tagus um das Cap Horn zurückkehrten. Auf dieser Reise von den Marquesas, dem vorzüglichsten Schauplatze der Unthaten des Porter, kamen sie bei der Insel Pitcairn vorbei, die man bis jetzt für unbewohnt gehalten hatte, auf welcher man jedoch zum nicht geringen Erstaunen der Nahenden durch die Fernröhre regelmäßig abgetheilte Pflanzungen erblickte und Häuser von einer größeren und besseren Bauart als man dieselben auf den Tahiti-Inseln zu sehen gewohnt war. Bei größerer Annäherung gewahrte

man einige Boote mit Männern, welche sich durch die Brandung nach den Schiffen hinarbeiteten und dann den Leuten zuriefen, sie möchten ihnen ein Tau zuwerfen, was auch alsbald geschah, in nicht geringer Verwunderung die Fremden von der Insel gut englisch sprechen zu hören.

Derjenige, der das Schiff zuerst bestieg, war der erstgeborne Sohn der Pitcairn-Insel, der obengedachte Donnerstag October Christian, welcher ungefähr im Alter von 25 Jahren ein vollendet schöner Mann schien, obwohl die anderen, die ihm nachfolgten, gleichfalls sehr wohlgebildete Leute genannt zu werden verdienten. Ihre Kleidung war ganz die der Eingebornen der Südsee-Inseln überhaupt, sie hatten nur ein Stück Zeug um ihre Hüften gebunden, benahmen sich aber in dieser sehr ungenirten Tracht doch vollkommen frei und ohne alle Verlegenheit, sie erzählten die Art, wie die Europäer unter Christian's Führung nach der schönen Insel gelangt seien und machten die Kapitaine der beiden Schiffe um so begieriger, das kleine Völkchen zu besuchen, als sie in den an Bord befindlichen jungen Leuten sehr wohlgezogene, christlich gesinnte Menschen erkannten. Der jüngere Christian hatte nämlich, als man sich zu Tische setzte, in englischer Sprache ein förmliches Tischgebet gesprochen und in der gewöhnlichen Form Gott um seinen Segen dazu angerufen.

Eine solche christliche Erziehung mußte von einem sehr braven Vater herrühren und das war John Adams, der Patriarch der Insel in der That. Die Kapitains und mehrere Offiziere begaben sich nunmehr an's Land und wurden mit Freundlichkeit und Offenheit aufgenommen, obgleich nicht ohne Besorgniß von Seiten des Patriarchen, obwohl er sich nicht verbarg, sondern offen und mit dem Bekenntniß, daß er der letzte der Meuterer der Bounty sei, ihnen entgegen trat. Die beiden Kapitains beruhigten ihn jedoch sofort, erklärten, daß sie nicht beauftragt seien, sich nach ihm oder seinen Kameraden umzusehen, da man glaube, in der schon vor 25 Jahren an dreien der Meuterer vollzogenen Hinrichtung der Gerechtigkeit genug gethan zu haben.

Dies stellte Heiterkeit und Glück wieder her bei dem Völkchen, das sich hier so wohl gefühlt hatte und die Freude über die Rettung des Patriarchen, welcher bisher immer noch in der Furcht geschwebt hatte, gab sich unverhohlen und in den rührendsten Beweisen von Dankbarkeit kund. Den Gästen wurde vorgesetzt, was sich irgend Gutes auftreiben ließ und man lernte kennen, bis zu welchem Grade der Mensch im Stande sei, auch den entlegensten Aufenthalt bequem, wohnlich und genußreich zu machen.

Einhundertundelftes Kapitel.

John Adams, der Stammvater der Bewohner Pitcairn's. Furcht Hungers zu sterben. Pitcairns Bewohner werden nach Tahiti versetzt. Ihre Rückkehr.

Das glückliche Völkchen lebte in vollkommenster Harmonie und Unschuld, lebte auch ganz nach christlichen Religions- und Moralgesetzen, welche sich bis auf die Monogamie hinaus erstreckten. Adams hatte nämlich von seinen acht Frauen eine sehr große Anzahl von Kindern, sieben der Frauen aber waren in den ersten zwölf Jahren gestorben, so daß den Kindern der Begriff der Polygamie in welcher Adams lebte, ganz fremd geblieben war, jetzt hatte er nur noch eine Frau, beinahe so alt wie er, welche erblindet und die Mutter aller der vielen Kinder zu sein schien, so wenigstens liebte sie dieselben und so wurde sie von denselben geliebt und verehrt.

Wollte Adams seine kleine Colonie nicht aussterben lassen, so mußte er die Halbgeschwister, so mußte er sie, die sämmtlich Kinder eines Vaters waren, untereinander verheirathen und er that es nach dem Vorbild des ersten Buches der Bibel (nach welchem sich ja Ganzgeschwister, Kinder eines Vaters und einer Mutter mit einander verbinden mußten um die Welt zu bevölkern, was sich dann nochmals unter Noah und zwar in dreifacher Reihe wiederholte) ohne Gewissensbisse, allein auch gleichzeitig ohne diesen seinen Nachkommen etwas von diesem Umstande zu sagen.

Die engländischen Offiziere beschrieben diese Menschen als wahre Muster von Schönheit im Gliederbau und Gesichtsbildung, was kaum in Verwunderung setzen kann, da Adams noch in seinem 50. Jahre ein schöner Mann genannt werden konnte und die Tahitierinnen zu den schönsten Weibern der Erde gehören; alle waren kräftig und gesund, aus den Augen sprach der Glanz des Verstandes, in jeder Bewegung zeigte sich Stärke und Gewandtheit, wohl dem Umstande zu danken, daß sie fleißig arbeiten mußten um dem sehr beschränkten Raum die nöthigen Früchte abzugewinnen und daß sie um des Holzes willen täglich den mehrere tausend Fuß hohen Berg besteigen mußten.

Man wird es schwer begreiflich finden, wie auf der Pitcairn-Insel, welche doch immer die Hälfte einer Quadratmeile fruchtbaren Bodens darbietet, 150 Menschen angestrengt arbeiten müssen, um ihrer täglichen Nahrung willen. Das erklärt sich aber ganz einfach daraus, daß Engländer die Colonisten sind. Diese nehmen das köstlichste Geschenk der tropischen Zone, die Brodfrucht oder die Banane nur als ein nothdürftiges Surrogat für den Weizen von Alt-England an, und wenn sie schon, so lange sie nichts anderes haben, beide Früchte statt des Brodes essen, so streben sie doch danach, die gewohnte Frucht des heimathlichen Grases zu bekommen. Fletcher hatte dieses leicht gehabt. Auf

der Bounty befanden sich mancherlei Getreide und Hülsenfrüchte in ziemlichen Quantitäten. Weizen und Gerste, Hirse, Linsen, Erbsen und Bohnen wurden alsbald angesäet und man hatte seit den verwichenen 25 Jahren dieses immerfort wiederholt und so viel des schönen, fruchtbaren Bodens beinahe erschöpft, da man keinen Dünger hatte und da Adams den Fruchtwechsel nicht kannte und die einheimischen Pflanzen wie die Banane oder die Tarowurzel vernachlässigte, obwohl sie auf gleichem Raume das Vierzigfache von dem an Ertrag liefern, was Weizen zu liefern im Stande ist.

Die Sorge, daß eine solche Vermehrung der großen Familie eintreten werde, verließ Adams nicht und als im Jahre 1825 der engländische Kapitain Beechey auf dem Kriegsschiffe Blossom sich der Insel näherte, ging ihm Adams mit einigen seiner erwachsenen Kinder entgegen, machte ihn bekannt mit der Lage der Colonie und bat ihn eine Uebersiedelung derselben nach einer anderen Insel zu veranlassen, welche ihrer Ausdehnung nach geeignet sei, die Familie zu ernähren, auch wenn sie sich noch um ein Bedeutendes ausdehnen sollte. Adams erlebte die Erfüllung seines Wunsches nicht, er starb im Jahr 1829 in einem Alter von 65 Jahren, doch war seine Bitte nicht vergessen worden, denn es erschien im Jahre 1831 ein englischer Kriegsdampfer und ein Transportschiff auf der Rhede von Pitcairn, um die Bewohner der Insel nach Tahiti zu übersiedeln, welches man für den geeignetsten Ort, ihnen ein bleibendes Unterkommen zu verschaffen, hielt. Die Bewohner selbst waren hiemit durchaus nicht einverstanden, sie hatten von Vater Adams gehört, welche Schritte derselbe gethan, um ihre Uebersiedelung zu bewerkstelligen, sie hatten auch, als er gestorben war, an die Regierung die Bitte gerichtet, sie auf ihrer schönen Insel und in ihrer bis jetzt so glücklichen Lage zu belassen. Allein sei es nun, daß diese Bitte gar nicht an die Admiralität gelangt, oder daß man in Altengland viel besser wußte was den Bewohnern von Pitcairn dienlich sei, als diese es selbst wußten, kurz die zweite Bitte in ihrer jetzigen Heimath bleiben zu dürfen, war gar nicht berücksicht worden, der Kriegsdampfer war da und das Völkchen von Pitcairn mußte sich den grausamen Entbehrungen einer Ueberfahrt auf einem engländischen Transportschiff fügen, denn der Kapitain des Dampfers war gewohnt, daß seinen Befehlen Gehorsam geleistet wurde und er hätte sehr leicht auf den Gedanken kommen können die Pitcairner durch seine 32 Pfünder zu einiger Eile aufzumuntern.

Die Einschiffung wurde bewerkstelligt aber Edward Jonny, derjenige, welcher nach Adams Tode die Leitung der Geschäfte der Insel mit vieler Umsicht und großem Erfolg übernommen hatte, vermochte es wenigstens den Kapitain zu veranlassen ihnen das schriftliche Versprechen zu geben, sie wieder nach Pitcairn zurückführen zu wollen, wenn es ihnen auf Tahiti nicht gefallen solle.

Der alte Graf Schrewsbury hatte von der Königin Elisabeth ein wichtiges Versprechen erhalten, welches sie indessen zu verwirklichen nicht nöthig er-

achtete. Als sie dem würdigen Greise eines Tages im Park begegnete tief in Gedanken versunken und ihrer gar nicht gewahrend, trat sie auf ihn zu und fragte:

„Woran denkt ein Mann, wenn er an Nichts denkt?"

Der wackere Greis erhob das Haupt, sah die Königin fest an und erwiderte:

„An das Versprechen eines Weibes!"

Die armen von Pitcairn entführten Menschen hätten nach kurzer Zeit die Frage mit den Worten „an das Versprechen eines englischen Schiffskapitains" beantworten können, denn es fiel Niemanden ein die geringste Rücksicht auf ihre Bitten zu nehmen, sie waren einmal nach Tahiti übersiedelt und dabei mußte es nun schon sein Bewenden haben. Sie versuchten lange sich mit der Bevölkerung zu befreunden, doch vergeblich, wenn sie dieses gewollt, so hätten sie nicht in Papeite landen müssen, einem Völkchen von so reinen, wahrhaft frommen Sitten konnte das wüste Treiben der Matrosen so wenig zusagen, als die Frivolität der Eingebornen oder die strenge Sonntagsfeier, welche die Missionaire aufrecht erhielten und worin ihre Religion vorzugsweise zu bestehen schien.

Sie erinnerten wiederholt an die ausdrücklichen Versprechen, Edward Jonny zeigte sogar die schriftliche Verpflichtung des engländischen Kapitains vor, doch ganz umsonst. Endlich entschlossen sich wohlhabende Männer zu einer Collecte für die armen Leute, um ein Schiff zu miethen, welches sie wieder nach ihrer einsamen Insel zurückbringe. Es kamen ungefähr 3000 Thaler nach unsrem Gelde zusammen und noch im nämlichen Jahre, im August 1831 kehrten sie zurück nach Pitcairn, froh, ihr schönes Eiland wieder zu betreten, doch sehr schmerzlich berührt durch den Aufenthalt auf Tahiti, denn nicht eine einzige Familie war ohne Verluste geblieben, die durch die Europäer eingeschleppten Krankheiten hatten eine große Anzahl der sonst so gesunden Menschen hinweggerafft.

Diese ganze traurige Episode war durch den Patriarchen Adams veranlaßt worden und es ist schwer zu begreifen, daß ein sonst so vernünftiger Mann so thöricht handeln konnte. Adams war gemeiner Matrose gewesen, vielleicht noch nicht einmal, sondern nur Matrosenmaat, das ist halb Lehrling halb Gehilfe, und in der That weder der Matrose noch sein Gehilfe haben ein beneidenswerthes Loos. Adams hatte auf seiner Insel das Ansehen eines wahren Patriarchen, er war geliebt und hoch geehrt, er konnte sich unbedenklich den Beherrscher der Insel nennen, sein Wort war ein Befehl, war ein Ausspruch gegen welchem eine Appellation Niemanden einfiel, er lebte hier auf der Pitcairn-Insel in einem königlichen Ansehen und in einem Wohlleben, wie er es niemals gekannt, wie er für sein Theil es vielleicht nicht einmal für möglich gehalten hatte und doch wollte er fort von der schönen Insel, fort von seinem Reiche, von seinen Kindern und Enkeln, zurück nach England zu der schlechten Kost des armen Mannes, des Arbeiters, welcher sich sein Brod unter zahllosen

Mühen verdienen muß. Man mag kaum sagen, daß in solchen Bestrebungen Verstand sei, allein es war einmal so und Adams bat nicht nur um Uebersiedelung der Seinigen, er wollte auch ein anderesmal mit einem nach England fahrenden Schiffe gehen und seine ganze, große Familie verlassen und wurde nur durch die heißen Thränen aller seiner Angehörigen bewogen, diesen ihnen so schrecklichen Gedanken aufzugeben. Ist dieses Vaterlandsliebe, so ist der Engländer darum zu beneiden, denn andere Völker theilen diese schöne Eigenschaft keineswegs mit ihm, am allerwenigsten der alberne Deutsche, der, wohin er auch auswandert sein Vaterland verleugnet, und sich immer den Anschein giebt, er sei ein Franzose, wenn er unter Franzosen, ein Engländer, wenn er unter Engländern ist, weshalb er auch von allen gründlich verachtet wird. „Ein Deutscher" ist überall ein Schimpfwort, „Duchtman!" schimpft der Engländer und Amerikaner, „Nemet!" schimpft der Russe, „Niemptsch!" schimpft der Ungar und alle wenden sich mit Verachtung von ihm. Die Erbärmlichkeit, welche die Deutschen des Elsaß, des Burgund und Lothringens sich wohl fühlen läßt unter der Fremdherrschaft, wird es dahin bringen, daß die Elbe der Grenzfluß zwischen Frankreich und Rußland sein wird, während die viel beplapperte Einigkeit Deutschlands, wenn sie etwas anderes wäre als Zungendrescherei, Deutschland von den Alpen bis zur Nordsee und von den Voghesen bis zum Strande der Newa ausdehnen müßte, denn überall dort wohnen Deutsche oder sind Deutsche im Besitze des Bodens und der Macht.

Die sämmtlichen Bewohner von Pitcairn kehrten nunmehr nach ihrer Insel zurück und man hörte dann eine ziemliche Zeitlang nichts mehr von ihnen; erst im Jahre 1858 kamen neue Nachrichten von dort nach Europa, man glaubte eine geßnersche Idylle zu hören. Beide Geschlechter wurden nicht nur als wahre Muster körperlicher Schönheit bezeichnet, sondern auch als Muster der Fröhlichkeit, Offenheit, des Wohlwollens und der Gutherzigkeit. Die jungen Männer gingen ungefähr so, wie die Schiffer in Neapel, Frauen und Mädchen dagegen hatten mehr die Kleidung, welche ihrem Geschlechte angemessen war, sie trugen einen kurzen Unterrock und ein ganz ärmelloses Hemde, welches über den Unterrock geschürzt war, oder sie trugen auch wohl eine große fein geflochtene Matte, entweder um den unteren Theil des Körpers geschlungen oder auch wohl zur einen Hälfte über die eine Schulter genommen, wodurch eine Drapirung entstand, wie sie die Griechen in alter Zeit getragen haben. Ihr Kopfputz bestand jederzeit in den schönsten Blumensträußen oder Kränzen mit „so viel Geschmack geordnet, daß die geschickteste englische Putzmacherin, selbst in dem glanzvollen London über den eleganten Geschmack staunen und vergeblich versuchen würde es besser zu machen als diese einfachen Mädchen, welche keinen andern Lehrer haben als die Natur oder ihre tahitischen Mütter." So berichtet ein englischer Kapitain wörtlich und wenn wir hier in Europa auch keineswegs Gelegenheit finden den Geschmack der Londoner Putzmacherinnen zu be-

wundern, im Gegentheil die Erzeugnisse ihrer Kunst, wie wir sie auf den schönen Häuptern der reisenden Ladys sehen als Muster der Geschmacklosigkeit erscheinen, so ist doch immerhin schon die Anerkennung etwas werth.

Dazu lebte das glückliche Völkchen in vollkommenster Harmonie und in einer so reinen Unschuld, daß sie nicht einmal durch den Aufenthalt in Tahiti hatte getrübt werden können. Trunkenheit war etwas völlig unerhörtes, Beispiele von Schlägerei waren gar nicht vorgekommen, ebenso wenig sah man irgend welche Sittenlosigkeit, man hatte keine Beispiele davon, daß ein junger Mensch ein Mädchen verführt hätte. Zwar waren die jungen Leute ohne alle Aufsicht bei einander, aber es waren ihrer immer mehrere und so einer der



Der Patriarch John Adams in seiner Häuslichkeit.

Aufseher des anderen, theils waren sie mit körperlicher Arbeit versehen, wodurch denn eigentlich schon von selbst die Neigung zur Ueppigkeit fortfiel, auch war die Möglichkeit sich zu verheirathen sehr leicht und einfach gegeben. Ein jeder junge Mensch konnte so viel Land, als er urbar gemacht hatte, in Anspruch nehmen als Eigenthum und zur Begründung einer Familie. Erachtete der Patriarch das so gewonnene Eigenthum für groß genug, so wurde der Verheirathung nichts in den Weg gelegt und Adams oder sein Nachfolger segnete die neue Ehe ein. Es war auch noch überdies ein Weg vorhanden sich Eigenthum zu erwerben. Ein Jeder, der an seinen eignen Händen nicht genug hatte und der Hilfe an-

derer bedurfte, konnte von den jungen Leuten diese gegen Erlegung einer gewissen Vergütung erhalten. Geld besaß man nicht, wohl aber hatte man Tauschmittel und diese bestanden in mancherlei Vieh, Schweinen, Ziegen, Kühen und Kälbern, und die Leistungen die ein Jeder seinem Nachbar gewährte, wurden durch den Patriarchen notirt und nach einem gewissen Zeitraum zusammengerechnet, worauf sich denn ergab, was der Arbeiter zu fordern hatte und den Werth dieser Arbeit konnte er in derjenigen Gattung Vieh beanspruchen, welche ihm die nöthigste war, vorausgesetzt, daß der Arbeitgeber dadurch nicht beschädigt werde.

Demnächst ist ein jeder Einwohner verpflichtet etwas von seinem Erwerbe zum allgemeinen Besten niederzulegen, ein Gemeindemagazin nimmt die so entstandenen Vorräthe auf; wenn Jemand durch eine unglückliche Ernte in Noth geräth, so hat er die Berechtigung, aus dem allgemeinen so viel zu nehmen, als er für das Jahr bis zur nächsten Ernte braucht, damit aber eine solche Bequemlichkeit nicht zur Faulheit verführe, ist wiederum ein Jeder, der etwas aus dem Magazin entnommen hat, verpflichtet, es zurückzuzahlen und es würde ihm genommen werden, wenn er es nicht freiwillig gäbe, ein Fall der indessen bis hierher noch nicht vorgekommen ist.

Die Bewohnerschaft hat ein Dorf gegründet an dessen einem Ende Adams mit seinen noch unverheiratheten Kindern wohnte, ihm zunächst hatten sich ein paar seiner Töchter niedergelassen, das Bild zeigt den Patriarchen und seine Familie, beschäftigt, das Mittagsmahl zu bereiten und es zeigt auch zugleich die luftige Bauart ihrer Häuser, welche alle auf Pfählen ruhen und dadurch zwei Geschosse haben. Der untere Raum dient zur Aufbewahrung der Vorräthe, der obere als Wohnung, kaum kann man sich etwas reizenderes denken und wollten diese närrischen Leute den Weizen aus dem Sinne schlagen, so könnte eine zehnmal so große Bevölkerung ohne Sorgen für die Zukunft auf der Insel leben.

Die Menschen waren zu glücklich, um zufrieden zu sein, sie baten daher die engländische Regierung um einige tüchtige Handwerker und auch ein Verkündiger von Gottes Wort wäre ihnen sehr wünschenswerth gewesen. Weshalb sie Handwerker haben wollten, da sie Tische, Stühle, Bettstellen, Löffel, Messer, da sie sogar Kasten zur Bewahrung ihrer Kostbarkeiten besitzen, da sie ihre Ackerwerkzeuge selbst verfertigen, da ihre Frauen die Stoffe weben und die Kleider nähen, ihre Söhne das Vieh schlachten und die Häute zubereiten können, ist schwer einzusehen und Beechey selbst bemerkt, wie schwierig es sei, Menschen zu finden, welche der gegebenen Aufgabe gewachsen wären und besonders bemerkte er, daß die Regierung dafür sorgen müsse, ihnen einen eifrigen und verständigen Lehrer zu schicken und nicht einen unwissenden und nichtsnutzigen Missionair (die Engländer müssen freilich ihre Missionaire am besten kennen).

Eifer artet leicht in Unduldsamkeit und Herrschsucht aus, und Verstand, der eine falsche Richtung hat, ist etwas viel schlimmeres als die Einfalt, welche nach natürlichen Gefühlen handelte.

Einhundertundzwölftes Kapitel.

Pitcairn's Bewohner werden zum zweitenmale versetzt und zwar nach der Norfolk-Insel. Ein Theil kehrt nach Pitcairn zurück.

Die Bewohner der Insel hatten eine üble Erfahrung gemacht, aber sie waren nur für eine kurze Zeit geheilt, die Zahl der Bewohner vermehrte sich und die älteren Bewohner hatten nach und nach der Natur ihren Tribut gezahlt und konnten ihre unerfahrnen Kinder nicht mehr damit bekannt machen, so kam es denn, daß sich langsam der Gedanke ausbildete, der Raum würde bald zu klein für sie werden und es wäre doch besser, in Zeiten für einen Aufenthaltsort zu sorgen, welcher solche Gefahren nicht biete und welcher sie auch mit der übrigen Welt in näherer Verbindung erhalte. So wurde denn wieder dahin gewirkt, die engländische Regierung aufmerksam zu machen, daß hier ein Völkchen seiner Unterthanen nahe daran sei, dem Hunger preisgegeben zu werden und daß es wünschenswerth wäre demselben rechtzeitig die nöthige Hilfe zu leisten.

In wieweit die Mittel, welche die engländische Regierung ergriff, geeignet waren, die gehegten Erwartungen zu erfüllen, wollen wir dahin gestellt sein lassen, vielleicht wär alles vollkommen wohlgemeint. Auf der Norfolk-Insel zwischen Neu-Seeland und Neu-Caledonien hatten sich sogar diejenigen Verbrecher, welche sich in den Strafcolonien von Neu-Holland nicht bessern wollten, leidlich wohl befunden, warum sollten die Bewohner der Pitcairn-Insel sich auf dieser Insel, einer Strafcolonie, nicht gleichfalls glücklich fühlen?

Wir wollen die Richtigkeit dieses Schlusses nicht anfechten, er ist ungefähr von dem Werthe wie der berühmte Sophismus: alle Menschen sind sterblich, das Schwein ist auch sterblich, also ist das Schwein ein Mensch, ein Trugschluß, welcher nichts von seinem Werthe verliert, selbst nicht dadurch, daß er manchmal auf einer Thatsache beruht.

Die Nachkommen Adams wollte man mit den lockendsten Berichten über das Klima dieser Inseln, über den prächtigen Pflanzenwuchs, über die zauberhaften Formen, nicht nur der Vegetation sondern der ganzen Landschaften, blenden, und als im Mai 1856 die engländische Regierung ein großes Schiff von Sidney nach Pitcairn schickte, um die Bewohner nach der Norfolk-Insel zu überführen, blieb zwar keiner zurück aber alle beschlich eine gewisse Bangigkeit und die halb aus Furcht und Besorgniß, halb aus freudiger Hoffnung zusammengesetzte Empfindung, sie würden bald wieder nach ihrer Heimath zurückkehren; darum trafen sie alle erforderlichen Anstalten um ihr Eigenthum zu wahren. Sie tödteten die Hunde damit sie dem Heerdenvieh nicht Schaden thun möchten, sie schlachteten die Schweine und nahmen sie als Proviant mit, weil sie lieber

dieselben essen, als erfahren wollten, daß sie ihre Leichen ausgegraben und verzehrt hätten, Ziegen und Schafe ließen sie ungehindert umherwandern, an ihre Häuser aber hefteten sie großgeschriebene Anzeigen worin sie die etwaigen Besucher baten, ihr Eigenthum nicht zu beschädigen, indem sie ihre Insel nur auf kurze Zeit verlassen hätten und dahin zurückzukehren gedächten. Der Berichterstatter der Fregatte Novara erzählt:

„Noch im Herbste desselben Jahres waren sie sämmtlich auf ihrer neuen Ansiedelung installirt. Von der englischen Regierung für die erste Zeit mit den nöthigsten Lebensmitteln, sowie mit Ackergeräthen u. s. w. versehen, schienen sie sich wohl und behaglich zu fühlen, und ihre Freunde und Gönner in England gaben sich der Hoffnung hin, daß sie endlich auf der Norfolk-Insel das ersehnte Asyl gefunden und als thätige, fleißige Landwirthe mit ihrem eignen Wohle auch das Aufblühen der Insel fördern würden. Man fühlte sich in dieser erfreulichen Erwartung um so mehr bestärkt, als seit Jahren keine bestimmten Nachrichten mehr über die „Pitcairner" nach Europa gedrungen waren und Alles auf der neuen Colonie einen friedlichen und gedeihlichen Fortgang zu nehmen schien.

„Während unseres Aufenthaltes in Sydney, im November und December 1858, kam das Gespräch wiederholt auf die Pitcairner und den wundersamen Ursprung dieses merkwürdigen Völkchens, für welches man auch hier das höchste Interesse nahm. In den Salons des Generalgouverneurs von Neu-Südwales, Sir William Denison, sahen wir eine Photographie von einer Gruppe Pitcairner, Männer und Frauen, deren wohlwollender Gesichtsausdruck den Beschauer unwillkürlich für die dargestellten Persönlichkeiten einnahm. Seit ihrer Ankunft auf der Norfolk-Insel hatte man über sie nichts Näheres mehr erfahren.

„Auch auf Neu-Seeland war über den dermaligen Zustand der Pitcairner nichts weiter bekannt. In St. John's College bei Auckland fielen uns zwei junge, schon ziemlich erwachsene Männer ganz besonders auf. Man stellte sie uns als zwei junge Pitcairner vor, welche sich zu Missionairen heranbildeten. Sie hatten etwas überaus Sanftes fast Elegisches in ihren Gesichtszügen, sprachen vollkommen gut englisch und bedienten sich selbst im gewöhnlichen Gespräche häufig biblischer Redeformen. Bekanntlich besaß Adams als er die jugendlichen Nachkommen der Meuterer zu unterrichten begann, blos Erbauungsschriften und die Bibel. Man schöpfte daraus nicht nur die Lehren jenes Buches der Bücher — man gebrauchte auch im gewöhnlichen Leben biblische Ausdrücke und diese eigenthümliche Gewohnheit hatte sich bis auf die Enkel vererbt.

„Während unseres Besuches auf Tahiti hörten wir eines Tages, daß der englische Schooner Louisa, Kapitain Stewart, eben von Pitcairn angekommen sei, wohin er von Norfolk-Eiland eine Anzahl der früheren Bewohner zurückgebracht habe. Es drängte uns, den Commandanten dieses Fahrzeuges zu

sprechen und aus seinem eigenen Munde nähere Details über diese Reise zu erfahren. Der Zufall wollte, daß derselbe bei dem nämlichen Hauswirth abstieg von dem einige Mitglieder der Expedition für die Dauer ihres Aufenthalts auf Papeite eine kleine, niedliche Palmenhütte gemiethet hatten. Wir wurden rasch bekannt und vertraut. Kapitain Stewart, in Gestalt, Biederkeit, Charakter und Ausdrucksweise ein vollendeter Engländer, erzählte uns in flüchtigen Worten, daß er in der That soeben eine Anzahl Pitcairner auf ihre Kosten von der Norfolk-Insel nach ihrem Urwohnsitze zurückgeführt und während der Reise dahin, welche mehrere Wochen dauerte, ein ausführliches Journal gehalten habe. „Doch", fügte der treuherzige Kapitain hinzu, „bin ich in diesem Augenblicke nicht in der Lage, Ihnen umständlichere Mittheilungen machen zu können. Geschäfte nöthigen mich, nach der Insel Eimeo zu fahren und wenn ich wieder hierher zurückkehre, dürfte die Novara wohl schon nach Valparaiso unter Segel sein. Aber auch mein Curs ist nach der Westküste Südamerikas, nach Valparaiso gerichtet, und ich werde vermuthlich wenige Wochen nach Ihnen dort eintreffen. Ich verspreche, während meiner Fahrt dahin die wichtigsten Daten, welche mir über die Pitcairner bekannt geworden sind, aufzuzeichnen und sie Ihnen bei meiner Ankunft in Valparaiso zur Verfügung zu stellen." Wir dankten Kapitain Stewart für seine Güte und seine freundliche Zusage, und trennten uns mit einem kräftigen, echt englischen „shake hands.""

Die Nachrichten, welche die Novara später wirklich empfing, lauteten leider sehr betrübend. Der Kapitain Stewart war im November des Jahres 1858 auf einer Reise durch die Südsee begriffen, wobei er die Norfolk-Insel berührte und hier mit den armen bethörten Menschen zusammenkam, welche versicherten, ihre freundliche Insel nur verlassen zu haben, weil man ihnen die Norfolk-Insel so überaus reizend und fruchtbar geschildert, aber diese Schilderungen wären höchst übertrieben und sie hätten von all dem, was man ihnen vorgeredet, wenig oder nichts realisirt gefunden. Trotz der außerordentlich günstigen Lage noch innerhalb der heißen Zone, sei das Klima doch rauh und es wachsen viele Nahrungspflanzen, deren Anbau sie versucht hatten, gar nicht. Ihre Hauptnahrung bestand in den süßen Bataten, an denen die Insel reich ist und in Rindfleisch, doch durften sie der Rinder, welche auf der Insel in ziemlicher Menge waren, nicht mehr als ein Stück wöchentlich schlachten, welche Bedingung ihnen die engländische Regierung auferlegt, und dies schien allerdings für die vielen Menschen, die man dahin übersiedelt hatte und für den Zeitraum einer Woche nicht genug, und zwar um so weniger als sie der tropischen Lage wegen genöthigt waren das Fleisch in den ersten paar Tagen zu verzehren, weil es bei längerem Verwahren in Verwesung überging.

Das rauhere Klima sagte der Constitution dieser verwöhnten Leute nicht zu, es stellten sich viele Krankheiten ein, von denen sie in früherer Zeit und auf ihrem früheren Aufenthalt keine Ahnung gehabt hatten, und es war ihnen

sehr bald klar geworden, daß die Naturverhältnisse der Norfolk-Insel bei weitem überschätzt worden waren. Der Boden ist keineswegs so übermäßig fruchtbar, im Gegentheil lohnt er die darauf verwendete Mühe nur dürftig, von allen angebauten Pflanzen lohnten nur der türkische Weizen und die Bataten oder süßen Kartoffeln, unsere Getreidearten sind einem zerstörenden Mehlthau und den Nachtfrösten ausgesetzt, welche in der Jahreszeit, die unserm Winter entspricht, und in welcher allein ein Anbau möglich ist, sehr häufig eintreten, auch die eigentlichen Kartoffeln, welche überall, wo man ihre Anpflanzung versuchte, reichlichen Ertrag gaben, lohnen doch hier der Arbeit so wenig, daß man sie hier als Leckerei, als Rarität anpflanzt. Es scheint beinahe als ob die gerühmte Fruchtbarkeit lediglich daher rühre, daß die Insel durch Sträflinge bearbeitet wurde, welche allerdings die Arbeit machen mußten, die ihnen vorgeschrieben war, der Ertrag mochte sein, welcher er wolle, d. h. im Verhältniß der Arbeit stehen oder nicht. Wenn der Arbeitslohn nichts kostet, so ist es in der That ganz leicht, bedeutende Resultate zu erzielen. (Wir haben von dieser Insel bereits bei Gelegenheit von Neu-Seeland gesprochen und haben erfahren, daß die Natur den zufälligen Bewohnern nicht eben unmäßige Vortheile bietet.) Die Insel hat ungefähr 3000 von unsern deutschen Morgen gelichteten Grundes, allein nur die Hälfte davon ist der Cultur fähig. Bei der Annäherung von der See bemerkt man wohl eigenthümliche Pflanzenformen, aber keine solchen, die man als Nahrungsfrucht kennt, der Brodfruchtbaum und die Banane sind nicht unter diesen. Selbst wenn der Anbau mancher nützlichen Pflanze gelingen sollte, wären in einer Hinsicht die Insulaner doch nicht im geringsten besser daran wie auf der Pitcairn Insel, sie sind nämlich auch hier von aller Welt abgeschnitten, befinden sich zwar ziemlich gleichweit von Neu-Caledonien, Neu-Seeland und Neu-Holland, aber nicht auf einer befahrenen Straße, denn die Verbindung zwischen Port Jakson und Auckland berührt Norfolk gar nicht und zwischen Neu-Caledonien und Neu-Seeland existirt gar keine Verbindung, aus welcher die Norfolk-Inseln, welche auf der Bahn liegen, irgend einen Vortheil ziehen würden. Auch kann man sich der Hauptinsel nur auf einer Seite nähern, auf allen andern Seiten hindert die Brandung das Anlegen und die Insel ist nichts weiter als ein großes Gefängniß.

Als ein solches wurde die Insel auch betrachtet, ihre früheren Bewohner waren 2000 Sträflinge die von Neu-Süd-Wales ihrem Verbannungsorte, nach den Norfolk-Inseln verbannt wurden. Sie und die Soldaten, die man zu ihrer Bewachung brauchte, waren die einzigen Menschen die auf der Insel gelebt, für sie wurden auch steinerne Gefangenhäuser und Kasernen erbaut und daß es ihnen nicht unmenschlich wohl ging, beweist ein Kirchhof auf dem zweimal so viel Gräber gesehen werden, als die Insel in der Regel Bewohner hatte. Der Tod decimirte sie jährlich, immer wurden sie durch neue, unverbesserliche Sträf-

linge ersetzt und immer wieder wurde ihre Zahl gelichtet, ein trauriges Zeugniß für das Klima der Insel.

Die von Pitcairn dahin verpflanzten Einwohner wurden übrigens von Seiten der Regierung großmüthig ausgestattet. Auf der Hauptinsel befanden sich über 2000 Schafe, einige hundert Rinder, 20 Pferde und eine große Anzahl Schweine und Hühner. Das ganze lebende Inventar wurde den Einwanderern geschenkt unter der alleinigen Beschränkung davon nicht mehr zu schlachten wie oben angegeben, natürlich nur so lange als durch eine größere Anzahl von Schlachtopfern das Bestehen der Heerde gefährdet war. Zu diesem Geschenke fügte die Regierung noch Lebensmittel auf ein halbes Jahr, eine große Menge Ackergeräthschaften und viele Sämereien von verschiedenen Nutzpflanzen und Gemüsen, aber es stand den Einwanderern noch eine heitere Aussicht bevor, das Gouvernement behielt sich den Besitz der Kasernen und der Strafanstalt vor für den Fall, daß es etwa die frühere Maßregel wieder ergreifen und abermals Sträflinge hierherzusenden genöthigt sein sollte. Dieser Gedanke lähmte die Einwanderer so sehr, daß sie gar nicht recht Neigung hatten etwas anzufangen. Es waren zwei Vermesser mit ihren Familien (Geometer) beauftragt, auf der Insel alles Land zu theilen und jedem Einwohner etwa 65 Morgen (50 acres) zuzuweisen, aber die Pitcairner hatten nicht Lust etwas für ihr neues Eigenthum zu thun und als im Jahre 1858 der Kapitain Stewart die Norfolk-Insel besuchte, wurde alsbald beschlossen, daß so viele von den Einwohnern nach Pitcairn zurückkehren sollten als der Schooner aufzunehmen vermöchte.

Es wurde alsbald ein Meeting gehalten, an welchem auch die Frauen Theil nahmen und man unterhandelte mit dem Kapitain um den Preis der Ueberfahrt für 60 Pitcairner. Eine förmliche Uebereinkunft wurde geschlossen, schriftlich abgemacht und der Kapitain verpflichtete sich, vier Tage vor der Insel liegen zu bleiben bis alles zur Abfahrt bereit. Dies wäre wohl noch in kürzerer Zeit zu machen gewesen, allein die Leute konnten sich nicht einigen wer von ihnen zu den 60 Glücklichen gehören sollte die auf ihre geliebte Insel zurückzukehren hätten. Der ganze Landungsplatz war mit Gegenständen aller Art bedeckt, ein Jeder hatte das Seinige herbeigeschafft, um ja bereit zu sein, wenn der glückliche Fall auf ihn träfe und man bat dringend, der Kapitain möge doch wenigstens 100 Personen mitnehmen, wozu er sich bei der Beschränktheit in seinem Schiffe unmöglich verstehen konnte. Was ihn indessen veranlaßte, sein Versprechen zum Theil zurückzunehmen, ist nicht ganz klar, eine Thatsache aber ist, daß er nur 17 Personen, d. h. drei Familien auf sein Schiff nahm und mit diesen Wenigen die neue Ansiedelung verließ um sie nach Pitcairn zurückzuführen.

Einhundertunddreizehntes Kapitel.

Ankunft der Rückkehrenden auf Pitcairn. Achtung vor dem Eigenthum. Auch ein Statthalter. Die Pitcairner erhalten einen Missionair und Ackergeräthschaften.

Der Kapitain Stewart beschreibt die Landung auf ihrer glücklichen Insel als ungemein rührend. 42 Tage hatte die Reise gedauert, als nun die siebzehn Pitcairner die Insel sahen, brachen sie in Thränen der Freude aus und konnten kaum den Moment der Landung erwarten. Sie fanden keineswegs Alles, wie sie es verlassen, mehrere ihrer Hütten waren abgetragen und der Viehstand ihrer Insel hatte beträchtlich Noth gelitten, es war indessen nicht blos böser Wille oder Zerstörungssucht; es hatten sich die Leute von einem amerikanischen Schiff, welches auf einem Korallenriff gestrandet war, auf die Insel geflüchtet und diese hatten das vorgefundene trockene Holz einiger Häuser benutzt, um sich ein großes Boot zu bauen, mittelst dessen sie zurückkehren konnten, wenigstens nach Amerika zu kommen hofften. Nachdem sie auf der Insel von den Thieren gelebt und auch ihr Boot gehörig verproviantirt, hatten sich doch in den verflossenen zwei Jahren die Ziegen, Schafe und Hühner so vermehrt, daß sie keinen großen Abgang bemerkten.

Die rückkehrenden Pitcairner entwickelten eine große Thätigkeit, um sich so schnell als möglich wieder in den Besitz ihrer Häuser zu setzen. Einige zwanzig derselben und auch das Gebäude, welches sie ihre Kirche nannten, waren unberührt geblieben und sie betrachteten diese Reste ihrer Niederlassung mit tiefer Wehmuth und doch mit einer Art, als wären es die Ruinen ihrer Ahnenschlösser und als hingen welthistorische Erinnerungen daran. Nur eines der Häuser gehörte einer der zurückgekehrten Familien. Die anderen beiden hätten sich unbedenklich der noch stehenden Häuser bedienen können, allein sie zogen es vor mit derjenigen, welche ihr Obdach unverletzt gefunden, den mäßigen Raum zu theilen, lediglich um nicht in die Rechte ihrer Freunde, wenn schon durch 1500 Meilen von ihnen getrennt — einzugreifen, aller Hände vereinigten sich schnell, um zwei neue Hütten zu bauen und dies ging um so besser und leichter, als sie für sonst weiter nichts zu sorgen hatten, indem die vorhandenen Fruchtbäume ihnen Nahrungsmittel in Menge darboten.

Der Bericht, welchen Kapitain Stewart über das kleine Völkchen giebt, äußert sich vorzugsweise über die freundliche, man könnte fast sagen vornehme Stellung des weiblichen Geschlechts, welches fern von jener Unterwürfigkeit, in der es gewöhnlich bei den Völkern niederer Culturstufe zu stehen pflegt, sich nicht lediglich mit erniedrigenden, oder doch wenigstens mit niedrigen Arbeiten befaßte, sondern im Gegentheil auch im Rathe eine Stimme hatte und zwar eine wohlbeachtete, denn überall fragte man zuerst, was werden unsere Frauen dazu sagen und das ist schon immerhin ein Beweis von sehr vorgeschrittner

Cultur. Unter den Völkern, welche diese Stufe noch nicht erreicht haben, ist das Weib nicht nur vollständig eine Null, es ist sogar ein so tief verachtetes Geschöpf, daß eine Meinungsäußerung ihm gefährlich werden, wohl gar tödtliche Verletzungen nach sich ziehen könnte, niemals aber eine Beachtung der Meinungsäußerungen zur Folge haben würde.

Es ist nicht bekannt geworden, ob den wenigen Leuten, welche die Norfolk-Inseln verließen und in ihre Heimath zurückkehrten, andere folgten, bis zu dem Zeitpunkte wenigstens, welchen ich in diesen Meeresgegenden durchlebte, war es nicht geschehen und dies kommt vielleicht daher, daß die armen Leute an einer gewissen Charakterschwäche, an einer zaghaften Unschlüssigkeit litten, es scheint, als ob Goethe's Ausspruch „Alle Schuld rächt sich auf Erden," sich bei diesen Leuten bewahrheitet hätte. Eine eigenthümliche Zaghaftigkeit, vielleicht kann man noch weiter gehen und sagen, Furchtsamkeit offenbarte sich in dem Charakter der Eingebornen der Pitcairn-Insel. Ihre Väter waren Europäer, waren Meuterer. So lange diese lebten, hatten sie selbst auf der kaum alle zehn Jahr einmal von Europäern besuchten Insel keine Ruhe, und diese Furcht vor der strafenden Nemesis scheint sich, wenn schon in anderer Form, auf die Kinder und Enkel vererbt zu haben. Es ist schwer zu erklären, warum es geschehen, denn die Kinder haben nach unseren Gesetzen nicht für die Verbrechen der Eltern aufzukommen. Es ist schwer zu erklären, aber es ist geschehen, die Abkömmlinge sind bis in's dritte Glied in der Furcht gewesen, die engländische Regierung würde an ihnen strafen, was ihre Großeltern verschuldet hatten.

Es scheint beinahe, als ob der weibliche Theil der Bevölkerung minder zaghaft gewesen, wenigstens waren sie entschlossen zur unausgesetzten Thätigkeit und sie richteten sich bald wieder auf eine vollkommen gemüthliche Weise in ihrer früheren Heimath ein.

Es ist übrigens merkwürdig, daß selbst ein so kleines Fleckchen Erde in einem so fernen Winkel des Oceans, daß es kaum einmal von einem europäischen Schiffe besucht worden ist — bevor Christian Fletcher dahin gelangt ist — es ist sonderbar, daß selbst hier noch Platz ist für den Abenteurer. Dieser sucht doch sonst in der Regel große Städte auf, wo er seine Person und seine Absichten leichter verbergen, leichter der Aufmerksamkeit des Publikums entziehen kann und dennoch war auch diese kleine Insel der Schauplatz der Thaten eines solchen Abenteurers, derselbe hieß Hill, gab sich für einen Lord aus und für den königlich großbritannischen Statthalter, maßte sich eine große Gewalt an, zog die stärkeren und ehrgeizigen der jüngeren Generation an sich, theilte die Bevölkerung dadurch in zwei Lager und störte die bisher vorhanden gewesene Gleichheit und Brüderlichkeit. Kurze Zeit nach diesen, durch den Fremden veranlaßten Unordnungen kam ein engländischer Missionair auf die Insel, ein Mann Namens Nobs, über dessen wackeres Benehmen, über dessen Eifer nur eine Stimme vorhanden ist. Er wußte nichts von einem königlich großbritanni-

schen Statthalter, sagte es auch den Aeltesten der Insel, denn er durchschaute den Betrüger, allein eben dieser Betrüger hatte so viele Narren auf seiner Seite, denen er seine hohe Protection versprach, daß des vernünftigen Mannes Rathschläge nichts fruchteten und er wurde durch die Intriguen des Anderen genöthigt, die Insel zu verlassen.

Als das geschehen war, trat Hill mit desto größerer Frechheit auf und log so unglaublich, daß es gerade dieser gutmüthigen und erfahrungslosen Menschen bedurfte, um derartiges Zeug zu glauben. Er hatte in England eine gewaltig hohe Stellung, war mit dem Herzog von Bedford nahe verwandt und war so befreundet mit ihm, daß der Herzog gar keinen Schnapsladen mehr besuchen wollte, wenn nicht er, wenn nicht Hill dabei war, aber mit der Herzogin selbst war er noch viel vertrauter und wenn sie ihre Mägde durchprügelte, so war er stets zugegen, um ihr beizustehen. Die Herzogin besuchte kein Kaffeehaus ohne ihn und er war nahe daran, ihre Tochter zu heirathen, als er unglücklicherweise zum Statthalter dieses Reiches ernannt wurde.

Daß Herzoge nicht in Schnapsläden gehen und Herzoginnen nicht ihre Dienstboten durchprügeln, schienen die guten Leute auf der kleinen Insel nicht zu wissen, und daher waren diese Verrücktheiten nicht ganz ohne Wirkungen, er hätte seine Zuhörer, der Himmel weiß zu welchen Thorheiten gebracht, wenn nicht der Zufall einen jüngeren Sohn des Herzogs von Bedford, Edward Russel, nach der Insel geführt hätte, der natürlich den Schwindler entlarvte und seines Amtes entsetzte, zu welchem er auch nicht den Schatten einer Berechtigung aufweisen konnte. In England angekommen, machte er Anzeige von den Betrügereien des Hill und nun wurde er zur Verantwortung und zur Strafe gezogen. Nachdem der Schwindler die Insel verlassen, beriefen die Einwohner, welche sich zum Theil ihrer Schwächen schämten, den wackern Nobs, der nach der Insel Manga-newa gezogen war, zurück und er kam mit Freuden zu seiner kleinen Heerde verirrter Schafe, um ferner für ihr Wohl zu leben. Er heirathete eine Enkelin des Fletcher, welche ihn nach und nach mit elf Kindern segnete, worüber er in große Verlegenheit gerieth, denn das Grundstückchen, welches seine ganze Besoldung bildete, wollte für so viele hungrige Mäuler um so weniger ausreichen, als auch er nicht gescheidt genug war, Brodfrucht und Banane zu benutzen, sondern Weizen baute, welcher noch dazu ausartete, aus einer Winterfrucht eine Sommerfrucht wurde und dadurch glasig, hart und äußerst schwer zu zerkleinern war. Die guten Einwohner nahmen übrigens Notiz von seinen vermehrten Bedürfnissen und so wurden denn Taufen und Trauungen, Einsegnungen und Begräbnisse eine Quelle der kleinen Einnahmen auf der Pitcairn-Insel gerade so gut wie bei uns.

Gar sonderbar klingt die Klage des armen Nobs, daß sein Frack sehr fadenscheinig würde und er ihn hier gar nicht ersetzen könne, da es weder eine

Tuchhandlung noch einen Schneider gäbe und er sich also in Baumwollenstoffe kleiden müsse, welche seine Gattin gewebt und zusammengenäht habe.

Im Jahr 1852 hatte Nobs Gelegenheit nach England zu reisen, indem ein dahin zurückkehrendes Schiff ihn kostenfrei mitnahm. Unter den Bezeugungen des lebhaftesten Schmerzes und von den Segenswünschen aller seiner Freunde begleitet, entfernte er sich, um in London ein halb Jahr lang der Löwe des Tages zu werden, was besonders dadurch zu geschehen schien, daß er mit unwandelbarem Stoicismus alles, auch das Fremdeste und ihm ganz Neue wie etwas ganz Selbstverständliches, wie etwas längst Bekanntes betrachtete. Er schien das verkörperte „nil admirari" des Horaz — ihm erregte nichts Staunen, er verwunderte sich über nichts, er hatte aber auch so wenig Interessantes an sich, an seiner Person, seinen Eigenschaften, daß man eigentlich noch mehr über diejenigen erstaunen muß, welche so viel aus ihm machten, als über ihn, welcher geduldig zugab, daß man so viel aus ihm machte.

Seine Abwesenheit in London war im übrigen keineswegs fruchtlos für seine Gemeinde und für ihn. Er wollte sich zum Geistlichen ordiniren lassen und wünschte seinen Pflegebefohlenen einige nützliche Gegenstände mitzubringen. Beides wurde erfüllt, er bekam außer einer wirklichen geistlichen Würde ein Jahrgehalt von 50 Pfund und in dem Kreise, in welchen man ihn vielfältig gezogen, wurde eine Collecte veranstaltet, deren sehr bedeutenden Ertrag man den Bewohnern der Pitcairn-Insel in Form einer großen Menge höchst nützlicher Gegenstände übersandte. Es war alles vorhanden, was der rationellste Landbesitzer oder Pächter nur wünschen konnte, an feinen und kostbaren Ackerwerkzeugen, nur schade, daß die Insulaner theils den Gebrauch dieser Werkzeuge durchaus nicht kannten, theils sie auch nicht hätten benutzen können auf einem Boden, der noch nicht in einem Culturzustande war, wie ihn diese Ackerwerkzeuge voraussetzen.

Man hatte den guten Leuten auch vielerlei Tuchkleider, ihren Beamten auch bunte Uniformen und Filzhüte geschickt, man hatte auch nicht vergessen einige Pelze dazu zu thun, höchst zweckmäßig für tropisch gelegene Gegenden, verschiedene sehr schöne Kamineinrichtungen für Steinkohlen kamen dazu, ebenso Schlösser und massive Klopfer für die Hausthüren, kurz es war für Alles gesorgt, was ein englisches Privathaus bequem und angenehm machen kann. Auch die Küche hatte man nicht vergessen, es fehlte nicht an Buddingformen, Beefsteakmaschinen, Dampfkochapparaten zur Bereitung der Rumpfsteaks, noch auch an Theekesseln, beinahe so groß als diejenigen, welche die Einkäufe gemacht.

Vor seiner Abreise wurde Nobs noch zur Königin befohlen, welche ihn in Gesellschaft ihres Herrn Gemahls zu Osborne empfing und ihn fragte, ob er noch etwas für seine Insel wünsche. Der stoische Philosoph mag doch mehr Hofmann gewesen sein, als man gewöhnlich anzunehmen pflegt, denn er erbat sich, statt nützlicherer Gegenstände, die man ihm im Belang von 20,000 Pfund

Sterling zu gewähren bereit war, als einzige Gnade, die Bildnisse des königlichen Paares, mit denen, und einem kostbaren Brillantringe im Werthe von 1000 Pfund der gute Geistliche nach Pitcairn abreiste, woselbst er im Spätjahre 1853 nach anderthalbjähriger Abwesenheit unter dem Jubel seiner kleinen Heerde eintraf.

Die thörichte Besorgniß, welche die Insulaner nach Norfolk geführt hatte, war von verhängnißvollen Folgen. Die ursprüngliche Reinheit und Unschuld des Völkchens ging verloren und was auf Tahiti angefangen und durch Hill fortgesetzt worden, das vollendete und erfüllte sich durch die Beamten der engländischen Regierung, welche auf der Norfolk-Insel residirten neben den eingewanderten Colonisten, so daß auch die zurückgekehrten nicht mehr jene zufriedenen, glücklichen Menschen waren, als welche wir sie ursprünglich kennen gelernt.

Ob die Uebrigen die Norfolk-Insel gleichfalls verlassen haben, ist mir nicht bekannt geworden.

Einhundertundvierzehntes Kapitel.

Verfall der Tahitier. Früchte der Civilisation. Diebstahl und Tortur. Wie die Geistlichkeit straft.

Nach dieser Abschweifung nach den Pitcairn-Inseln, wollen wir uns Tahiti, oder vielmehr die sogenannte Gruppe noch ein wenig näher besehen.

Man muß durchaus nicht glauben, daß diese schönen Inseln noch das sind, was sie zu jener Zeit waren als Wallis, Bougainville und Cook sie besuchten. Die einst so fröhlichen, gutmüthigen und zugänglichen Einwohner sind beinahe ganz verschwunden, wenigstens erkennt man die Schilderungen in den jetzigen Bewohnern nicht mehr wieder, der Eigennutz und die Heuchelei haben furchtbare Fortschritte gemacht, aber Religion und Moral sehr wenig und auch selbst ihre Industrie ist verschwunden, man möchte fast sagen bis auf die letzte Spur. Sie erbauten früher Doppelpirogues von großer Schönheit, Tragekraft und Sicherheit, gegenwärtig weiß man kaum mehr, welche Art Holz dazu verwendet worden ist. Sie bauen noch Kähne für den Fischfang, aber sie sind schmuck- und kunstlos und geben keinen Begriff von denjenigen Bauwerken, denen man einen eigentlichen Kunstwerth zuschreiben konnte. Niemanden fällt mehr ein, jene Monumente aufzuführen, welche noch jetzt in Trümmer die Bewunderung der Einwohner und der Besuchenden auf sich ziehen, der Morais. In früheheren Zeiten verfertigten die Weiber theils Matten, theils Bastzeuge, mit denen sie sich kleideten, auf denen sie schliefen und welche sie an ihre Häuptlinge als

Abgaben zahlten; jetzt bekommen sie in den Läden von Papeite abscheuliche, baumwollene Zeuge zu theuren Preisen, aber ohne nöthig zu haben, irgend welche Arbeit daran zu wenden, wo wäre da die Nothwendigkeit, etwas zu thun? Das Geld zu diesen Luxusartikeln ist leicht genug erworben. Der Mann bringt seine Frau, die Frau ihre Tochter auf den Markt, nicht um sie, sondern um ihre Reize zu verkaufen, um für den Erlös das zu erwerben, was die Tochter früher selbst mit ihren zarten Händen webte, es ist im Grunde das nämliche, die Arbeit der Tochter ist es, welche dem Vater die Kleidung verschafft, lediglich die Art der Arbeit ist eine andere geworden, aber welcher Grad von Entsittlichung gehört dazu, um so zu sinken, wie diese armen Geschöpfe gesunken sind!

In früheren Zeiten war es gegenseitiges Wohlgefallen, welches die beiden Geschlechter vereinte. Ein junger Mann fand Gnade vor den Augen eines jungen Mädchens, sie verbanden sich für eine kurze Zeit, welche nicht nach Tagen und Wochen, sondern nach dem gegenseitigen Wohlgefallen bestimmt wurde. Verringerte sich das Wohlgefallen, so trennte man sich, zum Aufhören desselben ließ man es nicht kommen, denn dies würde Widerwille zur unmittelbaren Folge gehabt haben, man konnte sich ja bei irgend einer Gelegenheit wieder vereinigen, für jetzt war die Sache beendet und ein neues Band vereinigte die beiden Theilnehmer anderweitig. Das ist gewiß nicht moralisch und christlich, aber es ist natürlich und etwas anderes kann und darf man bei einem Naturvolke nicht suchen.

Die Civilisation hat die unglücklichen Geschöpfe dahin gebracht, ihre höchste Gunst, ihre Liebe oder vielmehr das, was der höchste Lohn der Liebe und Zärtlichkeit sein sollte, was nur Werth hat, wenn es als Beweis der innigsten Liebe verschenkt wird, für Geld zu verkaufen, die Armen sind also so weit gebracht, wie in den volkreichen Städten Europas die verworfenste Klasse des weiblichen Geschlechtes gelangt ist. Das ist nicht mehr natürlich, das ist abscheulich und schändlich und das haben diejenigen zu verantworten, welche das arme Volk so weit gebracht, zugleich ist hiemit eine entsetzliche Schamlosigkeit eingetreten, indem die alle Landungsplätze umschwärmenden Dirnen sich am hellen Tage den Matrosen überlassen und nur Besorgniß vor den strengen Blicken eines Geistlichen zeigen, dessen schwarzer Rock ihre Liebesbezeugungen allerdings immer unterbrach.

Die Missionaire haben allerdings immerfort gepredigt, daß es Gott wohlgefällig sei, wenn man sich bekleide und daß es Gott mißfällig sei, wenn man sein Haar mit Blumen schmücke und sie haben fortwährend dahin gedrängt, daß die Tahitier sich Kleidungsstücke anschaffen. Ist denn wirklich das Bild einer Tänzerin, welches uns Cook hinterlassen hat und welches wir auf Seite 570 abgebildet sehen, so überaus unanständig oder zeigt sich das Mädchen auf unserm Bilde, welches Geschenke bringt, prächtige, aus Federn zusammengesetzte Halskragen, Schmuckgegenstände fürstlicher Personen, in der That so, daß man

erröthen müßte beim Ansehen und ist etwa das ganz lose um den Leib hängende Missionshemde etwas decenteres? Aber dieses Hemde wird ja doch nur auf der Straße getragen und im Hause nicht, da aber ahnet man etwas Verborgenes und dieses reizt, das was man jeden Augenblick frei und offen sehen kann, entbehrt des Reizes, ist also bei weitem nicht so verführerisch, wie das halb Verschleierte, und ich kann darin keine Erhöhung der Anständigkeit sehen, wohl aber wird es äußerst komisch, wenn man ein Mädchen bis auf den bekannten kleinen Gürtel nackend, mit blauen baumwollenen Strümpfen umherlaufen sieht, wovon natürlich schon am ersten Tage die Sohlen fortgelaufen sind, denn zur Benutzung



Ein Geschenke bringendes Mädchen.

von Schuhen können sie sich immer noch nicht entschließen, es sei denn, daß ein junger Mann um jeden Preis den Elegant spielen wolle, da er denn wohl schwarz gewichste Stiefeln mit gelblackirten Stulpen auf die bloßen Beine zieht und zur Vervollständigung seines Anzuges einen schwarzen Damenhut aufsetzt wie ihn etwa die Reiterinnen in England tragen, mit einem grünen oder blauen Schleier der tief im Nacken hängt, oder ist etwa eine Figur mit einer Matrosenweste und einem zusammengedrückten Filzhut schön oder anständig und ist die frühere Tracht nicht nur eine bei weitem kleidsamere sondern auch weniger indecente gewesen? Und wozu diese barocken Halbbedeckungen, als um den Missionairen Vortheil zu bringen, welche gleich den Schacherjuden mit alten Kleidungsstücken handeln.

Was die übrigen Laster der Tahitier betrifft unter denen der Diebstahl obenan steht, so haben die Herren Methodisten dieselben auch noch nicht abgeschafft. Uns wurden vom Schiffe mancherlei Gegenstände, besonders solche die sich leicht verbergen lassen, entwendet; eines Tages aber war ein Ehepaar, mit welchem der Kapitain am Strande bekannt geworden war, von demselben zu Tische geladen, um sich gewissermaßen für die freundliche Aufnahme, welche er daselbst gefunden, zu revanchiren. Wenn es die Freude eines Wirthes ist, seine Gäste tüchtig zulangen zu sehen, so hatte Waaterhocker diese Freude in einem hohen Grade, denn die Leute, es waren ihrer sieben oder acht, vertilgten mit einer seltenen Geschwindigkeit und Geschicklichkeit Alles, was man ihnen vorsetzte. Es schien aber auch, als hätten sie eine schöne große Plüschdecke, welche auf dem Spiegeltisch gelegen, mit aufgegessen, wenigstens war sie nirgends zu finden.

Zu meiner großen Satisfaction wurde das Fehlende nicht vermißt, so lange die Gäste noch auf dem Schiffe anwesend waren. Ich sage zu meiner Freude, denn ich will nicht in Abrede stellen, daß ich besorgte, der wackere Kapitain würde hier verfahren sein, wie man das so auf engländischen Schiffen zu machen pflegt, obwohl er ein Holländer ist, er würde seinen Gast haben überlegen und barbarisch schlagen lassen. So wurde die Entdeckung erst gemacht, nachdem die ganze Familie ans Land gegangen war. Für den heutigen Abend ließen sich keine wirksamen Schritte mehr thun, allein am nächsten Morgen eilte der Kapitain zur Stadt, besuchte den einzigen Vertreter der amerikanischen oder Methodistenkirche, erklärte ihm, daß einer der Bekenner seines Glaubens ihn bestohlen und machte es dem Missionair zu einer Art Ehrensache ihm zur Wiedererlangung des Teppichs zu verhelfen.

Der geistliche Herr schien dies einzusehen, er nahm aber nicht seine Glaubenslehre oder die Beichte, oder abergläubische Handlungen, sondern den Befehlshaber der tahitischen Polizei zu Hilfe. Dieser hatte kaum erfahren wer auf dem Schiffe gewesen sei, als er auch bereits versicherte, den eigentlichen Dieb zu kennen. Es war nicht der Gastfreund des Kapitains, sondern einer seiner Begleiter, welchen Waaterhocker durchaus nicht hätte bezeichnen können. Der Verdächtige wurde eingezogen und einer gelinden Tortur unterworfen. Man hatte zwei schenkeldicke Bambusrohre an einem Ende zusammengebunden, so daß sie die Form eines V bildeten. Hier hinein wurde der Verdächtige gelegt, so daß seine dicht aneinander gehaltenen Füße in den Winkel kamen. Nun wurden die auseinanderstehenden Enden der Bäume genähert und dadurch der Winkel, in dem die Füße staken, verengert, die Füße also barbarisch geklemmt, bei größerer Zusammenziehung der Stangen wurden nun auch die Waden, die Kniee und die Schenkel in gleicher Weise gedrückt. Jetzt kamen auch Arme und Schultern daran und als man die Pressung so weit getrieben, wurde zwischen die Stricke, mit denen dieses geschehen, ein Knebel gesteckt und die beiden offe-

nen Enden der Stangen durch Umdrehen dieses Knebels einander so genähert, daß die Schultern unter dem furchtbaren Druck zu knacken begannen und ich glaubte, man würde dem unglücklichen Schlachtopfer moderner Barbarei die Knochen zerbrechen. Auf diesem Punkte angelangt, wurde es auch dem Tahitier zu viel, das war ihm doch die Decke nicht werth, er gestand, daß er dieselbe habe und zurückgeben wolle. Man ließ den Knebel los und befreite den Unglücklichen aus dem Marterinstrumente, welches die Wirkung des spanischen Stiefels, nur in etwas erhöhtem Maßstab gehabt haben muß. Knöchel und Kniee waren zwar nicht gebrochen, aber doch so furchtbar zerdrückt, daß der Unglückliche nicht aufstehen konnte. Jetzt mußte er sagen, wo sein Raub sich befinde, er ward herbeigeholt, dem Kapitain übergeben und dieser erklärte sich vollkommen zufrieden mit der erhaltenen Satisfaction, nicht so der Geistliche, welcher sagte, wenn auch ihm, dem Kapitain, genug gethan sei, so sei doch der Religion noch nicht genug gethan. Diebstahl sei ein Vergehen gegen das sechste Gebot, also ein Verstoß gegen göttliche Satzungen und dieses müsse bestraft werden. So ließ er den armen Kerl umkehren und dictirte ihm echt biblisch 40 Hiebe weniger Einen. Bekanntlich die höchste körperliche Züchtigung, und damit sie nicht überschritten werde, gab man 40 weniger Einen. Eine Ruthe von furchtbarer Dimension wurde gebunden und der Unglückliche erhielt die 39 Hiebe in solcher Art, daß die Hälfte auf einen bereits ganz zerfleischten Rücken fiel.

In der That dieses barbarische Mittel steht schlecht im Einklange mit der Religion der Liebe sowohl, welche die amerikanischen Geistlichen zu predigen vorgeben, als mit den freisinnigen Institutionen, welche die Franzosen der Insel gebracht zu haben behaupten. Und ich kann mir durchaus nicht denken, daß dadurch etwas in dem Charakter des Volkes geändert oder gebessert würde.

Es kommen dazu unzählige Scheerereien, denen die Eingebornen so gut wie die Fremden unterliegen, die Missionaire machen Gesetze nach ihrer Art, welche gehalten werden müssen, wenn man nicht in schwere Strafen verfallen will und diese Strafen handhaben sie mit einer grausamen Härte. Ein rührendes Beispiel einer solchen wurde mir hier erzählt, und ich gebe es, wie ich dasselbe erfahren habe, um so mehr, als ich die Sache bestätigt fand in Dumont d'Urville's Voyage au Pol Sud, Theil IV, Seite 314.

Ein armer Provencale, Zimmermann seines Handwerks, war durch sein Mißgeschick nach Tahiti verschlagen worden. Fröhlich und wohlgemuth wie alle Südfranzosen, hoffte er sein Leben fristen zu können, denn er handhabte Axt und Säge geschickt und auch schnell genug, um seine Arbeit gefördert zu sehen. Es fehlte ihm bei diesen Eigenschaften durchaus nicht an Arbeit und er bekam auch bei den Arbeitgebern genug zu essen, so daß er hoffte, hier ganz wohl aufgehoben zu sein, wenn schon Bezahlung vorläufig nicht geleistet wurde. Die Provencalen lieben die Weiber, er sah sich also nach einer Gefährtin um, fand bald eine solche und lebte mit ihr ganz fröhlich in den Tag hinein; allein nun

wollte er auch endlich bezahlt sein, denn wo er auch beschäftigt gewesen war, die Zahl der Tage seiner Arbeit hatte sich so gehäuft, daß er glaubte, eines längeren Wartens nicht mehr nöthig zu haben.

Wie groß war sein Erstaunen, als er erfuhr, daß er nichts zu empfangen, sondern im Gegentheil noch mächtig herauszuzahlen habe. Erstens rechneten die Herren Missionaire, welche damals noch ganz ausschließlich geboten, ihm seine Nahrung zu so hohen Preisen an, als wenn er im Café des milles Colonnes zu Paris sehr splendid zu Frühstück und Mittag gegessen hätte, nun kam aber ein anderer Zweig der Gegenrechnung. Er hatte mit einer eingebornen Tahitierin in wilder Ehe gelebt, dafür war eine Geldbuße zu erlegen, welche durch die Länge der Zeit, während welcher er den verbrecherischen Umgang fortgesetzt hatte, auf eine bedeutende Höhe gestiegen war und natürlich noch mit jedem ferneren Tage stieg.

Der arme Provencale erklärte, keine Ahnung davon gehabt zu haben, daß er Unrecht thue, denn selbst in seiner belle France ziehe etwas so Natürliches keine Strafe nach sich, allein er gebe zu, daß man sich nach den Sitten des Landes, in dem man lebe, richten müsse, und so wolle er denn, da er das hier gefundene Mädchen sehr liebe — dasselbe heirathen.

Diesem, wie mir scheinen will, erträglich vernünftigen Vornehmen widersetzten sich aber die Missionaire, indem sie erklärten, eine solche Verderbniß der Sitten würden sie unter ihren braven Kindern nicht einreißen lassen, das Mädchen, welches er schändlicherweise verführt habe, sei eine Christin und er sei ein Katholik, eine solche Verbindung würde man niemals gestatten. Der brave Mann erklärte er habe zwar bis jetzt geglaubt auch ein Christ zu sein und in seinem Lande nenne man diejenigen, die nicht Katholiken seien, Ketzer, allein er wolle gerne sich nach ihrer, nach der Methode der Missionare trauen lassen und seine Ehe auf solche Weise zu heiligen suchen. Da kam der Mann nun freilich schlecht an, die Aeußerungen, die er unvorsichtig gemacht, hatten zur Folge, daß ihm erklärt wurde, er könne nicht getraut werden, selbst wenn er zur wahren christlichen Kirche übergehen würde, denn er wäre ein Ungläubiger, ein Religionsspötter und des Heiles wahrhaft unwürdig. Das Mädchen wurde gewaltsam von seiner Seite gerissen, ihr wurde eine beträchtliche Strecke zum Chausseebau als Strafe übergeben, und jeden Abend durch einen Büttel ihren Eltern zugeführt, was für den armen Liebeskranken keine weiteren Folgen hatte, als daß er nach Mitternacht von seinem Lager aufstehen und zu seiner Geliebten gehen mußte, nur dafür Sorge tragend, daß man ihn nicht etwa bei der Heimkehr begegne, was er wohl bewerkstelligen konnte, wenn er früh genug sich aus den Armen der Geliebten losriß.

Es ist wohl zu fragen, ob solch ein Benehmen vernünftig sei und ob man dergleichen Lehren religiöse nennen könne. Ich will unsern Standpunkt festhalten und den der Eingebornen als einen ganz unberechtigten bezeichnen, so wird



doch selbst in diesem Fall der Unbefangene zugestehen müssen, daß ein so begangener Fehler überall durch die Heirath gut gemacht wird, ja daß selbst die vor der Ehe erzeugten Kinder durch die nachträgliche Schließung derselben vor dem strengsten Gesetz legitimirt werden. Wie ist es nun möglich, daß Lehrer der christlichen Religion so ungeheure Mißgriffe machen, wahrlich sie lehren nicht die christliche Religion und Moral, sondern sie verbreiten ihre persönlichen, mitunter sehr barocken Ansichten als Religion. Und leider thun es die Engländer nicht allein. Die protestantischen Geistlichen, welche der pietistischen Richtung angehören, thun ganz ähnliches. Mir ist ein Fall bekannt geworden in dem ein Geistlicher vor dem Altar von der zur Trauung geschmückten Braut verlangte sie solle den Myrthenkranz abnehmen, weil er ihr nicht gebühre. Wäre dieses wirklich der Fall gewesen, so glaube ich doch nicht, daß Christus so gehandelt haben würde und der Geistliche durch irgend eine Stelle des neuen Testaments seine Härte und Grausamkeit würde rechtfertigen können. Nun war es aber nur die Klatscherei seiner theuren Gattin, auf welcher er fußte und die angestellte Klage auf öffentliche Beleidigung und Verleumdung führte zu dem Beweise, daß das arme Mädchen ganz schuldlos bezüchtet worden war, derselbe Geistliche mußte sie in derselben Kirche mit dem jungfräulichen Kranze auf dem Haupte trauen. Er wurde zwar nicht entsetzt, wie seine Lieblosigkeit bei Verwaltung des Amtes der Liebe wohl verdient hätte, aber das Schicksal hatte ihm eine andere Strafe aufbewahrt, seine Tochter war an einen Staatsbeamten verheirathet und hatte aus dieser Ehe zwei Kinder, sie ging mit einem Schreiber ihres Gatten durch, verließ ihren Mann und ihre Kinder und gab durch ihre That zu erkennen, welch eine jämmerliche Erziehung sie, die Tochter des strengen Moralisten, genossen hatte.

Das Publikum erkannte in diesem Ereigniß eine Strafe, wie schwerlich ein Gericht dieselbe in gleicher Härte verhängt haben würde, aber es sagte dazu: „von Rechtswegen."

Einhundertundfünfzehntes Kapitel.

Audienz bei der Königin Pomare. Der Hofstaat derselben. Geschichte der Königin.

Mir stand noch das Glück bevor, die alte Königin Pomare zu sehen, d. h. eine besondere Audienz bei ihr zu haben. Der Kapitain mochte meinen Wunsch errathen haben, er war deshalb bei dem französischen Gouverneur eingekommen und da wir nicht Engländer oder Amerikaner, sondern Holländer waren, so hatte die Sache keine Schwierigkeit und die Königin selbst, welche sich gerne mit Fremden unterhält, durfte kaum einmal um Erlaubniß gefragt werden, denn sie schlug eine solche Bitte beinahe niemals ab. Wir näherten uns ihrem Wohnsitz

welcher in einem großen schönen Garten an dem des Gouverneurs grenzend gelegen ist. Man hatte uns große Ehren bereitet, denn als man uns erblickte, wurden Salutschüsse abgefeuert, sie hatten aber nur einen geringen Erfolg, es blitzte nämlich lediglich nur das Pulver von der Pfanne und dieses wurde mit jedem Gewehr fünf oder sechsmal wiederholt. Auf mein lediglich durch ein satyrisches Lächeln gethanes Anfragen, welches die guten Salutanten sehr gut zu verstehen schienen, sagten sie, das Pulver sei naß geworden, die Thatsache aber ist, daß man der guten Königin kaum so viel Pulver gab, um es auf die Zündpfanne der abscheulichen Kommißgewehre schütten zu können.

Nachdem dieser Ehrenpflicht durch zwanzigmaliges Abblitzen genügt worden war, meldete der die Wache Commandirende unsre Ankunft nach dem Innern des Hauses und alsbald erschien der Ceremonienmeister, um uns einzuführen.

Ich kann nicht leugnen, daß, so oft ich diese Narrheiten bereits gesehen hatte, sie doch immer einen komischen Eindruck auf mich gemacht haben, ich meine nämlich die höchst drollige Art der Bekleidung und Bewaffnung. Die Soldaten wie die Offiziere hatten Patrontaschen- und Säbelriemen mit Thon angestrichen über den Schultern, auf Brust und Rücken ein Kreuz bildend, aber sie hatten weder Patrontaschen noch Säbel. An Stelle dieses letzteren hing eine Bayonnetscheide, aber sie war leer und widerstand jedem Versuch gefüllt zu werden, denn es befand sich kein Bayonnet auf dem Gewehre noch sonst wo. Nun hatte aber jeder der Soldaten noch irgend ein Kleidungsstück, einen Hut, ein paar Handschuhe von Wolle oder Baumwolle, viele hatten eine Weste ohne Aermel, mehrere trugen ungeheuer lange Aermel ohne Jacke, theils von Leinwand oder Baumwollenzeug, theils von grobem Tuch, einige derselben hatten breite rothe Streifen, andere waren ganz roth, alle aber waren viel zu lang und viel zu weit für menschliches Maß.

Als ich näher trat und Einen oder den Anderen auch von der Kehrseite betrachten konnte, sah ich, daß es Hosen waren, wahrscheinlich zu vielen tausenden von allen möglichen Trödlern in den Seestädten Frankreichs zusammengekauft und hier mit einem billigen Profit von 1- bis 2000 Procent wieder an den Mann gebracht.

Einer und der Andere von den wackren Soldaten hatte auch eine Halsbinde mit sogenannten Vatermördern, in diesem Falle aber auch nicht das geringste weitere Kleidungsstück. In solcher Weise sah ich sie meist alle bekleidet, das Drolligste aber, was mir bei dieser Armee vorkam, war die Verwendung von Morgenhäubchen von Tüll oder einem ähnlichen durchsichtigen Stoff. Die Bänder derselben waren um die Hüften geschlungen und die Häubchen hingen vorne herab, die Schnüre aber, bestimmt die Weite der Haube dem Umfange des Kopfes anzupassen, hatten die erfindungsreichen Tahitier zwischen den Beinen durchgezogen und hinten in der Gegend des Kreuzes mit den anderen Bändern vereinigt, so glaubten sie den Anstand auf das Vollkommenste gewahrt. Ich aber

kann mir nicht vorstellen, daß die pariser Putzmacherin, die diese Häubchen angefertigt, sich vorgestellt habe, welches einmal ihre Bestimmung sein würde.

Mein Eintritt in das Palais zeigte mir, daß es lediglich aus zwei Abtheilungen bestehe. Eine Querwand schied dasselbe in zwei Abtheilungen, wovon die erste das Vorzimmer war, die andere das Empfangzimmer. In dem ersteren lag der Hofstaat der Königin auf seinen Matten ausgestreckt, Herren und Damen des Häuptlingsranges untereinander. Auch bei den letzteren sah man die Verwüstungen, welche die lächerlichen europäischen Moden hervorgebracht hatten, der ganze Reiz der Natürlichkeit war verloren, indessen doch nicht in solchem Grade und in so lächerlicher Weise, wie bei den Männern, mag sein, daß ihr natürliches Schicklichkeitsgefühl sie geleitet hat, es kam wenigstens nicht so viel wirklich Verkehrtes zum Vorschein, wie ich vorher angeführt, aber toll genug war es auch und man konnte sehr häufig sehen, daß sie fünf Löcher in ein paar lange baumwollene Strümpfe geschnitten hatten, um dieselben als lange Handschuhe zu benutzen, ein Schmuck, der übrigens um so drolliger erschien, als sehr häufig ganz weiße Strümpfe über ziemlich braune Arme gezogen wurden, auch rothe und blaue sah man übrigens und diese hatten offenbar bei den Damen den größeren Werth.

Nachdem wir, begleitet von dem leisen Lachen und von einigen scherzhaften Bemerkungen, das Gemach durchschritten hatten, öffnete sich vor uns die Scheidewand und wir standen vor der, dem Namen nach, regierenden Königin — die Arme hat wohl nichts weniger zu thun als zu regieren — und ihren nächsten Verwandten. Sie selbst ist, wie ich bereits bemerkte, etwas über 50 Jahr, scheint aber noch lebhafte Wünsche zu haben, denn sie ließ ihre Augen mit einem Ausdruck, sowohl auf mir als auf dem Kapitain haften, welcher verschiedene Auslegungen gar nicht zuließ.

Die Königin war 14 Jahre alt, als sie sich mit ihrem Gatten verheirathete, sie hieß Taïmata, war die Tochter des Königs Pomare II. und wurde von dem Könige mit einem jungen Häuptling vermählt, welcher eigentlich kein Recht auf den Thron von Tahiti hatte, doch ein Liebling des Königs war und deshalb durch die Hand seiner Tochter begünstigt wurde, ob auch beglückt, wollen wir dahin gestellt sein lassen, denn ganz im Widerspruch mit den sonstigen tahitischen Sitten war der Mann nicht das Haupt, sondern das Nebending und er wurde vom Volke auch Pomare-Tane, d. h. Mann der Königin genannt. Er soll ein grobgestalteter Patron von ziemlich einfältigem Aussehen gewesen sein und das Volk wußte ihm keinen bessern Beinamen zu geben, als den des Großbauchs „Pomare-obu-rahi.“ Mir erzählte ein Augenzeuge dieser Vermählung, daß dieselbe zu Uahine stattgefunden habe, einem Dorfe in welchem er gewohnt und welches in der Mitte zwischen den Privatbesitzungen, den Chatullengütern der der Tochter des Königs, und dem des designirten Bräutigams gelegen gewesen sei. Die Tochter des Königs habe nicht vergessen ihren Rang zu wahren, denn

sie habe ihn 10 Tage auf ihre Ankunft warten lassen. Als dieselbe endlich erfolgt, sei der Nachmittag bestimmt worden um die Verlobten zusammenzuführen. Begleitet von ihrer Mutter und Tante sei sie in das Haus gekommen, welches zu der Zusammenkunft bestimmt gewesen und wo der junge Mann sie im Kreise seiner Freunde erwartet habe.

Die Brautleute blieben einander eine halbe Stunde gegenüber ohne ein Wort mit einander zu sprechen, Taïmata, welche den ihr Bestimmten zum erstenmale sah, ließ neugierige Blicke auf ihn fallen, dann trennten sich die beiden mit ihren Begleitungen und wenige Zeit darauf wurden die Förmlichkeiten der Verheirathung vollzogen, dies wäre wohl nicht geschehen, wenn sie bereits gewußt hätte, daß sie dereinst das kleine Reich erben würde, damals lebte ihr Bruder noch und so wurde sie von ihrem Vater nicht an einen ihrer würdigen, sondern an einen Liebling vergeben.

Schon damals war es von den Missionairen verordnet, daß diejenigen welche die Kirche besuchten, in europäischer Weise gekleidet seien, und da eine große Anzahl von Verwandten und Freunden, von Häuptlingen und deren Familien der Ceremonie mit beiwohnen wollte, so hatten sie, die Missionaire und Handelsherren, eine schöne, reichliche Ernte und ihre Magazine, vorher gefüllt mit dem Ausschuß engländischer Kleiderladen, wurden auf einmal leer, aber während sich alle Welt freute, war die junge Frau über die ihr zugemuthete Verbindung in großer Trauer und sie vollzog die letzten Bedingungen der Ehe unter heißen Thränen. Auch wurden jene glänzenden Feste, wie die älteren Reisenden sie uns beschreiben, keineswegs mehr gefeiert, schon war es so weit gekommen, daß der Tanz eine Sünde genannt wurde und man nur noch im Dunkel der Nacht und in den verborgnen Thälern wohin die Späheraugen der Missionaire nicht reichten, sich den Freuden der Jugend überließ.

Vor dieser Königin, welche jetzt nichts weiter als ein altes lüsternes Weib war, standen wir von ihr beobachtet und sorgsam abgeschätzt. Offenbar stellte sie Vergleiche zwischen uns an, es schien für mich die Jugend zu sprechen, für den Kapitain dagegen seine wettergebräunte Derbheit und sein viel versprechender, breitschultriger Körperbau, wahrscheinlich würde sie gern mehr als den bloßen Augenschein von uns genommen haben, denn sie gehörte nicht zu denen, welche sich verpflichtet hielten ihrem Gatten die versprochene Treue zu bewahren, im Gegentheil befanden sich in ihrem Gefolge immer junge Leute, welche den, wie es scheint ziemlich weitgehenden Wünschen der Königin zu entsprechen, die Verpflichtung hatten. Dieses schließt die Energie, und weil es eine Königin ist wollen wir sagen die Regententugenden, gar nicht aus, Beispiele dafür giebt uns die Geschichte an mehreren Königinnen oder Kaiserinnen, aber die Missionaire waren durchaus nicht geneigt, Regententugenden irgend welcher Art zu schätzen oder aufkommen zu lassen; eine interessanter Fall, der mir hier gleichfalls mitgetheilt wurde, mag dies wohl beweisen.

Die Königin war noch sehr jung, als sie einen Besuch auf der Insel Waine machte und dort kurz vor der Rückkehr zur Befestigung ihrer Boote an einander einen Baum fällen ließ. Sie hatte ohne Zweifel hierzu das Recht, denn den Häuptlingen gehörte alles Land und die Bebauer desselben hatten nur insofern eine Nutznießung, als sie den größten Theil ihrer Ernten den Besitzern des Bodens abgaben. Es sollte diesmal anders werden, denn dem beschädigten Manne war unter den Fuß gegeben worden, daß er nur eine Klage bei den Missionairen anzustellen brauche, um dort Gerechtigkeit zu erlangen. Die Königin war kaum auf ihre Insel zurückgekehrt, als sie auch schon vor das ernste Tribunal ihrer schwarzen Richter beschieden wurde; der unerhörte Fall, daß ein armer Sclave einen Herrn oder gar einen König verklage, lag vor. Die Klage wurde von dem Vertreter des Wortes Gottes aufgenommen, der Beschädigte mußte genau angeben, was und wer ihm den Baum umgehauen, darauf ward die Königin befragt, ob sie Befehl gegeben habe, den Baum umzuhauen und als sie dies bejahte, wurde sie weiter gefragt, ob sie nicht die Gesetze der Insel kenne.

Sie erwiderte, daß bei ihnen von Gesetzen für den König keine Rede sei, daß ein solcher kein anderes Gesetz kenne als seinen Willen, daß aber überdies alles Land dem Könige gehöre, er also darüber verfügen könne wie er wolle und daß Niemand vorhanden sei, der ihn zur Verantwortung ziehen könne.

Der Missionair gab der Königin ein Buch, in welchem er mit eigener Hand eine gute Portion der Geseze Altenglands zusammengetragen hatte, welche für Tahiti paßten, wie die Faust auf's Auge und forderte sie auf, ihm die Stelle zu zeigen, daß ein König als über dem Gesetze stehend, angeführt wäre.

Da die Königin dies nicht vermochte und sofort fühlte, daß es auf nichts abgesehen sei als auf eine Kränkung, so wollte sie derselben ausweichen und die Angelegenheit durch Geld zu ordnen suchen; sie sandte daher einen ihrer Diener nach ihrer Wohnung, um einen Beutel Geld zu holen und dann ließ sie denselben dem Kläger als Schadloshaltung überreichen. Aber damit war der unbarmherzige, souveraine Missionair nicht zufrieden, er wollte die Königin demüthigen und er sagte ihr öffentlich, daß diese angebotene Schadloshaltung beweise, daß sie fühle, sie habe Unrecht gethan. Dieses genüge einerseits, nun müsse man aber auch wissen, welche Entschädigung der Beeinträchtigte verlange.

Dieser war wohl unterrichtet worden und erwiderte: „da die Königin wohl einsieht, daß sie Unrecht gethan hat, als sie einen armen Mann beraubte, so verlange ich weiter keine Entschädigung, sondern erkläre mich durch dieses Eingeständniß ihrer Schuld befriedigt.“

Wie mir der Berichterstatter erzählte, hätte der Mann sehr gerne das schöne Geld in Empfang genommen, allein die Missionaire hatten dieses streng verboten, ein armer Mann aus dem niederen Volke sollte die Königin an nobler Gesinnung beschämen und dies war vollständig erreicht, die Königin verließ

unter heißen Thränen den Gerichtshof, vor welchem zum erstenmale, seit die Insel aus dem Schooße des Meeres aufgetaucht, eine Königin stand, indessen der großmüthige Kläger unter den Beifallsbezeigungen des Volkes davon ging.

Alles sehr schön in einem constitutionellen Staat und unter civilisirten Menschen, hier aber in einem durchaus absoluten Staat, in welchem es nur Besitzende und Besitzlose, Bevorrechtete und Rechtlose gab, eine Grausamkeit ohne Gleichen, welche wohl gerade von Engländern am wenigsten hätte ausgehen sollen, deren Lords und reiche Grundbesitzer sich ihren Pächtern gegenüber und zwar auf die Gesetze Altenglands gestützt, wohl noch ganz andere Dinge zu Schulden kommen lassen, als z. B. die Expropriation von 200 Pächterfamilien auf den Gütern des Lord Rochefort, um Platz zur Weide für 20,000 neu angekaufte spanische Schafe zu gewinnen und dergleichen mehr.

Hätte ich diese Einzelheiten vor der Audienz gekannt, so würde ich die arme Königin mit noch viel höherem Interesse und noch viel innigerem Bedauern betrachtet haben. Im übrigen verlief die Vorstellung wie all dergleichen, bei denen der Eine nichts zu bitten, der Andere nichts zu gewähren hat, die Königin nahm meine kleinen Geschenke, einen rothen Federbusch eines französischen Tambours und das messingene Schild eines sächsischen Gerichtsexecutors freundlich dankend an, schmückte sich sofort damit, da sie es in Gegenwart der Missionaire doch nicht durfte, ließ mir dann als Gegengeschenk und als ewiges Andenken ein gebratenes Schwein reichen, versprach uns ihre hohe Protection und entließ uns, ohne Angriffe auf unsere Tugend gemacht zu haben.

Einhundertundsechzehntes Kapitel.

Abreise von Tahiti. Die Insel Eimeo. Ueppige Vegetation auf Eimeo. Die Einwohner sind noch nicht von den Missionairen beglückt.

Waaterhocker und ich verließen den Palast, den man wohl nur spottweise so nennen kann, besonders wenn man das bescheidene Haus gesehen hat, in welchem ehemals die engländischen Schwarzkutten ihr Wesen trieben und begaben uns nach dem Landungsplatze, weil es jetzt endlich an der Zeit war, Tahiti zu verlassen, da der Supercargo sowohl seine momentanen Gelüste gebüßt, als seinen Harem durch zwei sehr junge Tahitierinnen ergänzt hatte. Er wollte jetzt, da es hier mit den Handelsverbindungen offenbar nichts war, nach Eimeo gehen und dort dergleichen anzuknüpfen suchen.

Die schöne Insel liegt so nahe an Tahiti, daß man sie an jedem heiteren Tage mit bloßem Auge sehen kann und der schönen Tage sind viele in diesem glücklichen Klima. Die Entfernung mag 5 deutsche Meilen betragen, daher sie

in vollster Klarheit sich in dem Horizont des Meeres abzeichnet und einen, in der That imposanten, schönen Anblick gewährt. Die Berge steigen so scharf gezeichnet empor, daß man nicht leicht etwas sonderbareres sehen kann, überall gewahrt man so spitzer Felsenkegel, wie selbst die Alpen in ihren höchsten Regionen deren nicht haben, wenn schon zugestanden werden muß, daß sie keineswegs die Höhe der Schweizerberge, ja daß sie nicht einmal den vierten oder fünften Theil ihrer Höhe erreichen. Und dennoch machen sie einen außerordentlichen Eindruck, weil man sie ganz frei aus dem ebenen Meere emporsteigen sieht, indessen man in der Schweiz und Tyrol jederzeit auf einem Plateau oder selbst in der Tiefe eines Thales immer schon 3—4000, auch mehr Fuß über dem Meere steht und in dieser Lage noch immer ganze Reihen anderer Berge vor den Kolossen stehen und deren Wirkung als einheitliches Ganzes beträchtlich verändern.

Die Insel ist von den sie besuchenden Nationen sehr verschieden benannt worden. Zur Zeit der Entdeckung dieser prächtigen Blumen und Fruchtkörbe des großen Oceans theilte man einander seine Entdeckung nicht in solcher Gedankenschnelle mit, wie es wohl jetzt geschieht, die verschiedenen Nationen nun wußten gar nichts von ihren gegenseitigen Thaten zu erzählen, so kam denn diese Namenverwirrung, welche noch auf den Karten spukt, von Tahiti aus wird sie Eimeo, von den Eingebornen aber wird sie Murea genannt. Der Engländer Wallis nannte sie nach seinem Gönner dem Herzog von York, Bougainville gab ihr den Namen des Herzogs von Mayenne, bei den Spaniern heißt sie Santa Maria. Wahrlich thöricht genug, indem dieselben Namen von der nämlichen Nation hundertfältig verbreitet zu einer babylonischen Sprachverwirrung Anlaß geben, indessen die von den Ureinwohnern herrührenden Namen gewöhnlich nicht ihres Gleichen haben.

Die Insel Eimeo ist noch wunderbarer gestaltet als Tahiti selbst. Es erhebt sich nicht eine zusammenhängende Bergmasse zu einer Art von Plateau, aus welchen noch ein paar Spitzen hervorragen, sondern man sieht nebeneinander stehend sechs Kegelberge, viere davon mit doppelten und dreifachen Spitzen und diese Kegel scheinen so vollständig von einander gesondert, daß man glaubt, jeder steige einzeln aus dem Meere empor, indessen sie doch wirklich eine gemeinschaftliche Grundlage haben, welche ungefähr sechs deutsche Meilen lang und an der breitesten Stelle der Insel zwei Meilen breit sein mag.

Die tief eingeschnittenen Thäler geben eine reiche Fülle von wunderherrlichen Ansichten, man kann kaum glücklichere Lagen erdenken als diese, auch ist der Boden überall von dem üppigsten Baum- und Pflanzenwuchs überdeckt. Setzt der Anblick der ganzen Insel in Erstaunen und wird dieses größer, wie man sich mehr der Insel nähert, so denkt man sich beim Betreten derselben und beim Durchschreiten der überaus reizenden Thäler in einen Zaubergarten versetzt, so lachend ist die nächste Umgebung, so prachtvoll die größere Ferne,

durchweg sieht man das Großartige mit dem idyllisch Schönen verbunden, es giebt kein Thal, so frucht- und blumenreich es sein und so versteckt es liegen mag, das nicht die Aussicht auf das Meer und zugleich auf wenigstens zwei der steil aufsteigenden Berge hätte, die bis dahin, wo der eigentliche Felsenkegel anfängt, mit dem üppigsten Grün bedeckt sind. Von Dörfern übrigens nimmt man nicht viel wahr, die Hütten der Eingebornen liegen fast sämmtlich vereinzelt, wenn schon hinlänglich nahe beisammen, um ohne Schwierigkeit eine Verbindung zwischen den Bewohnern zu schaffen, alle sind nach Art und Gewohnheit dieser Insulaner in einem Garten gelegen, der die sämmtlichen Früchte und die schönsten Blumen der Tropenländer umschließt.

Rückt man näher mit den von Tahiti kommenden Schiffe, so bietet sich dem Auge etwas ganz Sonderbares dar, man bemerkt nämlich, daß der eine dieser riesigen Felsenkegel so vollkommen durchbohrt ist, daß man den blauen Himmel hindurchsieht. Dies ist sehr einfach zugegangen. Piu, der Gott von Eimeo, hatte sich den Zorn Oro's, des Gottes von Tahiti, zugezogen und derselbe warf seinen Speer nach ihm. Piu verbarg sich, als er den Speer kommen sah, schnell hinter dem Felskegel, allein die mächtige Waffe des Gottes Oro durchdrang die Felsmasse, und wäre Piu nicht so gescheidt gewesen sich zu bücken, so würde der hindurch fliegende Pfeil ihm dennoch den Kopf gespalten haben.

In der That ist diese Felsbildung wunderbar genug, um eine Erklärung zu fordern, wie sie den Kenntnissen und der Phantasie der Bewohner angemessen ist und das haben die Leutchen hiermit geleistet.

Eimeo hat mehrere schöne Häfen, welche zwar sämmtlich nur einen Eingang haben, da das die Insel umgebende Riff die Annäherung von anderen Seiten verbietet, allein die Häfen sind um so sicherer, als sie sich weit genug in die Insel erstrecken, zum Theil eine Tiefe von einer halben Meile und drüber haben, so daß sie vor allen gefährlichen Windzügen geschützt, vollkommen gedeckt sind. Um einige dieser Häfen steigen die Berge gleich Mauern empor, es sind Spalten, entstanden durch die Theilung, durch die Zerreißung eines Berges und sie sind daher mit den Fjords der norwegischen Küste zu vergleichen, nur sind sie nicht so großartig, nicht so tief in das Land einschneidend, wenn schon die Höhe der Felsen gar nicht selten 2000 Fuß erreicht, so daß ein darin liegendes mächtiges Kriegsschiff zu einem elenden kleinen Dinge zusammenschrumpft und man im Vergleich mit den Naturgewalten eine gründliche Verachtung gegen die Unbedeutendheit menschlicher Schöpfungen erhält. Verglichen mit diesen gewaltigen Mauern kam mir der „van der Kapellen" durchaus nicht größer vor als ein Boot der Eingebornen.

Die Bucht, in welcher wir lagen, heißt Opunohu, sonderbarerweise aber hat auch sie ihren Namen nicht behalten dürfen, so wenig wie die Insel selbst. In der Mitte der Bai liegt eine Insel Talu und diese hat der Bai den Namen der Talu-Bucht gegeben. Unfern der Einfahrt liegt ein Dorf, Papituai,



und das Erste, was beim Anblick desselben in die Augen fällt, ist ein mächtiges, achteckiges, von Steinen aufgeführtes Gebäude, welches in der unglücklichsten Lage, nämlich unmittelbar am Strande erbaut ist, also nicht einmal Schatten und keinen erträglichen Boden zu künstlicher Anpflanzung hat.

Dieses mächtige, möglichst unzweckmäßige Ding wurde im Jahre 1824 gegründet und sollte eine höhere Schule für die Eingebornen werden, denen man Mathematik, Astronomie, Physik, Geschichte und Geographie, denen man vor allen Dingen Philosophie und Rechtskunde nach engländischem Zuschnitt eintrichtern wollte. Dies stolze Bauwerk führt daher auch den Namen der königlichen Südsee-Akademie, ist jedoch niemals eingeweiht worden und befindet sich jetzt im schönsten Verfall.

Die Amerikaner haben auch hieher ihren Weg bereits gefunden, sie handeln fleißig mit Cocosöl und Apfelsinen, ferner auch mit dem Satzmehl der Pfeilwurzel, mit dem bekannten Arrow-Rot, welches hier echt eingehandelt, in Nordamerika mit Kartoffelstärke verfälscht und dann zu den dummen Deutschen gesandt wird, welche es als eine Panacee betrachten und mit zwei Thalern das Pfund bezahlen, während es in der That nichts weiter ist als gewöhnlicher Puder, Stärkemehl, das sie aus Kartoffeln oder Weizen bereitet zum zwölften Theil des Preises haben können. Zwei amerikanische Kauffahrer lagen hier und machten einander das Leben sauer, indem jeder den anderen auszustechen, herunterzusetzen, verächtlich zu machen suchte. Sie schienen nicht übel Lust zu haben dem „van der Kapellen" die Annäherung zu versagen, denn sie sahen in ihm einen Concurrenten und es scheint als habe die starke Bewaffnung desselben und seine Takelung als Kriegsschiff sie allein daran gehindert. Als wir die Insel betraten, sahen wir sie lebhaft miteinander conversiren und dabei so viel braunen Tabaksaft ausspeien, daß ich glaube, man hätte einen großen Kessel damit füllen und Nikotin daraus machen können.

Die Natur der Insel scheint vollkommen der von Tahiti zu gleichen. Der Reichthum an herrlichen Früchten und Blumen, die Ueppigkeit der Vegetation, die Mannigfaltigkeit des Grüns der Blätter von den hellsten Tinten durch die allersaftigsten und markigsten Schattirungen bis zu der Dunkelheit, welche einer unserer Pinusgattungen den Trivialnamen Schwarztanne zugezogen hat, findet man alles reichlichst vertreten. Und die Ueppigkeit der Vegetation wird das Jahr hindurch erhalten, indem von allen Bergen reichliche Wasserfäden herabrieseln, diese zu Bächen und kleinen Flüßchen vereinigen, nachdem der Niederschlag selbst die Pflanzendecke erfrischt und genährt hat. Hier hat die Wirthschaft der Europäer noch nicht so schrecklichen Schaden angerichtet, als auf der Hauptinsel des kleinen Archipels, man findet die Leute wohlhabend, sie sind noch nicht durch Missionaire besteuert, welche allerdings in diesem Fache das Glücklichste geleistet haben. Auf Tahiti haben sie sich die Religion ziemlich theuer bezahlen lassen, in einer unerklärlichen Blindheit gingen sie so weit, auf die Religion eine viel höhere Steuer als auf den Branntwein zu legen und zu-

gleich die Eingebornen durch Androhung des Fluches und schwerer Strafen zur Annahme ihrer Religion zu zwingen. Jeder getaufte Insulaner mußte alljährlich ein lebendes Schwein, fünf Bambusrohre voll Cocosöl, drei Ballen Arrow-Rot und vier Körbe voll Baumwolle abliefern. (Delessert Voyage dans les deux Océans. Tome II, S. 263).

Die Folgen konnten nicht ausbleiben, das Volk unterwarf sich nur murrend diesen Abgaben, die vornehmen Leute hielten sich und ihre Meinung zurück und auf die Häuptlinge konnten die Missionaire ihre Forderungen nicht ausdehnen, eine Reaction aber konnte ebenso wenig ausbleiben. Sie trat auch im Jahre 1828 in einer solchen Weise ein, daß die Missionaire beinahe verjagt worden wären und eine neue Religion auftauchte, welche zwar an Jesus Christus glaubte, ihn aber mit dem Gotte Oro identificirte und auch die fast untergegangene Gesellschaft der Areios wieder in ihre früheren Ehrenrechte einsetzte, so daß wie durch einen Zauberschlag die alten Sitten wieder erweckt und der Christianismus unterdrückt wurde, bis der Missionair Pritchard mit ausgedehnten Vollmachten erschien und seine Religion wieder zu Ehren brachte.

Diese traurigen Verhältnisse sind auf Eimeo noch nicht eingekehrt. Man hat diese Abgaben nicht hieher verpflanzt und die Einwohner nicht in Armuth gestürzt, was bei so enormen Spenden, wie die Anglikaner sie fordern, jedenfalls geschehen ist. Man pflegt zwar zu sagen, kein Volk sei noch durch die erlittene Belastung mit Steuern zu Grunde gegangen und so weit es Europa betrifft, läßt sich die Wahrheit dieses Satzes beweisen, aber wo man nicht 5% der jährlichen Einnahme, sondern 80 bis 90 derselben erhebt, wie auf dem unglücklichen Tahiti, in Ostindien u. s. w., da wird die Sache mit den Steuern doch sehr bedenklich.

Einhundertundsiebzehntes Kapitel.

Kurzer Aufenthalt auf Eimeo. Die Insel Wahine. Cooks Schützling, der Häuptling Mai. Die Insel Raiatena. Die Insel Borabora.

Wir hielten uns nicht lange genug bei Eimeo auf, um viel von der Freundlichkeit seiner Einwohner kennen zu lernen, aber unzweifelhaft war uns, daß wir mit einem weniger verdorbenen Volke zu thun hatten als dasjenige war, welches wir soeben verlassen. Wir gingen wieder unter Segel, wie es scheint zur größten Satisfaction der sehr liebenswürdigen Amerikaner und strichen von Eimeo nach Nordwesten an der Insel Tabu-Emann vorbei nach Wahine, von welcher Insel Cook seinen zweiten Begleiter polynesischen Ursprungs, den Häuptling Mai, mit nach Europa genommen hatte. Er brachte ihn auch bei seiner zweiten Anlandung hierher zurück, aber es war nichts Rares aus ihm geworden. Cook protejirte ihn sehr, ließ ihm von seinen Zimmerleuten ein hölzernes

Haus im Stile ländischer Farmerwohnungen bauen, schenkte ihm verschiedene nützliche Thiere, Ziegen, Schafe, auch zwei Pferde, gab ihm Schießgewehre und Schießbedarf, sogar ein Panzerhemde von Draht, wodurch allein er zu einer Macht wurde, aber er verstand dieselbe nicht so zu gebrauchen, daß sie zum Segen des Landes gediehen wäre. Der eigentliche König der Inseln gab ihm seine Tochter zur Frau, nannte ihn seinen Freund (Hoa) und ernannte ihn zum Weisen (Paari) allein man sieht recht, daß nicht immer das Amt auch den Verstand giebt, wie man gewöhnlich anzunehmen pflegt. Dieser zum Weisen ernannte Mann benutzte seine Weisheit, d. h. seine physische Macht und Kraft in einer Art, die man keineswegs eine durchaus wünschenswerthe nennen könnte, er ging z. B. niemals ohne vollständige Bewaffnung aus und bediente sich seiner Muskete und seiner Pistolen, um Schießübungen anzustellen an den vorübergehenden Insulanern, welche er mit seiner Flinte von ferne und mit seinen Pistolen aus größerer Nähe zu erlegen suchte. Sein Tod wurde als eine wahre Wohlthat für das Land angesehen und sein Andenken lebt noch unter den Eingebornen als das eines furchtbaren Wüthrichs.

Das Haus, welches Cook dem Mai baute, steht noch, denn es ruht auf einer steinernen Unterlage (im Uebrigen würde ich nicht behaupten, daß es wirklich dasselbe wäre, aber die große, süße Orange, welche man Bompelnuß nennt und welche Cook selbst pflanzte und durch eine kleine Verpalisadirung schützte, wird von den Eingebornen noch jetzt Veritani genannt (Britannien) und das Haus, welches in ihrem Schatten steht, gilt für das damals erbaute und es hat seine Bestimmung verschiedentlich gewechselt. Zuerst wurde es im Jahre 1809 von den Missionairen eingenommen, welche flüchtig ihr damals nicht günstiges Terrain auf Tahiti verließen. Späterhin als sie bei günstigeren Aussichten wieder dahin zurückkehrten, nahmen ein paar Häuptlinge dasselbe in Besitz und legten rings umher einen Garten an, so schön, daß er noch jetzt eine Zierde der Insel ist. Den Bompelnußbaum, den einzigen seiner Art auf der Insel, habe ich gesehen und ich glaube wohl, daß er von Cook gepflanzt sein mag, denn alt genug ist er dazu und hinlänglich vernachlässigt, da Niemand seine Pflege kennt, er ist vollständig ineinander gewachsen und steckt voller sogenannter Wasserreiser, welche dem Baum alle Kraft rauben, ohne doch jemals Früchte zu tragen.

Von dieser Insel zogen wir nach dem gegenüberliegenden Raiatena, gerade im Westen von Wahine und zwar etwas weiter von der letzten entfernt, als Eimeo von Tahiti. An der Nordküste liegt die Bai Utu-Maoro, in deren Hintergrunde sich eine ziemliche Quantität freundlicher weißer Häuser erhebt, in prächtigen Fruchtwäldern versteckt, die wiederum überragt und gekrönt sind von einer fast senkrecht aufsteigenden weißen Felswand, welche so von ferne betrachtet dem Anschein eines Titanenbauwerkes hat. Die Insel soll früher eine große Zahl freundlicher Dörfer gehabt haben, die Missionaire aber fanden es mit ihrer Bequemlichkeit unverträglich, auf der ganzen Insel umherzuziehen, um das

Christenthum zu predigen, sie zogen daher lieber die Insulaner zu sich heran und vereinigten sie sämmtlich in dem einen Orte, in ihrer Residenz, die sich natürlich dadurch zu einer Stadt erhob, indessen die anderen Orte allmälig von der Insel verschwanden. Hier in diesem Orte liegt auch das Haus des Beherrschers, welches ganz hübsch und zwar von Mauerwerk umgeben ist und vier Räume zu ebner Erde umschließt: ein Wohnzimmer, ein paar Schlafkabinette und einen Audienzsaal. Zu meiner nicht geringen Verwunderung sah ich hier den engländischen Comfort dem heimischen vorgezogen; der Audienzsaal hatte vier Fenster mit gläsernen Fensterscheiben, zwei große Flügelthüren, von denen die eine nach der Straße, die andere nach dem Meere zuführte, die letztere war eine Glasthüre, hinter welcher man der schönen Aussicht genießen konnte, selbst wenn man nicht Neigung hatte, sich von der Seebrise anwehen zu lassen. Von dieser Thüre erstreckte sich ein schöner, grüner Rasenplatz nach dem Meere hinab und derselbe war durch dichte, auf beiden Seiten stehende Gebüsche den Augen der Vorübergehenden entzogen (die glücklichen Menschen, schon so weit sind gekommen, daß es sie genirt, wenn sie gesehen werden können. Ja die Civilisation macht mächtige Fortschritte).

Die Gemächer des Hauses waren alle mit Kalk beworfen und farbig angestrichen, der Boden war mit Matten belegt und verschiedene Möbel standen umher. Mich überkam eine eigene Verwunderung, als ich bemerkte, daß Stühle und Sophas hiesigen Ursprunges seien, sie waren nämlich aus dem Holz des Brodbaumes geschnitten und das Flechtwerk des Sitzes und der Lehne war aus Cocosfasern gemacht, alles sehr schön und zierlich aber doch immer nur von Händen der Wilden gemacht und nicht europäischen Ursprungs, also unmöglich schön zu nennen; die Missionaire haben sich hier ihres Vortheils nicht bedient, auf Tahiti wären sie klüger verfahren.

Es gelang mir, die Königin zu sehen, indem hier nicht so gewaltige Vorsichtsmaßregeln gegen Fremde gebraucht werden wie auf der Hauptinsel. Ich fand in derselben eine Frau von etwa 40 Jahren, welche noch Spuren früherer großer Schönheit trug und auch nicht so dick geworden war, als die Königin Pomare, obwohl es ihr keineswegs an der Fülle fehlte, welche reiferen Frauen so sehr wohl ansteht. Wie die Königinnen des Homer war sie mit Weben beschäftigt, sie saß umringt von ihren Mägden auf einem bunten mit baumwollenen Kattun überzogenen Polster und zog ihr Weberschifflein eifrig hin und her. Ob sie wie die schöne Penelopeia während der Nacht ihr Gewebe wieder aufgetrennt, um sich der Freier zu entledigen, kann ich nicht sagen, ich habe keinen solchen bemerkt. Zwei ihrer Töchter, bildhübsche Mädchen, sah ich durch das nach dem Meere gehende Fenster, an diesem beschäftigt, wie Prinzessin Nausikaa mit dem Waschen von baumwollenen Zeugen und wollenen Decken. Beide Mädchen hatten alles abgelegt, was sie an Kleidung besaßen, sogar den Maro oder Gürtel, und da ich mir dieselben durch ein kleines, sehr schönes galli-

läisches Rohr näher zauberte, gewahrte ich ein paar wahrhaft tadellose Schönheiten und kann nicht in Abrede stellen, daß ich einen recht sehnlichen Wunsch hatte, es möge dem Herrn Supercargo gefallen, hier Handelsverbindungen anzuknüpfen, denn ich glaubte überzeugt sein zu können, daß ich hier nicht Gefahr laufe, die Lepra oder sonst eine schöne damit verwandte Krankheit zu bekommen. Allein es gefiel dem Supercargo nicht, und so mußte ich einen Tag später abreisen und zwar sogar ohne die beiden Mädchen weiter gesprochen zu haben, obschon ich mich in dieser Hoffnung wohl eine Stunde lang bei der Mutter aufhielt, von ihr sehr freundlich behandelt wurde und ich sie auch sehr zufrieden mit mir, zurückließ.

Am folgenden Morgen umfuhren wir die nördlich von Raiatea gelegene Insel Tahaa, um nach Borabora zu kommen, jedenfalls eine der allermerkwürdigsten Inseln des ganzen Archipels, des ganzen Inselmeeres von Tahiti bis zu den Philippinen. Der erste Anblick aus großer Ferne erschien mir mehr sonderbar, als schön oder imposant, es kam mir vor, als erhebe sich vor uns ein ungewöhnlich großer Leuchtthurm ohne Leuchtfeuer, allein allmälig erhob sich dieser Leuchtthurm zu einem breiten Felsblock mit zwei Spitzen, dann begann er etwas völlig sonderbares zu zeigen, er hob sich von dem Horizont empor, man sah unter seiner Basis hindurch, man sah Meer und Luft zugleich also eine Mirate, eine Luftspiegelung, eine Fatamorgana.

Der Block erhob sich immer höher und als er etwa halb so hoch über dem Wasser schwebte als er selbst hoch war, da rückte eine Fortsetzung von ihm empor und da diese ihrerseits wieder eine bedeutende Höhe erreicht hatte, konnte ich erst erkennen, was ich denn eigentlich gesehen und was ich für eine Luftspiegelung gehalten hatte. Es war das Centrum, es war der mächtige Felskegel der Insel Borabora, welcher zu solch einer bedeutenden Höhe in die Luft ragt, daß sich unterhalb seines Gipfels die Dünste der feuchten Atmosphäre zu Wolken niedergeschlagen hatten.

Nun stieg der Berg, auf der einen Seite fast senkrecht abgeschnitten bleibend, immer höher und mächtiger empor, einen Berg bildend, der weit nach der einen Seite hin eine mächtige Abdachung entsendete, während die andere Seite sich auf das Vollkommenste unnahbar zeigt. Kein Staubgeborner würde im Stande sein, den Piton von dieser Seite zu ersteigen, wiewohl es mir von der entgegengesetzten Seite ganz wohl gelang.

Als wir uns mehr und mehr der Insel näherten, gewahrten wir nunmehr auch die Basis dieses eigenthümlichen Kegels, es entwickelte sich allmälig eine Bergkette von gar nicht unbedeutenden Dimensionen, nur allerdings bei weitem niedriger als der Piton selbst. Da wir noch ein paar Meilen davon waren, sahen wir nun noch etwas besonderes erscheinen, es entwickelte sich nämlich am Horizont quer vor dem Schiffe eine viele Meilen lange Linie vom Palmgebüschen, die allmälig höher und höher wurden und sich schließlich zu einem aus-

gedehnten Palmenhaine gestalteten, die räthselhafte Erscheinung klärte sich beim Näherrücken auf, es war das schützende Riff, welches die Insel umgiebt und welches hier bereits so hoch über den Wasserstand gestiegen ist, daß es nicht nur nicht mehr von den Wogen überfluthet wird, sondern daß sich auch bereits so viel hohes Land gebildet hat, um über seine ganze Länge einen Palmenhain von den schlankesten und schönsten Cocosbäumen entstehen zu lassen. Hier sieht man diese Bäume so recht in vollster Pracht und Schönheit, denn hier werden sie nur selten besucht und beraubt, weil die Eingebornen auf der Hauptinsel, wo sie



Der Piton und die Hauptstadt auf Borabora.

allein ihre Wohnungen haben, genug derselben besitzen, um nicht gerade genöthigt zu sein, die Bai zu überschiffen, es sei denn, daß sie Cocosöl machen wollten.

Die ganze Insel ist von einem ungeheuren See, von einer Lagune umgeben, welche mehrere Meilen im Halbmesser hat und welche daher auf unserem Bilde mit keinem Strich angedeutet werden konnte. Das Felsenriff, welches die Insel umgiebt, liegt dem Beschauer von der Stelle, von welcher das Bild aufgenommen worden ist, wenigstens eine Meile weit im Rücken und der Theil des Riffes, nach dem er von eben diesem Standpunkte aus hinsehen könnte, befindet sich wieder ein paar Meilen jenseit der Inseln und wird daher gänzlich von der Insel zugedeckt, da das Riff im Horizont liegt und die Berge der Insel sich sehr bedeutend darüber erheben.

Einhundertundachtzehntes Kapitel.

Der Boden der die Insel umgebenden Lagune. Das Missionshaus. Natürliche Tracht der Frauen und Mädchen auf Borabora.

Nur wenig Oeffnungen befinden sich in diesem Riff, aber sie haben Wassertiefe und auch Breite genug, um ein Schiff gefahrlos durchzulassen, und so gelang es denn auch ohne einen Lootsen hindurchzukommen, in den kreisförmigen See, in die Lagune, welche Borabora rings umgiebt, so daß man die Insel ungefähr mit der Feste Wilhelmstein im Steinhuder Meer im Fürstenthum Lippe vergleichen kann. Ich sage ausdrücklich ungefähr, denn dies sogenannte Meer, ein ganz flacher See, ist doch immer nur ein Miniaturbild, allein insofern ist doch etwas wahres an der Sache, als die genannte Festung von einem klaren, ruhigen Wasser ganz und gar umgeben und dieses wieder ganz von Land umschlossen ist. Das Steinhuder Meer hat dreiviertel Meilen im Durchmesser, die Lagune von Borabora achtmal so viel. Die Feste Wilhelmstein hat noch nicht 30 Fuß Höhe, der Hauptberg, welcher die Insel bildet, mißt zwanzig Mal so viel.

Immer mit dem Senkblei in der Hand zogen wir durch die Lagune auf das Dorf zu, welches unter dem Titel einer Hauptstadt figurirt. Der Boden der Lagune kann deutlich gesehen werden, denn ihr Wasser ist bewundernswürdig klar, und da wir noch dazu von einem sehr heiteren Tage begünstigt waren, überdies die Sonne bei unserem Cours zur Hauptstadt hinter uns hatten, so war dies hellgrüne Wasser so durchleuchtet und keine Spur des blendenden Lichtes wahrzunehmen, welches gewöhnlich bei hellem Sonnenschein auf dem Boden tanzt, daß ich glaube, man würde eine blanke Münze in jener Tiefe haben sehen können, obschon dieselbe 20 Faden, natürlich stellenweise auch mehr oder minder betrug. Schon oft hatte ich Gelegenheit gehabt, die Pracht dieser unterseeischen Gärten zu bewundern, aber nirgends hatte ich bisjetzt etwas gesehen, das so vollkommen an das Märchenhafte grenzte. Hier waren die glänzendsten Farben und die wunderbarsten Formen vertreten, nicht nur sahen die baumartig verzweigten Korallen wie eigenthümliche, blattlose Pflanzen aus, man sah auch wirkliches Laub und Pflanzen mit einem Reichthum von grünen Blättern zwischen diesen Korallen emporstreben. Die prächtigsten Fucusgattungen und eine große Menge anderer, dem Meerwasser angehöriger Pflanzen sah man ihre langen Linien entwickeln und an dem dunkeln, olivengrünen Laub saßen wunderbare Früchte, nämlich zierliche kleine Schnecken, welche graciös geformt sich eben so graciös von dem Laube schaukeln ließen, bis irgend ein Fisch unbarmherzig danach schnappte und sie sich einverleibte.

Und diese Fische, wie schön waren sie, wie schlank, rund, kugelig, stachelig, von allen erdenklichen Formen und Farben, und munter spielten sie in dem

Walde umher, als wären es Vögel, welche sich dort auf den unterseeischen Bäumen sehr wohl fühlten. Alle diese Farben und Formen treten um so eigenthümlicher hervor, als der Boden der Lagune aus schneeweißem Korallensande besteht, das Wort Sand natürlich nur auf die Form bezogen, denn dieser weiße Sand ist nicht Sand sondern Kalk, der seine Entstehung den Korallen und seine Form den Stürmen verdankt, die, wenn auch selten, so doch manchmal die Lagune aufrühren, sie kann zwar niemals in gefährlicher Weise wellenbewegt werden, denn der kreisförmige Damm ist zu sicher fundamentirt, um von den Meereswogen erschüttert zu werden, allein er ist nicht hoch genug, um zu verhindern, daß die Winde diesen See selbst treffen. Draußen, außerhalb des bewaldeten Riffes mag es zur Zeit der Stürme lebhaft genug zugehen und gewiß können alsdann die Wogen auf den Korallen brandend Wassergarben bilden, welche eine Höhe von 35 Fuß und mehr erreichen.

Je mehr wir uns der Insel nahten, desto prächtiger entfaltete sich ihre Schönheit. Ich hatte geglaubt so viel des Schönen gesehen zu haben, daß ich über nichts mehr erstaunen würde, aber ich hatte mich geirrt. Ich könnte nicht behaupten, daß ich bei meiner Annäherung neue, noch nicht dagewesene Pflanzen bemerkt hätte, sie gehörten alle, wie sie sich nach einander kenntlich machten, der ganzen Inselgruppe an, aber sie waren so wunderbar schön, waren so eigenthümlich aufgestellt, hatten dabei eine so imposante Größe, daß einerseits man zu glauben geneigt war, es hätte der ordnende Sinn eines Gartenkünstlers hier gewaltet, andererseits aber glauben mußte, die Insel Borabora sei das Schooßkind der liebenden Mutter Natur, das verzogene Püppchen, welchem sie jeden Schmuck aufgehängt, den sie nur finden konnte, in der Fülle ihrer Schatzkammer. Die Blätter sahen frischer, die Blumen größer und prächtiger aus, als auf den anderen Inseln und wenn auch vielleicht die Phantasie ein wenig mitgespielt hat, in der Hauptsache mochte doch wohl etwas wahres daran sein, denn Boden und Klima sind gleichzeitig schöner, glücklicher und nahrungsreicher, als auf den anderen, dieser Zone angehörigen natürlichen Gärten.

Vor uns rollte sich nunmehr die Hauptstadt allmälig auf, alle Häuser waren weiß angestrichen und hatten eine ungemeine Zierlichkeit in der Bauart, demnächst lagen sie sämmtlich so weit von einander entfernt, daß zwischen einem jeden und dem folgenden ein Raum von ungefähr 100 Schritten lag, was allerdings der Stadt eine unbequeme Ausdehnung gab, aber doch zugleich zur Folge hatte, daß jedes Haus von einem reizenden Garten umgeben war, dazu kam nun noch eine der Ordnungsliebe der Eingebornen entsprechende geschmackvolle Umzäunung aus Bambusrohr, theils gitterartig, theils in eigenthümlichen Mustern geflochten, ungefähr in der Weise, wie ich es auf den Tonga-Inseln gesehen hatte. Solcher Zaun war durchaus nicht der Sicherheit wegen angelegt, denn diese gewährte er nicht, selbst ein kleines Thier, schon ein Hund, von Schweinen und Rindern gar nicht zu reden, hätte ihn durchbrochen, aber es

war der Ordnungssinn der Leute, welche ihr Blumengärtchen abgesondert wissen wollten von dem Obstgarten. Dieser hatte gar keine Umzäunung, er lief mit dem des Nachbarn in einander, Niemand wehrte argwöhnisch das Abpflücken einer Frucht, Jedermann hatte so viel derselben, daß es auf ein paar Dutzend mehr oder weniger nicht ankommen konnte, aber gerade diese kleinen Umzäunungen gaben der Stadt das Ansehen eines großen Parks und vor allem das Ansehen der Ordnung, man fühlte, daß man nicht unter wilden sondern unter gesitteten Menschen sei. Ich enthalte mich absichtlich des Wortes civilisirt, denn Civilisation haben wir ihnen leider gebracht, Gesittung haben sie gehabt mehr als wir und was wir jetzt davon wahrnehmen, sind nur die traurigen Ueberreste des einstmals Dagewesenen und durch die Civilisation Verschwundenen.

Unter den Gebäuden trat eines besonders hervor, sowohl durch seine Größe, als durch sein Material auszeichnet, es war das Missionsgebäude, jetzt aber unbewohnt, denn die französischen Behörden hatten die engländischen oder vielmehr amerikanischen Missionaire vertrieben. Das Ding war durchaus unzweckmäßig, denn es war nach dem Styl gebaut, welchen die Engländer nach Amerika hinübergebracht und welchen sie von dort als Amerikaner weiter verbreitet hatten, ein Haus auf mäßiger Grundlage mit vielen Geschossen übereinander, weil der närrische Engländer in seinem Haus allein wohnen will, mit Niemanden anders als seinen Dienstboten unter einem Dach und sich um diese Exclusivität zu erlangen, gerne der Unbequemlichkeit unterwirft täglich zwanzigmal drei oder vier Treppen hoch zu steigen.

Das Haus mit seinen Fensterscheiben, welche in der Sonne blitzten, machte einen entschieden komischen Eindruck unter diesen leichten, anmuthigen, von Blumen umgebenen Hütten, mir kam immerfort ein Bedauern an mit den armen Missionairen, ich dachte sie müßten in diesem festgemauerten, luftlosen Thurme furchtbar gelitten haben von erstickender Hitze, von schwüler, dumpfer Beengung, besonders da sie noch dazu so schlau gewesen waren, alle Bäume rings umher zu vertilgen, so daß nirgends ein wohlthätiger Schatten das Haus treffen konnte.

In einem schönen Bassin, welches gewissermaßen von zwei Molen eingefaßt war, von weit in die Lagune hineinspringenden Halbinseln, ließen wir unser Anker fallen. Schon nahmen wir am Ufer eine Menge von Leuten wahr, die sich anschickten uns zu besuchen. Ich fürchtete es würde auch ein Regierungsbeamter kommen, mit dem schrecklichen und langweiligen Auftrage unsere Papiere zu untersuchen und uns nach deren Ausweis die Landung zu gestatten oder zu versagen, allein dies geschah nicht, aus dem sehr einfachen Grunde, weil hier gar kein Regierungsbevollmächtigter residirte, es scheint die ganze Regierungskunst der Franzosen sich darauf zu beschränken, die amerikanischen Missionaire zu verjagen und ihre beglückende Hand zurückzuziehen, sobald ihnen dieses gelungen.

Das Gold der untergehenden Sonne malte die Insel und den prächtigen

Piton derselben mit so wundervollen Farben, daß ich in das Anschauen versunken, gänzlich vergaß an das Land zu gehen, die Insel nur immerfort betrachtend, wie sie zuerst in ein hohes Gelb mit einem wundervollen sonnigen Schimmer gekleidet, sich dunkler färbte bis zum Hochroth, dann zum feurigen Purpur, dann zum Violett von der unbeschreiblichsten Pracht, bis sich nach dem Untergange der Sonne dieses Violett aufklärte, heller und heller werdend, rosenroth, wie die Felsen bei dem sogenannten Alpenglühen u. dann als dieses nach und nach verblaßte, da standen sie auf dem klaren tropischen Nachthimmel wie eine von Titanenhand aufgethürmte Pyramide, ihren schwarzen Schattenriß leicht abgehoben von der dunkelblauen Luft.



Tracht der Mädchen auf Borabora.

Ich war zufrieden, ich hatte für heute genug gesehen des überaus Schönen, jeder neue Eindruck hätte den soeben empfangenen nur stören können. Mit dem ersten Strahl des Morgens aber erhob ich mich und eilte an das Land, denn die am Abend vorher uns besuchenden Insulaner hatten uns bereits Einladungen gebracht und von dem Verdeck aus die Häuser bezeichnet, wo sie wohnten und wo sie uns zu bewillkommnen hofften. Am Strande war bereits Alles voller Leben, die Eingebornen sind nicht solche Narren wie wir, daß sie so lange in den Federn blieben bis die Hitze des Tages die Glieder von neuem lähmt, nachdem sie kaum durch die Ruhe der Nacht wieder ein wenig gestärkt worden waren, gerade in dieser Zeit, gerade am frühen Morgen, ist ein Jeder am meisten zur Entwickelung seiner natürlichen Thätigkeit geneigt.

Ich schlenderte ziemlich planlos umher, guckte bald da bald dort durch oder über einen Zaun und sah zu meinem Erstaunen die Mädchen fast alle in dem

ursprünglichen Costüm, welches den Tahitierinnen oder überhaupt den Bewohnern dieser schönen Inselgruppen so wohl kleidet und ihrem Klima so durchaus angemessen ist. Da war, dem Himmel sei Dank, nichts von dem abscheulichen Missionshemde zu sehen, welches nach meiner Ansicht von der Sache, zehnmal indecenter ist als die vollständige Nacktheit, denn bei dieser kann man gleichzeitig an die Landessitte und die Schönheit, an das Glück eines Malers, eines Bildhauers, der solch ein Modell fände, denken; bei dem abscheulichen Missionshemde aber an nichts weiter als an eine Person, welche im Begriff ist, das Bett zu besteigen und schamlos genug um dieses in Gegenwart Anderer zu thun.

Die Mädchen und Frauen hatten ein großes Tuch vom leichtesten Baumwollenzeuge oder das bekannte filzartige Gewebe aus dem Baste des Papiermaulbeerbaums um die Schultern oder die Hüften geschlungen oder über den Arm und einen Theil des Körpers gehängt oder auf einer Schulter hängend und so geschmackvoll geordnet, daß schwerlich ein Bildhauer dies besser würde machen können — ich denke in diesem Augenblicke an das Gewand der Hebe von Canova, welches ich durchaus nicht geschmackvoll geordnet finden kann, jeder italienische Bravo versteht mit seinem Mantel besser umzugehen, die Natur ist die vorzüglichste Lehrmeisterin und die alten Griechen und Römer haben sicher nicht erst von ihren Lehrmeistern gelernt, auf welche Weise sie den Mantel tragen sollen, um zugleich schön und würdevoll auszusehen.

Einhundertundneunzehntes Kapitel.

Zwei noch nicht verdorbene Mädchen. Abendunterhaltung. Ich erhalte einen Tayo in der Person eines Prinzen.

Nachdem ich mich eine Zeit lang so umhergetrieben und mit meinen Augen eingesogen hatte, was nur irgend einen freundlichen Eindruck auf mich machte, trat ich in das Haus, vor welchem ich die beiden schönen Gestalten gesehen hatte, die mein Griffel in leichten Umrissen wiederzugeben suchte, beide nahmen mich mit jener freundlichen Offenheit auf, die uns immer entzückt, wenn wir dieselbe ungekünstelt und als einen Ausbruch der natürlichen Anmuth und Liebenswürdigkeit wahrnehmen. Mir wurde sofort der Saft einiger köstlichen Orangen mit dem Wasser unreifer Cocosnüsse verdünnt, vorgesetzt und eine mehlreiche Banane zum Imbiß gegeben. Ich schäkerte mit den Mädchen und fand in ihnen so frische und fröhliche Herzen, daß ich recht deutlich wahrnehmen konnte, auf sie habe der finstere Methodismus der Amerikaner keinen Eindruck gemacht, sie mochten auch wohl zu jung sein, um je einen Missionair gesehen zu haben, wenigstens sind die Franzosen schon Protectoren der Inseln gewesen, lange ehe sie geboren waren, aber dennoch kannten sie so viel von dem engländischen

Jargon, von der abscheulichen Mischlingssprache, welche bis jetzt noch nicht einen einzigen nationalen Musiker zu einer Composition hat begeistern wollen, um mein Englisch zu verstehen und sich darin verständlich zu machen. Und das mag daher kommen, daß die amerikanischen Missionaire doch während der Dauer ihres Aufenthaltes ihre Sprache ziemlich verbreitet haben, indem sie deren Erlernen zur Bedingung machten und man möchte beinahe sagen, Fluch und Segen daran knüpften. Den armen Leuten auf diesen schönen Inseln leuchtete die Nothwendigkeit ein und sie lernten englisch, wenigstens nothdürftig plappern und pflanzten diese schöne Sprache in derselben Art auf ihre Kinder fort.

Bis hieher waren die Dollars noch nicht in jenem Grade gedrungen um andere Gegenstände werthlos zu machen. Ich hatte meine Reisetasche immer voll von Gegenständen solcher Art, daß ich mir damit Freunde erwerben konnte und so machte auch hier ein Verkleinerungsspiegel von Thalergröße, in dem die Mädchen ihre niedlichen Gesichter besehen konnten, und ein rothseidenes Band seine Kraft geltend. Die allerliebsten Kinder entwickelten vor mir die Schätze ihres Hauses, die Reize ihrer Umgebung, sie führten mich an einen kleinen Bach, der geschwätzig und schnell von dem Berge herniederfloß und forderten mich auf dort zu baden was viel schöner sei als in der See (sonderbar genug, auch hier so gut, wie auf allen andern Südseeinseln, auch hier so gut, wie in den Hauptstädten von Europa, zieht man das Seltene dem allgemein Verbreiteten vor. Bei uns auf dem Continent sucht man die Seebäder auf, dagegen die Bewohner des Meeresstrandes nach dem Innern ihrer Inseln eilen und die süßen Wasser, die Quellen und Bäche aufsuchen, um sich darin zu baden) waren aber, als ich dieses freundliche Erbieten annahm, beide so plötzlich verschwunden, als wären sie, wie man das wohl so auf dem Theater macht, durch eine Versenkung entwischt.

Das war schön, das freute mich, hier waren noch keine Matrosen gewesen, welche das natürliche Schamgefühl schnöde untergraben hätten, die Mädchen wollten sich nicht frech mit mir zugleich baden, sie wollten mir nur das Bad zeigen und sich dann entfernen und selbst dieses ohne alle Prüderie, ohne alles Aufsehen — sie waren heimlich davongegangen. Wie sehr war ich nun erfreut, nach genommener Erfrischung die Mädchen in ihrer Hütte wieder zu finden, wo sie beide neben einander auf einer Matte saßen, beschäftigt selbst eine Matte von außerordentlicher Schönheit und Feinheit und von einem höchst geschmackvollen Muster zu flechten.

Selbstverständlich sprach ich von dem kleinen Vorfall nicht, wie angenehm er mich auch berührte, sie sollten glauben, daß ich ihr Thun ebenso natürlich fände als sie selbst, aber ich fragte sie nun sogleich, ob sie mir nicht Jemanden nachweisen könnten, der mich auf den Berg führe und dieses wurde von ihnen bejaht, der Großvater war soeben angekommen, er war mit Weg und Stegen



vertraut, denn da er auf der andern Seite des Berges wohnte, so überschritt er denselben häufig um zu seinem Sohne und seinen Enkeln zu kommen. Jetzt allerdings schlief er, aber bald nach der Mittagshitze konnte ich ihn sprechen.

Mir kam das zwar sonderbar vor, daß ein Großvater, ein Mann, den ich doch mindestens auf 60 Jahre schätzen mußte, mein Führer auf den gewiß sehr schwer zu besteigenden Berg sein sollte, allein diese Leute sind nicht mit unserem Maßstab zu messen und der Sohn, ein Mann von etwa 40 Jahren, der soeben von einem Fischzuge heimkam, gab mir die Versicherung, daß sein Vater so rüstig und des Bergsteigens noch so gewohnt wäre wie er selbst.

Es war indessen 10 Uhr geworden und die ziemlich bedeutende und noch immer steigende Temperatur forderte zur Nachtruhe auf. Nachtruhe, so kann man beinahe sagen, denn in der Nacht selbst wird hier nicht viel geruht. Wenn die Siesta vorbei ist, so geht die Thätigkeit und das lustige Leben in fröhlicher Weise wieder an, zuerst kommen die Geschäfte und Arbeiten des Tages und dann, sobald die Nacht anbricht die Vergnügungen, der Tanz und der Gesang, was lange bis nach Mitternacht dauert, worauf man sich höchstens auf zwei Stunden niederlegt, denn schon vor fünf Uhr, bei vollständiger Dunkelheit (die Dämmerung ist, wie wir wissen, in den Tropenländern verschwindend kurz, Nacht und Tag wechseln mit einander, man möchte beinahe sagen ganz ohne Uebergang ab) erhebt sich Alles wieder, um die Beschäftigungen der Morgenstunden vorzubereiten.

Auch ich, obwohl dessen noch nicht gewohnt, gab mich doch der bequemen Sitte hin und schlief meinen Strich ruhig fort bis die Sonne schon drei Stunden lang im Sinken war und da hatten sich die Andern noch nicht aus den Banden des Schlafes gelöst, indessen es kam nun doch bald dazu, zuerst zwitscherten die jungen Mädchen gleich lustigen Vögeln und begannen ihre Matte zu machen, dann kam auch der Sohn herbei, dann auch der Papa oder vielmehr Großpapa, eine so noble Physiognomie, daß ich mich nicht enthalten konnte, sogleich zu meiner Kreide zu greifen und ihn in meinem Album festzuhalten. Die Haltung des Mannes war bewundernswürdig aufrecht, sein Auge frei, sein Gesicht ernst und zugleich heiter, sein Haar dicht, sehr schön gelockt und nur spärlich mit weißen Haaren durchstreut, als einzige Spuren des Greisenalters, im übrigen war das schöne Haar ganz schwarz.

Er antwortete auf meine Frage, ob er mich auf den Berg führen wolle, mit einem bereitwilligen Ja, und als ich nun von der dafür zu erlegenden Vergütung sprach, gab er mir die Versicherung, er gehe zu oft beinahe desselben Weges, um eine Bezahlung zu beanspruchen und er werde zufrieden sein mit allem, was ich ihm geben wolle, aber auch nicht unzufrieden, wenn ich ihm nichts gebe. Dies ist nun das beste Mittel möglichst viel von mir zu bekommen, denn ich fürchte immer hinter der Erwartung der Leute zu bleiben und gebe deshalb in der Regel mehr als nöthig wäre, und so gedachte ich es auch dieses

Mal zu halten. Als Stunde für den Aufbruch wurde das erste Morgengrauen des folgenden Tages festgesetzt, die Zeit wurde mit den wenigen Geschäften ausgefüllt, welche in so einfachen Haushaltungen vorfallen, der Abend aber zu einem Spaziergange benutzt, den man zu Freunden und Nachbarn machte.

Es schien ein Gleiches von mehreren Seiten unternommen zu sein, denn wir fanden in der Hütte, zu welcher uns unsere Wanderung führte, nicht eine Familie versammelt, sondern vielleicht zehn oder mehr, die Zahl der Anwesenden mochte zwischen fünfzig und sechzig betragen. Nach vielem lustigen Geplau-



Der König-Großvater von Borabora.

der ward vorgeschlagen, daß man etwas singen wolle und an eine der Töchter meines Wirthes, an die größere derselben, Inahi, ward die Bitte gerichtet, ein Lied zu singen. Ohne eine Spur von Ziererei erhob sie sich, stellte sich in die Mitte des Halbkreises, der sich vor dem Häuschen gebildet hatte und begann einen Gesang, nach einer höchst einfachen aber lieblichen Melodie, während hinter den Zuhörern hoch lodernde Feuer angezündet wurden, welche nun allmälig die Sängerin mit ihren schwebenden und flatternden Lichtern zu beleuchten begannen, so daß sie wie ein Schatten zu schweben, sich bald zu nähern bald zu entfernen schien, was bei der dunkeln Färbung des Hintergrundes und bei der schattigen Lage, in welcher sich die Anderen befanden, einen wunderbaren Effect hervorbrachte.

Das Lied, welches sie sang, mußte sich auf die Geschichte der Insel beziehen, mußte irgend welche Heldensage enthalten, denn alle Anwesenden zeigten sich tief ergriffen und lauschten noch athemlos, während ein paar Trommeln in der Hütte geschlagen, den Gesang mit schwachen Tönen begleiteten. Nun aber kam ein Vers, welcher ein Refrain zu sein schien, denn plötzlich erhob sich von allen Kehlen der Anwesenden die Schlußmelodie der abgesungenen Strophe. Es lag eine Begeisterung hierin, wie sie nur durch ein lebhaft angeregtes Nationalgefühl erweckt werden kann, mich berührte dieselbe wie jene herrliche, hochberühmte Composition von Spontini, Borussia, gleich einem elektrischen Schlage. Es kann sein, daß das unerwartete Eintreten des Chores dies beförderte, denn in der erwähnten Melodie war nichts von dem großartigen Schwunge jener vielleicht ganz allein dastehenden Composition zu finden; aber die Gesammtwirkung, welche sowohl das Zusammentönen, als die aus dem Auge der Anwesenden leuchtende und aus ihren Bewegungen sprechende Theilnahme und Freude hervorbrachte, war eine solche, daß ich mich jener Tage erinnerte, an denen ich bei einem großen Volksfeste die herrliche, gedachte Composition von einem zahlreichen Sängercorps ausführen hörte.

Es trat jetzt ein anderes Mädchen auf, dann noch eines, bald darauf ein sehr hübscher, etwa zwölfjähriger Knabe, dessen Stimme noch nicht umgewandelt, noch weiblich war und der in einem milden Mezzo-Sopran gleichfalls ein Lied sang; ich hätte an seiner fabelhaften Aehnlichkeit mit der ersten Sängerin, mit der Tochter meines Wirthes, errathen müssen, daß sie seine Schwester sei, wenn der Vater, der neben mir saß, es mir nicht gesagt hätte, ein so treues Abbild derselben war er, daß nur die Größe einen Unterschied machen konnte. Selbst die Formen waren noch so jugendlich rund, so knabenhaft unreif, daß man daraus schließen konnte, er müsse nach ein paar Jahren um einen Kopf größer sein als seine Schwester, während er jetzt um einen Kopf kleiner war.

Nachdem noch mehrere Lieder von verschiedenen anderen Personen gesungen worden (Inahi sah ich nicht mehr, sie mochte sich wohl in Geschäften entfernt haben, wie dieses ja auch mehrere der anderen Mädchen thaten) auch der jüngere Bruder derselben, der sich zwischen mich und seinen Vater gesetzt hatte, noch ein Lied zum Besten gegeben, kam die Reihe an mich. Tamati, mein Wirth fragte mich, ob ich auch singen könne und Lieder habe. Natürlich erhob ich mich ohne alle Ziererei und stellte mich auf den Platz, welchen die Sänger bisher eingenommen. So gut konnte ich es allenfalls auch machen, wie man es auf Borabora verstand, wenn schon ich nicht erwarten durfte, eine solche Begeisterung hervorzurufen; als aber nunmehr, wie ich eben den Mund öffnen wollte, eine so lautlose Stille eintrat, daß ich meinen eigenen Athemzug hören konnte, überkam mich doch jenes sonderbare Gefühl der Bangigkeit, welches selbst sehr muthvolle Männer ergreift, wenn sie etwas so ungewohntes wie eine Rede vor einer großen Zahl unbekannter Personen — nun ausführen sollen. Ich

faßte mich deshalb möglichst schnell, bevor die Bangigkeit noch überhand nahm und mich zum Gespötte der gutmüthigen Leute machte und begann das bekannte Jagd- und Kriegslied:

„Frisch auf zum fröhlichen Jagen
Es ist schon an der Zeit,
Es fängt schon an zu tagen" u. s. w.

und in der That, die einfache, aber frische und fröhliche Melodie machte einen so guten Eindruck, daß, als ich geendet hatte, ein stürmischer Beifall mir wurde; alle die Männer sprangen auf, kamen auf mich zu und schüttelten mir die Hand und als ich mich nun wieder an meinen Platz setzte, bot mir auch der kleine Bursche, der neben mir gesessen hatte, und der in kindischer Scheu gleich den Mädchen und Frauen sitzen geblieben war,' während die Männer alle aufstanden, die Hand und sagte, er wolle mein Tayo sein, aber der Vater verwies ihm dies, indem er meinte, einen solchen Tayo könne Niemand brauchen, er aber, der Vater Pakehos, wolle mein Tayo sein, was ich mit Dank annahm, da ein solches Erbieten seinen sehr großen Werth hat.

Tayo nämlich bedeutet wörtlich weiter nichts als Freund, es umfaßt aber alle Begriffe von Gastfreundschaft und Waffenbrüderschaft in sich, so daß der Tayo, wenn ich nichts zu essen habe, mich ernähren muß, wenn ich keine Frau habe, mir die seinige überlassen, wenn ich in Gefahr komme, mich, und sollte es mit Aufopferung seines Lebens sein, daraus retten muß. Alles natürlich gegenseitig, denn was er für mich zu thun verpflichtet ist, muß auch ich für ihn thun, und darum werden in der Regel solche Freundschaften auch niemals zwischen Personen von ungleichen bürgerlichen Verhältnissen, sondern immer nur zwischen zwei Ehemännern, oder zwischen zwei unverheiratheten Jünglingen, oder zwei Haus- und Grundbesitzern geschlossen.

Ich erfuhr nun auch, daß mein freundlicher Wirth Ramotu hieß und ein Bruder des Häuptlings dieser Insel sei, bestimmt ihm dereinst zu folgen, wenn er ohne Erben bleiben sollte, mein Tayo war also eine sehr vornehme Person, seine Töchter waren offenbar Prinzessinnen, sowie seine Söhne Prinzen, immerhin nicht ohne Werth, wenn es auch auf der Insel Borabora ist.

Einhundertundzwanzigstes Kapitel.

Hier wird mit den Armen getanzt. Heimkehr vom Besuche. Ich trage einen zwölfjährigen Knaben und er mich. Der Morai.

Der Abend verging mir äußerst angenehm in der Anschauung der Spiele, welche die munteren Leutchen zu ihrer Unterhaltung aufführten, hierher gehört auch der Tanz, welcher aber nicht mit den Füßen, sondern mit den Armen

ausgeführt wird, also an die sehr vernünftige Empfehlung jenes alten Lateiners erinnert, aus welcher hervorgeht, daß damals auch mit den Armen getanzt wurde, er empfiehlt nämlich nur das zu thun, wozu man besonders Geschick hat, und wenn man biegsame Arme habe, so solle man tanzen. Die Beine stehen hier beinahe unbeweglich auf einem Platze still, aber die Arme und überhaupt der übrige Körper machen graciöse und ausdrucksvolle Bewegungen und es scheint mir besonders darin die Kunst dieses Tanzes zu liegen, daß Alle gleichzeitig dieselben Bewegungen ausführen, als wären sie sämmtlich von einer Maschinerie in Thätigkeit gesetzt, dabei sind die Tänze durchaus nicht steif oder eckig, als würden sie von Marionetten ausgeführt, sondern sie sind leicht und weil sie durchaus natürlich sind, zugleich höchst anmuthig. Es ist dies wie bei den Kindern von drei bis vier Jahren, welche Stellungen und Bewegungen älterer Personen nachahmen. Man nimmt in der Regel wahr, daß diese nachgeahmten Attitüden von einer Gracie belebt sind, welche die älteren Personen niemals erreichen. Unsere Wilden hier sind niemals aus dem Naturzustande herausgekommen, warum sollten sie nicht graciös sein?

Die Unterhaltung, in welcher wir begriffen waren, wechselte in mancherlei Art, es fanden sich Märchenerzähler ein, denen mit ungemeiner Aufmerksamkeit gelauscht wurde, es kamen und gingen Personen, die Gesellschaft blieb nicht die nämliche, aber sie blieb immer gleich heiter und sie dauerte so lange, daß mir wegen der Besteigung des gewaltigen Felsens gewissermaßen bange wurde. Endlich aber war doch Alles so weit gediehen, daß vielleicht die sämmtlichen Anwesenden die Nothwendigkeit fühlten, sich dem Schlafe für ein paar Stunden zu überlassen, von einigen war dies bereits geschehen, auch der wunderhübsche Knabe, der Sohn meines Gastfreundes, war zuerst in meinen Armen eingeschlafen, dann auf meinen Schooß herabgesunken, so daß er jetzt neben mir lag, seinen allerliebsten Kopf auf meine Lende gelegt, die ihm als Kopfkissen diente, während er sie noch mit den Händen umschlungen hielt und sich so recht innig an mich schmiegte.

Als wir aufstanden, war der kleine Kerl so schlaftrunken, daß er gar nicht recht wußte, wo er war, sich die Augen rieb, mich dann sehr freundlich, aber doch auch wie satyrisch lachend ansah und mich dabei zärtlich umarmte. Ich bückte mich schnell, hob ihn mit ziemlicher Leichtigkeit auf, denn es fehlte mir nicht an Kräften, dennoch bemerkte ich ein mich befremdendes Gewicht, er war beträchtlich schwerer, als ich ihn mir vorgestellt.

Ich ging davon, auf die heimische Hütte zu, anfangs ziemlich raschen Schrittes, bald indessen langsamer und immer langsamer, da ich die Last recht zu spüren begann, wozu wohl noch der Muthwille des kleinen Burschen beitragen mochte, der sich durchaus nicht ruhig auf meinen Armen verhielt, sondern mich neckte, umarmte, herzte, küßte, was alles sehr hübsch war, mich aber doch hinderte, ihn mit der Leichtigkeit zu tragen, womit ich dies sonst vermocht hätte.

Mir wurde übrigens das bedeutende Gewicht desselben ganz erklärlich, da ich fühlen konnte, wie ganz ungewöhnlich fleischig er war, eine Eigenschaft, die mir nicht fremd war bei den Wilden, deren Körper in der Jugend durch die außerordentliche Uebung aller Muskeln und durch den glücklichen, den wohlthätigen Einfluß der gesunden Luft sich in einer seltenen Kraft und Fülle entwickelt.

Plötzlich machte der kleine, drollige Kerl eine hastige Bewegung, welche meine, um seine gerundeten Glieder geschlungenen Arme löste, herunter war er und im Augenblick darauf hatte er mich so erhoben, wie ich ihn eben getragen hatte, aber allerdings konnte das nicht lange dauern, mein Gewicht war immerhin den Kräften nicht angemessen, welche er entwickeln konnte und er setzte mich bald wieder nieder. Nun aber gingen wir lachend und spaßend neben einander weiter und erreichten so in fröhlichster Unterhaltung die Hütte, und ein Jeder überließ sich nunmehr der nöthigen Ruhe und zwar für höchstens drei Stunden, denn wären wir in Europa gewesen, so hätten wir bereits jetzt im Nordosten den Himmel sich röthen sehen. Während der Sommerzeit geht ja die Abendröthe durch den nördlichen Horizont in die Morgenröthe über, so daß es durchaus nicht vollständig Nacht wird.

Da keine lästigen Insekten den Schlaf stören, so schienen mir die wenigen Stunden vollkommen genügt zu haben; es war noch Nacht, als mein gastlicher Wirth Ramotu mich weckte und alsbald wurde der Marsch angetreten, indem er, sein Vater und der muthwillige Parkehos mich in die Mitte nahmen, im Gänsemarsch einen schmalen Pfad verfolgend. Die Eingebornen aller dieser Länder finden es nicht nöthig, sich während des Marsches zu unterhalten, daher ihre Pfade auch niemals eine solche Breite haben, daß zwei Leute neben einander gehen können, mir aber war das stumme Marschiren lästig und ich suchte daher um so mehr in eine Unterhaltung zu kommen, als ich gerne etwas aufgeklärt wissen wollte, was mich befremdete. War nämlich mein Wirth der Bruder des Königs, so mußte ja mein sechzigjähriger Führer der Vater beider eigentlich König sein und deshalb richtete ich einige Worte an ihn. Ganz verwundert sagte er: wie könnte ich König sein, da ich Söhne habe. Nun war die Reihe sich zu verwundern an mir: bei uns werden doch die Könige nicht abgesetzt, sobald sie Söhne haben?

Nun denn hier ist es so. Hier und auf den sämmtlichen Inseln dieses Striches hört der Häuptling auf Beherrscher zu sein, sobald ihm ein Sohn geboren ist, er erzeugt diesem neugebornen Könige alle die Ehren, welche er selbst früher empfangen hat und er ist nur noch Herrscher im Namen seines Sohnes und bleibt es so lange, bis dieser selbstständig geworden, bis er verheirathet oder wenigstens bis er heirathsfähig ist, dann tritt der Vater vollständig in den Hingrund, dann tritt er seinem Sohne die Regentschaft förmlich und in Gegenwart der übrigen Häuptlinge ab und wird ein Privatmann gerade so, wie es sein



Sohn werden wird, wenn ihm ein Sohn geboren, und gerade so, wie es sein Vater gewesen, als er selbst geboren wurde. Auch sein eigner Sohn war bereits nicht mehr König, aber immer noch Regent, denn der eigentliche König hatte das Alter, in dem er fähig wird, wenn man so sagen darf, den Thron zu besteigen, noch nicht erreicht.

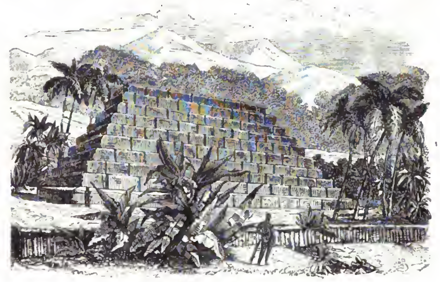
Ich spazierte nunmehr mit meiner prinzlichen Familie weiter, und nachdem auf die gedachte Weise mein Herz beruhigt worden war, konnte ich die Schönheit meiner Umgebung genießen und in der That, ich hatte auch genug des Bewundernswürdigen, denn wie sich allmälig das Tagesgestirn erhob, wie die Nebel sich senkten, zuerst den Gipfel des Berges ganz verhüllend, so konnte man allmälig in den niederen Regionen die baumleeren Stellen von den waldigen unterscheiden, dann auch da und dort helle, weiß getünchte Häuser hervorblicken sehen, endlich unterschied sich das Meer sehr deutlich und scharf vom Lande und nun mit dem ersten Strahl der Sonne lag die volle Hälfte der Insel in ganz unbeschreiblicher Pracht vor mir, ich genoß eines kaum geahnten Entzückens in dieser Höhe, in dieser frischen, reinen Luft, umgeben von den lieblichsten Düften der sich eben öffnenden Blumenkelche, umgeben von dem frischen Waldesgrün, umgaukelt von den zierlichen, munteren Vögeln, angewehet von der erfrischenden Morgenluft. Und vor und unter mir breitete sich Land und Meer und wieder Land und wieder Meer in solcher unnennbaren Pracht und Schönheit aus, daß es mir scheinen wollte, ich hätte noch nie etwas ähnliches gesehen und das war auch in der That möglich, denn die doppelte Reihe von Riffen, welche die Insel umgaben und deren innerster Raum ganz begrünt und bewaldet war, indessen an dem äußeren die schäumenden Meereswogen sich brachen, darauf die Lagune von so ungeheurer Ausdehnung und hierin als Kern die wundervolle Perle, ein Smaragd in der Fassung des goldüberflogenen Meeres — so etwas hatte ich in der That noch nicht gesehen.

Als es vollkommen Tag geworden, zeigte mir der Großpapa einen noch bestehenden, wenn auch nicht gebrauchten Morai, einen Platz dem Gott Oro geheiligt, auf welchem sonst die furchtbarsten Ceremonien gefeiert, die greulichsten Menschenopfer gebracht worden waren. Zu der Zeit, als die Missionaire hier herrschten, war es auf das Strengste verboten, nicht nur diesen Platz zu betreten, sondern überhaupt davon zu sprechen, oder nur in seiner Erinnerung zurückzuhalten, was man davon gewußt, was man davon erzählt. Nicht einmal daran denken sollten die Eingebornen, sie sollten ihre Gedanken beherrschen, sollten vergessen, was sie davon wußten, sie wurden mit dem Bann belegt, wenn sie den verfluchten Boden betraten und mit schweren Strafarbeiten, wenn sie davon sprachen oder die Erinnerungen fortzupflanzen suchten.

Dieser wunderbar schöne, noch ganz erhaltene Morai ist, wie unsere Figur zeigt, aus mächtigen fünf bis sechs Fuß hohen Quadern von mehr als doppelter Länge zusammengesetzt, sie sind durchaus nicht alle von gleicher Größe, aber

sie haben doch bis zum Erstaunen gehende Dimensionen und man fragt sich mit Recht, wie bekamen diese Menschen ohne alle mechanischen Potenzen diese riesigen Bauten fertig! Die Steine sind durchaus nicht kleiner, als die der schönsten ägyptischen Pyramiden, aber die Aegypter kannten die Mechanik und hatten vielerlei Hilfsmittel, von denen hier auf Borabora keine Rede gewesen zu sein scheint, es müßte denn in früheren Zeiten ein ganz anderes, ein cultivirtes Volk hier gelebt haben, welches untergegangen ist und seinen Nachkömmlingen jene berühmten Bauwerke hinterlassen hat.

Der ganze, mächtige, pyramidenartige Bau bildete ein Rechteck von 200 Fuß Länge und 120 Fuß Breite und war aus zehn übereinander liegenden ho-



Der Morai auf Borabora.

rizontalen Schichten, welche stufenweise abnahmen, zusammengesetzt. Rings umher zog sich eine Mauer, gewissermaßen aus lauter steinernen Zaunpfählen bestehend, welche etwas über einen Fuß Breite und acht Fuß Höhe hatten, wovon die eine Hälfte in die Erde gegraben war. Oben hatten diese Steine sämmtlich Köpfe dergestalt, daß die Mauer von einer nach beiden Seiten vorspringenden Leiste gekrönt war; von einer gewissen Entfernung gesehen, machte diese Mauer den Eindruck eines amerikanischen Fenz, d. h. eines Zaunes aus aufrecht stehenden Balken gebildet. Hinter diesem sah man eine Menge von jetzt zerbrochenen Schädeln aufgehäuft und außerhalb desselben nach den Bergen zu lagen Menschenschädel und andere Knochen, förmlich zu kleinen Hügeln aufgethürmt, die Reste der Tausende von Opfern, die hier zu Ehren der Götter gebracht wor-

den waren, geschlachtet oder lebendig gebraten. Die Ersteren waren noch die Glücklicheren, sie hatten wenigstens nicht lange zu leiden, der Gedanke aber, lebend über ein Feuer zu kommen und so noch zu leben mit verbrannten Gliedern, bis die Haut geröstet, alle Lebensbedingungen ausschließt, in der That, das ist gar zu gräßlich. Aber der furchtbare Oro verlangte es so und er mußte diese Opfer bekommen, wenn die Insel nicht untergehen sollte.

Dieser Morai war so heilig, daß nur die Priester und die Häuptlinge ihn betreten, die anderen Krieger ihm aber nur bis zu den Mauern hin nahen durften; wenn ein Weib es wagte, auch nur von ferne über die Mauer zu sehen, so war ihr Todesurtheil unwiderruflich gesprochen, und ein Glück, wenn ein Keulenschlag ihr beigebracht wurde, der sie schnell tödtete.

Auf diesem heiligen Orte hatten die obersten Häuptlinge auch ihre Begräbnißstätten und mein Führer zeigte mir die seines Vaters, welcher vor etwa 50 Jahren gestorben war und welcher ihm selbst, damals nicht älter als der Knabe, der uns begleitete, sein Enkel Pakeho, erzählt habe, daß er Cook gekannt und ihn verschiedenemale gesehen habe. Auch seine übrigen Vorfahren waren dort begraben; wie auf Tongo-tabu, bestanden ihre Grabmähler aus ungeheuer dicken Quadersteinen von Korallenkalk 15 bis 18 Fuß lang und eben so breit, so daß es mir unerklärlich wird, auf welche Weise diese riesigen Blöcke gehoben und bewegt wurden.

Einhundertundeinundzwanzigstes Kapitel.

Die Festung Ohue. Geschichte des Pah.

Wir stiegen nunmehr auf den links von unserer Zeichnung gelegenen Kamm des Berges bis etwa zur Hälfte seiner senkrechten Höhe empor. Diesen Punkt nennen die Eingebornen Ohue, eine Festung, nicht mehr benutzt, aber von den früheren Eingebornen zum Schutze gegen feindliche Einfälle angelegt, nicht sowohl um sich darin zu vertheidigen, als vielmehr ihre Kinder, ihre Frauen und die kampfunfähigen Greise dahin zu bringen, wenn ein feindlicher Ueberfall zu drohen schien. Wie mein alter Führer mir erzählte, so spielt dieser Pah oder Pahi eine große Rolle in der Geschichte, wofür ich indessen jetzt weniger Sinn hatte, als für die schöne Umsicht, welche sich mir darbot und welche ich bereits im vorigen Abschnitt zu beschreiben versuchte, wiewohl allerdings nur so gut wie dieses möglich ist, denn nicht ein Mensch der Erde, auch nicht das größte poetische Genie vermag ein Bild zu geben von dieser Vegetation, von dieser Pracht der

Farben, welche, man möchte fast sagen mit Gewalt hereinstürzen auf den erstaunten Beschauer. Von hier aus bei hellerem Tageslichte war Alles nur noch bei weitem schöner und prächtiger, von hier aus übersah man noch einen bei weitem größeren Raum, hatte man noch einen viel ausgedehnteren Horizont und einen bei weitem noch klareren Ueberblick, die Luft war so rein, so durchsichtig, daß das Auge bis in die fernsten Tiefen trug und man weit draußen außerhalb des ein paar Meilen weit entfernten Riffes die benachbarten Inseln sah, welche einmal im Krieg gestanden hatten mit der Insel Borabora, wovon mein Führer auch manches zu erzählen wußte.

Nach einer ganz kurzen, sehr mäßigen Mahlzeit suchten wir weiter zu kommen und obschon mein alter Gastfreund dieses ganz rüstig durchsetzte, so war ich doch bald völlig außer Cours. Noch eine Stunde hatte ich etwa ausgehalten, dann aber war ich erschöpft, ich warf mich unter einen prächtigen Farrenkrautbaum und gestattete einem Jeden so weit zu steigen, als er Lust hatte, ich für meinen Theil erklärte mich ganz befriedigt und hatte vorläufig nichts weiter nöthig, Ruhe, Ruhe und dann noch eine Viertelstunde Ruhe, erst als ich diese mir reichlich zugemessen, begann sich auch ein anderes Bedürfniß einzustellen. Ich empfand Appetit und unser mitgebrachter Proviant gaben das Erforderliche her, meine Jagdtasche enthielt dazu noch einen großen, schönen Flaschenkürbiß mit Madeira, welchem wir zusprachen, obschon immer in der Rücksicht, welche geistige Getränke fordern, wenn man noch irgend welche Arbeit mit Armen oder Beinen vor sich hat. Mein kleiner, jugendlicher Begleiter verschmähte jede Stärkung der Art, was recht deutlich beweist, daß es eigentlich keine Stärkung ist, Kinder und das ganze weibliche Geschlecht bedürfen immer solcher durchaus nicht, daß wir Männer glauben, dieselbe sei uns nöthig, rührt nur von einer höchst nachtheiligen Verwöhnung her. Der augenblickliche Reiz, den ein Glas Wein oder Rum gewährt, ein Zusammenraffen der sinkenden Kräfte, verführt uns, zu glauben, wir erhielten durch den Trunk eine Stärkung, aber in der That ist gar nichts dahinter.

Nachdem wir unser Mahl beendet, suchte Jeder sich einen schattigen Platz, denn die Sonnenhitze begann beschwerlich zu werden, meine Uhr zeigte halb Elf und obwohl hier in der Höhe von 4000 Fuß ein frischer Luftzug wehte, so verursachte die hellstrahlende Sonne doch eine Temperatur, welche uns gerne den Schatten aufsuchen ließ.

Auch ich hatte mich vereinzelt geglaubt, wie die Anderen es waren, aber Pakeho hatte sich zu mir gesellt und sorgte für ein bequemeres Lager, indem er eine Menge trockener Farrenblätter zusammentrug, zuoberst aber solche hinlegte, die schon ein paar Stunden von der Sonne beschienen, also vollständig trocken waren. Sehr gerne ließ ich mir dies gefallen, denn meine überaus leichte Kleidung würde gegen die Feuchtigkeit desjenigen Laubes, das von dem äußerst starken Nachtthau durchdrungen worden, nicht lange geschützt haben. Ich streckte

mich sehr müde nieder und das allerliebste Kind legte sich so zutraulich in meine Arme und lehnte den Kopf an meine Schulter und das Gesicht an meine Brust, als ob ein Kind von ein paar Jahren in den Armen der Mutter Schutz suche und bald waren wir beide so fest eingeschlafen, als ob es mitten in der Nacht wäre.

Vollkommen neu gestärkt mit der gewohnten Spannkraft meiner Glieder erwachte ich, fühlte, daß alle Müdigkeit völlig überwunden und zu jeder neuen Anstrengung befähigt sei. Noch lag der allerliebste Knabe in meinen Armen und ich wandte mich zu ihm, um ihn mit einem herzlichen, väterlichen Kusse zu wecken, aber welch' Staunen ergriff mich, als ich das leichte, blaue Jäckchen, das er bis obenan zugeknöpft getragen, geöffnet und darunter einen so schönen frischen und runden Busen sah, wie nur jemals die schönste Insulanerin vor den entzückten Blicken eines Mannes entfaltet hatte.

Wo hatte ich meine Augen gehabt, das war ja Niemand anderes, als die reizende Lukia, welche ich am Abende vorher mit ihrer Schwester gezeichnet, welche uns dann zum Feste begleitet hatte, worauf sie verschwand und ich dieselbe, während sie in Knabentracht an meiner Seite saß, in dem Verdacht hatte, daß sie sich mit irgend einem ihrer Freunde entfernt habe, allerdings so Sitte auf diesen Inseln der Fröhlichkeit und des natürlichen Genusses, aber doch damals mich sehr unangenehm berührend, was ich gar nicht zu leugnen versuchen will.

Nun war das reizende Kind vollkommen gerechtfertigt, obwohl sie gewiß nicht den geringsten Grund anerkannt hätte, weshalb sie sich hätte rechtfertigen sollen, denn sie war ja unzweifelhaft vollkommen unbeschränkte Herrin ihrer Handlungen. Doch wie ich mich damals ein wenig ärgerte, als ich sie nicht mehr sah, so freute ich mich nunmehr kindisch über meinen Irrthum in dieser Angelegenheit. Mir erklärte sich jetzt auch Alles, warum der vermeinte Knabe so voll und rund und warum er so schwer war, warum er sich so hübsch von mir tragen ließ und doch auch kräftig genug war, um wiederum mich aufzuheben.

Der Leser wird mir glauben, daß ich es nicht bei dem projektirten Kuß bewenden ließ, daß meine Lippen sich bald weiter verirrten, daß ebensobald die schelmische Lukia erwachte, mir nicht zürnte über meine Kühnheit und daß ich so viel des überschwenglichen Glückes genoß, als ein wilder Bursche von noch nicht dreißig Jahren in einer halben Stunde genießen kann, wobei, was mich beglückte, es mir Straflosigkeit verhieß, indem ich inne wurde, daß das holde Mädchen noch keinen Anderen beglückt hatte.

Es kostete mir einen großen Entschluß, mich aus den Armen des rosigen Geschöpfes zu reißen, aber der unerbittliche Ruf meines Führers ertönte und die stark im Sinken begriffene Sonne machte den sofortigen Aufbruch nothwendig. So fanden wir uns denn wieder zusammen und es ging mit raschen

Schritten abwärts, um wo möglich noch vor Nacht im heimischen Dorfe wieder anzulangen, was denn auch, da wir nur auf kurze Zeit auf den Trümmern der alten Feste geruht, um etwas zu essen, ganz wohl gelang.

Hier bei reichlichem Mahle und während der Lederbecher mit Madeira etwas rascher kreiste, erzählte mir mein Gastfreund — doch nein, so darf ich ihn wohl nicht nennen, sondern der Vater desselben, der alte Herr König und nicht der Tayo mein Wirth — die Geschichte des Pah und des Krieges, welcher sich um denselben dreht. Er leitete seine Erzählung mit dem Bedauern ein, daß man ihn zu spät zum Christen gemacht habe, daß es ihm unmöglich sei, die alten Sitten, die alten Geschichten zu vergessen und daß der Christengott gewiß sehr unzufrieden mit ihm sein werde, da er aber nun einmal nicht anders könne, daß er die Häuptlinge seines Landes, seine Vorfahren und was sie gethan und wie glücklich das Land unter ihnen gewesen sei, nun einmal nicht vergessen könne, und besonders sei es unbeschreiblich hart, daß man bewacht und beobachtet werde und daß die Kinder aufgefordert wären, ihre Eltern zu verrathen und daß dem Könige alsdann befohlen würde, die Verräther an den Gesetzen zu bestrafen und daß sie es dann auch thäten. Auch mich bat er auf das Dringendste über das zu schweigen, was er mir erzählen werde, indem zwar jetzt keine Missionaire auf der Insel seien, aber man nicht wissen könne, ob sie bald wiederkehrten, da es dann nicht ausbleibe, daß sie ihr früheres Spionirwesen fortsetzten und sie ihn für sein vor Jahren begangenes Verbrechen bestrafen würden.

Vor vielen, vielen Jahren, so theilte mir der alte König mit, nachdem er seinen Sohn und dessen beide Töchter entfernt, denn er fürchtete auch diese, wenn schon nicht als eigentliche Verräther, so doch als Unvorsichtige — vor vielen Jahren war die Insel von zwei Häuptlingen beherrscht, von denen der eine auf dieser, der andere auf jener Seite der Insel wohnte, bis Puni, sein Vater, auftrat, ein mächtiger, gewaltiger Held, welcher beide Reiche in seinen Händen vereinigte. Die beiden Theile der Insel, früher häufig im Zwist, kamen jetzt zur Ruhe, denn er sagte, es sei besser, daß man seine Kräfte gegen andere, gegen äußere Feinde verwende, als daß man sich unter einander bekriege und abschlachte.

Kaum hatte man sich daran gewöhnt, ihn als den alleinigen Herrscher und sich unter einander als Brüder anzusehen, als er auch schon auf Eroberungen ausging und zuerst das viel größere benachbarte Taha überwand und unter seine Kriegsleute brachte. Da ließ er den prachtvollen Morai bauen von lauter Gefangenen der Insel, und als er fertig war, wurden sie alle zur Ehre des Gottes Oro geschlachtet und nunmehr dachte er daran, seine Macht noch weiter auszudehnen, als er starb und seine ganze Macht seinem Sohne Tapoa hinterließ. Aber während dieser seine Eroberungen von Taha und Raiatea befestigte und die Insel Wahine dazu fügte, erhoben sich die Häuptlinge von Bo-

rabora gegen ihn und beschlossen, sich unabhängig zu machen, was so vollständig gelang, daß nicht ein Fuß breit von der Insel ihm gehorchte, wohl hauptsächlich, weil der König seine Residenz nach der größten Insel und nach der Mitte seines neuen Reiches verlegt hatte.

Er war von dieser Veränderung der Dinge erst dadurch unterrichtet worden, daß die Häuptlinge nicht mehr mit ihren Schaaren erschienen, wenn er sie zu neuen Kriegen berief. Nun beschloß er, die Insel wieder zu erobern, sammelte eine Macht von wenigstens 4000 tapfern Kriegern und landete mit einer Flotte von etwa 100 Doppelbooten auf Borabora, welches ihm höchstens den vierten Theil an Mannschaften entgegen stellen konnte, aber doch voll Muth den Kampf annahm.

Frauen und Kinder wurden in den Pah gebracht, welchen wir heute gesehen haben, der damals allerdings noch nicht bestand, aber bei der Nachricht eines in Aussicht stehenden Krieges aus den dort umherliegenden Blöcken aufgethürmt wurde, so daß dahinter die Wehrlosen in Ruhe den Erfolg des Kampfes abwarten konnten.

Unfern von dem Landungsplatze lag ein bereits wohlbefestigter Pah, in diesem versammelte sich die ganze waffenfähige Mannschaft, nahm an Lebensmitteln so viel auf, um einen mehrtägigen Widerstand zu leisten. Nunmehr ließ diese auch nicht lange auf sich warten, Tapoa kam und landete, suchte die Festung zu nehmen, wurde jedoch zurückgeschlagen und entfloh, wiewohl nicht ohne die Hütten verbrannt, die Bäume umgehauen und die Felder verwüstet zu haben. Er ging nunmehr nach Tahiti, dem dortigen Könige in einem Kriege Hilfe leistend mit seinem ganzen Heere, in der Hoffnung, es würde der mächtige König ihm dafür beistehen, seine Insel wieder zu erobern, allein der Tod ereilte ihn in der ersten Schlacht, und als nunmehr das Reich auf meinen Vater überging, unterwarfen sich die Häuptlinge von Borabora demselben unter der Bedingung, die Insel zu seinem künftigen Sitze zu wählen, wie sie es früher ursprünglich gewesen war. Von da ab beschäftigte nicht mehr der Krieg mit fremden Männern die Eingebornen, es kamen die Europäer auf ihren großen fliegenden Inseln daher und als ich Beherrscher der Insel wurde, hatten die schwarzen Männer sich bereits zu Herren der Insel gemacht und mir blieb nichts übrig, als mich ihnen zu unterwerfen, sie ließen mir den Titel eines Häuptlings, aber sie behielten sich die Herrschaft vor.

Wohl fühlte man, wie diese Worte nur mit großer Ueberwindung gesprochen wurden, denn es mochte ihm keineswegs gleichgültig sein, aus einem tapferen Krieger ein Bettelbruder haben werden zu müssen. Er erzählte mit einem Feuer, welches mich sein Alter ganz vergessen ließ, daß er mit dabei gewesen, als seine Landsleute sich gegen die Unverschämtheiten der engländischen Matrosen gewehrt, daß er, damals bereits der König der Insel, doch noch nicht alt genug gewesen sei, seine Unterthanen im Kriege anzuführen, vielmehr sein Vater

es gethan, er jedoch mitgekämpft habe, wie einer seiner Untergebenen und daß, wenn sein Arm auch noch zu schwach gewesen, die Keule zu führen, er doch mit der Schleuder manch einen Feind erlegt und sich den Ruhm eines tapferen Jünglings erworben habe. Und bei diesen Mittheilungen leuchteten seine Augen so gewaltig, daß ich sehen konnte, wie mächtig seine Leidenschaft erregt war. Hätten die Missionaire ihn in diesem Moment belauscht, sie würden vielleicht zugestanden haben, daß es grausam sei, einen solchen Mann zum Betbruder zu stempeln.

Einhundertundzweiundzwanzigstes Kapitel.

Ich trage meinen Theil zur Unterhaltung bei, werde Tanzlehrer und in Folge dessen zu Hofe geladen.

An diesem Abende war das Haus meines Gastfreundes der Sammelplatz vieler von denjenigen, die ich am Abend vorher in der Nachbarschaft gesehen hatte, Einige waren ausgeblieben, viele Andere waren dazu gekommen und der Abend verging in derselben fröhlichen Geschäftigkeit, in denselben Spielen und Gesängen; auch ich wurde wieder aufgefordert, meinen Theil an der Unterhaltung beizutragen, was ich diesmal auf eine andere Weise that, nicht durch Gesang sondern durch Tanz.

Ich sehe, wie meine Leser spöttisch den Mund verziehen, wenn sie sich denken, daß ein dreißigjähriger Doctor vor den Wilden auf Borabora ein Ballet aufführt. Vor den Wilden, das wäre noch die einzige Entschuldigung, aber meine lieben Leser sollten doch nicht denken, daß alles Tanzen Ballettanzen ist, sie selber, wenn sie es thun, tanzen doch auch nicht Ballet, sondern einen Ländler, eine Polka oder einen Galopp und so machte ich es auch. Ich fing, wie es auf allen Bällen üblich ist, mit der Polonaise an, ich rangirte meine Leutchen paarweise, gab den Trommelschlägern eine Art Takt an, welchen sie auch pünktlich inne hielten und begann nun meinen Marsch über den duftenden Rasen, welcher vor beinahe allen Häusern als Spielplatz angelegt und sehr gut unterhalten war.

Dieser Marsch, die Polonaise machte eine sehr angenehme Wirkung, die Leutchen tanzten sonst nicht miteinander, sondern beide Geschlechter immer gesondert, ein jedes für sich. Die hier eintretende Neuerung gefiel allgemein und bald übertönte ein allgemeines Schwatzen die lauten Trommelschläge. Auch die Verschlingungen, durch welche ich die lange Reihe der Paare führte, das scheinbare Ineinanderwirren und das richtige Auflösen dieser Verwirrung erregte ihre Heiterkeit sowie ihre Verwunderung. Im Ganzen war ihnen neu und unter-



haltend, daß sie Alle Theil nahmen am Tanze, daß es keine Zuschauer, sondern nur Mitwirkende gab.

Ich hatte Alles wieder an seinen Platz gebracht, die Paare umstanden den großen Rasenfleck und nun kam es darauf an, ihnen noch einen anderen Tanz zu zeigen, ich hielt den Galop für den leichtesten derselben, ließ die Trommler einen demgemäß veränderten Takt schlagen und nun nahm ich meine allerliebste Reisegefährtin in den Arm und machte ihr die Bewegung begreiflich, welche man in der Tanzkunst chassiren nennt. Sehr bald begriff das Mädchen dieses einfache Pas und ich machte einige Schritte auf solche Weise mit ihr, dann wurde sowohl von ihr als von mir unsern Nachbarn ein ähnlicher Unterricht gegeben, und bevor zehn Minuten verflossen waren, verstanden sechs Paare so viel davon, daß sie mir und meiner Gefährtin ganz munter und ohne das geringste Ungeschick nach dem Takte der Trommel folgten.

Dies gab einen förmlichen Jubel unter den Uebrigen, welche die Zuschauer dieses Tanzes waren, und als wir zum zweitenmale den Platz umkreist, waren die Anderen nicht mehr zu halten, sie machten ohne irgend welchen Unterricht die Bewegungen nach, die sie gesehen hatten, fuhren in großen Kreisen umher und mit solcher Künstlichkeit und Geschicklichkeit, daß sie die äußere Linie des Kreises hielten und nicht wie wir dies auf unseren Bällen sehen, sich störend in den Weg kamen, sich überrannten, den ganzen Kreis füllten, gegen einander prallten u. s. w. Allerdings müssen wir nicht vergessen, daß neben dem natürlichen Geschick, welches diese Leute alle haben und neben der Einfachheit des Tanzes selbst noch die leichte Kleidung mitspielte. Keines der vielen Mädchen trug einen Reifrock von neun Ellen Umfang, ja nicht einmal eine lumpige Crinoline, einen Rock aus Pferdehaar von fünf Ellen, ihre Kleidung trug nicht mehr auf, als ein Stück Baumwollenzeug beträgt, das man, um es beim Tanze nicht halten zu dürfen, anderthalbmal um die Hüften schlingt, während das eine Ende leicht über die Schulter genommen, in der Luft flattert. Im übrigen muß man nicht ungerecht sein und bedenken, daß der Raum, den unsere Damen von den Hüften abwärts zu viel einnehmen, von den Hüften aufwärts wieder zu wenig eingenommen wird, indem sie sich so schön und so vollkommen schnüren, daß man sie nahe über der Taille mit den Händen bequem umspannen kann, ganz gewiß ein großer Vortheil, dessen man bei den ungeschickten Mädchen hiesigen Landes durchaus nicht theilhaft wird. Im Gegentheil, wenn man eine Prinzessin von Borabora umfaßt, so fühlt man, daß man ein menschliches Geschöpf umfaßt hat, gewiß nichts schönes und gewiß bei weitem schöner der Gedanke, einen Holzklotz umfaßt zu haben, wie sich das anfühlt, wenn man die Hände um die in das Schnürleib gepreßte Taille legt — so weit sind freilich die Mädchen von Borabora nicht, es ist aber zu hoffen, daß es allmälig auch dahin kommen werde, denn die Cultur greift doch immer mehr um sich.

Die tollen Menschen tanzten so unbändig, tanzten so anhaltend, daß ich

kaum begreife, wie sie es aushalten konnten, aber sie hielten es aus, ungefähr zwanzigmal so lange, als ich es würde ausgehalten haben und wenigstens fünfmal so lange, als eine junge Schöne der feinen, der vornehmen Gesellschaft, dann wurde geplaudert, denn für den ersten Versuch hatte gewiß ein Jeder genug. Fröhliche Unterhaltung, ein wenig Essen und Trinken und noch ein wenig Gesang beschloß den Abend, der mir abermals gleich dem vorigen reich an Heiterkeit vorüberging.

Als ich nach Hause kam fand ich mein Lager sehr schön geordnet, eine große weiche, mit Maishülsen gepolsterte Matratze war mit den feinsten Matten bedeckt und neben meinem Lager stand auch eine Schaale voll der sogenannten Cocosmilch, meine freundliche Gefährtin hatte den leisesten Wunsch, den ich ausgedrückt, aufgefaßt und wohl daran gedacht, mich während der Nacht nicht Noth leiden zu lassen, was mich aber wunderte, war, daß ich sie selbst nicht sah. Sie war mit mir allerdings nach Hause gegangen und hatte vorher oder nachher mein Lager in Ordnung gebracht, aber sie selbst sah ich nicht, was mir leid genug that.

Der Schelm, sie hatte mich wohl nur necken wollen, denn ich wachte davon auf, wie Jemand sich leise an mich zu schmiegen versuchte, und nun war es natürlich um meinen Schlaf geschehen.

Der nächste Morgen brachte mir wieder etwas Neues. Man hatte **bei Hofe!** von dem Ereigniß gesprochen, welches ich am vorigen Abend herbeigeführt, von dem allgemeinen Tanz, und man hatte gewünscht, mich an den Hof zu ziehen und mich dort zum Tanzmeister zu machen, und so war ich denn durch meinen freundlichen Wirth eingeladen worden, mich nach Hofe zu begeben, um dort das Nöthige einzuleiten. Die Sache an sich kam mir drollig genug vor, ich hatte nie geglaubt, daß meine Talente sich so weit erstreckten, um selbst Unterricht in der edlen Tanzkunst geben zu können. Kein Mensch kann wissen, wozu er bestimmt ist, und man muß sein Licht nicht unter den Scheffel stellen. So that ich denn, was gewünscht war, ich begab mich nach Hofe, natürlich nicht ohne Begleitung des Bruders, des Herrn Königs und des Vaters desselben.

Ich sah, als ich etwa eine halbe Stunde gegangen war, ein Haus vor mir von beträchtlich größerer Ausdehnung als die anderen waren, ein Haus, das mehr als gewöhnliche Wohnlichkeit andeutete und das den Erwartungen entsprach, welche man in diesen Gegenden von einem Königssitz voraussetzt, abgesehen davon, daß europäische Civilisation noch nicht ihr unbescheiden Theil an dem Glück der Menschen genommen. Es war von Holz, hatte nur ein Geschoß, hatte aber viele weit herabgehende Thüren, die sämmtlich auf eine Estrade führten, auf der das ganze Haus stand, sie war so groß, daß sie von drei Seiten etwa eine Klafter breit über die Dimensionen des Hauses hinausging, an der Vorderfront aber, wo die Aussicht nach dem Meere hin offen war, dehnte

sich die in Manneshöhe umherlaufende Estrade um mehr als zwei Klafter aus, sie gewährte mithin Raum für eine recht ansehnliche Gesellschaft, sie konnte bei der Länge des Hauses zum mindesten 400 sitzende Personen tragen.

Ich wurde mit einer außerordentlichen Freundlichkeit empfangen, der jetzige König, weit entfernt, einen seinem Range entsprechenden Stolz zu zeigen, kam mir vielmehr auf das Höflichste entgegen und hatte sich auch in seinen Feststaat geworfen. Dieser bestand in einer französischen Nachtwächteruniform mit rothem Kragen, einer Mütze mit einem rothen Streifen, blauen, weiten Pantalons, Schuhen und Gamaschen. Um den Hals trug er eine enganschließende Binde und dahinter ein paar weiße Vatermörder, deren Flügel die Nasenflügel bei weitem überflügelten. Der würdige Mann sah etwas wohlgenährt aus, ungefähr wie ein baierischer Bierbrauer und hatte seine schönere Hälfte, die seine Constitution theilte, bei sich. Sie aber hatte sich's leichter gemacht, sie trug keine Nachtwächteruniform und keine Pantalons, sie verachtete auch Schuhe und Gamaschen und ging ganz naturwüchsig in bloßen Füßen und hatte als einziges Kleidungsstück für ihren edlen, runden Körper das sogenannte Missionshemde, diesmal ohne alle französische Zierafferei, ohne alle Verfeinerung durch Falten und Fältchen, wie ich es auf Tahiti gesehen, nichts als ein Hemde, ganz in der gewöhnlichen Art, wie es bei uns die Männer tragen, nur da es auf dem Körper einer Frau hing, nicht bis an die Knie, sondern bis an die Waden reichte. Bei ihrem umfangreichen Körper schloß es ziemlich glatt an und gestattete sowohl die Rundung ihres Bäuchleins, als auch die ihrer Hüften und Lenden zu sehen, und da sie den Kragen nicht zugeknöpft, sondern jünglingshaft offen und hinten übergeschlagen trug, so erlangte man noch eine nähere Einsicht über einige markirte Züge ihrer körperlichen Reize, nichts hinderte den Beschauer, einen Vergleich anzustellen, um wie viel tiefer der weibliche Nabel reiche als der männliche.



Der König und die Königin im Festgewande.

Ihr schönes Haupt hatte sie mit einem großen papiernen Hut bedeckt,

welcher strohhutartig gepreßt, ohne Zweifel auch als Strohhut theuer genug bezahlt worden war.

Der Herr König und die Frau Königin bewillkommenten mich freundlich und unter den Hofchargen gewahrte ich viele mir bereits bekannte Gestalten, welche also keineswegs so sehr an das Hofleben gefesselt waren, daß sie nicht hätten andere Festlichkeiten besuchen können.

Das würdige Königspaar hatte insoweit bereits genug Takt erlangt, um nicht gleich mit der Thüre in's Haus zu fallen, man hatte mich blos kennen lernen wollen, man freute sich, einen vielgereisten Mann zu sehen und endlich lud man mich zu Tische. Es war dabei manches Neue und Unterhaltende, es war auch hin und wieder ein Gericht vorhanden, welches ich nicht kannte, eine mir neue Muschel oder Schnecke aus dem Meere, es fehlte auch nicht an geistigen Getränken, namentlich an solchen, wie sie von den engländischen und amerikanischen Matrosen getrunken werden, nämlich Ginn und Genèvre, welche beide überaus lieblich nach Fusel dufteten, die ich aber mit einer gewissen Indignation von mir wies, um das heimische Getränk bittend, Wein aus dem Saft des Blüthenstengels der Palmen durch reichlichen Zusatz von Zuckerrohrsaft und von dem Safte der Bananen und der süßen Orange, sowohl höchst geschmackreich als an Geist dem Madeira ähnlich gemacht.

Einhundertunddreiundzwanzigstes Kapitel.

Die Königin fordert mich zum Tanze auf und tanzt leicht und vortrefflich. Hafeika, die Prinzessin wird schwindlich. Ich lade die Königliche Familie zu Tische auf dem Schiff.

Während der ganzen Tafelzeit, welche ziemlich lange dauerte, hatte sich die Gesellschaft von allem Möglichen, nur nicht von dem Tanz unterhalten, welcher doch ganz entschieden den Zweck der Versammlung ausmachte, wenigstens den, zu welchem man mich eingeladen hatte. Erst nachdem alles vollständig vorüber, kam diese Angelegenheit zur Sprache und die Frau Königin äußerte, sie habe gehört, ich verstünde bei weitem besser zu tanzen, als die geschicktesten von ihren Unterthanen, sie habe gehört, ich sei der Lehrmeister vieler der Gegenwärtigen gewesen und sie bitte mich, ein Gleiches ihr zu sein.

Alsbald wurde die Tafel aufgehoben, wir begaben uns aus dem Saal, in welchem gespeist worden, nach der luftigen Vorhalle, ein halbes Dutzend Trommler traten auf die eine Seite und schlugen sehr glücklich den Takt ganz in der Weise, wie ich es ihnen eingelernt und dann kam die behemdete Königin, um mich zum Tanze aufzufordern. Ich beging die Ungeschicklichkeit sie lehren zu



wollen, wie sie tanzen müsse, allein sie sagte freundlich ablehnend, sie könne es vielleicht so, ohne mich zu bemühen und siehe, in der That sie konnte es, sie hatte sich nämlich von irgend Jemand, der gestern an dem Tanze Theil genommen, unterrichten lassen und wollte mich jetzt mit einer Kunst überraschen, von welcher ich glaubte, daß sie mir ganz allein inne wohne. Nun dies war gelungen, sie überraschte mich damit, aber noch bei weitem mehr bei der Wahrnehmung, daß sie den Galopp besser tanzte als ich selbst, so dick sie war, so glitten ihre Füße doch mit einer angenehmen Leichtigkeit über den Boden, sie machte die Schritte vollkommen taktgerecht und wechselte auch mit dem vorzusetzenden Fuß ganz richtig, je nachdem ich sie bei dem einfachen, geraden Chassiren an den Ecken der Estrade rechts oder links führte.

Bei alledem hatte ihre körperliche Fülle doch eine gewisse Kurzathmigkeit herbeigeführt, in Folge deren sie bald genug aufhörte, um mich nicht zu nöthigen, ihr den Dienst aufzukündigen, bevor sie selbst genug hatte.

Nun kam aber ihre Tochter, eines der schönsten Mädchen der Insel, um mit mir weiter zu tanzen und da war es mir denn allerdings lieb, daß die würdige Dame meine Kräfte nicht ganz erschöpft hatte, denn dies schelmische Mädchen schien die Absicht zu haben, mich zu Grunde zu richten; wie ich dies bemerkte, wollte ich ihr doch den Spaß verderben, ich machte sie nämlich schwindelig, indem ich mich was ich bisher vermieden und was auch gar nicht zum Galopp gehört, zu drehen anfing.

Das war kaum fünf oder sechsmal geschehen, als zwar ein allgemeiner, lang anhaltender Jubel ausbrach, Hafeika aber, die schelmische Königstochter, meinen Armen immer schwerer wurde, erblaßte, ihren Kopf an meine Brust drückte, mich mit den Armen fest an sich zog, um nicht zu sinken und ich sie dann eiligst in den Speisesaal führte, sie niederlegte, mit einer Cocosschale voll frischen Wassers mich zu ihr auf den Boden setzte und durch einen frischen Trunk und ein paar Minuten Ruhe sie wieder zu sich zu bringen.

Sie wies indessen alle diese Bemühungen von sich, legte sich bequem nieder und zog mich zu sich, meine Wangen und Lippen mit den ihrigen suchend, deren brennende Wärme ihr offenbar eine angemessenere Erkräftigung zu versprechen schienen, als das kalte Wasser.

Nun muß ich wohl sagen oder vielmehr wiederholen, daß sie schön — sehr schön war, für mich um so mehr, als ich mich nach gerade, wenn schon langsam daran gewöhnt hatte, einen sicilianischen oder andalusischen Teint ohne Widerwillen zu betrachten, nicht mehr für einen Makel an einer Schönheit zu halten. Allein die junge Prinzessin schien mir nicht frei zu sein von einer gewissen Vertrautheit mit dem, was zwischen Menschen verschiedenen Geschlechts vorgeht, ihre Küsse waren nicht unschuldig hingebend, sie waren herausfordernd, und nicht leicht kann ein Weib etwas thörichteres thun, als dieses, der Mann muß der Begehrende sein, vielleicht der Erstürmende, vielleicht pflegt man zu sagen

daß, wenn auch der Sturm abgeschlagen wird, man doch selten übel nimmt, daß er unternommen worden. Ganz anders ist es, wenn sich die Verhältnisse umkehren, aber hier trat noch zweierlei dazu, um mir das unmöglich zu machen, was die schöne Dame zu wünschen schien. Ich hatte meinen Theil an ihrem Bäschen, welches mir die ersten Blüthen ihrer Schönheit geschenkt hatte, und wenn mein Herz auch ein ganz bequemes Sopha sein mochte, auf welchem sich Eine nach der Anderen niederlassen konnte, so war dieses flatterhafte Herz doch immer keine Postkutsche, in welcher auf jeder Station acht bis zehn gleichzeitig einsteigen konnten.

Zu allem diesen kam meine Angst vor schwerem Ungemach, Niemand stand mir dafür, daß die junge Schöne neben anderen angenehmen Erfahrungen auch einmal eine sehr unangenehme gemacht hatte, und so setzte ich den mir dargebotenen Becher nicht an die Lippe.

Zehn Minuten mochten so vergangen sein, da hatte meine Tänzerin sich erholt, oder sie war vielleicht auch aus einer süßen Täuschung erwacht, der sie sich hingegeben hatte, sie stand auf und trat mit mir wieder zu den Tanzenden wobei ich die Blicke der Mutter neugierig auf ihr verweilen sah, was mir anzudeuten schien, ich habe in meiner Vermuthung Recht, sie sei, wie jung auch immer, doch schon in die Geheimnisse der Aphrodite eingeweiht.

Der Anblick, welchen wir bei dem Drehen im Galopp gewährt hatten, mußte wie ein Zauber auf die Zuschauer gewirkt haben, nicht nur war während unseres Aufenthalts im Saale kein Mensch hereingekommen, sondern auch jetzt beim Heraustreten war es nur die Mutter, deren Aufmerksamkeit wir erregten, alle Anderen tanzten im tollen Jubel durcheinander, tanzten einen prächtigen Zweitritt mit einer ganz ungewöhnlichen Herzhaftigkeit und kaum war ein Paar todtmüde, als auch schon zwei andere an seine Stelle traten, um den tollen Jubel fortzusetzen. Meine kleine Prinzessin ließ meinen Arm los und ergriff den eines ihrer Unterthanen, vielleicht eines Kammerherrn, vielleicht eines ihrer Lehrmeister. Ich sage dieses deshalb, weil sich nach etwa zehnmaligem Drehen (so oft hielt sie es diesmal aus) dasselbe Manöver mit ihm machte als mit mir, d. h. mit ihm verschwand, und als sie zurückkehrte, thatsächlich nicht so beruhigt aussah, als da sie an meiner Seite auf der Estrade erschien. Nun sie hat sich getröstet, dachte ich, sie wird dir also nichts nachtragen, keine Feindschaft gegen dich hegen und in der That so war es auch, ihre Blicke weilten so freundlich, ich möchte fast sagen zärtlich auf mir, wie nur ganz am Anfange des Tanzes.

Viel des Jubels ging aus diesem tollen Wirbel hervor, ich aber dachte vorsorglich an das, was meiner möglicherweise noch heute wartete und vermied es deshalb, mich unnöthig zu ermüden, ich hielt mich an das edle Königspaar, an das nicht traurige, sondern fröhliche, und um mich für die gastliche Aufnahme zu revanchiren, lud ich dasselbe mit seiner ganzen Familie, d. h. also selbstverständlich mit meinen Wirthsleuten, dem Bruder und Vater des Königs



und die schönen Töchter derselben zu mir zu Tische auf dem Schiffe und ausdrücklich zur Mittagszeit ein. Dies wäre gefährlich gewesen bei dem uns bekannten widerhaarigen Supercargo, der unzweifelhaft meiner Einladung keine Ehre, sondern vielmehr die unerhörteste Schande gemacht haben, die von mir Eingeladenen mit Spott und Hohn abgewiesen haben würde. Aber schwache und erbärmliche Menschen haben um so größere Schwächen, je erbärmlicher sie sind, je niedriger ihre Gesinnung ist, darum war mir vor dem Erfolg nicht bange. Ich schrieb eiligst zwei Briefe, den einen an den Supercargo, worin ich ihm meldete, daß die gegenwärtigen und früher regierenden Majestäten der Insel gehorsamst um Erlaubniß bäten, dem Herrn Supercargo, dem erhabenen Vertreter der großmächtigen, holländischen Nation ihre Aufwartung zu machen, ihre Devotion zu bezeigen und ich ihm dies mittheilte. Der andere war an den Kapitain gerichtet und ich erzählte in demselben den wahren Vorgang der Dinge und bat, die Menschen, die mich mit so ungemeiner Zuvorkommenheit aufgenommen, ihrem Stande, ihrer Würde gemäß zu empfangen, ihnen aber auch eine hübsche Mahlzeit zu bereiten, worauf, wie er wohl sehr gut wisse, die guten Eingebornen, sie möchten nun Könige sein oder nicht, einen bedeutenden Werth legten, es käme vor allen Dingen dabei auf die Quantität an, die Qualität sei völlig gleichgültig, wenn nur nicht Sauerkraut den Hauptbestandtheil mache. Ich hatte dabei zweierlei im Sinne, erstens wollte ich den Supercargo ärgern, welchem gerade Sauerkraut über alles ging und welcher einen Mittagstisch für gar nichts rechnete, wenn nicht Sauerkraut das Hauptgericht bildete, zweitens mich selbst über die Schrecken des Sauerkrautes hinwegzuheben. Auch meinen Freunden wollte ich den Kummer ersparen, sich mit diesem übelriechenden und übelschmeckenden, drei Jahr alten Gericht zu beladen.

Mit diesen beiden Briefen schickte ich die Matrosen ab, jedem derselben einen Brief gebend, damit nicht etwa der Supercargo beide zu Gesicht bekomme, damit nicht der an den Kapitain unterdrückt werden würde und mir nicht eine schnöde, abschlägliche Antwort mit erforderlichen, niederträchtigen Redensarten entgegendonnerte.

Von der unbeschreiblichen Naivetät und Gutmüthigkeit dieser liebenswürdigen Insulaner erhielt ich noch am nämlichen Abend einen merkwürdigen Beweis.

Das schöne Mädchen, welches mir seine Gunst geschenkt, besuchte mich abermals, doch mit mehr als gewöhnlicher Vorsicht. Sie sprach kein Wort, auch nicht flüsternd und wehrte auch meine Rede mit einem bedeutsamen „Pst“ ab. Zu meiner nicht geringen Verwunderung wurde mir auch bei der süßesten Hingebung der Sieg so schwer als am Morgen der Besteigung des Piton, aber noch immer war und blieb auch fernerhin meine Gefährtin vollkommen schweigsam. Hingebend wie ein liebendes Kind, aber schweigsam, feurig, ja vielleicht glühend wie eine Maurin, aber schweigsam. Noch lange vor dem ersten Tages-

schimmer trennte sie sich von mir und überließ mich einige Stunden der Ruhe. Der Morgen führte uns Alle wieder zusammen und ich sah dabei meine zärtliche Freundin in überraschender Freundlichkeit, deren Schwester aber niedergeschlagen und hastig erröthend, so oft mein Blick auf sie fiel. Das waren lauter Curiositäten, die ich mir nicht zu erklären vermochte und zwar um so weniger, als meine Freundin in eine immer größere Heiterkeit verfiel, je länger es dauerte und schließlich zu einem ganz lauten Lachen überging. Plötzlich löste sich das Räthsel in einer ganz unerwarteten Weise.

Das Frühstück war beendet und Lukia nahm mich mit sich etwas weiter aufwärts zu einem höher gelegenen, reichlich Schatten gebenden Brodbaum, woselbst sie sich niederlegte und mich zu sich einlud; sie begann damit, zu erklären, daß sie mich herzlich liebe und da sie wohl wisse, ich würde sie bald, sehr bald verlassen, darin ihren Trost finde, daß sie mein Kind in die Arme drücken werde, lange nachdem ich schon ihre schöne Insel verlassen hätte. Sie wisse nun was Glück sei, aber ihre Schwester noch nicht und dies habe ihr so wehe gethan, daß sie diese überredet habe, an ihrer Stelle zu mir zu gehen. Daß diese mich liebe, das wisse sie, daß ich aber vielleicht weil ich nicht ihre, sondern die Religion der Missionaire habe, mich daran stoßen könnte, zwei Frauen zu haben, so sei unter ihnen abgemacht worden, diesen verabredeten Besuch mir gegenüber als ein Geheimniß zu behandeln, bis der gehabte Wunsch zur Thatsache geworden (ein fait accompli sagen die Franzosen). Dieses sei nun geschehen und sie habe keinen Grund weiter, ein Geheimniß daraus zu machen, und wenn ich nun weit fort sei und ihrer, der armen Mädchen, die mich so herzlich liebten, gar nicht mehr gedächte, dann würden sie mit ihren beiden Kindern auf dem Arme sich die schönen Stunden vergegenwärtigen, in denen sie mich mit der innigsten Liebe umschlossen und sie würden in den Abbildern dessen, den sie so herzlich geliebt, einen Trost finden für das Unglück, ihn nicht mehr zu haben.

Wahrlich ich konnte mich der innigsten Rührung nicht erwehren, möge man mir von der Moralität oder vielmehr der Unmoralität solcher Empfindungen sagen was man wolle, unbeschreiblich ist der Gedanke an solche Opferwilligkeit und Fähigkeit und ich möchte wohl wissen, ob eine Europäerin im Stande wäre so zu denken und so zu handeln. Aber ich bitte doch dringend einen jeden meiner Leser dieses für sich zu behalten und nicht etwa einen englândischen Missionair darauf aufmersam zu machen, denn ich möchte sonst gräßlich verflucht werden, und man bereitete für mich einen ganz aparten Abgrund in der Hölle, welcher nicht mit Holz, sondern mit Steinkohlen geheizt würde.

Einhundertundvierundzwanzigstes Kapitel.

Große Zuvorkommenheit des Supercargo. Ankunft und Empfang der Königlichen Familie. Salutschüsse. Ein kleines Unglück der Königin.

Es war jetzt an der Zeit, daß ich mich auf das Schiff begab, um die eingeladenen Gäste zu empfangen, auch sah ich bereits das Ghik des Kapitains gegen das Ufer kommen und nahm vorläufig Abschied von den geliebten Kindern, ich sage vorläufig, denn wir sahen uns ja Alle wieder bei Tische, ich hatte die ganze Familie eingeladen und zwar selbstverständlich mit ihrem Hofstaat.

Als ich im Boote war, erzählte mir der steuernde Matrose, daß der Supercargo vom gestrigen Nachmittage an so aufgeblasen einherschreite wie ein Truthahn, dem man etwas Rothes zeigt, und er spräche immer von der Würde, die er habe und die nun endlich von einem König anerkannt werde, er habe ferner befohlen, daß alle Matrosen und Soldaten im Paradeanzuge erscheinen sollten, daß die Kanonen geputzt würden, daß die Verdecke gescheuert würden, ja wenn sichs hätte thun lassen, so hätte er sicher befohlen, daß man ganz geschwinde Wachs auflöse und die Wände und Fußböden bohnere. Auch an den Koch seien die nöthigen Anordnungen ergangen, besseres, als er bisher geleistet, müsse heute auf die Tafel gebracht werden und vor allen Dingen müsse er Sauerkraut und frisches Schweinefleisch, das kostbare Kesselfleisch nicht vergessen, denn das esse jeder vernünftige Mensch lieber, als irgend etwas Anderes auf der Erde. Ich fragte lachend den Steuermann, ob dies bei ihm zutreffe, er aber gab mir die Versicherung, daß dieses bei ihm keineswegs der Fall sei und daß er alles Eingesalzene und Eingesäuerte gründlich verachte. Nein, so dumm wie der Supercargo sei er nicht, dicke Erbsen und gebratener Speck, das sei denn doch noch etwas anderes. So verschieden ist der Geschmack und das ist sehr gut, denn wenn Alle dasselbe haben wollten, wo bliebe dann der nordamerikanische Farmer mit seinem Schweinefleisch in Syrup gekocht, wo der Italiener mit seinem Welschkornbrei, den er Polenta nennt, wo der Engländer mit seinem nicht gahr gekochten Plumpudding, wo der Spanier und der Grieche mit seinen Kastanien und eßbaren Eicheln und seinem Knoblauch. Hat dies Alles seine Berechtigung, warum soll es nicht auch das Sauerkraut haben?

Wir langten auf dem Schiffe an und ich fand alles in rührigster Thätigkeit. Zu meiner nicht geringen Verwunderung kam der Supercargo auf mich los und sagte mir in so anständigen Worten, wie er dieselben in seinem Nationalwörterbuch nur irgend auftreiben konnte, Dank für die Benachrichtigung von der bevorstehenden Aufwartung, welche ihm ihre verschiedenen Majestäten machen wollten und er lud mich ein, heute bei Tische sein Gast zu sein, eine Ehre, welche mir, wenn ich nicht sehr irre, noch nicht begegnet war so lange ich mich mit ihm auf demselben Schiffe befand, denn gewöhnlich aß er allein und nicht in

der Kapitainskajüte, er hatte seine Menage für sich und wurde auch von seinen eignen Leuten bedient, etwas das er um so nöthiger finden mochte, als er Niemanden einen Blick in seinen Harem thun lassen wollte.

Vorläufig blieb noch Alles in der angestrengtesten Thätigkeit, mit der Zeit aber löste sich die Verwirrung wenigstens einigermaßen dahin auf, daß man ein Resultat wahrnahm, lange Tafeln wurden gedeckt, weiße Tücher darauf gelegt, die Matrosen kamen aus ihren Winkeln hervor wohl geschniegelt und gebügelt, aber vor Allen strahlte prächtig der Supercargo mit seinen verschiedenen goldnen Tressen, blanken Knöpfen, mit seinem Federhut und allem Anhang eines Narren der seine innere Werthlosigkeit fühlt und dieselbe durch Aeußerlichkeiten heben will. Daß seine Dienerschaft in gleichem Putze erschien, versteht sich von selbst, auch für seinen Harem war auf echt türkische Weise Sorge getragen. Die Verbindungsthüre zwischen demselben und dem Saal, war ausgehoben und durch ein chinesisches Bambusgitter von möglichster Undurchsichtigkeit ersetzt, seine Damen hatten mithin eine ganz freie Aussicht auf den Salon, konnten aber selbst nicht gesehen werden. Es war auch dafür gesorgt, daß sie des Mahles nicht entbehren, aber immer mit der ängstlichsten Rücksicht auf das Nichtgesehen werden. Es will mir beinahe scheinen, als hege der Supercargo die Besorgniß, es werde etwas abgebissen von einer seiner schönen Damen und er würde dann dieselbe nicht mehr vollständig haben.

Endlich sah man von der Insel her sechs reichlich besetzte Boote gegen das Schiff steuern, es schien dem Supercargo gar nicht recht, daß es nur sechs waren, er mochte deren zwölf oder fünfzehn erwartet haben, da ich ihm aber indessen durch mein Fernrohr unterrichtet, die Persönlichkeiten bezeichnete, welche in jedem der Kähne saßen, so gab er sich allmälig zufrieden. Da war ein König und eine Königin, da war ein König-Vater, wie es sonst eine Königin-Mutter giebt, da waren Töchter des königlichen Hauses, da war ein Bruder des Herrschers, an Prinzen und Prinzessinnen fehlte es auch nicht, dann bezeichnete ich ihm einen ersten und zweiten Ceremonienmeister, einen Oberhofmeister, einen Kammerherrn du jour und ich fingirte noch ein Dutzend anderer Hofchargen von denen der königliche Hof von Borabora niemals etwas gehört hatte. Es war ungefähr als hätte ich von Sr. Majestät Kaiser Alexander dem Großen, von Hoch deren Leibarzt dem Herrn Geheimenrath und General-Chirurgus Dr. Philippos, von Sr. Excellenz dem Herrn General-Feldmarschall Parmenio u. s. w. gesprochen. Aber der schlaue Supercargo merkte von der ganzen ironischen Bezeichnungsweise nicht das Geringste, diese Satyre war nicht aus genügend grobem Holze geschnitzt, sie war für ihn allzuzierlich eingefädelt.

Nunmehr wurde die ganze Matrosenmannschaft mit bebänderten Hüten in die Takelage geschickt, die Soldaten standen in Front aufmarschirt und damit sie einen desto bessern Eindruck machten, standen sie sämmtlich in einer Linie und verdeckten mit ihren würdigen Leibern den Tisch, an welchem gespeist werden



sollte. Die Ankommenden, so war es der Wille des Supercargo, sollten eine freudige Ueberraschung finden, wenn die Männer des Krieges zurücktretend, ihnen die Aussicht auf ein splendides Mahl öffneten. Nun kamen auch die Herrschaften näher, sie wurden mit klingendem Spiel empfangen und nachdem hinlänglich Trompeten geschmettert und Pauken gewirbelt hatten, erhob man die regierenden Herrschaften und deren Verwandte in herabgelassenen Lehnstühlen zum Verdeck, indessen Oberhofmeister, Ceremonienmeister und Kammerherrn an den Schiffswänden emporkletterten wie die Eichhörnchen und durchaus auch nicht mit geringerer Eleganz in den Bewegungen. Die Gewandtheit dieser Menschen setzt mich, so oft ich sie sehe, immer wieder von neuem in Verwunderung.

Endlich war Alles oben, der Supercargo hatte sich, nach vornehmer Herren Weise ganz im Hintergrunde gehalten. Nunmehr wurde die große Kajütenthüre, welche auf das obere Verdeck führt, geöffnet und der Supercargo trat in seinem Strahlenglanze hervor auf die ihm gegenüber aufgestellten königlichen Herrschaften zu. Sichtlich war er verblüfft, beinahe verletzt darüber, daß die Königlichen Herrschaften nicht verblüfft waren, ich glaube es wäre ihm ganz natürlich vorgekommen, wenn sie vor Erstaunen und Ehrfurcht durchdrungen vor ihm auf die Kniee gesunken wären. Dies thaten aber die schändlichen Menschen nicht, sie fielen nicht nieder, sie beteten nicht an und der Unglückliche mußte mit dem zufrieden sein was sich ihm gutwillig darbot.

Ich hatte dem Supercargo zwar auseinander gesetzt, daß auf Borabora das Hofceremoniel nicht ganz so erhaben wäre wie an dem Hofe von Holland, aber dennoch setzte ihn das treuherzige Händeschütteln sehr in Verwunderung, und er fing an zu glauben, dem würdigen Königspaare und seiner Umgebung fehle es an Formen, was um so rührender genannt werden muß, als es ihm selbst an jedem Gedanken, an jeder Ahnung einer Form fehlte, wie gesittete Menschen dieselben haben sollen — bei dieser vielfältigen Beanspruchung konnte er gar nicht dazu kommen, das verabredete Zeichen zur Bewillkommnung der Majestäten zu geben, endlich aber riß er sich doch los, hob beide Hände empor und schrie sein „Halloh!“

Nunmehr ging die Kanonade los, die 21 Salutschüsse gingen nacheinander los, das edle Königspaar behielt dabei seine vollkommne Fassung, als aber der 21. Schuß dadurch seinen besonderen Nachdruck erhielt, daß die sämmtlichen Geschütze auf einmal gelöst wurden, bekam die Königin, bekamen ihre Töchter und Nichten doch einen solchen Schreck, daß sie blaß wurden, die Mama wankte und setzte sich ohne zu genieren auf den Tisch, um nicht umzufallen. Der Tisch war nicht darauf eingerichtet eine solche süße Last zu tragen, er bestand aus 12 paarweise neben einander gelegten unbehobelten Brettern, welche auf leer gewordenen Salztonnen ruhten, was war da also zu verwundern, daß die Königin, welche sich auf das eine Ende zweier solcher Bretter setzte, diesen Einen sechsten Theil des 120 Fuß langen Tisches zum Fallen brachte.

Der Supercargo aber, wie Teller und Gläser durcheinander rollten, wurde dabei so wüthend, daß ich der gewissen Ueberzeugung war, er würde die Frau Königin bei den Haaren nehmen und abohrfeigen, er schimpfte dabei so wüthend auf Schwäbisch und Holländisch, daß ich mich für verpflichtet hielt seinen Gästen, oder vielmehr den meinigen, denn ich hatte sie eingeladen, zu sagen, der Mann sei so grimmig, weil die Dienerschaft die Tische schlecht befestigt und für die hohen Herrschaften nicht die nöthigen Sessel hergesetzt hätte. Allein der würdige Supercargo schrie im elegantesten Schwäbisch: „Noi, noi! s'isch nix — dees verfluchte Viechvolk dahier moin i! Sehet Se no den Dampel an! schmeißt mir dees Rendviech alle Tellern und Schisseln ra! i mecht se nur glei ins Wasser schmeiße laa'n! was dees fier a Schaden ischt! Pfui Deibel du Saumag, du alter!"

Ich hielt es für angemessen, der würdigen Dame diese Rede in minder lebhafter Weise, in etwas minder ausdrucksvollen Worten wiederzugeben und so glich sich allmälig alles wieder aus, aber die Audienz war allerdings beendet.


Junge Mädchen von Borabora.

Die Königin war nicht so außer Fassung gerathen, wie der Supercargo; sie hatte sich schnell von ihrem schrecklichen Fall erhoben, sah lachend den Schaden an, den sie angerichtet und sagte, sie habe bis jetzt immer gewünscht, so schöne weiße Geschirre zu haben, wie diejenigen, die sie hier vor sich sähe, sie bemerke aber doch, daß alles seine Unbequemlichkeiten habe, eine Trinkschaale aus einer Cocusnuß, eine Schüssel oder ein Teller zu Dutzenden aus einem Kürbis geschnitten, könnten vielmal zur Erde fallen ohne zu zerbrechen.

Was mich sehr wunderte, war die Toilette der Königin, welche sich der europäischen näherte, sie hatte eine schwarze Atlasrobe an mit Volants von Spitzen besetzt, um die Taille hatte sie einen Gürtel mit einer guten goldenen Schnalle, der Kopf war mit einem Strohut, welcher breiten Schatten gab und mit Blumen geschmückt war, bedeckt, aber die Füße waren nicht bekleidet, sie hatte weder Strümpfe noch Schuhe, schien sich nur allmälig an das beengende Kleid gewöhnt zu haben (wenigstens benahm sie sich darin trotz ihrer Stärke so ziemlich unbefangen und ungenirt), aber mit den Schuhen konnte sie so wenig fertig werden wie in der Regel alle Naturvölker.

Die jungen Damen trugen sich vernünftigerweise ganz wie es landesüblich

war, ihr Gewand war leicht und offen, ihr Haar einfach gelockt oder gescheitelt und statt des Hutes hatten sie nur den Schirm oder die Krämpe desselben aufgesetzt in der Art, wie wir bei schwachen Augen den Augenschirm aufsetzen. Wohlhabende Leute bedienen sich dabei der Krämpe eines europäischen Strohhutes, andere machen sich selbst ein ähnliches, mitunter sehr zierliches Geflecht und versehen dasselbe auch mit einer Art Feder in der Form der Reiherbüsche, noch andere nehmen ganz einfach ein großes Blatt vom Brodfruchtbaum, schneiden da hinein eine passende Oeffnung und setzen diesen höchst einfachen und natürlichen Schirm kleidsam genug auf. Daß dadurch nur das Auge und nicht der Kopf gegen die Sonnenstrahlen geschützt ist, scheint ihnen ganz gleichgültig zu sein. Unsere Landmädchen und in den Städten die Dienstmädchen gehen ja auch alle barhaupt im heißesten Sommer, es mag wohl alles auf die Gewohnheit hinauskommen.

Einhundertundfünfundzwanzigstes Kapitel.

Große Mäßigkeit der Gäste. Der Supercargo blitzt verschiedene Male ab. Er verstärkt seinen Harem. Der Gambier-Archipel.

Der wüthende Supercargo hatte sich zurückgezogen, ich ging ihm nach in seine Kajüte und stellte ihm vor, daß weniger die dicke Königin als der dumme Tafeldecker an dem Unheil schuld sei und daß er durch einen einzigen Handelsvertrag den erlittenen Unfall zehntausendfach ersetzen könne. Ich muß seinem Verstande wirklich zur Ehre nachsagen, daß er dieses begriff und mit ausgestrichenen Falten auf das Verdeck zurückkehrte. Der Tisch war indessen in Ordnung gebracht, man sah von der Zerstörung nicht mehr viel, als aber nun vollends die Sauerkrautdünste sein wohlgebautes Riechorgan erreichten, da war für ihn Sonntag und da trat die sonntägliche Stimmung ein, die nur dadurch wieder gestört wurde, daß die Herrschaften gerade von diesem, dem herrlichsten aller Gerichte, nichts zu sich nahmen, indessen sie den übrigen Speisen mit einem bewundernswürdigen Appetit zusprachen. — „Was wollen Sie," sagte ich bei einer Aeußerung der Verwunderung die er darüber an mich richtete — „Was wollen Sie, es ist eben Viehvolk — Rindvieh ißt auch kein Sauerkraut."

Er riß seinen Rachen so weit auf als irgend möglich, und das war sehr weit, denn ich glaubte, er wolle mich verschlingen — lachte aus vollem Halse und sagte: „Doctor, Sie sind ein verfluchter Kerl, ich habe Sie zwar nicht leiden können, aber dieser Gedanke ist Gold werth, er wäre würdig, daß ich ihn gehabt hätte! Nein Doctor, Rindvieh ißt kein Sauerkraut!" Und während

der ganzen Tafel, so oft irgend etwas zum Vorschein kam, was nicht nach dem Schnabel der Eingebornen war, grinste er mich an und sagte: „Rindvieh ißt kein Sauerkraut."

Den Wein ließen sich Alle wohl behagen, und besonders die edle Königin, welche darin bedeutendes that. Ihr Schwiegervater drohte ihr lächelnd mit dem Finger und sagte, wenn dies die Missionaire sähen, würden sie gewiß den Fluch über sie aussprechen; aber die Königin, welche früher sehr devot gewesen sein mag, sagte etwas schnippisch: „Ach was, meine Mutter und Tante sind auch in dem Bann gewesen, deswegen hat ihnen der Wein doch nicht schlechter geschmeckt, vorher wie nachher, und deshalb wird er auch mir nichts schaden."

Was mich im Ganzen hier höchlichst verwunderte, war die Leichtigkeit, mit welcher die Herrschaften alle sich unserer Speisegeschirre bedienten, sie handhabten Servietten, Teller, Löffel, Messer, Gabeln u. s. w. beinahe so geschickt, als wenn sie es nie anders gesehen hätten, als wenn sie dieses alles von Kindheit auf gebraucht, auch waren sie im Ganzen genommen sehr bescheiden; sie hatten zwar recht reichlich gegessen, aber keineswegs in irgend einer Art unanständig oder gefräßig. Man hatte dem Weine tapfer zugesprochen, aber kein einziger von allen Gästen war betrunken; was für ein glänzendes Zeugniß giebt es diesen Menschen, wer würde so etwas von unseren Matrosen zu hoffen wagen, welche sich ohne allen Zweifel für etwas besseres halten als diese Wilden, als diese Bestien, wie sie sich gar zu gerne über dieselben ausdrücken. Bis zum Dessert ging alles in ungestörter Fröhlichkeit fort, glücklicherweise waren nur Männer höheren Ranges an Bord gekommen, was von Frauen und Mädchen bei der Gesellschaft war, gehörte der Königsfamilie an, sonst wären zwischen ihnen und den Matrosen bedauerliche Auftritte vorgekommen, während so alles ohne Störung verlief. Nur der Supercargo kam abermals in üble Laune, er sah, daß der Kapitain mit einem schönen Mädchen verschwand und zeigte die Absicht mit einer der Prinzessinnen ein Gleiches zu thun, er holte sich indessen einen Korb, alsbald wandte er sich an die zweite Tochter, doch durchaus nicht mit größrem Glücke. Ich sah wie er sich abmühete, wie er Geschenke bot, glänzend genug, wenn auch nur von Messing, aber er blitzte ab — ich hatte einige Besorgniß gehabt, denn Geschenke blenden immer und schon Goethe läßt seinen Mephisto sagen: „Gleich schenken? Gut, da wird er reüssiren." Aber seine Bemühung trotz der Geschenke war fruchtlos, nun wandte er sich an die hübschen Nichten. Dies machte mich wirklich lachen, wiewohl ich höflich genug blieb, um es nur unbemerkt zu thun, die Mädchen liebten mich, was wollte der ekelhafte Supercargo mit seinen Geschenken der Liebe gegenüber unternehmen, ich lachte, nicht weil ich mich für bodenlos schöner hielt, als den Supercargo, sondern eben weil ich geliebt war. Diese leichtfertigen Mädchen, diese Kinder der Natur, welche ohne alle Scheu über das Köstlichste verfügen, was sie besitzen, diese Mädchen sind doch unverbrüchlich treu dem erwählten Geliebten, bis dieser

sie selbst aufgiebt, keines derselben hat zwei Liebhaber zugleich und sie haben in sofern viel gründlichere Begriffe von der Treue als wir Europäer.

Der Supercargo erfuhr dies zu seinem großen Schaden und er verließ das Schlachtfeld gänzlich vernichtet und in ohnmächtigem Zorn, aber es mochte ihm eingefallen sein, was ich vorhin gesagt, über die möglichen Handelsgeschäfte und so bezwang er sich und wurde nicht mehr so unverschämt, als er es vor Tische gewesen. Aber von Neuem blitzte sein Auge auf, als der Kapitain freudestrahlend auf dem Verdeck erschien und er wohl wahrnehmen konnte, daß sein Loos ein ganz anmuthiges gewesen, denn das Mädchen, welches bald darauf dem Kapitain folgte, konnte allerdings Veranlassung geben, den Glücklichen zu beneiden, dem sie ihre Gunst geschenkt.

Ich hatte mich ziemlich viel mit den Anwesenden beschäftigt, so daß sie allenfalls zufrieden sein konnten mit meiner anscheinenden Bewirthung, auch sahe ich dies sich in aller Augen aussprechen. Jetzt erhoben sie sich, Keiner ohne von mir oder dem Kapitain beschenkt zu sein und Alle höchst erfreut über ihre Aufnahme. Ich kehrte mit ans Land zurück und hatte, während der Supercargo Handelstraktate aufsetzte, Zeit und Gelegenheit, sowohl die süßen Schlingen, in welche ich gefallen, immer enger ziehen zu können, als auch während des Tages bald mit dem Vater, bald mit dem Großvater der beiden Mädchen die schöne Insel zu durchstreichen und sie nach allen Richtungen hin kennen zu lernen, bis die Stunde der Trennung schlug, welche mir gewiß nicht weniger schmerzlich dünkte als den beiden süßen Kindern, die mir bisher die flüchtigen Tage mit immer neuen Blüthen geschmückt.

Was der Supercargo indessen gethan, ist ein Geheimniß geblieben, das Einzige, was ich von seinen Leistungen bemerkte, war die Aufnahme zweier Mädchen und eines Negers, die ersteren für seinen Harem, den letzteren vielleicht zur Ueberwachung desselben, doch ist mir später klar geworden, daß er dazu nicht ganz tauglich war. Die Mädchen betreffend, so hatte der Mann mit vieler Umsicht eine vortreffliche Auswahl getroffen. Wie er es angefangen daß sie, die Mädchen sich entschlossen, seinen Aufforderungen Gehör zu geben, ist mir nicht ganz klar geworden, da indessen Geschenke überall ihre Wirkung haben, so kann ich mir wohl denken, daß gerade diese es gewesen sind, welche sie veranlaßten, sich von den Ihrigen zu trennen, vielleicht hat er auch ganz bestimmte Versprechungen geleistet, ihnen vorgeredet, daß er sie wieder zurückbringen würde zu dem Sitz ihrer Familien, woran er natürlich gar nicht gedacht hat, wozu auch, es wäre ja eine ungeheure Thorheit, einer bloßen Wilden Wort zu halten.

Wir waren hier reichlich versehen worden mit einer Fülle der besten Lebensmittel, die Mannschaft befand sich also in der allerbesten Laune und in großer Fröhlichkeit ging es weiter fort. Bei wohlgefüllten Magazinen wäre es der Mannschaft gleich gewesen, wohin irgend die Fahrt gerichtet worden, sie ging diesmal nicht unmäßig weit, sondern nur nach dem Gambier-Archipel, wel-

cher auch Pomotu genannt wird, ebenso pflegt man demselben den Collectivnamen der niedrigen Inseln oder der gefährlichen Inseln zu geben. Sie haben diesen Namen deshalb, weil sie sämmtlich von furchtbaren Brandungen umgeben sind. Den Korallenbauten angehörig, scheinen sie aus den Fluthen emporgestiegen, es sind diejenigen, die man auch Atols zu nennen pflegt und von denen man glaubt, daß sie vom Meeresgrunde auf ihre Entstehung den kleinen Korallenthierchen danken; wir haben bereits früher darüber gesprochen, theils kann ich darauf verweisen, theils kann ich sagen, daß man bisjetzt zu keinem eigentlichen Resultat gekommen ist. Die Inseln sind deshalb gefährlich, weil sie so niedrig sind, daß man sie nur auf kurze Entfernungen sieht, sie sind auch deshalb noch gefährlich, weil ihrer eine solche Menge vorhanden ist, daß eine geographische Bestimmung derselben nach Länge und Breite noch keineswegs in soweit hat stattfinden können, daß man behaupten dürfte, sie seien sämmtlich bekannt, sie seien auf den guten Seekarten zu finden. Fast dürfte man ihnen gegenüber sagen, sie seien bei Nacht minder gefährlich als bei Tage, denn die Brandung tobt so furchtbar laut an den flachen und zackigen Ufern, daß man sie in der Stille der Nacht auf die Entfernung von acht Seemeilen oder zwei deutschen Meilen hört und der orgelnde, sonore Ton ist so außerordentlich charakteristisch, daß, wer ihn nur einmal gehört hat, ihn gewiß niemals vergißt.

In diesem Archipel befanden wir uns jetzt und wir reisten in kurzen Schlägen bald da bald dorthin, wie es dem würdigen Supercargo so gelegentlich einfiel, denn ein Plan war in seiner Reise nicht zu finden vom ersten Augenblicke, vom Antritt derselben bis jetzt.

Mehrere Tage vergingen so und man könnte allenfalls sagen in einiger Langweil, wenn der Passagier nicht gewohnt wäre, sich angelegentlich mit irgend etwas zu beschäftigen, so ging es auch mir, ich suchte mich über das Nächste zu unterrichten und dabei war es denn ziemlich gleichgültig, an wie vielen von den kleinen Koralleninseln wir vorbei fuhren.

Der Archipel könnte als zu Tahiti gehörig angesehen werden, doch ist er durch einen inselleeren Raum von etwa 25 Meilen von Tahiti getrennt, nimmt dann aber von Westen nach Osten verlaufend einen Raum von 10 vollen Längengraden und nahezu von eben so vielen Breitengraden ein.

Wir hatten im Laufe dreier Wochen diesen Archipel von Nordwesten nach Südosten durchkreuzt und gelangten nunmehr zu dem dort gelegenen Hauptpunkte, zu den nahe zusammenhängenden Inseln, welche den Namen der Gambier erhalten haben. Diese sind den Europäern bereits bekannt. Mehrmals besucht worden, haben sie auch schon von der Moralität der Matrosen großen Vortheil gezogen, sie sind aus uneigennützigen Wilden schurkische, betrügerische Bursche geworden, was ich zu meinem eignen Schaden erfahren sollte.

Als wir uns der Hauptinsel näherten, sah man von derselben ein Boot abstoßen das, als es näher kam, sich als das erbärmlichste auswies, das ich je



gesehen, es war nämlich nichts weiter als ein aus Balken und Bambusrohr zusammengesetztes Floß, welches gerade Tragekraft genug hatte, um unter der Last von einem Dutzend Menschen nicht zu sinken. Ein aus Matten zusammengenähtes Segel war zwischen zwei Bambusstangen in dreieckiger Form aufgehängt und noch durch ein paar andere solche Stangen gestützt, die auf dem Floß anwesenden Leute beschäftigten sich außer zweien, die zu steuern schienen, nicht mit Rudern. Sie winkten uns mit Matten oder Tüchern, und da des allerhöchst befehlenden Supercargo Willen überdies darauf hinausging, hier eine Colonie anzulegen, so unterlag die Erfüllung des Wunsches der Eingebornen keiner Schwierigkeit.

Die Gambier-Eilande sind ebenso wie alle übrigen dieses Archipels von Korallenbauten bedeckt und umgeben, aber diese Hauptgruppe hat Berge und zwar vulkanischen Ursprungs, denn man sieht unzweifelhaft Lava, Basalt, Olivin in denselben eingesprengt und man findet, wie ich mich zu überzeugen Gelegenheit hatte, noch mehrere andere vulkanische Gesteine. Wenn schon alle die niedrigen Inseln einen äußerst freundlichen Anblick gewähren, indem sie ein schönes, mannigfaltiges und reiches Grün entfalten, so ist doch die Vegetation auf den Bergen so äußerst lebhaft, daß auch dieses ein Zeichen des Vulkanismus ist. Der bloße Kalksand, wenn auch durch die innerhalb desselben gestorbenen Seethierchen erträglich fruchtbar, zeigt doch niemals eine solche Pracht und Fülle der Vegetation, wie man sie auf vulkanischem Boden antrifft.

Einhundertundsechsundzwanzigstes Kapitel.

Wir werden überfallen. Niederlage der Wilden. Mein abermaliger Besuch der Insel. Ich finde die Menschen schön, aber wild und boshaft.

Der „van der Kapellen" hatte beigelegt, ein Boot ward ausgesetzt und nach einer sehr vernünftigen Vorsicht hatte man mehr Leute eingeschifft, als zum Regieren desselben nöthig waren und diese hatte man auch mit Waffen versehen. Zu meiner nicht geringen Verwunderung stieg der Kapitain selbst in das Boot und nun ging es an's Land.

Die Leute auf dem Floß zeigten sich sehr erfreut über unsere Bereitwilligkeit, ihnen zu folgen, eilten uns nach an das Land und stiegen mit uns ziemlich gleichzeitig aus, nicht ohne uns dabei die freundlichsten Dienste zu leisten, sie trugen uns auf ihren Schultern durch die Brandung und zeigten sich von dem freundlichsten Geiste beseelt, aber sie verlangten auch fortwährend Geschenke von uns. Was sie an uns sahen, schien ihnen begehrenswerth und wir hatten

nichts weiter zu thun, als zu geben und immer wieder zu geben, wobei keineswegs von einem Tausch die Rede war, wie dies sonst bei den Wilden gewöhnlich ist, die nicht leicht etwas geschenkt nehmen, ohne ein Gegengeschenk zu machen.

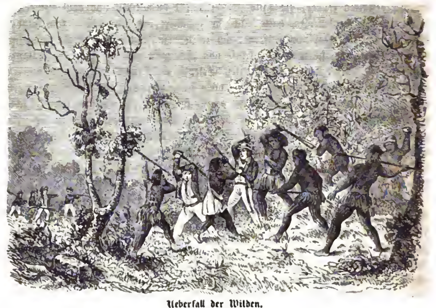
Der Kapitain beschäftigte sich mit einer Gruppe solcher Leute, als ich in der Entfernung ein sehr hübsches Mädchen allein und bescheiden stehen sah, welches sich den Männern nicht zu nähern wagte. Ich ging auf sie zu, um ihr, die nicht zudringlich war, irgend etwas zu schenken, was sie erfreuen konnte, sie zog sich etwas zurück, halb ängstlich, halb erwartend, wie sich meine Annäherung gestalten würde, sie hatte Furcht vor dem Weißen und doch Zuneigung zu seinen Geschenken. Ich hatte mich ihr genähert und war dabei etwa hundert Schritt von dem Kapitain entfernt, ich zeigte dem freundlichen Kinde spiegelnde Glaskorallen und sie war so entzückt von dem noch nie gesehenen Gegenstande, daß ich Zeit hatte, die feinen, zarten Gelenke an Armen und Beinen und zugleich die Fülle zu bewundern, welche diese Naturmenschen den civilisirten gegenüber immer auszeichnet. Ich hätte gewünscht, daß ihr Gesicht eben so schön gewesen wäre, konnte aber trotz des besten Willens nicht dazu gelangen, es schön zu finden, wiewohl nichts charakteristisch Mißgebildetes darin zu finden war, weder dicke Lippen, noch vorspringende Backenknochen, noch eine niedrige Stirn, sondern ein ganz gewöhnliches bräunliches Gesicht welches mir vielleicht nur deshalb nicht gefiel, weil es gewöhnlich war.

Indem ich sie so musterte und sie mir eben so unbefangen ihren ganzen schönen Körper preis gab, denn sie hatte nur einen Schurz von schmalen Rohrblättern um die Hüften geschlungen, welcher diese kaum und von den Beinen gar nichts bedeckte, erhielt ich plötzlich einen furchtbaren Schlag gegen meine linke Seite, welcher mich schwer verletzt haben würde, wenn er nicht gerade den Griff meines Hirschfängers getroffen hätte, ohne den ich niemals an's Land ging. In diesem Augenblick wurde mir von der anderen Seite das Doppelgewehr aus der Hand gerissen; ich sah noch das Mädchen angstvoll und entsetzt entfliehen, aber da war ich schon von mehreren umringt und hätte ich nicht zwei Pistolen im Gürtel gehabt, so würde ich wohl schlimm daran gewesen sein. Ich schoß auf zwei mir Zunächststehende, warf meine Pistolen weg und zog meinen Hirschfänger, mich gehörig vertheidigend gegen den mörderischen Ueberfall, allein ich wäre vollständig verloren gewesen, wenn der Knall der Pistolen nicht die Aufmerksamkeit des Kapitains auf sich gezogen hätte, der sofort herbeikam, schon von Ferne unter die räuberischen Burschen schoß, dann aber mit seinem Knief*) um sich stach, wie nur irgend ein holländischer Matrose es kann, und solch' ein Ding ist sehr wirksam, wenn es mit der nöthigen Entschlossenheit und nicht etwa nur im Spaß geführt wird.

*) Kneif, Kneifmesser, Klappmesser, welches die Matrosen immer bei sich tragen, mit circa acht Zoll langer Klinge und so langer Feder, daß sie das Einknicken oder Umbiegen verhindert, wenn man es zum Stoßen, wie einen Nickfänger gebraucht.



Wir zwei hätten mit den uns zunächst stehenden sechs Leuten wohl fertig werden können, wenn wir uns Rücken an Rücken gehalten hätten, so aber sahen wir zwei uns gegenüber und viere hatten wir im Rücken und von der Seite, und da wir lediglich auf die kurze Waffe in unserer Hand angewiesen waren, sie aber zugespitzte Stecken und faustgroße Steine auf uns schleuderten und mit keulenartigen, derben Baumzweigen auf uns losschlugen, so hätten wir jedenfalls das Zeitliche sehr bald gesegnet, wenn nicht zum Glück das wiederholte Schießen die Aufmerksamkeit der Mannschaft im Boote erweckt hätte. Diese



Ueberfall der Wilden.

kam herbei und entschied zu unsrem Vortheil, noch bevor wir allzu schwer verwundet waren, doch hatte der Kapitain einen passabelen Keulenschlag über den Kopf bekommen, der ihm wohl nicht allzu dienlich gewesen wäre, wenn er nicht die Gewohnheit gehabt, sein Taschentuch in seinem Filzhute zu bergen. Dies hatte zur Folge, daß der Schlag nur eine Contusion, nicht eine Verwundung oder gar eine Einknickung des Hirnschädels hervorbrachte. Ich für meinen Theil war noch um einiges besser davon gekommen, den Kopf hatte ich mir durch den darüber gelegten Arm geschützt und den Stich, den ein solcher Spitzbube nach mir führte, hatte ich durch eine rasche Bewegung so weit parirt, daß er mir nur die Brust seitwärts streifte, Haut und etwas Fleisch sechs Zoll lang aufriß, doch immer noch ferne genug von den Rippen blieb, um die Knochen nicht zu verletzen. Als bereits die Schüsse der sich nähernden Matrosen krachten (ein wahres Wunder, daß wir durch unsere Retter nicht erschossen wurden) erhielt

der Kapitain noch einen Stich auf das Brustbein und einen Steinwurf an das Ohr, der ihn zwang, sich etwas unsanft niederzulegen. Aber bevor die Schufte über den Niedergefallenen herfielen, waren die Matrosen mit dem zweiten Steuermann zur Stelle und es ging den Wilden nun erträglich schlecht. Ich hatte alles Mögliche zu thun zu verhindern, daß man sie wie wilde Bestien abschlachtete, unverwundet kam keiner davon und diejenigen, welche in der viel größeren Anzahl um den Kapitain versammelt waren, bevor er mir zur Hilfe eilte, gaben Fersengeld und eilten so schnell als möglich den Bergen zu, vereinzelt, daher man sie auch nicht verfolgen konnte.

Der Kapitain war vollkommen zufrieden damit, daß ich unnöthiges Blutvergießen verhindert hatte, ich war indeß neugierig auf die Wuthausbrüche des Supercargo, es mußten natürlich die Kanonen gelandet werden, man mußte mit Kartätschen die Bäume niederschießen, die Hütten abtragen und die Berge in Flammen setzen, schließlich aber die ganze Insel mit Congreve'schen Raketen beschießen, darauf unterminiren und in die Luft sprengen. Die diesem Vorgang entgangenen zweibeinigen Bestien mußten dann an den der Katastrophe entgangenen Cocospalmen aufgehängt werden zur ewigen Erinnerung an die Strenge, an den Ernst der Strafen, welche Europäer verhängen.

Dies war das Programm über die Heimsuchungen, welche ich im Namen des Supercargo entwarf, allein man kann sich täuschen. Als der Supercargo unser Mißgeschick erfuhr, verzog er sein Gesicht zum süßesten Lächeln, dessen er fähig war, nicht zum Zorn, wie ich gehofft hatte, allerdings wohl natürlich, denn es war ja ihm nichts geschehen, sondern nur uns, die er haßte, die er verabscheute und denen er alles mögliche, besonders so weit es vom Uebel war, gönnte. Wie leid that mir der Arme, da er so getäuscht worden war, ich kann mir wohl denken, daß er sehr zufrieden gewesen wäre, den Kapitain, den er für seinen tödtlichsten Feind ansehen mochte, los zu sein und zugleich mich der möglicherweise für seinen Haß zu klein, doch seiner grimmigsten Verachtung gewiß war. Hätte ich daran gedacht, so brauchte ich allerdings das vorhin aufgestellte Programm nicht zu entwerfen.

Am folgenden Tag ging ich, jedoch ohne den Kapitain, welcher bedeutend zu leiden hatte, nochmals an's Land, war aber vorsichtig genug gewesen, den Kapitain um eine größere Anzahl von Begleitern zu bitten, was denn auch keiner Schwierigkeit unterlag. So mit einem Rückhalt versehen, wagte ich es, mich ohne Besorgniß nach dem Innern zu begeben. Es schien, als wäre der vorige Tag lehrreich für die Leute gewesen, die wenigen, die sich blicken ließen, kamen uns sehr offen entgegen, waren ganz waffenlos und thaten sehr freundlich, indem sie ihre Nasen durchaus mit den unserigen reiben wollten zum schuldigen Gruß und als Zeichen unverbrüchlicher Freundschaft. Ich hatte nicht die mindeste Neigung, mich solchen Zärtlichen hinzugeben, sondern blieb sehr auf der Hut, ich wollte im Grunde nichts weiter, als Menschen, Wohnungen u. s. w.

etwas näher besehen und dies gelang mir auch, die Menschen hatte ich vor mir und die Hütten nicht weit.

Was die ersteren betrifft, so waren sie sämmtlich sehr schön gestaltet, aber ihre Gesichter hatten etwas ungemein wildes. Es kam mir vor, als sähe ich ihnen die Bosheit schon von weitem an, ich würde dies vielleicht nicht gesehen haben, wenn ich nicht so unangenehm überfallen worden wäre. Man mag sagen was man wolle, der erste Eindruck ist der bleibende und allen folgenden wird es sehr schwer, diesen ersten Eindruck zu verlöschen.

Die schönen Körper der Männer waren auffallend entstellt durch ein sehr geschmackloses Tattowiren, es waren keine kunstreichen Zeichnungen in möglichst leichter Weise punktirt auf die Haut getragen, wie wir sie auf den Sandwichs-, Marquesas- und den Gesellschafts-Inseln gesehen, es waren jene Zerreißungen und Spaltungen der Haut, welche ich bei den Neu-Seeländern gesehen hatte und diese bedeckten kunstlos den ganzen unteren Körper in parallelen Linien vom Gürtel bis zu den Fersen laufend. Von weitem sahen die Leute aus, als wären sie mit schwarz und weiß gestreiften Tricots bekleidet. Bei näherer Betrachtung zeigte sich die Tattowirung. Am oberen Körper hatten sie nur viereckige schwarze Flecke in einer oder zwei Reihen um den Leib her, auf den Schultern waren diese Flecke besonders groß, im Gesicht sah ich keine Tattowirung. Frauen und Mädchen zeigten eine solche gar nicht.

Ihre Lebensart scheint keineswegs besonders anziehend; vielleicht blos zu faul, um Acker- und Gartenbau zu treiben, leben sie lediglich von dem Fischfang und von den Würmern und Schnecken, welche derselbe gleichzeitig abwirft und von den Früchten, welche ihnen ohne alle Bemühung zuwachsen.

So einfach ihre Lebensweise ist, so einfach sind auch ihre Wohnungen und sie bieten so wenig Interessantes dar, daß ich sie ganz unbedenklich übergehen darf. Das Einzige, was mir aufgefallen ist, war die Zurückhaltung des weiblichen Geschlechtes, das sonst auf den Inseln des Stillen Meeres sehr zugänglich ist und sich wohl ganz einfach den Fremden für ein Geschenk anbietet. Hier geschah dieses nicht, im Gegentheil schienen sie mir eine Annäherung zu vermeiden. Sie hielten sich zwar nicht scheu entfernt, aber sie waren doch so wenig geneigt, sich mit uns einzulassen, daß selbst angebotene Geschenke sie nicht bewogen, uns näher zu kommen.

Der Berg, welcher die Insel mit zwei Spitzen krönt und welcher Duff genannt wird, scheint mir nach einer oberflächlichen Winkelmessung 1000 bis 1100 Fuß hoch zu sein, ihn zu besteigen wagte ich nicht, doch hatte ich mich nach dem Innern so weit begeben, um die sogenannten Steine und auch Jaspis sowohl als Zeolit zu finden, welches auf dem Korallensande des Gestades durchaus nicht zu finden ist.

Einhundertundsiebenundzwanzigstes Kapitel.

Der Supercargo wird von seinem Neger betrogen. Kleine Strafe dafür. Die Ostern-Insel.

Ich kehrte zum Schiffe zurück und fand daselbst den Supercargo beschäftigt seinem Neger ein Privatvergnügen zu machen, welches ihm möglicherweise weniger gefallen mochte als dasjenige, was dieser unmittelbar zuvor dem Supercargo angethan. Der Neger war ein hübscher, junger Bursche (stillschweigend dabei vorausgesetzt, so hübsch, als ein Neger nur sein kann). Der Supercargo hatte denselben überrascht, als er eben einer der früheren Bewohnerinnen des Harems überzeugende Beweise lieferte, von der Unrichtigkeit der Voraussetzung des Supercargo, daß er nämlich zum Haremswächter geeignet sei. Eigentlich



Wie der Supercargo seinen Haremswächter bestraft.

sollte es keinem Menschen verübelt werden, wenn er seine besten Eigenschaften in möglichst helles Licht setze, der Supercargo aber nahm dieses doch übel, er legte ihm eine durchlöcherte Eisenplatte auf den Mund, damit er denselben nicht etwa, den Supercargo benachtheiligend, zum Küssen brauche, und er legte ihm alsdann noch ein eisernes Halsband um, das mit einer sehr schönen Schraubenzwinge versehen war, welche, durch ein Band gezogen, dazu diente, um dem guten Manne eine würdige, aufrechte Haltung zu gewähren.

Daß solch' eine Haltung zugleich sehr unbequem sei, mochte der Supercargo nicht bedacht haben, denn er ließ den Neger zweimal vierundzwanzig Stunden

in der Stellung, bis durch sein Geschrei belästigt, sich der Kapitain die Freiheit nahm, den Supercargo unaufgefordert zu besuchen und dem Unfug ein Ende zu machen, was zwar den holländischen Schwaben oder schwäbischen Holländer sehr incommodirte, woran sich indessen der Kapitain nicht im geringsten kehrte.

Der arme Neger, der weiter keine Schuld hatte als die, von der Natur nicht zu einem Dienst bestimmt zu sein, den ihm ein Anderer übertrug (es war doch offenbar, als wolle man einem Fuchs die Bewachung eines Hühnerstalles übergeben) war dem Kapitain sehr dankbar und wurde ihm sehr zugethan, trug jedoch einen Haß gegen den Supercargo im Herzen herum, den dieser immer mehr anfachte, weil er nach dem Neger schlug und spie, so oft er seiner ansichtig wurde. Der Kapitain nahm sich des armen Kerls an und beschäftigte ihn anderweitig, womit sich auch der Supercargo einverstanden zeigte, da es offenbar war, daß er seiner los sein wollte, wenigstens nicht Neigung hatte, ihn zu seinen geliebten Schäfchen zu lassen.

Wir fuhren weiter südwärts, der Supercargo hatte erklärt, er wolle um das Cap Horn herum gehen und so über den Atlantischen Ocean nach dem Vorgebirge der Guten Hoffnung segelnd wieder Java erreichen.

Ohne irgend welchen Unfall gelang es uns, zur Oster-Insel zu kommen, die vielleicht zu den merkwürdigsten gehört, welche die ganze Erde aufzuweisen hat, ein kleiner Punkt im Ocean, der die sichtbarsten Spuren einer früher da gewesenen großen Cultur trägt.

Die Insel, welche von den Eingebornen Waihu genannt wird, liegt an dem südöstlichen äußersten Ende des Archipels der niederen Insel weit von der Pitcairn-Insel, wenn man von Tahiti dahin reist (unter dem 27° südl. Breite und fast genau auf halbem Wege zwischen dem Festlande von Südamerika und der Tahiti-Gruppe). Dieselbe wurde im Jahre 1772 am 6. April, am Ostersonntage von einem holländischen Schiffe entdeckt, das zu dem Geschwader des Admirals Roggeween gehörte und nach dem Tage der Entdeckung die Oster-Insel genannt. Diese Bezeichnung ist in alle Sprachen übergegangen, die Franzosen nennen sie ile des Pâques, die Engländer Eastern Island; jetzt kehrt man endlich zu dem ursprünglichen Namen zurück.

Man pflegt zu sagen, die Zeit nivellirt Alles; wenn man dieses auf die Erde, auf den Planeten, den wir bewohnen, beziehen will, so hat man vollkommen Recht. Es gab eine Zeit, wo Babylon, Ninive und Persepolis, es gab eine Zeit, in welcher die riesigen ägyptischen Städte das Wunder der Welt waren — die Zeit hat sie in Staub gelegt, sie hat die Arbeit des Nivellirens mit größerem Geschick und weniger Kosten ausgeführt, als der beste Ingenieur, da ihre Arbeiter, die sehr thätig, nichts zu essen brauchen und keine Diäten verbrauchen. Wenn wir dies an so mächtigen und reichen Städten wie die genannten sehen, so wird es uns nicht wundern, zu erfahren, daß auch auf der Oster-Insel das Nivelliren mit großem Glück vor sich gegangen ist. Ich war unge-

heuer gespannt auf die Merkwürdigkeiten dieser kleinen dreieckigen Insel, denn ich hatte die Beschreibung gelesen, welche Lapérouse von derselben macht. Damals war dieses Fleckchen Erde interessant genug, um die französische Admiralität zu veranlassen, dem berühmten Seefahrer die Aufgabe zu stellen, diese Insel vorzugsweise aufzusuchen. Das große Reisewerk ist auf Befehl der französischen Republik im Jahre sechs (1798) herausgegeben durch Milet-Mureau, welcher nach den aufgefundenen Tagebüchern dieselbe folgendermaßen beschreibt:

„Die Cooksbai der Oster-Insel ist unter 27° 11 M. südl. Breite und 111° 55 M. östl. Länge gelegen. Die Cooksbai ist der einzige gegen die Winde geschützte Hafen, welcher besonders von Norden und Nordosten herkommt, was die Hauptsache ist, denn die Westwinde sind nicht zu fürchten; die Bai ist ganz leicht zu erkennen, denn sobald man die beiden Südspitzen, welche bedeutende hochaufsteigende Felsen bilden, umfahren hat, erblickt man um weniges nördlich eine Sandbank, welche das sicherste Kennzeichen dieses Hafens ist, in welchem man bis auf eine Viertelmeile von dem Lande vordringen und den Anker in einer Tiefe von 20 Faden fallen lassen kann. Am Morgen ließ ich (nach Lapérouse) Alles ordnen um an Land zu gehen, ich durfte hoffen, daselbst gut aufgenommen zu werden, denn ich hatte die Eingebornen, welche gekommen waren, das Schiff zu besuchen, reichlich beschenkt. Doch hatte ich zu viel über den Gegenstand gelesen, um nicht zu wissen, daß die Insulaner große Kinder sind, welche alles was sie sehen und was ihnen gefällt, sich anzueignen suchen, ich suchte daher einen etwas kriegerischen Apparat zusammen, um nöthigenfalls den Schrecken gegen sie wirken zu lassen. So waren wir denn unsrer wohl 60 wohlbewaffnete Personen, aber es erwarteten uns auch 4 bis 500 Eingeborne am Ufer, eine bedeutende Zahl, wenn schon sie sämmtlich unbewaffnet waren, auch zeigten sie sich sehr freundschaftlich, sie schrieen und lachten vor Freude, liefen uns entgegen, um uns beim Aussteigen zu helfen, sie schüttelten uns voll Herzlichkeit die Hände, man sah, daß man mit liebenswürdigen und natürlichen Menschen zu thun hatte.

„Die Ufer der Bai sind nahezu 20 Fuß über dem Wasserspiegel erhaben, der Boden erhebt sich allmälig zu ziemlich bedeutenden Bergen, doch bleibt ein genügend flacher, des Anbaus fähiger Rand zwischen den Bergen und dem Ufer von 4 bis 5000 Fuß Breite. Der Boden ist reichlich mit Steinen bedeckt, welche ich für eine wahre Wohlthat der Natur halte, denn es wird dadurch die Verflüchtigung der Feuchtigkeit, welche in diesen heißen Gegenden dem Boden so nöthig ist, verhindert. Für den Fußgänger allerdings sind diese Steine höchst unbequem, aber der Pflanzenwuchs ist dafür so reich, daß ich glaube, zahlreiche Heerden dürften hierselbst ihre Nahrung finden. Die Eingebornen haben wahrscheinlich schon in früher Zeit die Berge abgeholzt. Sie haben wohl nicht gewußt, daß diese von größter Wichtigkeit sind, indem sie die Feuchtigkeit der Atmosphäre sammeln, sie an den Bergen niederschlagen und dadurch Quellen

und Bäche hervorrufen. In Folge dieses Mangels an Bäumen ist die Oster-Insel solcher Wohlthat gänzlich beraubt, sie leidet an einer gräßlichen Dürre, welche nach und nach die Kräuter, die Sträucher und Pflanzen zerstört und die Insel beinahe unbewohnbar macht. Die Eingebornen haben wohl weniger Ursache, sich über ihre Vulkane zu beklagen, welche längst erloschen sind, als über die Thorheit ihrer Vorfahren, dennoch mögen sie noch nicht in einem gerade so übelen Zustande leben als Cook uns glauben macht und das kommt daher, daß er und seine Equipage selbst entsetzlich Noth litten, da es ihnen an frischen Lebensmitteln, namentlich an frischem Wasser mangelte, die Leute vom Scorbut heimgesucht waren und es ihnen unmöglich war, sich mit dem Nöthigen zu versehen. Ganz anders mit uns, die wir reichlich Alles hatten, was wir brauchten, da wir uns in Chili neu verproviantirt hatten und da unsre ganze Equipage sich der vollkommensten Gesundheit erfreute; wir konnten den Insulanern sogar noch von unserem Ueberfluß abgeben, wir gaben ihnen Schafe, Schweine, wir pflanzten ihnen Mais, Baumwolle, Citronen und Orangenkerne und vieles von dem, was in einem so glücklichen Klima überhaupt wachsen konnte.

„Unsere erste Sorge nach der Anlandung war, durch unsere Soldaten einen Kreis schließen zu lassen innerhalb dessen wir ein Zelt errichten wollten, wohin ich denn auch die Geschenke bringen ließ, die für die Eingebornen bestimmt waren. Ich hatte den Soldaten verboten von ihren Feuergewehren Gebrauch zu machen und selbst nicht einmal die Kolben zu gebrauchen; dies hatte zur Folge, daß bald die Soldaten selbst der Gegenstand diebischer Angriffe wurden, doch ging alles in äußerster Fröhlichkeit zu. Die Masse der Eingebornen war sehr groß, sie hatten sich mindestens auf 800 vermehrt, davon ein Viertel etwa Weiber, alle sehr hübsch, viele sehr schön, alle nackend bis auf einen Mantel oder ein großes Tuch von selbstgeflochtenem Zeuge, welches über die Schulter hing. Während sich nun zwei oder drei der freundlichen, jedenfalls sehr reizenden Geschöpfe mit einem der Soldaten selbst beschäftigten, waren ein paar Männer bereit, die Knöpfe abzuschneiden, die Feder von dem Hut oder den Hut selbst zu rauben, überhaupt sich anzueignen, was ihnen irgend wohlgefällig war. Es schien, als gingen diese Diebstähle auf gemeinsame Rechnung, denn kaum war ein solcher verübt, als alle Theilnehmer davon liefen wie ein Flug Vögel der von einem Getreidehaufen fortgescheucht wird, aber gleich den spitzbübischen Sperlingen beobachteten sie aus einiger Entfernung den Erfolg der Entdeckung unter uns, und da sie bemerkten, daß wir dies mit guter Laune aufnahmen, kamen sie alsbald wieder herbei, um so oder anders vertheilt abermals eine Beute zu suchen. Da wir nur kurze Zeit auf der Insel verweilen konnten, war es unmöglich, uns mit der Erziehung dieser Kinder zu befassen, wir unterhielten uns damit, zuzusehen, welche List, welche Schelmereien sie anwendeten um immer von Neuem zu ihrem Ziele zu gelangen und damit dieses von Seiten

der Matrosen und Soldaten nicht allzu übel aufgenommen würde, versprach ich ihnen, den durch die Diebstähle erlitten Schaden vollkommen zu ersetzen.

„Wenn alle gewöhnlichen Mittel erschöpft waren und die gewitzigten Leute ihre Sachen festhielten, so boten die Eingebornen ihre hübschen Frauen und Töchter an, versicherten, daß man großes Vergnügen bei ihnen finden würde und erklärten sich bereit, durch Decken und Matten dafür zu sorgen, daß kein Bewohner störend aufträte — das nennt man praktisch und in vollem Sinne des Wortes, die Sünden des Nächsten mit dem Mantel der Liebe zudecken.

„Drei oder vier von den vielen hundert Anwesenden erschienen mit Keulen bewaffnet, ich hielt dieselben für Häuptlinge und wandte mich an sie, mit der Bitte, den Diebereien zu steuern, was sie auch auf das Bereitwilligste zu thun schienen; sie setzten jedem Diebe nach, aber so sichtbar mit dem Bestreben ihn nicht zu erreichen, daß ich mich nothwendig zu dem Glauben bekennen muß, die würdigen Häuptlinge hätten sehr wohl gewußt, daß sie ihres eigenen Antheils verlustig gehen würden, wenn sie allzuhitzig hinter den Dieben her wären."

In diesem Bericht, so weit wir ihn vor uns sehen, findet sich durchaus nichts auffallendes, durchaus nichts, wovon nicht auch die übrigen Inseln des Stillen Meeres uns Zeugniß geben. Wie ganz anders muß es doch zur Zeit der Entdeckung gewesen sein, da Roggeween in seinem Werke „Twee Jaarige Reyze rond om de Wereld" erzählt:

„Die Wilden gehen nicht nackend, sondern sind in baumwollene Zeuge gehüllt, das Sonderbarste an ihnen sind die langen Ohren, welche sie für eine große Zierde halten, einige derselben hatten Löcher darin so groß, daß man die ganze Hand hindurchstecken konnte. Bisher kann man meiner Erzählung Glauben beimessen, weil sie nichts enthält was ungewöhnlich wäre, nun aber muß ich auch noch sagen, daß alle diese Wilden von mehr als Riesengröße und die mehrsten über zweimal so groß sind, als die größten von unsren Leuten. Die Mehrsten waren 12 Fuß hoch, so daß der größte unserer Männer — wer wird sich darüber nicht wundern — zwischen den Beinen dieser Goliathsöhne hindurchgehen konnte. Alle waren gut proportionirt, so daß jeder Einzelne für einen Hercules hätte gelten können. Keine von den Weibern erreichte die Höhe der Männer, denn sie waren nicht 10—11 Fuß hoch. Ich vermuthe, daß die Mehrsten, welche dieses lesen, meiner Erzählung keinen Glauben beimessen werden und sie für eine Erdichtung oder für ein Märchen halten, daher erkläre ich nochmals, daß ich nichts anderes als die reine Wahrheit niedergeschrieben habe, und daß dieses Volk bei der genauesten Untersuchung in der That von eben dieser übernatürlichen Größe war, wie ich es eben beschrieben habe."

Es ist schwer zu begreifen, wie ein Reisebeschreiber sich in solcher Weise und unter so ernsthaften Betheuerungen gegen die Wahrheit vergehen kann, es sei denn, daß man annehmen wolle, im Verlauf von 50 Jahren könne eine

Menschenrace von so übernatürlicher Größe bis auf die gewöhnliche herabsinken. Nimmt man dieses an, so darf man allenfalls dem würdigen Admiral glauben, wo nicht, so wird man mit der Erzählung durchaus nicht in Einklang bringen können, was Forster mit Cook, welche die Insel besuchten, von derselben sagt: daß sie nämlich keinen einzigen Menschen auf der Insel gesehen haben, welcher irgend eine auffallende Größe gehabt, oder den man nur groß hätte nennen können.

Einhundertundachtundzwanzigstes Kapitel.

Colossale Monumente als Zeugnisse eines fähigen und arbeitsamen, aber jetzt untergegangenen Volkes. Die Einwohner sind noch jetzt freundlich und zuvorkommend.

Lapérouse spricht nunmehr von einer Merkwürdigkeit der Insel, auf welche sich das bezieht, was ich anfangs sagte. Auf mehreren Punkten der Insel befinden sich nämlich colossale Monumente. Es sind Büsten in der Art griechischer Hermengestalt, von einer Höhe, die dreimal die menschliche übertrifft, 17 bis 18 Fuß, sie stehen auf Unterbauten von gut geformten Quadern und scheinen nach allem, was man darüber zu vermuthen hat, nicht von dem gegenwärtigen Geschlechte aufgestellt worden zu sein. Die Holländer nahmen dieselben für Götzenbilder, allein es scheinen vielmehr Denkmäler verstorbener Häuptlinge zu sein. Die Nase fast eines jeden könnte man wohlgestaltet nennen, die Stirne springt zu weit zurück, das Kinn zu weit vor, nach unsern Begriffen von Schönheit, die Schultern sind nur angedeutet und der Stamm, welcher den Kopf trägt, ist viereckig behauen, gerade wie es die Hermen der alten Aegypter sind, mit denen sie auch noch dadurch eine Aehnlichkeit haben, daß sie eine Kopfbedeckung von cylindrischer Form, der an den Psenth der ägyptischen Gottheiten erinnert und 3 bis 4 Fuß Durchmesser hat. Die Eingebornen gaben diesen Statuen verschiedene Namen, die eine hieß Tomo-Aï, die andere Tomo-Éri, eine dritte Huhu, eine vierte Marahaina, eine fünfte Uma-Riwa, eine sechste Winapu u. s. f., woraus man wohl mit Recht darauf schließen kann, daß es Bildsäulen berühmter Häuptlinge, nicht aber Götterbilder sind.

Es ist über die Möglichkeit, solche Werke darzustellen, viel geschrieben worden und die Meinungen darüber sind äußerst verschieden. Einige behaupten, daß gar nicht einzusehen sei, daß die Leute noch jetzt ganz ähnliche Unternehmungen sollten machen können, die Aegypter, welche die Pyramiden gebaut, seien auch nicht größer gewesen, als die jetzt in jenem Wunderlande wohnenden. Andere behaupten, einem Volke, wie dasjenige, welches gegenwärtig dort wohnt, könne der Gedanke an einen solchen Bau gar nicht kommen. Die Einen wie die Anderen vergessen aber ganz die Beschaffenheit dieser Monumente in Betracht zu ziehen, sie sind nämlich so verwittert, daß über ein sehr hohes Alter

derselben um so weniger ein Zweifel sein kann, als bei einem gänzlichen Mangel an dem zersetzenden Frost, die Verwitterung nur sehr langsam vor sich geht. Ein zweiter bemerkenswerther Umstand ist, daß die gegenwärtige Generation gar keine Werkzeuge von Eisen oder auch nur von Feuerstein hat, wodurch diese gewaltigen Massen hätten bearbeitet werden können.

Hier mitten im stillen Ocean, 600 deutsche Meilen vom nächsten bewohnten Lande, giebt es also auch ein Palmyra, so gut wie in Persien, hier ist also ein cultivirtes Volk untergegangen, welches uns nichts hinterlassen hat,



Colossale Monumente auf der Oster-Insel.

als diese behauenen Steine, die Zeugnisse seiner Fähigkeit und seiner Arbeitsamkeit, und deren sind nicht wenige und nicht geringe; die Insel ist voll davon. An einer Stelle sah ich einen Begräbniß- oder Opferplatz, auf welchem zwölf aufrecht stehende Colosse und sehr viele liegende, von derselben Art, befindlich waren. Ganze Haufen verwitterter Knochen zum Theile im Gemäuer eingeschlossen, gaben diesen Platz als einen solchen zu erkennen. Auf einem Hügel war eine hoch aufgemauerte Plateform, welche den größten dieser Colosse trug, er maß 24 Fuß Höhe, ein umgestürzter Steinklotz hatte 20 Fuß Länge. Man macht ein solches Wesen von den ungeheuer langen Ohren dieser Statuen. Sie

haben allerdings 3 Fuß Länge, wenn aber der Kopf 6 Fuß mißt, so ist das gar nicht so entsetzlich, wenn schon ein solches Ohr nicht gerade schön genannt werden mag.

Das gegenwärtige Volk baut auch noch Monumente, aber freilich nicht mehr solche, es baut über den Leichnamen der Häuptlinge kleine Pyramiden, die man ziemlich häufig in der Nähe des Meeres sieht. Die Eingebornen zeigten uns mehrere solche, und es wäre leicht gewesen, die eine oder die andere zu öffnen, wenn wir hätten die Empfindungen der Eingebornen beleidigen wollen, wie es leider nur zu oft von den Europäern geschieht, von den Europäern oder vielmehr überhaupt von den sogenannten civilisirten Menschen, die nicht zu glauben scheinen, daß es außer ihnen noch Menschen giebt, welche Empfindung haben. Da ich nun zu diesen, wenigstens nicht im vollsten Sinne des Wortes gehöre, so unterließ ich eine solche Heiligthumschändung und begnügte mich damit, zu glauben, was mein Führer mir andeutete, indem er sich auf die Erde legte, die Augen schloß und sich schlafend stellte, wobei mich nicht wenig verwunderte, daß er auf Herz und Kopf deutete, und sagen zu wollen schien, diese kämen in den Himmel, indessen der Leib der Erde übergeben werde. Es ist möglich, daß ich mich irrte und daß ich die Ansichten, welche uns von Kindheit auf beigebracht werden, ihm unterlegte, sie für die seinigen hielt, aber gewiß ist, daß ich seine Zeichen auf keine andere Weise zu deuten vermochte, und wenn ich richtig gedeutet habe, so muß ich doch immerhin fragen, wie kommen diese, eigentlich nur der christlichen Religion geläufigen Ansichten hierher. Ich sage ausdrücklich der christlichen, den die cultivirtesten Völker des Alterthums, die Griechen und Römer hatten diese Ansicht nicht und selbst die Juden scheinen keinen Begriff davon gehabt zu haben, denn das einzige Gebot, welches einen Lohn verheißt: „Ehret Vater und Mutter", zeichnet die Grenzen des Lohnes sehr eng vor, „Auf daß dir es wohl gehe und du lange lebest auf Erden." Hier ist von einer Hinweisung auf ein Jenseits, von einem Leben nach dem Tode gar nicht die Rede, der Ideengang ist mithin nicht ein eigentlich natürlicher und man darf wohl mit Grund fragen, wie kommen diese Menschen dazu?

Es würde sehr kühn sein, wenn ich über die Sitten und Eigenthümlichkeiten eines Völkchens urtheilen wollte, das ich nur wenig Tage lang beobachtet habe, ich werde mich also wohl hüten zu sagen, dieses sei so und jenes sei so, aber was ich unmittelbar beobachtete, will ich doch anführen:

Die Leute scheinen mir von derselben Zuvorkommenheit und Herzensgüte, wie es überhaupt die Bewohner der Südsee-Inseln im allgemeinen sind, sie kommen dem Fremden freundlich, offen und verdachtlos entgegen, wo dies nicht der Fall, da hat gewiß ein hellfarbiger Schurke eine jener Bestialitäten ausgeübt, welche diesen so geläufig sind. Ist dieses nicht der Fall, so bringen sie, wie alle Südsee-Insulaner, dem Gaste immer das Beste dar, was sie besitzen, die schönsten Früchte, Blumen, Schmucksachen u. s. w. und da die größte Freude,

deren ein Mensch fähig ist, in dem Genuß eines schönen Weibes liegt, so bieten sie auch dieses dem Gaste an und freuen sich, wenn er das Dargebotene annimmt. Auf Tahiti, auf den Sandwichs-Inseln ist dieses ausgeartet, aber durchaus nicht, weil das Volk ein sittenloses ist, sondern weil Engländer und Amerikaner alles Mögliche gethan haben, um es zu verderben, um es schlecht, gemein und eigennützig zu machen. Dort wo täglich fremde Schiffe anlegen, vermiethet der Mann seine Frau, der Vater sein Kind, hier auf der Oster-Insel, wohin die Europäer nur selten kommen, haben die Menschen noch ihre ursprüngliche Naivetät erhalten, und wenn sie auch dem Manne, der ihnen etwas schenkt, gleichzeitig etwas anderes stehlen, so thun sie es doch nicht, wie es bei uns geschieht, wohl wissend, daß ein Verbrechen begangen wird, sondern wie die Kinder, die sich auch aneignen, was ihnen gefällt und denen dieses — was wir mit dem Worte stehlen bezeichnen, durch die Erziehung faktisch erst abgewöhnt werden muß. In ganz ähnlicher Weise kommt mir das Darbringen der Weiber hier durchaus nicht schändlich vor, obwohl es mich in Tahiti und in Honoruru im höchsten Grade empörte. Dort sah ich, wie über den Preis gemarktet und gehandelt wurde und die Persönlichkeit desjenigen, der den Preis bezahlen sollte, ganz außer Betracht blieb, hier fand ich, daß wohl eine Auswahl gemacht wurde, daß man Frauen und Mädchen zwar anbot, aber weder allzufreigebig, noch an Jedermann, sondern nur an diejenigen, der das Wohlgefallen des Mannes erweckt hatte, und was sollte darin schändliches sein, bei Menschen, welche von unsern Ansichten über Moralität keine Ahnung haben und vielleicht unsere Moral so schändlich finden, wie wir die ihrige, ich will sagen, sie könnten denjenigen, der beweibt ist und dem Gastfreund nicht seine Frau anbietet, für ebenso niedrig halten, als sie von uns gehalten werden.

Auf meinen vielen kleinen Spaziergängen (die Insel hat zwar die Form von Sicilien aber nicht die Größe, in zwei Stunden könnte man sie der Quere und in drei Stunden der Länge nach messen) wurde ich überall mit der unbeschreiblichsten Freundlichkeit empfangen, gastlich bewirthet und erst dann, als man mich kennen gelernt zu haben glaubte, als man in mir keinen Bösewicht, keinen Räuber sah, wurde mir auch die junge und hübsche Mutter, oder wenn erwachsene Töchter da waren, die schönste von diesen angeboten, nicht für einen Dollar, oder ein Beil, oder ein rothes Tuch, sondern lediglich aus Wohlwollen, aus Zuneigung.

Chamisso empfand bei den wenigen Stunden seines Aufenthaltes sehr unangenehm den Nachhall der Begegnung dieser armen Eingebornen mit einem amerikanischen Schiffe. Dasselbe kehrte vom Walfischfang zurück, hatte dabei mehrere Leute verloren und wollte den Abgang ersetzen. Dazu schien ihm die Oster-Insel besonders geschickt; es wurde gelandet, das Schiff, die Nancy, blieb unter Segel und der amerikanische Kapitain, dessen Name leider nicht mehr genannt wird, sonst würde ich versuchen, ob ich sein Andenken für längere

Zeit erhalten könnte, ging mit so viel Leuten, als er entbehren konnte, an Land auf den Menschenraub aus. Obschon die Insulaner nicht kriegsgeübt sind, setzten sie sich doch tapfer zur Wehre und erst nachdem 30 getödtet und viele verwundet waren, gelang es dem hochherzigen Amerikaner zwölf Männer und zehn Frauen mit Stricken zusammen zu binden und auf das Schiff zu bringen. Ihre Schwimmkunst wohl kennend, ließ der Kapitain die Leute in den Schiffsraum bringen, im übrigen aber wohl verpflegen, damit sie nicht von Kräften kämen, denn ihre Kräfte wollte man ja eben brauchen, aber man hatte nicht daran gedacht, daß möglicherweise die Rechnung ohne den Wirth gemacht sein könne und so war es hier. Der Kapitain ging sofort unter Segel, um nicht von den Eingebornen in größerer Zahl angegriffen zu werden, und erst als er während dreier Tage und Nächte seine Fahrt fortgesetzt, ließ er die armen Gefangenen frei. Sobald sie auf Verdeck kamen, sprangen sie wie auf Commando gleichzeitig über Bord, die Weiber wollten ihnen folgen, wurden aber bis auf zwei gewaltsam daran verhindert. Der Kapitain, welcher die Früchte seiner Bemühungen nicht verlieren wollte, ließ beilegen und ein paar Boote aussetzen um auf die Davonschwimmenden Jagd zu machen; sobald diese aber ein Boot sich nähern sahen tauchten sie unter und kamen erst an einer weit entfernten Stelle wieder zum Vorschein. Als es Nacht wurde mußte man die Verfolgung eventualiter Hilfsleistung und Rettung aufgeben, denn die Geraubten wollten lieber sterben, als auf das Schiff zurückkehren.

Dieser Fall schwebte den Eingebornen vor, als Chamisso sie besuchte, daher der anfangs feindselige Empfang, der sich jedoch sehr bald in einen freundlichen verwandelte. Als ich daselbst erschien, mochte man jene traurige Begebenheit vergessen haben, denn ich wurde vom Augenblick der Landung bis zu meiner Abreise immer gleich freundlich und wohlwollend behandelt.

Einhundertundneunundzwanzigstes Kapitel.

Ich finde auf der Oster-Insel nur Gleichgesinnte und Gleichberechtigte. Reichliche Nahrung.

In früheren Zeiten hat man geglaubt, daß die Bevölkerung durchaus unverhältnißmäßig wenig Weiber zähle und Lapérouse macht dazu die Bemerkung, daß dieses offenbar zur Entvölkerung der Insel führen müsse, ein Schluß, der allerdings etwas kühn genannt werden kann, welchem aber er selbst die Spitze abbricht, indem er erzählt, daß er eine beträchtliche Anzahl von Kindern wahrgenommen habe, deren Menge außer Verhältniß stehe zu der geringen Anzahl von Weibern — sie würden sich wohl in ihren Hütten verborgen halten, da sie ja überhaupt häuslicher seien als die Männer.

Was mich betrifft, so kann ich nicht behaupten, einen solchen Unterschied in der Zahl der beiden Geschlechter bemerkt zu haben, eine andere Thatsache ist mir aufgefallen. Während der vier Tage, welche ich auf der Insel zubrachte, habe ich bemerkt, daß die Männer und die Frauen in vollkommenster Gemeinschaft leben, nicht paarweise, sondern fortwährend wechseln, wie die Neigung sie zusammenführt. Es schien eine Verkörperung des Gedankens, welchen Heinse in seinem anmuthigen Roman „Ardingello oder die glückseligen Inseln" durchführt, allerdings erst am Schlusse, denn das Ganze ist ein Kunstroman, in welchem die Beurtheilung hochberühmter Maler und Bildhauerwerke die Hauptsache sind, schließlich aber führt er ein heiteres Völkchen auf der Insel Naxos zusammen und ich würde mich durchaus nicht wundern, wenn man mir sagte, eben dieser Roman sei die Basis des Saint Simonismus. Derjenige, welcher denselben praktisch auszuführen bestrebt war, hatte (vorausgesetzt, daß er wirklich auf die gedachte Grundlage baute) nur eine einzige Kleinigkeit vergessen, nämlich diese, daß diejenigen, welche Naxos zu ihrem Aufenthalte wählten und sich zu dem vollständigsten Genusse der individuellen Freiheit verbanden, durchaus vortreffliche Menschen waren — wenn man sie nicht vom pietistischen Standpunkte betrachtet — und daß sie Niemanden anthun wollten, was sie nicht selbst zu erdulden in jedem Augenblick bereit gewesen wären.

Saint Simon vereinigt unter seinem Banner Elemente, welche einander so sehr abstoßen, wie Fluor und Sauerstoff, welche so wenig Verwandtschaft zu einander haben, wie Kali und Natron, welche einander höchstens so dulden, wie Wasser und Wein, wobei der Wein zwar schlechter, das Wasser aber dadurch nicht besser wird.

Hier auf der Oster-Insel waren lauter Gleichgesinnte und Gleichberechtigte bei einander und Alles, was Alle hatten, schien mir Allen gemeinschaftlich zu gehören. Und in der That, ich sehe nicht ein, warum das auf der Oster-Insel nicht möglich sein kann, da ist kein Armer, der vom Reichen Geld, da ist kein Reicher, der vom Armen Dienste verlangt, der Arme wird mithin nicht gedemüthigt von dem Reichen, umgekehrt der Reiche nicht gekränkt und geärgert von dem Armen, die Begriffe reich und arm sind gar nicht vorhanden, die Menschen sind nicht in einer solchen Art gesondert, wie bei uns, wo es Gebildete und Ungebildete giebt, der Bildungsgrad ist bei Allen gleich, auch nicht so, wie in den amerikanischen Staaten, sowie in den als Satyre auf die Republik stehen gebliebenen Reichsstädten, wo Jemand, der 100,000 Thaler besitzt, von demjenigen, der doppelt so viel sein nennt, mit tiefster Verachtung angesehen wird, indessen er selbst wieder empfinden muß, daß er nicht würdig sei, in die Gesellschaft desjenigen gezogen zu werden, der 300,000 Thaler sein nennt.

Auf der Oster-Insel besitzen Alle gleich viel. Gewiß ist noch nicht der zehnte Theil des der Benutzung fähigen Landes angebaut, doch haben die Eingebornen immer noch mehr als sie brauchen, denn viele Früchte vertrocknen

auf den Sträuchern oder fallen unbenutzt ab und sie sind nicht einmal nützlich für Säugethiere, denn trotz Lapérouse's Bemühungen findet man solche nicht, man hat sie nicht gepflegt, ebensowenig sich selbst überlassen, da sie ohne Pflege dennoch gediehen wären, man hat ihnen wahrscheinlich die Möglichkeit sich fortzupflanzen in einfachster Weise abgeschnitten, man hat sie aufgegessen. Das einzige Thier, welches ich hier verbreitet fand, war das gewöhnliche Haushuhn.

Aber wenn sie die Geschenke Lapérouse's in der That auch wenig beachtet haben, so scheint es doch, als sei die Nahrungspflanze von ihnen richtiger erkannt worden, der Ackerbau wird mit einer seltenen Energie betrieben. Schon aus der Ferne sah ich mit nicht geringem Erstaunen die Abhänge der Berge in höchst regelmäßiger Weise rechtwinkelig abgetheilt. Große und kleine Felder von der mannigfachsten Färbung lagen im Schmuck der feuchten Jahreszeit im mannigfachsten Grün, Blau, Gelb, Hochroth neben einander und bewiesen mehr als alle Reisebeschreibungen, daß die wackern Leute sehr gut wußten, wie wichtig die Geschenke der Ceres für sie seien. Als ich näher an das Land kam, fand ich zu meiner nicht geringen Verwunderung prächtig stehenden Weizen, hoch aufgeschossenen, viele Kolben tragenden Mais, hochrothen Mohn, rosenrothen Buchweizen wohl abgetheilt neben einander. Aber ich sah auch gleichzeitig, daß die Eingebornen ihre heimathlichen Früchte durchaus nicht vernachlässigt hatten. Die schönen Bananen, der Reis, das Zuckerrohr, die Tarowurzel hatten die Insel noch nicht verlassen, sie waren cultivirt so gut wie es früher geschehen sein mochte, unsere, man möchte fast sagen verrätherischen Getreidearten, welche heute die fruchtbarsten Ernten versprechen und nach acht Tagen vom Hagel oder vom Platzregen vernichtet sind, hatten ihre Hilfsmittel vermehrt, aber sie waren klug genug gewesen, sich keineswegs auf sie zu verlassen, sondern im Gegentheil sie nur zu benutzen, um zu den Schätzen, die sie hatten, noch andere zu fügen. So mochten sie denn wohl jetzt heiterer und sorgenloser in die Zukunft blicken, als zu Cooks Zeiten.

Es interessirte mich, die Wohnungen der Eingebornen ein wenig näher kennen zu lernen, es will mir scheinen, als hätten sie, gleich den Eskimos, verschiedene, nach der Jahreszeit eingerichtete Schlafplätze, denn Wohnungen kann man sie eigentlich nicht nennen, da sie fast ununterbrochen in der freien Luft leben, was vielleicht der Grund ihres bewunderungswürdigen Körperbaues ist. Jeder Jüngling, jedes Mädchen, jeder Mann hätte dem größten Bildhauer als Modell stehen können, wir Europäer, die wir nur in den Badeorten am Meere oder auf abgesteckten Badeplätzen der Flüsse nackte Menschen zu sehen bekommen (und dabei die weiblichen Gestalten noch immer in lange Gewänder gehüllt, welche nur gestatten, die wirklichen Schönheiten zu ahnen, keineswegs zu sehen) wir können uns von dergleichen gar keine Vorstellung machen. Ehemals mag man auch hierüber anders geurtheilt haben, als jetzt. Vor allen Dingen war die eigentliche Unnatur, das Gesuchte, das schön Gefundene, indessen man jetzt

wieder zum Natürlichen zurückgekehrt ist (ich schließe, wie begreiflich, das wahnsinnige, das verbrecherische Einschnüren der Taille, so gut wie das, alle Geschmacklosigkeit der früheren Jahrhunderte überbietende Ausdehnen der Hüften durch die Reifröcke aus).

Dieses Natürliche sieht man hier vertreten. Daß die Modenarrheit auch auf den kleinen Inselchen im Stillen Meere ihre Opfer fordert, unterliegt keinem Zweifel, die Mode ist ein Moloch, sein Cultus ist über die ganze Erde verbreitet, aber allerdings vergißt man besonders im mittleren Europa alle anderen Gottheiten wegen dieser einen, so weit geht man doch auf den Südsee-Inseln nicht. Es war Mode, sich durch schmerzliche Verwundungen, durch Tattowiren zu schmücken, es ward Mode, diese Tattowirung durch Bemalen mit verschiedenen Farben zu versehen, es ist jetzt endlich, dem Himmel sei Dank, Mode, seinen Körper zu lassen wie er ist und ihn nur durch fleißiges Waschen sowohl im Meere, als wenn es möglich ist, auch im süßen Wasser seine Frische, seine Elastizität zu erhalten. Das Einölen, was man sonst auf den wärmer gelegenen Inseln findet, scheint hier unnöthig, da die Insekten, wegen deren man es thut, hier nicht existiren.

Wenn ich vom Baden im süßen Wasser sprach, so muß ich hinzufügen, daß es selten genug geschieht. Baumwuchs existirt auf der Insel nicht, ich kann mir gar nicht vorstellen warum, die Insel liegt immer warm genug und der Passatwinde wegen auch feucht genug, der Boden ist über alle Maßen fruchtbar, auch die nicht bebauten Strecken tragen, so weit sie nicht blanker Felsboden sind, krautartige Sträucher und strauchartige Kräuter in Menge und doch keine Bäume. Auf dem Karst in jener Gegend, welche das Hochplateau bildet, das den nördlichsten Winkel des Adriatischen Meerbusens säumt, auf den Karst muß man das Getreide gegen die unaufhörlich wehenden Stürme zu schützen suchen und man thut dieses, indem man die Felder schachbrettförmig eintheilt und aus den unzähligen Steinen, welche sie bedecken, Mauern aufführt, die drei bis vier Fuß Höhe haben und bis zu dieser Höhe die Stürme von der Saat abhalten, worüber hinaus denn auch das Getreide nicht wächst. Hier aber habe ich solche Stürme durchaus nicht gefunden und doch sah ich, daß die Eingebornen den Papiermaulbeerstrauch (nicht Baum, denn eines solchen gewahrte ich auf der ganzen Insel nicht) mit ähnlichen Mauern bis auf die Höhe von drei bis vier Fuß umgaben, und daß die Sträucher diese Mauern niemals überragten.

Dieser mangelnde Baumwuchs hindert, wie Lapérouse sehr richtig bemerkt, den Niederschlag von Feuchtigkeit, welcher bei einer Höhe der Berge von 1100 bis 1200 Fuß bedeutend genug sein müßte — in Folge dieses Mangels giebt es hier keine Bäche und keine Quellen, da aber der ganze Boden vulkanisch ist, häufig in großen Strecken aus sehr dichter Lava besteht und diese Höhlungen auch wohl nur große, schüsselartige Vertiefungen zeigt, so sammelt sich in

der Regenzeit Wasser genug in den natürlichen Cisternen. Ehe dasselbe austrocknet, suchen die Eingebornen die Vertiefungen auf, ein Jeder steigt hinein bis an das Kinn, trinkt sich satt, wäscht Staub und Schmutz sorgfältig ab von seiner Haut und macht nunmehr einem anderen Platz, welcher genau ebenso verfährt, worauf der dritte, der zehnte, der zwanzigste kommt, das Waschwasser der vorhergehenden neun oder neunzehn trinkt und sich dann auch wäscht.

In dieser Weise, welche vielleicht nicht ganz nach unsrem Geschmack wäre, leben die Leute lustig in den Tag hinein, bis allmälig mit der nahenden trocknen Jahreszeit das Regenwasser verschwindet und sie auf Seewasser angewiesen sind, welches sie dann ebenso ruhig trinken, als vorher das süße, das Staub und Ammoniak haltige Wasser der Badenden. Offenbar nur Gewohnheitssache. Wir erzählen einander, Seewasser sei untrinkbar, man bekomme davon, ich weiß nicht gleich welche Krankheiten, es schmecke abscheulich, es errege Ekel u. s. w., wenn aber Einer ein rechter Austernesser ist, so unterrichtet er seinen Kammerdiener oder Kellner des von ihm besuchten Weinhauses, die gewölbte Schaale unten in der Hand zu halten und zwar horizontal und beim Aufbrechen derselben nicht zu schwanken, damit das köstliche Naß (das Seewasser) nicht verschüttet werde, und er schlürft noch vor der Auster dieses magnesiabittere und chlornatriumsalzige Wasser und verdreht die Augen und ruft: himmlisch! bekommt auch weder Durchfall noch Erbrechen, sondern befindet sich ganz wohl darauf.

Möge nun auch gesagt werden, daß so viel Seewasser, oder vielmehr so wenig, als man mit hundert Austern hinunter schlucke, nicht schädlich sein könne, so habe ich doch erfahren, daß auch so viel als die Eingebornen hier täglich verzehren, ihnen keinen Schaden zufügt und ich selbst habe häufig ein paar Schluck davon genommen und ohne sagen zu wollen, daß es mir überaus lieblich geschmeckt habe, doch gefunden, daß es mir durchaus keinen Schaden gebracht, ja nicht einmal, wie man vor allen Dingen glaubt, meinen Durst vermehrt habe.

Einhundertunddreißigstes Kapitel.

Die Bewohner haben zweierlei Wohnungen, über und unter der Erde. Lockere Familienbande. Der Felsen Sala i Gomez.

Ich sprach vorhin von den zweierlei Wohnungen der Eingebornen, ich muß wohl sagen, daß sie bei weitem einfacher, daß sie lange nicht so bequem sind als die der Samojeden und Eskimos und wahrscheinlich aus dem oben angeführten Grunde, aber die oben angedeutete Aehnlichkeit liegt darin, daß sie Wohnungen haben über der Erde und andere unter der Erde, beide gebaut,

nicht etwa die letzteren in Höhlen. Es sind ausgegrabene Vertiefungen, welche dann mit ebenen, gespaltenen Blöcken von Lava oder anderem Gestein ausgemauert, hierauf aber gewölbartig geschlossen, oder auch mit großem Steinpflaster bedeckt und mit Erde überhäufelt sind. Die Wohnungen über der Erde haben eine andere Eigenthümlichkeit, welche darin liegt, daß sie einen Boden aus Quadersteinen haben. Eine weiße Lava von ungewöhnlicher Leichtigkeit und von eigenthümlicher Spaltbarkeit dient ihnen dazu. Auf dieser Steinfläche findet man zwölf bis zwanzig Löcher in zwei parallelen Reihen ausgemeißelt, sie haben acht bis zehn Zoll Tiefe und zwei bis drei Querdurchmesser. Hier hinein stecken sie junge, kräftige Rohrstämme, welche sie mit den Spitzen zusammenbinden. Das so entstandene Gewölbe wird durch Rohrlappen so aneinander befestigt und dann mit den jungen Zweigen und Blättern eben dieses Rohres bedeckt, wodurch ein genügender Schutz gegen die Witterung gewonnen wird. Daß die Wohnungen im übrigen jedes Schmuckes entbehren, daß sie nichts enthalten, als das Lager von Laub, rührt wohl daher, daß sie ihr Leben ganz im Freien zubringen.

Was wir Familienbande nennen, scheint es nicht zu geben. Männer und Frauen sind zwar überaus zärtlich, gegen Kinder überhaupt, aber nicht gegen ihre Kinder, ja sie kennen dieselben nicht einmal, es will mir nämlich scheinen, als seien die Bewohner der Oster-Insel die Erfinder der kleinen Kinderschulen. Nirgends auf der ganzen Insel, in allen Niederlassungen, welche ich besuchte, habe ich mehr als ein Kind wahrgenommen und dieses war ein Säugling, aber in jedem Dorfe sah ich ein ungewöhnlich langes Gebäude, in dessen Nähe sich ein paar ältere Frauen in Gesellschaft von zwanzig, auch wohl von doppelt so viel Kindern jeglichen Alters und beiderlei Geschlechts befanden. Ich sah solche Gesellschaften auch vielfältig auf meinen Wanderungen, es mag nun wohl sein, daß die Mutter ihr Kind weggiebt, sobald es der Brust entbehren kann und daß es Sitte ist, alle Kinder einer Ortschaft der Aufsicht älterer Personen zu vertrauen, bis zu dem Augenblick, wo sie Neigung haben, sich von dieser Aufsicht los zu machen, da denn wahrscheinlich auch Niemand etwas dawider hat, daß sie paarweise oder vereinzelt für ihre Zukunft zu sorgen suchen.

In jeder Niederlassung fand ich ein Mädchen, einen Jüngling, einen Mann, der Neigung hatte, mir die Merkwürdigkeiten seines Wohnsitzes zu zeigen, worunter ich als die erste anführen will, daß keine Niederlassung ohne einen Morai, ohne einen Platz mit solchen Denkmälern, wie die beschriebenen war, nur leider hatten sie größtentheils ihren Tribut bereits bezahlt, sie waren gestürzt. Einen dieser liegenden Kolosse fand ich gar 27 Fuß lang, ohne den dabei liegenden Cylinder, der noch eine Höhe von 8 Fuß und einen Querdurchmesser von 7 Fuß hatte. Die Herme maß in der Nähe der Schultern 8 Fuß und da wo sie auf ihrem Untergestelle gestanden hatte, noch 6 Fuß im Durchmesser. Und ich frage nochmals, sind die Leute, wie ich sie jetzt hier fand, wirklich im Stande, solche Kolosse aufzurichten, und was das Schwerste ist, ihnen einen Hut



von der gedachten Größe aufzusetzen? Hier muß eine Nation gewaltet und gewohnt haben, welche eine sehr vorgerückte Kultur besaß, gegen welche die jetzige vollkommen in Schatten tritt. Ein Denkmal derselben habe ich noch auf der Ostküste gefunden, das war nämlich eine künstliche Cisterne, eine in die feste Lava gearbeitete Vertiefung von 107 Fuß Länge und 94 Fuß Breite. Der Boden, welcher 12 Fuß tiefer lag, als die niedrigste Stelle, war ganz eben und die Seitenwände waren es gleichfalls, aber diese Seitenwände hatten tiefe Spalten und Risse, ein paar derselben gingen auch von der höher gelegeneren Seite quer durch den ebenen Boden nach der niedriger gelegneren Wand, das ganze große Kunstwerk war also für seinen Zweck gänzlich verloren, aber es ist gewiß nicht geschaffen worden, als der Fels bereits diese Risse hatte, die ganz unzweifelhaft durch ein Erdbeben entstanden sind. Vielleicht war es diese Katastrophe, welche die vielen Denkmäler umstürzte, der Muthwille europäischer Matrosen kann es nicht gethan haben, da dazu die Vereinigung der Kräfte von 50 und mehr Menschen nöthig gewesen wäre. Vielleicht hat auch eben diese Katastrophe die früheren, kunstgeübten Bewohner vertrieben oder gar verschlungen, die ganze Insel ist durchaus vulkanisch, trägt überall vulkanische Produkte, aber ihr Herd ist seit lange unthätig, daß der Krater den ich auf der Südküste besuchte und der dreiviertel deutsche Meilen im Umfang hat, mit der herrlichsten Vegetation, mit riesigen Bäumen aller Art erfüllt ist. Welch einen Zeitraum des Erlöschens setzt dieses voraus? Der Krater mußte nicht nur aufgehört haben, thätig zu sein, er mußte sich auch vollständig abgekühlt haben, die Lava mußte verwittern, die Regengüsse das verwitterte Gestein herniederschlemmen und der Krater so zur Hälfte seiner Höhe aufgeschwemmt werden, was alles Jahrhunderte lang gedauert haben mochte, dann konnte erst die Vegetation beginnen, und da Forster sie bereits ebenso mächtig sah, als ich jetzt, hundert Jahre später, so setzt dieses alles eine bedeutende Zeitdauer voraus.

Das Inselvölkchen gehört der großen Familie polynesischer Race an, welche sich nördlich vom Aequator, von den Philippinen bis zu den Sandwichs- und südlich davon über sämmtliche Inselgruppen, Neu-Seeland mit eingeschlossen, bis hierher erstreckt. Die Erscheinung dieser Race auf der Oster-Insel ist so schwer zu erklären, daß die größten Gelehrten daran gescheitert sind, ich werde mich daher wohl hüten, mein kleines Licht in dieser Richtung leuchten zu lassen. Wenn man sagt, diese, einem Stamme angehörenden Menschen, sind von Westen nach Osten allmälig über das Meer gezogen, durch Zufall verschlagen, so kann man dieses einigermaßen vertheidigen. Auf den Wege von den Philippinen über die Mariannen und Carolinen liegen zahlreiche Gruppen zu Hunderten in so geringer Entfernung von einander, daß nicht viel fehlt, eine von der andern sehen zu können, aber mit der Oster-Insel ist es doch etwas anderes. Am weitesten östlich gelegen, hat man von dem Archipel der niedrigen Inseln über 300 deutsche Meilen zu durchmessen, um zu ihr zu gelangen, ein gutes euro-

päisch ausgerüstetes Segelschiff braucht bei einer durchaus glücklichen Fahrt einen Monat, wie lange wird das Boot der Eingebornen brauchen, welches keinen Kiel hat und sich von Wind und Wellen treiben läßt ohne mit Hilfe des ersteren die Wogen in einer beliebigen Richtung durchschneiden zu können?

Aber die Hauptschwierigkeit, welche denjenigen gegenüber steht, der die Leute aus der Nähe von Asien hieher verpflanzen will, liegt in der Windrichtung selbst, diese nämlich weht durchaus nicht von Westen nach Osten, sondern gerade umgekehrt, von Osten nach Westen, der Passat kann möglicherweise ein Schiff von Lima nach Neu-Guinea oder von Akapulko nach Manilla führen, aber keineswegs von Manilla nach Akapulko, um diese Richtung einzuschlagen, muß man weit nach Norden hinauf, muß man die Zone der Passatwinde ganz und gar verlassen.

Man könnte nun allenfalls sagen: warum sollten denn diese Inseln nicht von Amerika aus bevölkert sein? Darauf giebt es eine höchst einfache Antwort, weil die Bewohner von Amerika nicht der Race angehören, welche auf den Inseln des Stillen Meeres verbreitet ist und weil die ehemals in den amerikanischen Hochlanden herrschenden Inkas selbst dahin eingewandert sind, nicht auf amerikanischem Boden heimisch.

Wenn ich bestimmt glaube, daß die jetzt hier wohnende Generation jene Kunstwerke nicht geschaffen hat, so will ich damit doch nicht sagen, daß dieselbe der Kultur so bar sei, sie ist nur der Mittel bar und ledig, an Intelligenz fehlt es ihr keineswegs. Mit den äußerst wenigen, in Menge wie in Güte höchst geringen Werkzeugen, welche ich bei ihnen sah, machen sie doch kunstvolle Gegenstände, Schmucksachen und Waffen, welche mich durch ihre Zierlichkeit in Erstaunen setzten. Hinsichtlich des Ackerbaues habe ich sie sogar weiter vorgeschritten gefunden, als alle Völkerfamilien, welche ich bisher besuchte, sie verstehen sogar das Land zu düngen, gewiß haben sie dieses nicht von einem Matrosen gelernt, was versteht ein Matrose vom Gartenbau, es muß die Beobachtung sie darauf geführt haben. Da sie aber gerade die eigentliche Düngerquelle, die Viehzucht, nicht kennen, so haben sie zweierlei Surrogate dafür gefunden. Sie raufen die Kräuter auf den höher gelegenen Gegenden aus, bringen sie in tiefe Gruben, befeuchten sie häufig mit Wasser und verwenden sie zur Düngung sobald sie verrottet sind, oder sie graben die frisch gebrochenen Pflanzen sofort auf dem zu düngenden Fleck unter. Dies würde sein was wir Gründüngung nennen. Die andere Methode wenden sie auf den tiefer gelegenen, auf den sumpfigen Stellen an, sie sammeln nämlich große Mengen von Kräutern und Sträuchern, lassen sie trocken werden, verbrennen sie dann und benutzen die Asche zur Düngung. Es ist kaum möglich, daß man zweckmäßiger verfahren kann und daß die Leute dieses Verfahren nicht von andern entlehnt, sondern selbst gefunden haben, scheint mir zu beweisen, daß sie keineswegs auf einer gar so niederen Stufe der Cultur stehen.



Man pflegt dem entgegen zu halten, daß ihre Weiber zu sehr untergeordnet, auf einer äußerst niedern Stufe der Achtung stehen, hierauf muß ich sagen, daß ich nie von einem der Bewohner dieser Inselwelt das Weib so habe behandeln sehen, wie es in unsern zum Erschrecken hoch civilisirten europäischen Ländern innerhalb der unteren Klassen der Bevölkerung täglich tausendfältig geschieht. Ich bemerkte wohl häufig ziemliche Gleichgültigkeit von Seiten des Mannes gegen die Frau, ich habe aber nie eine Mißhandlung gesehen oder auch nur von einer solchen gehört. Von dieser Seite wäre also der erforderlichen Civilisation Rechnung getragen.

Auch die gewöhnliche Unverschämtheit, welche die Eingebornen meistentheils zeigen, wenn sie längere Zeit in dem Umgange mit dem Auswurf von Europa oder Nordamerika in Berührung waren, habe ich nicht gefunden, sie waren zuvorkommend, gastfrei und waren mit den Kleinigkeiten, welche ich ihnen schenken konnte, sehr zufrieden. Vielemale bin ich mit hübschen jungen Mädchen Stundenlang ganz allein gewesen, aber niemals hat eine derselben sich angeboten mir zu Diensten zu sein. Das ist auch schon ein Beweis, daß sie aus dem Stande niedrigster Rohheit heraus sind. Noch mehr mag vielleicht darin liegen daß viele der Männer eine außerordentliche Aufmerksamkeit auf solche Dinge richteten, die ihnen fremd waren, sie haben z. B. das Landungsboot nach allen Richtungen ausgemessen, von dem Bau desselben genaue Kenntniß genommen, das Steuerruder und dessen Wirkung untersucht und sogar Verlangen gezeigt, die große Pirogue zu besehen, welche weit von ihnen auf dem Wasser schwebte. Dies Verlangen wurde auch gewährt, denn es fiel dem Supercargo ein, gerade da ans Land zu kommen, als ich mich von demselben entfernte, auf das Schiff zurückkehrte. Dies geschah mit Hilfe eines Bootes der Eingebornen, deren vier mich an Bord brachten, hier aber auch sofort umherliefen, kletterten und mittelst eines sehr langen, aus Bananenfasern geflochtenen Seiles alle möglichen Maße nahmen.

Bald nachdem sie ihre Arbeit beendet hatten, kehrte auch der Supercargo zurück; der Schuft hatte eins der aus Luçon mitgenommenen Mädchen hier ausgesetzt und sich dafür eine andere, frische Blume eingetauscht und hatte sogar ein Taschenmesser und einen Spiegel zugegeben. Ich glaube es war diejenige, wegen der er den Neger aus seinen Gemächern verbannt und in die Combüse geschickt hatte, da sich aber zeigte, daß er mit der Schuhmacherei vertraut war so hatte ihn der Kapitain zweckmäßiger verwendet.

Wir fuhren nunmehr immer weiter südwärts, um die Region der unbeständigen Winde zu gewinnen und gelangten so an jenen, durch Chamisso's wunderschönes Gedicht berühmt gewordenen Felsen, Sala i Gomez, ganz vereinzelt steil aus dem Meere emporsteigend, nur ein Aufenthalt der Seevögel, welche hier an den höher gelegenen Stellen nisten, sonst aber den ganzen Felsen mit Guano bedecken. Es befindet sich gerade deswegen keine Spur von Vege-

tation darauf, es ist der reine Vogeldünger, weil zu stickstoffreich, um irgend etwas produciren zu können, aber in geringen Mengen auf ein tragbares Land gebracht, von einer Staunen erregenden Wirkung und daher auch ein wichtiger Handelsartikel, der aber bald seinen einst so wohl verdienten Ruf verlieren wird, da man in England alles Mögliche thut, denselben zu vernichten, er wird nämlich von den betrügerischen Zwischenhändlern auf eine so unverschämte Weise verfälscht, daß in den besten Sorten, welche sie als reinen Guano verkaufen, noch nicht der zehnte Theil desselben enthalten ist.

Einhundertundeinunddreißigstes Kapitel.

Fitz Patrik. Tod des Supercargo. Wir passiren Cap Horn und das Vorgebirge der Guten Hoffnung. Rückkehr nach Java und Landung daselbst.

Man hat gesagt, daß einmal ein Schiff an dieser Insel gescheitert sei, Chamisso hat die Trümmer eines solchen vergeblich gesucht, war aber von dem Gedanken der schrecklichen Lage desjenigen, der sich etwa auf diesen Felsen gerettet hätte, so durchdrungen, daß seinem Geiste eines der schönsten Gedichte entsprang, welches die deutsche Poesie aufzuweisen hat. Nun ist allerdings dieses Gedicht durchaus ein Phantasiegebilde, aber daß es möglich sei, was Chamisso in diesem Bilde darstellte, ist direkt bewiesen worden, wenn auch nicht auf dem Felsen Sala i Gomez, so doch auf einer der Galapagos. Dem Dichter war ein Mann von geistiger Höhe nöthig und er schuf sich denselben. Die Natur bedurfte eines solchen nicht, sie übertrug den Beweis, daß man lange Zeit vereinsamt leben könne, einer rohen, rothhaarigen Bestie, einem Irländer, welcher noch dazu auf sein eigenes Begehren ans Land gesetzt wurde. Hier hat dieser Mensch vom Jahre 1812 bis zum Jahr 1832, also 20 Jahre lang gelebt. Von dem Schiffe hatte er sich einige Kartoffeln mitgenommen, bekanntlich des Irländers, des verzogenen Schooßkindes der Engländer, Lieblings- oder vielmehr einzige Speise. Diese pflanzte er, um sich die nöthige Quantität zu verschaffen, an verschiedenen Stellen aus, im übrigen bis zur Reife derselben von Beeren und Kräutern und den hier zahlreich verbreiteten Schildkröten lebend. Erst ein halbes Dutzend Jahre später fiel es ihm ein, König der Galapagos-Inseln zu werden, da auf derjenigen, die er inne hatte, aber kein Mensch wohnte, so raubte er nunmehr einen Menschen, einen Neger, welcher mit einem Boote an das Land gekommen war, um ein paar Schildkröten für den Kapitain seines in Sicht liegenden Schiffes zu fangen.

Dieser Kapitain verstand den Spaß, welchen Fitz Patrik sich machte, nicht,

er schickte ein zweites Boot ab, um den Neger zu suchen, den er entsprungen glaubte, und befreite ihn, da man ihn gefesselt fand, ließ aber dafür den Irländer fesseln und mit zerfleischtem Rücken am Meeresstrande liegen. Es glückte dem Irländer sich mittelst einer alten Feile und immer erneuter Geduld aus den Fesseln zu befreien, das Abenteuer aber hatte Aufsehen gemacht, so daß viele der vorbeisegelnden Schiffe dort anlegten, theils um den Menschen kennen zu lernen, der dort einsam wohnte, theils um von ihm frische Früchte gegen schlechten Rum einzutauschen, auch Dollars bekam er für seine Lieferungen und da es hier keine Gelegenheit gab zu spielen oder das Geld sonst wie zu vergeuden, so sparte er sich einige hundert derselben mit leichter Mühe zusammen, ohne indessen Vortheil davon zu genießen, denn ein engländischer Schiffskapitain welcher anlegte, um Schildkröten von der Insel zu holen, besuchte seine Hütte und nahm ihm, menschenfreundlich, wie die Engländer sind, die unnöthige Last ab, ihm noch durch eine genügende Anzahl Hiebe mit der neunschwänzigen Katze die erforderliche Vorsicht einbläuend, einröthend wird man wohl sagen müssen, denn jedenfalls war diese Farbe die bei weitem vorherrschende.

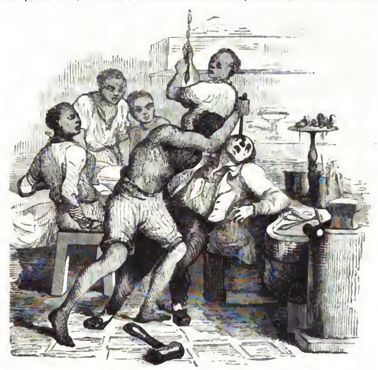
Allmälig fanden sich einige Deserteure bei ihm ein, wie sie den vorbei segelnden Schiffen entflohen. Ueber diese maßte er sich eine unumschränkte Herrschaft an und als er sich stark genug glaubte, hielt er auch ein anlegendes Boot zurück, das er sammt den drei gefangen genommenen Matrosen gut genug verbarg um in dessen Besitz zu bleiben. Nun schiffte er sich auf dem gebrechlichen Fahrzeuge nach dem Festlande von Amerika ein, ermordete, wie das Wasser zu mangeln begann, einen seiner Gefährten nach dem anderen, gelangte endlich wirklich nach Guayaquil, verliebte sich daselbst in eine Mulattin, welcher er die Schönheiten seiner Insel so lockend schilderte, daß sie sich bereit erklärte ihn zum Gatten zu nehmen und an seiner Seite die Insel zu beherrschen, was jedoch nicht geschah, da er im Begriff abzureisen, arretirt und in das Gefängniß gebracht wurde. Seine übrigen Schicksale sind unbekannt, aber den Beweis, daß man lange Zeit fern von aller menschlichen Gesellschaft leben könne, hat dieser Mensch bewiesen; inwiefern dasselbe einem nicht rohen Menschen gelingen könne, wollen wir dahingestellt sein lassen.

Nachdem wir das Felseneiland hinter uns hatten, wurde gegen Südosten auf das Cap Horn losgesteuert und der wackere Freund, der Supercargo, welcher bisher uns in ununterbrochener Spannung gehalten hatte, der Supercargo schien sein Amt niederlegen zu wollen, er that nichts mehr, weder zu unserer Freude, noch zu unserem Kummer, er hielt sich passiv, es schien, als sei er der langen Seefahrt müde gewesen und habe nichts besseres gewollt, sobald als möglich nach seinem schönen Java zurückzukehren.

Wir hatten bereits eine hübsche Reihe von Graden hinter uns, als sich eine Begebenheit ereignete, welche etwas früher dem „van der Kapellen" eine bedeutend veränderte Richtung hätte geben können. Jetzt, wo der Supercargo

nichts mehr mit der Bestimmung unseres Courses zu thun hatte, jetzt wo er auch nicht mehr Kolonien anzulegen hatte, beschäftigte er sich hin und wieder mit Wirthschaftsangelegenheiten. Eine solche war es, die ihn in die Werkstatt geführt hatte, wo man ziemlich nahe bei einander schmiedete, Schlosserarbeiten machte, Kaffeemühlen reparirte, Schuhe oder Stiefeln ausbesserte, verdorbene Blechgefäße löthete oder ausbeulte, und da hatte er denn mancherlei zu tadeln, wie das am häufigsten bei denjenigen zu geschehen pflegt, welche am wenigsten von der Sache verstehen.

Da er, der Supercargo, der unumschränkte Herr und Gebieter, der eigentliche Despot war, so kann es Niemanden wundern, wenn hin und wieder einige



Rache des Negers an dem Supercargo.

Ohrfeigen mehr ausgetheilt wurden, als der Empfänger für unumgänglich nöthig hielt.

Bei dem Besuch, von welchem hier vorzugsweise die Rede ist, geschah ein Aehnliches und der Neger, welcher sich nicht verpflichtet halten mochte, sich geduldig schlagen zu lassen, erhob sich höchst unbotmäßig gegen den Supercargo, er griff eine neben dem Ambos liegende dreieckige Feile, faßte ihn bei den Haa-

ren und warf ihn über den Tisch und stach ihm darauf die Feile mit furchtbarer Gewalt zweimal in die Augen. Einmal wäre genug gewesen, denn der Stich hatte die Augenhöhlen so weit durchbohrt, daß bei der Untersuchung sich zeigte, wie die Feile durch das ganze Gehirn gedrungen war und erst an der inneren Seite des Hirnschädels im Hinterkopfe Widerstand gefunden hatte.

Der Supercargo war so verhaßt, daß Niemand ihm zu Hilfe kam, daß die anwesenden Personen ruhig bei ihrer Arbeit blieben und der Schlosser nicht einmal den Blasebalg los ließ, an welchem er eben zog. Hätte der Supercargo bei dem Angriffe des Negers nicht furchtbar geschrien, und hätte der Neger in seiner Berserkerwuth nicht gebrüllt wie ein Bär, wie ein angeschossener Tiger, so hätten Stunden darüber vergehen können, bevor man etwas von dem furchtbaren Ereigniß gehört hätte. So aber schallte ein heilloser Lärm durch die dünnen Deckwände herauf bis in die Offiziers- und Kapitainskajüte und rief uns herunter.

Der Supercargo war bereits todt, die Section zeigte, daß er schon mit dem ersten Stich gestorben sein mußte, eine so furchtbare Verletzung, eine sieben Zoll tief gehende Zerreißnng des großen und des kleinen Gehirns erträgt kein warmblütiges Thier. Der Neger ließ sich ruhig fesseln und sagte nur „Pompei zufrieden sein, Pompei Massa Meyer abgemurkst! Mag Pompei abgemurkst werdi."

Der Kapitain behielt sich vor, den Neger nach Batavia zu bringen, um ihn den dortigen Gerichten zu übergeben, eine sofortige Bestrafung einer Meuterei mit dem Tode hätte ihm zugestanden, wie er sich dieses Rechtes denn auch schon einmal bedient hatte, aber den gegenwärtigen Fall hielt er nicht für eine Meuterei, nicht für eine Auflehnung, sondern für ein Verbrechen schlimmster Art zwar, aber doch für ein solches, wie sie überall vorkommen und wie er nicht meinte bestrafen zu können. Ich glaube, er hätte das thun können und gewiß, kein Hahn würde danach gekräht haben, aber sichtlich fühlte er sich durch den Tod des Supercargo so erleichtert, so wohlthätig berührt, befreit von einer ungeheuren Last, daß er sicherlich viel lieber den Neger hätte laufen, als ihn zur Bestrafung einsperren lassen, und wäre es auf dem Meere möglich gewesen zu desertiren, so hätte er auch dieses nicht gehindert. Dies ging mir nicht nur aus der unausgesetzt fröhlichen Stimmung des Kapitains, sondern auch daraus hervor, daß er es dem armen Teufel, dem eingesperrten Neger, weder an Nahrung noch an Luft und freier Bewegung fehlen ließ und nur die Ketten ihn daran erinnerten, daß er doch schließlich dem Tode entgegen gehe.

Ohne einigen Unfall passirten wir das Cap Horn, wie auch das Vorgebirge der Guten Hoffnung und hierauf das ganze indische Meer, wo wir noch die äußerste Spitze eines schönen Teyfun erwischten, welcher uns jedoch zum Glück nicht viel that, weil das Schiff nur seinen äußersten Rand streifte.

Wir kamen auch durch die Sunda-Straße zwischen Sumatra und Java

höchst glücklich und legten dann auf der Rhede, eine Meile außerhalb des Hafens oder des Flusses, der den Hafen bildet, an.

Wir Alle waren sehr zufrieden mit dem glücklichen Verlauf unserer Reise, Alle hatten an Erfahrung viel gewonnen, Niemand hatte etwas verloren außer dem armen Diepenbrook, welcher jetzt mehr als früher sein großes Unglück schmerzlich bedauern mochte, denn ihm war die Hand einer jungen reichen Dame versprochen, sobald er zurückkehrte, und er mußte jetzt auf diese Hand verzichten, aus freien Stücken verzichten, ohne den Grund angeben zu dürfen.

Die Barkasse brachte uns insgesammt nach dem Fluß und dort empfingen uns die Kettenjonkens, die Sträflinge, welche das Boot den Fluß aufwärts zogen. Van der Hoeck, welcher eigentlich zur See geschickt worden war, um etwas dünner zu werden, kam um einen Centner schwerer zurück auf das Comptoir seines Vaters. Herr Reikhart, den wir aus seinem Bestreben kennen, immer das Einfachste und Vernünftigste zu thun und so sich aus jeder Gefahr zu ziehen, hatte sich glücklich aus aller Gefahr gezogen und erschien völlig unverletzt vor den Seinigen und van Bergheen brachte Proben aus allen Sprachen Polynesiens mit nach Hause, um dadurch seine Rechte auf den Titel eines Weltumseglers zu begründen. Der Kapitain verfügte sich mit mir zu Herrn van der Kapellen, der uns beide mit seiner gewöhnlichen steifen Freundlichkeit empfing, dessen Gesicht sich jedoch in ganz wunderbarer Weise veränderte, als der Kapitain ihm mittheilte, daß er seinen Schwiegersohn nicht zurückbringe, aus der steifen Freundlichkeit wurde eine ungemein herzliche. Der alte Mann bot uns an, daß wir uns in seinem Hause ausruhen möchten, daß wir es als das unsrige betrachten möchten, daß wir seinen Tisch, seinen Weinkeller, daß wir überhaupt Alles mit ihm theilen möchten und er verwickelte sich in seinen Anerbietungen so sorgfältig, daß wir deutlich sahen, er möchte es am liebsten, daß wir Alles möchten. Beim Abschied des Kapitains, welcher erst spät Abend erfolgte, schärfte er demselben ein, ihm den Neger zu schicken und schon am morgenden Tage, doch mit möglichst geringer Bedeckung, weil er nicht gerne Aufsehen machen möchte, aber das müsse er sagen, er wolle diese schwarze Kanaille, welche ihn von seinem Schwiegersohn befr — — — — nicht doch, welcher ihn um seinen Schwiegersohn gebracht, auf das Furchtbarste, auf das Gräßlichste bestrafen lassen, er müßte denn unterwegs entspringen! Aber er möchte seine Leute ja warnen, denn sollten sie ihm den Neger nicht abliefern, so würde er einem jeden statt zwei Matten Trinkgeld nur eine reichen lassen.

Wunderbar, trotz dieser schweren Strafe hatten sich die Leute doch nicht aufmerksam erwiesen, denn der Neger entsprang wirklich und ich sah ihn späterhin im Dienste eines Chinesen in der Vorstadt.

Herr van der Kapellen hatte mich wirklich in seinem Hause behalten, wies mir eine ganze Reihe Zimmer zur Aufstellung der mitgebrachten Natur- und Kunstschätze an, welche ein hübsches ethnographisches Museum bildeten und über-

gab mir dann auch die Tagebücher des Supercargo, um sie zu ordnen, bei welcher Gelegenheit ich die ungeheure organisirende Thätigkeit dieses Mannes zu bewundern Gelegenheit hatte. Obwohl wir nur etwa siebenzigmal an Land gewesen waren, hatte er doch über 400 holländische Kolonien angelegt und er hatte sie mit fünf — sechs — ja zwanzig Holländern besetzt, so daß im Ganzen viertehalb tausend Kolonisten holländischer Abkunft angesiedelt worden waren, was um so viel mehr Bewunderung und Anerkennung verdient, als der van der Kapellen nicht mehr als 130 Mann Besatzung zählte und diese mit Ausnahme dreier mit dem Tode abgegangener glücklich wieder nach Batavia zurückkehrten. Ich wünschte wohl etwas von dieser Kunst auf andere colonisirende Notabilitäten übertragen zu können.

Die Bewunderung, welche ich für das Genie des Supercargo empfand, hinderte mich indessen nicht, meine geographischen und medicinischen Studien fortzusetzen und mich zu einer längeren Reise nach China und Japan vorzubereiten.

Indessen sind von den Inseln des Stillen Meeres noch ein Paar ganz hübsche zu beschreiben, und ich könnte — und ich sollte vielleicht — mit Java selbst anfangen. Da ist mir aber zu meinem großen Kummer Jemand zuvorgekommen, der die Arbeit bereits vor ein paar Jahren gemacht hat, er heißt Zimmermann und ist zwar der Herausgeber des von mir bearbeiteten und hiermit vollendeten Werkes, ist aber immer der Spitzbube, der mir meinen Namen und Schriftstellerruhm auf die bitterste Weise schmälert. Derselbe hat ein Buch herausgegeben, welches den Titel führt „das Todesthal auf Java,“ und dasselbe soll so abscheulich interessant sein, daß es bereits im Buchhandel vergriffen ist und der Verleger sich gezwungen sieht, mehrere tausend Thaler an eine neue Auflage wenden zu müssen, wovon er auch nichts weiter haben wird, als das Drei- oder Vierfache seiner Auslagen. Da dem nun aber so ist und das Todesthal auf Java in der neuen Auflage vorliegt, so scheint dieses ein Beweis, daß das Buch einen großen Leserkreis gefunden hat und daß es also thöricht wäre von neuem über denselben Gegenstand anzufangen, zumal darin nicht nur die theils sehr lockern socialen Verhältnisse, theils die Maßregeln der Holländer gegen die Eingebornen, theils die Bedrückung der einst so reichen und mächtigen javanischen Fürsten, endlich aber die natürlichen Verhältnisse der Insel, ihre Reize, ihre Schönheit, ihre Gefahren, ihr Klima und das mächtige Agens, welches sie von Zeit zu Zeit verheerend bewegt, der Vulcanismus, auf das Vollständigste abgehandelt sind.

Es bleibt mir also nichts weiter übrig, als meine geehrten Leser, welche mir bis hierher gefolgt sind auf jenes Buch „das Todesthal auf Java“ zu verweisen und zu wünschen, daß sie sich bei der Lectüre so gut unterhalten mögen als der Verfasser beim Schreiben desselben.

Druck von Bär & Hermann in Leipzig.

